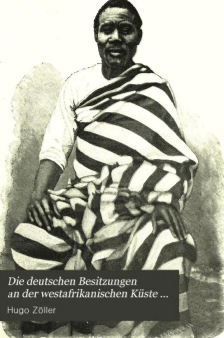


Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste ...

Hugo Zöller

THE LIBRARIES

COLUMBIA UNIVERSITY

GENERAL LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Reise ins Togoland.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage erschienen:

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände.

Pampas und Anden. Sitten und Kulturschilderungen aus dem spanisch redenden Südamerika mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums.

Digitized by Google

Die

Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste

I.

Das Togoland

und

die Sklavenküste

Leben und Sitten der Eingebornen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel u. die deutschen Faktoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller

XIV 1.c, 53

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1885

Digitized by Google

DT
566
.Z6
V. 1-2

32943C

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

32943c BVT
JUN 4 1970

Die Reise ins Togoland ist vom Verfasser im Auftrage der

„Kölnischen Zeitung“

ausgeführt worden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1. Kap.	Die Franzosen in Senegambien	1
2. „	Die Negerrepublik Liberia	25
3. „	Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde	70
4. „	Das Togoland: der Handelsort Lome, das Haussa-Lager bei Abosa, die Fetischstadt Be	77
5. „	Lagunenfahrten und Streifzüge in das Togoland . .	99
6. „	Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flußes	128
7. „	Die Handelsorte Porto Seguro und Bagida. Weitere Streifzüge ins Togoland und deren Ergebnisse . .	147
8. „	Die drei Königreiche Klein-Povo, Ague und Groß-Povo	163
9. „	Handel und Klima der Sklavenküste	193
10. „	Rechtszustände in den Negerreichen der Sklavenküste.	215
11. „	Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei . .	229

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein eingeborener Händler in Porto Novo im deutschen Schutzgebiet.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Franzosen in Senegambien.

(Auf Woermannschem Dampfer. — Die Dampferlinien nach Westafrika. — Quarantaine in Madeira. — Portugiesische Zollplackereien. — Die Westspitze Afrikas. — Gorée. — Wolof-Weiber. — Ueppige Mulattinnen in Pariser Toilette. — Sehnsucht der Offiziere nach La belle France. — Die Eisenbahn von Dakar nach St. Louis. — Dakar, der Zukunftshafen von Westafrika. — Fieberschwangere Luft. — Die Dörfer der Eingebornen. — Rufisque. — Italienische und chinesische Eisenbahnarbeiter. — Ein Marokkaner leistet so viel wie zehn Neger. — Dampfboot auf dem Niger. — Bathurst. — Das Telegraphenkabel nach Teneriffa und Cadix.)

An der Landungsbrücke von St. Pauli bei Hamburg — dicht unterhalb jenes stattlichen, von hohem Hügel herniederschauenden Gebäudes, wo der geniale Leiter der deutschen Seewarte alle wissenschaftlichen Seiten des Seewesens wie in einem Brennpunkte vereinigen, verarbeiten und praktisch nutzbar machen läßt — liegt unruhig und schnaubend ein winzig kleines Dampfschiff zur Abfahrt bereit. Da die meisten der von Hamburg auslaufenden transatlantischen Postdampfer bloß einen Teil ihrer Ladung bei der Stadt selbst, den Rest aber weiter elbabwärts einnehmen, so werden die Passagiere fast stets mit solch kleinen rauchspeienden Nußschalen dem ihnen vorausgefahrenen Schiffe nachgesandt.

Die „Anna Woermann“, ein funkelnagelneues Fahrzeug, das seine erste Fahrt machen sollte, lag, 30- bis 40 000 Pfund für Neger und Neger-Gewehre bestimmtes Schießpulver ladend,

bei Schulau. Als ich die Treppe zu dem hübschen und geräumigen Salon, an den sich aber bloß drei, für sechs Passagiere bestimmte Kabinen anschließen, herunterstieg, bot sich mir ein fremdartiges Bild: ein schlankes Mädchen, Abschied nehmend in den Armen eines gebräunten jungen Mannes, eine Mutter, die sich zärtlich über ihren kaum zum Jüngling herangereiften Sohn beugt, ein Vater, der ruhig und gleichgültig über die gleichgültigsten Dinge zu sprechen sucht, während sich unversehens die Rührung aus seinen Augen stiehlt, ein gewaltiger Ueberfluß an Thränen, Abschieds-Sekt und guten Ratschlägen, Ratschlägen, die gehört und — vergessen werden. Denn als wir in Cuxhaven, Väter, Mütter, Bräute mitsamt den zwei Ingenieuren der Reiherstieg-Schiffswerfte (wo die Anna Woermann das Licht der Welt erblickte) ans Land gesetzt hatten, da dachte in gemütlicher Runde bei heimischem Bier kaum einer von uns der Thränen, die um ihn geflossen, selbst jene beiden noch ganz jungen Kaufleute nicht, die mit dem zunächst auf drei Jahre lautenden Vertrag und den besonderen Wünschen und Befehlen ihrer in Hamburg oder Bremen sitzenden Prinzipale in der Tasche zum erstenmal hinausfuhren zu den Faktoreien und der Fieberküste Westafrikas.

Bei einer Besatzung von 26 Mann und bloß 4 Passagieren konnte jener Kreis, der sich zu den drei Mahlzeiten (um 9, 1 und 6 Uhr), sowie namentlich auch abends in der Kajüte, bei schönem Wetter aber zu allen andern Tageszeiten auf Deck versammelte, nicht sehr groß sein. Unter Leuten aber, die von der See und dem Leben gleich viel umhergeschleudert worden sind, fehlt es nicht an Gesprächsstoff. Da war zunächst unser Kapitän, der von jedem kleinsten Neste in Afrika, von dem nie das Ohr eines Geographen vernommen, Wind, Strömung und Küstenverhältnisse für jeden Monat des Jahres anzugeben vermochte, eine wahre Verkörperung seemännischer Vertrauenswürdigkeit. Da war ferner unser erster Offizier, der früher auf dem kleinen Woermannschen Dampfer Okota den Ogowe bis zu dessen Katarakten befahren hatte. Da war endlich mit kokett auf die braunen Locken gedrücktem Negerkäppchen und einem seltsam geformten Ring (Negerfabrikat von der Goldküste) am Zeigefinger ein etwa 25jähriger Mann von herkulischer Gestalt, der aber doch schon dem Fieber seinen Tribut gezahlt hatte und jetzt eben zum zweitenmal als genesen zurückkehrte.

Im Grunde genommen, meinte Kapitän Jarck, als wir eines Abends angesichts von Madeira einen Grog brauten, sind die Herren selbst daran schuld, wenn sie Malaria oder gar Gallenfieber bekommen, das in Westafrika mehr als Cholera oder gelbes Fieber gefürchtet wird. Die jungen Leute gehen, allzu sehr auf Kraft und Gesundheit pochend, hinaus, nehmen keine Rücksicht auf das Klima, lassen ihre Kleider am Leibe trocknen, wenn es geregnet oder wenn sie geschwitzt haben, trinken viel und legen sich wohl gar spät abends erhitzt im Freien zum Schlafen nieder.

Der junge Herkules aber, der jetzt schon bei der Annäherung an wärmere Klimate seine indischen Byjamas angelegt hatte, wollte den Einfluß einer unklugen Lebensweise nicht anerkennen und meinte, je eher ein neu Angekommener vom Fieber befallen werde, desto besser; denn später pflege dasselbe in viel heftigerer Form aufzutreten. So vorsichtig man auch leben möge, so sei es doch unmöglich, jenen winzigen Lebewesen, welche nach der jetzt geltenden Ansicht das Fieber hervorrufen, den Eintritt in unsern Körper ganz zu verschließen. Leute, die bloß gekochtes Wasser tränken und jede erste Scheibe eines im Anschnitt befindlichen Stückes Fleisch, einer Wurst oder dergleichen wegwürfen, würden ebensogut wie alle andern vom Fieber befallen.

Die Liste der Opfer, die Westafrika nicht bloß unter den Forschungsreisenden, sondern auch unter den Angestellten der deutschen, englischen, französischen und holländischen Faktoreien gefordert hat, ist thatsächlich sehr groß; fast nicht minder lang ist aber auch die Reihe derjenigen, welche sich an das Klima gewöhnt haben und sich, wenn sie einmal auf längere Zeit nach Europa reisen, doch schon bald wieder nach ihrer palmenumwehten, brandungumrauschten Faktorei, der großen Schar ihrer gehorsamen Kru-Neger, der schwarzen Haushälterin und dem bequemen Leben zurücksehnen. Alle nur irgendwie schwierigen oder gefährlichen Dinge sehen sich aus der Ferne weit schlimmer an, als von Angesicht zu Angesicht, wenn man ihnen fest ins Auge blickt. Zudem gilt, was vor 4000 Jahren von den Phöniciern galt, auch noch heute: der Kaufmann liebt es, mehr instinktiv als aus bewußter Furcht vor Konkurrenz, die entlegeneren Gebiete seiner Thätigkeit in möglichst abenteuerlichem Lichte erscheinen zu lassen.

Will der geneigte Leſer, der ſich entſchließt, mich auf meiner Reiſe nach und durch Weſtafrika zu begleiten, ſich des nähern über die Reiſewege unterrichten, ſo möge er das Reichskursbuch zur Hand nehmen, welches über alle weſentlichſten Poſtdampferlinien Aufſchluß gibt. Da aber dieſe Paſſagierdampfer doch nur einen Teil des ſehr mannigfach entwickelten Verkehrs vermitteln, ſo möge eine kleine Ueberſicht über Weſtafrikas Verbindungen mit Europa und namentlich Deutſchland hier Platz finden. Nach Weſtafrika in engerm Sinne (wobei wir von Franzöſiſch-Senegambien und den weſtafrikaniſchen Inſelgruppen abſehen) gibt es drei Paſſagier-Dampferlinien, deren Anlegeplätze zwar nicht miteinander übereinſtimmen, die aber doch im großen und ganzen ein und dieſelbe Fahrſtraße innehalten. Zwei große engliſche Geſellſchaften, die Britiſh and African Steam Navig. Co. und die African Steam Ship Co., welche zuſammen über mehr als dreißig Dampfer verfügen, haben ſich nach langer Befehdung untereinander geeinigt und ſenden wöchentlich einen Dampfer von Liverpool zu den zahlreichen weſtafrikaniſchen Küſtenplätzen bis zu den Shallow Rivers und Alt-Kalabar an der Biafra-Bai, weſtlich von Kamerun, welches ſelbſt jedoch nur von jedem dritten Dampfer angelaufen wird. Alle vier Wochen laſſen die Geſellſchaften einen Dampfer über die Mündung des Congo hinaus bis Loanda und alle zwei Wochen von Hamburg aus einen Dampfer bis Benguela und Moſſamedes abgehen. Das deutſche Haus C. Woermann in Hamburg ſendet monatlich einen viele Küſtenplätze, auch Lome und Bagida im Togoland, ſowie Kamerun anlaufenden Dampfer ebenfalls bis Loanda und außerdem jeden zweiten Monat einen ganz beſonders für die kleinen Plätze beſtimmten Dampfer bloß bis Kamerun. Die dritte portugieſiſche, von Liſſabon ausgehende Linie, deren Dampfer auch ganz gut und ſauber ſind, erſtreckt ihre Fahrten am weiteſten ſüdwärts, nämlich bis Moſſamedes. In Moſſamedes (Betonung auf dem a) iſt aber die Welt mit Brettern zugenagelt, von dort weiter ſüdwärts gibt es keinerlei direkte Verbindung. Wer mit den dem gewöhnlichen Publikum zur Verfügung ſtehenden Verkehrsmitteln von Moſſamedes nach Lüderitzland gelangen wollte, müßte zunächſt nach Madeira zurückkehren und dort einen der wöchentlich nach Kapſtadt fahrenden Dampfer (Union Steam Ship Co. und Colonial Mail Line, oder auch von St. Vincent aus Orient and Pacific Steam Navigation Co.) beſteigen.

Die Fahrzeit von Europa nach Westafrika ist des häufigen Anlegens wegen sehr lang und beträgt bei deutschen und englischen Dampfern übereinstimmend bis zu den unter deutschem Schutze stehenden Orten an der Sklavenküste (Bey Beach oder Lome und Bagida) etwa 30, nach Kamerun etwa 36 Tage, zuweilen auch etwas mehr. Nach Kamerun kann man auch noch von der nahen spanischen Insel Fernando Po gelangen, wo alle englischen Dampfer anlegen und von wo man nach Kamerun leicht Fahrgelegenheit mit Segelkuttern findet. Die Post wird nach und von Bagida und Kamerun mit englischen und deutschen Dampfern, nach und von dem weiter südwärts gelegenen Gabun dagegen über St. Thome mit portugiesischen Dampfern befördert. Das einzige Telegraphenkabel, dessen sich Westafrika bedienen kann, ist das von Lissabon über Madeira und St. Vincent (Kap-Verdische Inseln) nach Südamerika führende. Man sendet die Telegramme zunächst mit Schiff nach Madeira; da aber von dort die Fahrzeit nach Hamburg bloß neun, nach Liverpool sieben und nach Lissabon drei Tage beträgt, so wird durch diese Art von Depeschenbeförderung nicht gerade sehr viel Zeit gewonnen.

Die C. Woermannsche Dampferlinie hat sich aus kleinen Anfängen binnen sehr kurzer Zeit zu ihrer heutigen Höhe entwickelt. Jene gewaltigste Umwälzung im Seewesen, die Ersetzung der Segler durch Dampfschiffe, hat noch immer keinen auch nur zeitweisen Abschluß gefunden, und da es sich beim westafrikanischen Handelsverkehr nur wenig um Massenartikel, dagegen vorwiegend um teure Waren, wie Palmöl, Kautschuk, Elfenbein, Kaffee u. s. w., handelt, so fällt bei den Dampfern die Ersparnis an Zinsen gegenüber den dreißig Tage mehr gebrauchenden Seglern, die auch keine sehr viel niedrigeren Frachten berechnen können, ziemlich stark ins Gewicht. Nachdem die „Aline Woermann" voriges Jahr während eines Sturmes in der Nordsee mit Mann und Maus untergegangen, ist die Zahl der Woermannschen Dampfer durch den Neubau zweier Schiffe, „Anna W." und „Erna W.", auf fünf erhöht worden, von denen die drei größeren, „Karl W.", „Ella W." und „Professor W.", je zwölf Kajüttpassagiere und acht Passagiere zweiter Klasse an Bord nehmen können. In Bezug auf die Passagierbeförderung sind bekanntlich deutsche und französische Dampfer (letztere bisweilen eine Art schwimmender Gasthöfe) die angenehmsten und gemütlichsten, während man von den Engländern in dieser Hinsicht

wenig Lobenswertes hört. Im Frachtverkehr machen sich die Woermannschen und die nach Westafrika fahrenden englischen Dampfer starken Wettbewerb; die Kundschaft der deutschen sind hauptsächlich deutsche und auch französische Firmen, Engländer verfrachten beinahe gar nicht mit ihnen.

Von den übrigen mit Westafrika handeltreibenden deutschen Firmen lassen Witt u. Büsch in Hamburg einen Dampfer für die direkte Fahrt bauen. Die Firma G. L. Gaiser unterhält noch eine direkte Segelschiff-Linie (zwischen Hamburg und Lagos), ebenso wie früher auch Friedr. M. Viktor Söhne in Bremen und Jantzen u. Thormälen in Hamburg. Die meisten Firmen, wie z. B. Wölber u. Brohm, Max Grumbach, C. Goedelt, Goedelt u. Gütschow in Hamburg und German Factory (Chevalier in Stuttgart), chartern Segelschiffe oder verfrachten mit den deutschen und englischen Dampfern. Noch wäre zu erwähnen, daß die Baseler Missions-Faktorei einen Dampfer, den Condor, von Bremen nach der Goldküste laufen läßt. Ziemlich zahlreich ist auch die Flotte der deutschen Firmen gehörigen und beständig in Westafrika stationierten Küsten- und Flußdampfer. So befahren beispielsweise für C. Woermann die beiden Dampfer Eloby und M'pongwe die westafrikanische Seeküste, der Dualla die Flüsse, welche sich in das Sammelbecken von Kamerun ergießen, Ogota den Ogowe und August den Kuilu-Fluß. Alle diese kleineren Fahrzeuge werden mit Holz geheizt und sind außer dem Kapitän und zwei Heizern bloß mit Kru-Negern bemannt. Für G. L. Gaiser vermitteln drei kleine Dampfer und für Witt u. Büsch ein Dampfer den Verkehr zwischen Lagos und den Plätzen an der dortigen Lagune, während der „Pionier" von der Baseler Missions-Gesellschaft den Volta-Fluß (an der englischen Goldküste) hinauffährt.

Was den Verkehr der übrigen seefahrenden Nationen mit Westafrika anbelangt, so hat eine dritte englische Dampfer-Gesellschaft mit dem Sitz in London gegenüber der allmächtigen Konkurrenz der beiden oben genannten Gesellschaften nicht aufkommen können. Die große englische Firma Hatton u. Cookson, welche neben C. Woermann die bedeutendste Firma in ganz Westafrika ist, läßt einen Dampfer zwischen Liverpool (nach Liverpool und Hamburg geht der überwiegende Teil des westafrikanischen Handels) und der Küste von Gabun bis Cabinda laufen und unterhält ebenso wie die englische Firma John Holt mehrere

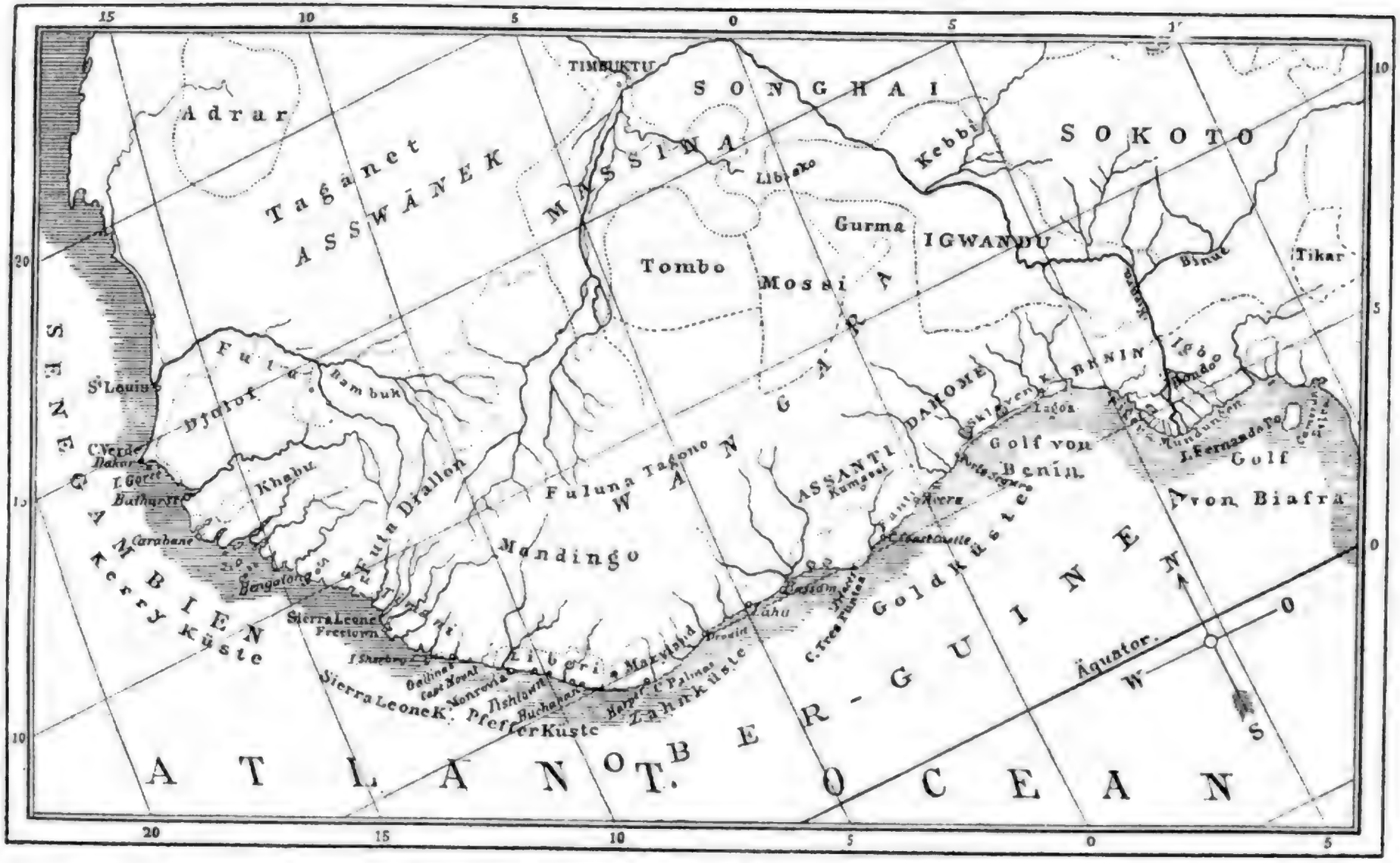
Dampfer auf den Flüssen. Die Niederländer, deren Handel mit Westafrika sehr bedeutend ist, besitzen einen zwischen Rotterdam und dem Congo laufenden Hochsee- sowie fünf bis sechs Küstendampfer.

Am zähesten haben bisher Franzosen und Nordamerikaner an den alten Straßen des Seglerverkehrs festgehalten. Die Franzosen vermitteln beispielsweise mit ihren Segelschiffen fast ausschließlich von Zanzibar her den umfangreichen Transport jener Kauri-Muscheln, die in den Gegenden landeinwärts von der Gold- und Sklavenküste als Zahlungsmittel dienen. Es soll jedoch neuerdings an der Herstellung einer französischen Dampferlinie von Dakar in Senegambien nach Gabun gearbeitet werden. Die Nordamerikaner betreiben ihren lebhaften Handel nach Liberia und der Goldküste ganz im alten Stil, d. h. ihre Schiffe, die mit Waren vollgepfropft von Amerika herüberkommen, bleiben so lange an der Küste, bis nach sechs oder zwölf Monaten alles in afrikanische Landeserzeugnisse umgetauscht ist, und kehren alsdann wieder heim. Im Grunde genommen betreiben ja auch Deutsche und Engländer den Handel auf ähnliche Art, nur daß bei ihnen die Waren nur selten mehr direkt aus dem Schiffe, sondern meist in den Faktoreien am Lande gegen die Tauschwaren der Neger umgesetzt werden. Und diese Einfuhrartikel sowohl als die Landeserzeugnisse haben sich seit Jahrhunderten nur wenig geändert, werden sich auch erst dann ändern und in größerem Maßstabe als bisher vermehren, wenn man, wie das jetzt bereits von den Portugiesen in Angola geschieht, mit Plantagenbau vorgeht. Seit Jahrhunderten bringt jedes in Westafrika ankommende Schiff Spirituosen, Salz, Tabak, Pulver, Steinschloßgewehre, Zeuge, Messer, Aexte, Töpfe, Steingut, Glasperlen und allen jenen hundertfältigen Krimskrams, an dem des Negers Herz sich erfreut. Die abfahrenden Schiffe nehmen dagegen Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Ebenholz, Rotholz, Erdnüsse (sogenannte groundnuts, aus denen Oel gepreßt wird), Elfenbein von Gabun und Kamerun (monatlich 5 bis 800 Zähne zu je 15 Pfund und mehr), etwas Kakao (der von den Eingebornen bei Kamerun gepflanzt wird), Kaffee (hauptsächlich aus Angola und Liberia), arabischen Gummi, Baumwollsamen, Oschella-Gras (zur Bereitung grüner Farbe) und Ingwer mit hinweg.

Sollte man es für möglich halten, daß wegen der in

Frankreich und Italien herrschenden Cholera über Schiffe, die von Hamburg kommen, Quarantäne verhängt wird? Solches widerfuhr uns auf der „Anna Woermann" angesichts der malerischen Berghöhen Madeiras, von denen wir bloß durch einen Zwischenraum von wenigen Hundert Meter getrennt waren. Kleine Kutter mit Zollbeamten umschwärmten uns die ganze Nacht — eine nichts weniger als angenehme Beschäftigung für diese armen Leute, die sich ganz gewiß nach den kernigen Mahlzeiten und dem frischen Bier des Dampfers sehnten, Genüssen, die ihnen für diesmal versagt blieben. Nach der Ansicht deutscher und englischer Seeleute versteht sich kein Volk in Europa besser auf Zoll- und Sanitätsplackereien als gerade die Portugiesen. Wir entnahmen die gewünschten Kohlen von einer jener Hulks (alten, abgetakelten Schiffen), die, um ihren Kohlenhandel trotz Quarantäne betreiben zu können, auf jeden Verkehr mit dem Lande verzichten müssen. Als daher ein junger Kaufmann zu uns an Bord geklettert war, um uns zu erzählen, daß die deutsche Korvette Leipzig vor wenigen Tagen auf der Heimfahrt hier gewesen sei, da wurde ihm bedeutet, daß er nunmehr fünf Tage lang an Bord eines jener Hulks verbleiben müsse.

Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß die von den meisten nichtdeutschen Schiffen (die deutschen führen jetzt vielfach Ruhrkohle) benutzten Kardiff-Kohlen in Hamburg die Tonne auf 14—16 Mark, aber schon in Madeira auf 27 Mark und an der Mündung des Congo auf 60 Mark zu stehen kommen. Gleich hinter Madeira gelangten wir in den Bereich des Nordostpassats, der, die frisch gesetzten Segel schwellend, unsere Fahrgeschwindigkeit um eine bis zwei Seemeilen in der Stunde vermehrte. Zwischen den Kanarischen Inseln fuhren wir bei mäßigem, die Aussicht auf den Pic von Teneriffa verhüllenden Nebel hindurch. Sturmverschlagene Landschwalben und sogar ein Habicht suchten ermüdet Zuflucht auf unseren Raaen — lauter todgeweihte Opfer, denn ihre Entkräftung ist derart, daß sie selbst bei der sorgsamsten Pflege keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen vermögen. Als dann bei der Annäherung an das die äußerste Westspitze von Afrika bildende Kap Verde der kühle Nordostpassat nachließ, begannen sich auch schon, während die Temperatur in unseren Kabinen niemals mehr unter 31—32° C. sank, fliegende Fische in größeren Mengen zu zeigen.



Uebersichtskarte der westafrikanischen Küste.

Digitized by Google

Am fünften Tage nach der Abfahrt von Madeira tauchten jene mittelhohen, les deux Mamelles genannten und mit einer dünnen Pflanzenschicht überzogenen Hügel vor uns auf, welche, überragt von riesigem Leuchtturm, einer Schöpfung des tüchtigen Faidherbe, dem landschaftlich sonst ganz unbedeutenden Sand- und Felsengestade des grünen Vorgebirges ein charakteristisches Gepräge geben. Noch eine Stunde, dann sahen wir geradeaus vor uns ankernde Dampfschiffe und in großer Anzahl Leichterschiffe, Kutter und Kanoes, links sahen wir die ihrer Vollendung entgegengehenden Steinmolen des Zukunftshafens von Dakar und etwa in der Mitte der halbkreisförmigen von Sanddünen und einigen Hügeln vulkanischen Ursprungs eingeschlossenen Bucht zeigte sich eine kleine längliche, bloß 800 bis 900 m breite Insel, deren dem Meere zugewandter Teil bis zu 100 m ansteigt und über schwarzen, senkrecht emporragenden Basaltsäulen altertümliche, von hohen Bäumen überschattete Festungswerke trägt. Der dem Festlande zugewandte niedrigere Teil der Insel wird von der Stadt Gorée eingenommen, die mit ihren weißen Häusern und ihren roten, teils flachen, teils schrägen Dächern, ihren von langen Reihen regelmäßiger hoher Bogen getragenen Veranden von weitem einer orientalischen Stadt gleicht, etwa einem der kleineren Orte an Algeriens Küste. Erst beim Umherwandern in der Stadt selbst merkt man, daß der allergrößte Teil dieser sich von weitem recht stattlich ausnehmenden Häuser von Schwarzen bewohnt wird, in deren patriarchalischen, übel duftenden Haushalt man durch die offenstehenden Thüren interessante Einblicke erhält.

Kaum war in einiger Hundert Meter Entfernung von dem mit riesigen Basaltblöcken übersäten Landeplatz der Anker der Anna Woermann gefallen, als sich auch schon mit der französischen Trikolore hinten, der gelben Quarantäneflagge vorn ein von Laptots (schwarzen senegalischen Matrosen) gerudertes Boot uns näherte, das den Arzt der Gesundheitsbehörde langseits brachte. Diese Pünktlichkeit der Franzosen, die wir auch bei manchen anderen Kleinigkeiten, z. B. am folgenden Morgen beim Ausladen, zu beobachten Gelegenheit hatten, stach sehr angenehm ab gegen den unbeschreiblichen Schlendrian von Madeira. Allerdings mochte bei der Pünktlichkeit der Franzosen auch das Verlangen nach Briefen aus der Heimat mitgewirkt haben, denn nachdem wir ein paar Mal die Versicherung, daß

in Hamburg keine ansteckende Krankheit herrsche, wiederholt hatten, folgte auch sofort schon das Verlangen nach Briefen und Zeitungen — deren Beförderung die Woermannschen Dampfer ebenso wie die meisten anderen ohne Bezahlung übernehmen, bloß um der Ehre willen, außer der National- und der Kontorflagge auch noch die Postflagge führen zu dürfen.

Als ich vor drei Jahren diese Gestade besuchte, da war Senegambien das erste von Negern bewohnte Land, das ich bis dahin betreten. Seitdem aber ist mir Gelegenheit geworden, die Negerrasse in Brasilien, in Panama, auf Jamaika, Hayti u. s. w. zu studieren, und nach meinen dort gesammelten Erfahrungen möchte ich behaupten, daß der in Senegambien wohnende Negerstamm der Wolofs zwar zu den kräftigsten und muskulösesten, aber auch in Bezug auf die Bildung des Gesichts zu den häßlicheren, affenähnlicheren Vertretern der Rasse gehört. Man braucht gar nicht viel Zeit, um herauszufinden, daß diese Leute für ihren patriarchalischen Haushalt doch ziemlich ebensoviele Bedürfnisse haben, wie etwa ärmere deutsche Bauern; auch liefert ihr Benehmen den Beweis, daß ihre Geistesanlagen gar nicht schlecht entwickelt sind, ja, man würde kaum irgend eine Seite unsres Geistes-, Gemüts- und Phantasielebens herausfinden, die nicht, wenn auch in geringerem Grade, bei den Negern zu finden wäre. Aber dennoch und trotz alledem überrascht jedesmal wieder, wenn man sie nach längerer Zeit zum erstenmal sieht, jene Affenähnlichkeit, deren peinlicher Eindruck sich später verwischt, ohne ganz geleugnet werden zu können. Sähe man dieselben Neger unter tropisch üppiger Vegetation, wie sie weiter südwärts sich finden soll, so würde der erste Eindruck vielleicht weniger unangenehm sein. Zu der Affenähnlichkeit kommt noch die Trostlosigkeit der umgebenden Szenerie, da Französisch-Senegambien wohl im Innern endlose Strecken fruchtbarsten Waldbodens enthält, an der Küste aber zu den wenigst anziehenden Gegenden von Westafrika gehört. Während weiter südlich ein sumpfiger und ungesunder, aber von üppigem Pflanzenwuchs bekleideter Küstengürtel die weiter landeinwärts sich erhebenden gesunderen Anhöhen umsäumt, ist es hier ein ebenso ungesunder, viele Meilen breiter und bloß mit verhältnismäßig dürftiger Vegetation bestandener Sand- und Felsengürtel.

Da am grünen Vorgebirge europäischer Einfluß seit vier Jahrhunderten auf die Eingebornen einwirkt, so sind alle Er-

wachſenen bekleidet, wenn auch nicht gerade in unſerm Sinne. Der lange, hemdartige, bald ſchwarze, bald blaue, bald ſchmutzigweiße „Bubu“, den Männer wie Weiber tragen, läßt zwar den meiſt tadelloſen Wuchs recht vorteilhaft hervortreten, verhüllt aber auch nicht die wie bei allen nichtkaukaſiſchen Völkern nur ſchlecht entwickelten Waden. Unter den Weibern findet man viele kräftige, bisweilen üppige Geſtalten, deren glänzendes Schwarz nicht unſchön gegen die Farbe ihrer bisweilen grellbunten, meiſt aber blau und weiß gemuſterten Baumwollkleider abſticht. Unter dieſen Weibern hatten die meiſten ihr kohlſchwarzes Haar in Hunderte von ſtraffen, wurmartig herunterbaumelnden Flechten eingezwängt, während die Männer teils, ſoweit ſie Chriſten oder Heiden waren, dem Krauskopfe ſein natürliches Ausſehen ließen, teils auch, ſoweit ſie dem Islam huldigen, mit Ausnahme des Hinterhauptes und eines kurzen Haarbüſchels den ganzen Kopf raſieren. Die meiſten Weiber trugen auf dem Kopfe einen turbanartigen Aufbau von weiß und blauem Kattun; dazu hatten einige, weil es Sonntag war, um Staat zu machen und ihren Wohlſtand zu zeigen (ähnlich wie in manchen Berggegenden Deutſchlands, beiſpielsweiſe in Heſſen), wohl acht bis neun Bubus, einer noch greller als der andre, angezogen — und das bei 32 bis 35 Grad Celſius im Schatten.

In allen ſüdlichen Ländern ſind die Formen des gewöhnlichen Lebens verzweifelt ungeniert: als wir am Sonntag nachmittag durch Gorée ſpazierten (ein Vergnügen, mit dem man ſehr ſchnell zu Ende iſt), lagen am Marktplatze die Männer auf dem Bauche und ſchrieen oder erzählten ſich endloſe Geſchichten oder plärrten näſelnde Geſangsweiſen. Die Weiber und Mädchen aber ſaßen und lagen in allen denkbaren und undenkbaren Stellungen vor ihren Häuſern, aus denen ab und zu der Klang des Tamtam hervorſcholl. Schaute man dieſe Weiber an, ſo lachten ſie oder ſchlugen die Augen nieder; einige aber riefen von weitem, daß ſie für „petit dix sous“ Tamtam tanzen möchten. Höchſt patriarchaliſch nahmen ſich in dieſem mehr bunten und phantaſtiſchen als anziehenden Treiben die weißbärtigen, mit Stöcken einherwankenden Alten aus. Am hübſcheſten aber waren unzweifelhaft die großäugigen, mit Schmuckſachen und Leinwandpaketchen behaubten, ſonſt ganz ſplitternackten Kinder, die halb furchtſam, halb neugierig lächelnd ihre kleinen Händchen uns entgegenſtreckten.

Unter einer Halle am Marktplatze wurden allerlei unappetitlich aussehende Lebensmittel feilgeboten, Fleisch, großköpfige Rochen und andre Seefische, Mais (das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen), ölhaltige Araschiden (von den Engländern groundnuts genannt, der bedeutendste und außer Gummi Arabicum beinahe der einzige Ausfuhrartikel des Landes) und einige wenige Früchte. Als Zahlungsmittel schien hier allerwärts Geld zu dienen, während im Arrondissement von St. Louis noch nach Guinées, 15 Meter langen Stücken Zeug, gerechnet wird, die früher in Indien gefertigt wurden, gegenwärtig aber aus England und der Schweiz bezogen werden.

Hatten wir bisher in Gorée bloß Schwarze gesehen, was gar nicht auffällig ist, da dort unter etwas über 3000 Eingebornen bloß ein halbes Hundert weiße Zivilisten (Beamte und Kaufleute) und etwa 200 weiße Soldaten leben, so war es uns um so auffälliger, als wir einen ganzen Trupp brauner Mädchen und Damen in europäischer Kleidung — mit Einschluß der auf die Rückseite beschränkten Krinoline — sich nach der katholischen Kirche hin bewegen sahen. Diese Mulattinnen, unter denen es hellgelbe und braunschwarze gab, unterhielten sich in demselben Wolof-Idiom, dessen sich auch das niedere Negervolk bedient; ihr Auftreten aber und vor allem ihre aufgedonnerte Pariser Tracht verrieten den Anspruch auf europäische Abkunft und ein dem entsprechendes aristokratisches Uebergewicht über die große Masse des Volkes. Unter den jungen, aus Leibeskräften kokettierenden Mädchen waren einige nicht übel, aber die Alten! Der geneigte Leser erlasse mir eine eingehende Beschreibung. Es genüge, daß sie Schmachtlocken trugen und daß riesige Brillen die schwarzen, schwammigen und faltenreichen Züge überschatteten. So etwa mag sich Shakespeare seine Hexen im Macbeth, die Verkörperung des Satanischen, vorgestellt haben. Viele unter diesen Mulatten und Mulattinnen, namentlich die zahlreichen gelbbraunen Schreiber und Gehilfen in den Kontoren, sind von väterlicher Seite portugiesischer, viele auch französischer Abkunft.

Bis vor einigen Jahren sollen sich viele Franzosen, die eine provisorische Ehe eingehen wollten, mit ihrer schwarzen Auserkorenen vor einem Geistlichen kirchlich haben trauen lassen, ohne dadurch gesetzlich gebunden zu sein. Neuerdings aber geht das nicht mehr. Uebrigens ist die Rassenmischung hier noch in

den ersten Anfängen, sie ist auch nicht zum hundertsten Teil so weit vorgeschritten, wie etwa an der peruanischen Küste oder in Panama, wo niemand recht anzugeben weiß, wieviel Prozent Indianerblut, wieviel Prozent Neger-, Chinesen- oder Spanierblut in seinen Adern fließt. In der erwähnten katholischen Kirche waren Pariser Toiletten und die oben erwähnte Tracht der Eingebornen bunt durcheinandergemischt; vor dem Altar stand ein französischer Jesuiten-Missionär, der, wie man mir sagte, nach Schluß der Litanei in der Wolof-Sprache predigen würde. Obschon manche Eingebornen ziemlich gut ein verdorbenes Französisch und wohl auch ein paar Worte Englisch sprechen, so gilt dies durchaus nicht von der großen Masse des Volkes, mit dem man sich nur in seiner eignen Sprache verständigen kann.

Erst als wir zwischen Kaktusgestrüpp und blühenden Oleandern hindurch, vorbei an einzelnen verkrüppelten Affenbrotbäumen (zwischen deren Zweigen giftige Spinnen ihre Netze weben) zu den rotfarbigen Wällen des von den Engländern erbauten Forts hinaufstiegen, begegneten uns die ersten Weißen unvermischten Blutes: französische Artillerie-Offiziere mit weißem indischem Sonnenhelm, blauem Waffenrock, weißen Linnenhosen, gelben Schuhen aus Segeltuch und einem Spazierstöckchen in der Hand, aber ohne Seitengewehr; ferner in schwarzem Talar Jesuiten mit breitkrämpigem Filzhut und zu Boden geschlagenen Blicken; endlich auch bedauernswerte Nonnen mit gelbgrüner Grabesfarbe auf den verwelkten Zügen.

Wie mir die Artillerie-Offiziere, mit denen ich darüber sprach, mitteilten, soll die bisher vernachlässigte Geschützausrüstung des Forts von Gorée auf jenen Standpunkt gebracht werden, der nach den heutigen Verhältnissen des Artilleriewesens allen Anforderungen Genüge leisten würde. Um das zu erleichtern, hat man vom Landeplatz aus einen schmalspurigen Schienenstrang hinaufgeführt; wie man aber gleichzeitig auch bei dem knapp bemessenen Raume und den steilen Abstürzen die altertümlichen Mauern mit schützendem Erdmantel umkleiden will, ist mir ein Rätsel geblieben. Und doch würde ohne einen solchen Erdmantel das Fort einer Beschießung aus modernen Schiffsgeschützen wohl kaum lange widerstehen können.

„Gorée", so erzählten mir die französischen Offiziere, „ist der langweiligste Ort, den man sich denken kann, und obwohl

wir oben auf dem Fort verhältnißmäßig gesunde Wohnungen haben, auch eine gute Küche führen und vorzüglichen Bordeaux trinken, so sehnt doch jeder das Ende jener zwei Jahre herbei, nach deren Ablauf er zum schönen Frankreich zurückkehren darf. Da in der letzten Zeit keine Streifzüge ins Innere unternommen worden sind, so fehlt jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und wir sind verurteilt, unter dieser langweiligen, halbgebildeten schwarzen Kanaille zu leben. Obwohl Dakar sehr viel ungesunder ist als Gorée (St. Louis hält die Mitte zwischen beiden), so vergehen doch selten mehrere Monate, ohne daß wir einige von unsern Mannschaften beerdigen müßten. Den Neuling reizt anfänglich die Fremdartigkeit der Eindrücke und die Hoffnung auf schnellere Beförderung; aber wer gar zum zweitenmal auf zwei Jahre hierhin geschickt wird, der kommt aus dem Fluchen gar nicht mehr heraus."

Diesen Aeußerungen wäre betreffs der Gesundheitsverhältnisse noch hinzuzufügen, daß ein Denkmal dicht bei jener oben erwähnten Markthalle denjenigen Aerzten und Offizieren gewidmet ist, welche während der Epidemie von 1878 ihrem Pflichteifer zum Opfer fielen. Auch 1882 hat das gelbe Fieber gewütet, welches hier, wo man behufs Versorgung mit Wasser auf zwei schlechte Brunnen und die Regenzisternen angewiesen ist, einen fruchtbaren Boden findet.

Ein Gasthaus gibt es in Gorée nicht und in der einzigen erbärmlichen Kantine, in der gleichzeitig alle denkbaren Waren verkauft werden, fanden wir bloß gemeine französische Soldaten, die in reinlichen aber etwas schlotterigen Uniformen (Sonnenhelm, Waffenrock, weißen Hosen) Absinth oder einen kaum genießbaren Rotwein oder lauwarmes englisches Bier tranken. Recht auffällig tritt in Französisch-Senegambien der Ueberfluß an Militär- und Verwaltungsapparat hervor; ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so schlimmes Mißverhältnis zwischen der Anzahl der Militärpersonen und der Zivilbevölkerung findet sich aber doch auch in Niederländisch-Indien und in allen englischen Kolonien.

Was die in Gorée angesiedelten europäischen Kaufleute anlangt, so habe ich bloß die in enger Gasse gelegenen, mit Waren vollgepfropften Magazine und die wohnlich ausgestatteten Kontorräume der Firma Maurel u. Pron gesehen, deren Angestellte angewiesen worden waren, dem Kapitän des binnen kurzem hier

erwarteten deutschen Kanonenboots Möwe mit ihrer Ortskenntnis zur Seite zu stehen.

Da seit Jahren in der französischen Presse so sehr viel von jenen senegambischen Eisenbahnen die Rede ist, die dereinst vermittelst des „Transsaharien" eine Ueberlandverbindung mit Algerien darstellen würden, so reizte es mich, diese Werke französischer Thatkraft selbst kennen zu lernen. Die Verhältnisse waren aber meiner Absicht sehr ungünstig. Die vom Juni bis Anfang oder Mitte Oktober dauernde ungesunde Regenzeit hatte nämlich bei meiner Ankunft gerade aufgehört. Noch aber war das Land nicht aufgetrocknet und der Schaden, den die Ueberschwemmung an dem halb vollendeten Bahnkörper angerichtet, war noch nicht ganz wieder ausgemerzt, so daß der regelrechte Verkehr auf den bereits vollendeten Strecken noch manches zu wünschen übrig ließ. Von jener Linie, die Dakar (über Rufisque) mit der Kolonialhauptstadt St. Louis verbinden wird, fehlen bloß noch 60 km, die man binnen Kurzem fertigzustellen hofft.

Einstweilen sind von St. Louis aus etwas über 200 km und von Dakar aus 97 km im Betrieb, d. h. es verkehrt dort nach jeder Richtung je ein Zug täglich. Plan der Franzosen ist es, von jener Linie Dakar-St. Louis eine 850 km lange Linie nach Medine und eine 320 km lange Fortsetzung zum Oberlauf des Nigerstromes (Gesamtkosten nach Voranschlag 120 Mill. Frank, von denen der französische Staat 54 Mill. Frank übernehmen würde) abzweigen zu lassen. Ob aber diese Pläne jemals zur Durchführung gelangen, erscheint mehr als zweifelhaft. Begonnen hat man mit dem Bau jener Abzweigungen allerdings, aber wegen der Feindseligkeit der im Innern wohnenden Stämme ist das Werk schon bald wieder ins Stocken geraten.

Mein Plan war, von Dakar mit der Eisenbahn nach Rufisque zu fahren und dort die Anna Woermann, die in zwei Tagen nachfolgen sollte, zu erwarten. Die erste Schwierigkeit aber ergab sich, als ich des Sonntags wegen keines jener Segelboote der Eingebornen aufzutreiben vermochte, welche sonst die Strecke von Gorée bis Dakar in 20 bis 25 Minuten zurückzulegen pflegen. Ich erbat also vom „Capitaine du Port" die Erlaubnis, als einziger Zivilist unter lauter Militärs, eines der kleinen Bateaux de Service benutzen zu dürfen, die zu ge-

wissen Stunden zwischen Dakar und Gorée verkehren. In Dakar aber stellte es sich heraus, daß die Regengüsse eine Brücke, welche über die zwischen Dakar und Rufisque liegende Lagune führt, zerstört hatten und daß demgemäß der am nächsten Morgen um 6 Uhr abgehende Zug keinesfalls bis Rufisque würde vordringen können. Da ich aber wegen der vor mir liegenden viel wichtigeren Aufgaben und der bevorstehenden Strapazen keine Neigung zu einem Marsche durch den Dünensand verspürte, so kehrte ich unverrichteter Sache wieder zurück.

Als ich vor drei Jahren in Dakar war, gab es dort drei Gasthöfe (gleichzeitig Ladengeschäfte) mit hochtönendem Namen; inzwischen haben zwei davon das Zeitliche gesegnet. Der Bau jener 1863 von Faidherbe begonnenen Molen, die Dakar zum besten und beinahe einzigen wirklichen Hafen in Westafrika machen sollen, war dagegen um ein gutes Stück weiter gediehen. In einigen Jahren werden die größten Seeschiffe hier direkt am Quai anlegen können — schon in Europa eine Seltenheit, doppelt selten in außereuropäischen Ländern. Man mag von dem Kolonisationstalent der Franzosen denken wie man will, so viel ist sicher, daß sie einmal begonnene Bauten und öffentliche Arbeiten mit einer Thatkraft zu Ende führen, für die kein Grad der Bewunderung übertrieben erscheint. Ob diese gewaltigen Werke sich jemals rentieren werden, ist eine andere Frage, deren Beantwortung hier zu weit führen würde. Angesichts der Thatsache, daß das französische Kaufmanns- und Zivilelement (fremde Kaufleute gibt es dort beinahe nicht) so sehr schwach in Senegambien vertreten ist, möchte man die Frage einer zukünftigen Rentabilität verneinen. Angesichts der Thatsache, daß wenigstens an diesem einen Punkte Afrikas französische Thatkraft das anderwärts überall bestehende Monopol der Küstenstämme durchbrochen und einen direkten Handel mit dem Innern angebahnt hat, angesichts dieser Thatsache möchte man die Frage der zukünftigen Rentabilität bejahen.

Auch in Dakar leben unter etwa 2000 Negern bloß 2—300 Weiße, das Militär mit eingerechnet. Der Hauptunterschied gegen Gorée besteht darin, daß die Eingebornen hier nicht in städtischen Häusern, sondern in urwüchsigen 4—5 m hohen und 3—4 m breiten Hütten wohnen, von denen jedesmal einige Dutzend durch einen gemeinschaftlichen Zaun zu großen, durch weite sandige Strecken voneinander getrennten Hütten-

Eine Faktorei in Porto Seguro im deutschen Schutzgebiet.

komplexen zusammengefaßt werden. Das Gehen in diesem Dünensande ist sehr beschwerlich, und außer dem sogenannten Botanischen Garten, der aber stark verwildert ist, und einem einheimischen „König", der mitsamt seinen Frauen für 50 Cents (es bildet das seine Rente) Audienz erteilt, bietet Dakar nichts, was zu ermüdendem Umherstreifen anspornen könnte. Ein lebhafteres Treiben entwickelt sich in Dakar bloß dann, wenn gerade einer der halbmonatlich von Bordeaux über Lissabon nach Rio de Janeiro fahrenden Messageries-Dampfer dort eingelaufen ist.

An eintönig sandigem Strande gegen hundert weißgekälkte Magazine mit schrägen, roten Dächern, dazu ein paar Hundert halbdürre Bäume, die ebensogut an der holsteinischen oder jütschen Küste stehen könnten, so etwa stellt, vom Meere gesehen, das von uns auf der Weiterfahrt angelaufene Rufisque sich dar. Es ist eine an derselben Bai gelegene kleinere Kopie von Dakar, nur mit dem Unterschiede, daß das seichtere Wasser die Schiffe nötigt, in größerer Entfernung vom Lande zu ankern. Da ein italienisches Segelschiff und mehrere Küstendampfer der Firma Maurel u. Pron von Bordeaux alle Leichterfahrzeuge für sich in Anspruch genommen hatten, so mußten wir bei unerträglicher Hitze mehrere Tage lang an diesem eintönigen Strande verweilen. Oktober ist in Senegambien der heißeste, fieberreichste und in jeder Hinsicht unangenehmste Monat; dem während mehrerer Monate von gewaltigen Regengüssen überfluteten Erdboden entquellen unter dem Einflusse einer nunmehr von wolkenlosem Himmel herniederschauenden Sonne jene Miasmen, denen auf die Dauer keine Konstitution ohne gelegentliche Fieberanfälle zu widerstehen vermag.

Bei mir, der ich doch aus ureigenster Erfahrung so ziemlich alle schlimmsten Klimate der Erde kenne, erzeugt diese schwüle Hitze ein dumpfes, schwer zu beschreibendes Unbehagen, eine Denkfaulheit, die mich zu meiner Arbeit etwa das drei- oder vierfache jener Zeit benötigen läßt, die in Deutschland dafür erforderlich sein würde. Und auffallenderweise mangelt es in diesem Lande so ziemlich an allen Einrichtungen, welche die Unbilden des Klimas erträglicher machen könnten; es ist das doppelt auffallend, da ja gerade Franzosen, diese Meister des Komforts, hier ansässig sind. In Indien erträgt man viel höhere Temperaturen mit Leichtigkeit, weil hohe, mit kühlen

Steinfliesen belegte Zimmer, weil ſchattige Veranden mit allerbequemſten Schaukelſtühlen, weil kühle Bäder, eisgekühlte Getränke und luftfächelnde Punkas zu den niemals fehlenden Bedürfniſſen jedes dort lebenden Europäers gehören. Wo aber wäre hier dergleichen zu finden?

Am Lande empfing man uns ebenſo wie in Gorée mit großer Zuvorkommenheit. Es iſt ja doch für dieſe Orte (die bloß vermittelſt der alle 14 Tage von Südamerika her anlaufenden Meſſageriesdampfer ihre Briefe nach Frankreich befördern können) von allergrößter Wichtigkeit, wenn Dampfer mit regelmäßigen Fahrten dort anlaufen. Dieſer Regelmäßigkeit zuliebe hat man denn auch die Woermannſchen Dampfer von der Zahlung jenes Tonnengeldes entbunden, das ſonſt von franzöſiſchen Schiffen in der Höhe von 50 Centimes, von nichtfranzöſiſchen Schiffen in der Höhe von 1 Fr. die Tonne erhoben wird.

Schmalſpurige Schienenſtränge führen von einer zum Löſchen der Leichterfahrzeuge benutzten Pfahlbrücke aus durch ſo ziemlich alle Straßen des europäiſchen Viertels von Rufisque, in welchem jedes Haus ein Magazin oder ein Laden iſt.

Hinter den Ladentiſchen dieſer Magazine, von denen jedes ohne Arbeitsteilung alle überhaupt hier geforderten Waren führt, hantieren, unterſtützt von Negern, europäiſche oder miſchblütige Kommis von mehr oder minder angekränkelter Hautfarbe. Die Umgebung dieſes europäiſchen Viertels von Rufisque iſt ebenſo troſtlos wie einige der allerſchlimmſten Gegenden Auſtraliens. In jener Brandung, welche den flachen Sandſtrand hinaufrollt, badet unbekümmert um die weiter draußen umherſchwimmenden Haie die ſchwarze Jugend; weiter landeinwärts iſt alles ermüdender, mit ſpärlichem Graſe beſtandener Sand, der ab und zu von einem Baobab-Baume überragt wird. In ſolcher Umgebung nimmt ſich das Bahnhofsgebäude, deſſen Inſpektor noch einige Wochen auf den nächſten Eiſenbahnzug warten muß, doppelt fremdartig aus.

Das Intereſſanteſte an der ganzen Ortſchaft ſind, wenigſtens für den Neuling, die dorfartig um das europäiſche Viertel von Rufisque herumliegenden Anſammlungen von Negerhütten. Wer niemals vorher in Weſtafrika war, mag hier tagelang Studien machen und doch ſtets Neues entdecken. Der Neger iſt ſeiner Charakteranlage nach alles andre eher denn bösartig, und dem Europäer, der unberufen in dieſe beſondere Art von

Häuslichkeit eindringt, wird häufig ein helles Gelächter, aber selten oder niemals ein strafender Blick zu teil werden. Hier, schon ein wenig abseits von der oberflächlichen Kultur Gorées und Dakars, lassen die Schwarzen mit wenigen Ausnahmen den Oberkörper gänzlich unbedeckt, und ich war erstaunt, unter den jungen Männern und Mädchen so sehr viel schlanke Taillen, so sehr viel tadellos gewachsene Gestalten zu sehen. Auch verschönert jenes Lachen, das zu des Negers zweiter Natur gehört und die elfenbeinfarbenen, sorgsam mit Zahnstochern gepflegten Zähne hervortreten läßt, die sonst recht rohen Züge der schwarzen und graubraunen Gesichter.

Ebenso wie in Dakar liegen auch hier mehrere Hütten innerhalb mannshoher, aber hier bloß durch sehr schmale und krumme Gäßchen voneinander getrennter Umzäunungen. Die Hütten sind so niedrig, daß man bloß kriechend oder wenigstens gebückt hineingelangen kann, und wie ihr aus Binsen bestehendes Dach die Regengüsse der nassen Jahreszeit abzuhalten vermag, ist mir bis zu diesem Augenblicke ein Rätsel geblieben. Wenn es ein paar Tage lang geregnet hat, muß sich ein solches Negerdorf, meine ich, wie ein einziges Kotmeer ausnehmen. Ist aber auch das Baumaterial höchst ursprünglicher Art, so überrascht doch die Mannigfaltigkeit der inneren Einrichtung, die selten eines regelrechten Bettes, mehrerer Porzellangefäße und eines ganzen Haufens von halbzerlumpten Kleidungsstücken ermangelt. Da die Männer wohl dem Fischfange, dem Löschen der Schiffe und der faulen Behaglichkeit im weichen Sande des Seestrandes obliegen mochten, so fanden wir diese Dörfer fast ausschließlich von ganz nackten Kindern und halbnackten Weibern bevölkert, welch letztere teils in urwüchsiger Art Garn spannen und bunte Gewebe verfertigten, teils in Kürbisschalen Mais, Reis und Fische, die drei hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Schwarzen, herbeitrugen. Auf dem Markte, wo einige Dutzend alter, abschreckend häßlicher Weiber am frühen Morgen gefangene Fische feilboten, sah ich einige Schafe, Ziegen, Esel, schäbige Ponies und hellgraue Buckelochsen mit riesigen Hörnern; im übrigen scheint das Land nicht sonderlich reich zu sein.

Betreffs der zivilisatorischen Thätigkeit, welche die Franzosen in Senegambien entfalten, möchte ich einen französischen Kaufmann — mit dem ich bei lauwarmem deutschen Bier und

unter einer mißlungenen Nachbildung indischer Punkas ein paar Stunden verplauderte, redend hier einführen.

„Sie irren sich," meinte dieser Herr, „wenn Sie das, was bisher im Eisenbahnbau hier geleistet worden, für das ansehen, was man in Europa unter einer Eisenbahn versteht. Ce n'est pas une chose sérieuse. Die Eisenbahn, wie wir sie jetzt haben, kann keine Regenzeit aushalten, ohne für längere Zeit unbrauchbar zu werden; will man sie in ihrem gegenwärtigen Zustande belassen, so werden allein für die Linie von Dakar nach St. Louis die jährlichen Unterhaltungskosten sich auf 4 bis 5 Millionen Frank belaufen. Man steht jetzt vor der Frage, ob man sich dauernd mit einer unbrauchbaren Eisenbahn begnügen, oder aber mit neuen ungeheuren Opfern an Geld und Menschenleben einen Bahnkörper herstellen will, der mit Hilfe eiserner und steinerner, wegen des sandigen Untergrundes recht tief zu fundierender Durchlässe den Ueberschwemmungen zu trotzen im stande wäre."

„Und werden denn," fragte ich, „jene Summen, die man auf dieses Werk verwendet, sich jemals verzinsen?"

„Jamais, jamais! Das Kapital könnte aufgebracht werden, weil die Regierung 6 Prozent Zinsen verbürgt. Aber wir leben in einem armen Lande, dessen einziger Ausfuhrartikel die ölhaltigen Araschiden (Erdnüsse) sind, wozu vom oberen Senegal noch etwas Gummi Arabikum kommt. Wie kann man in diesem Lande, in dem der Weiße nicht selbst den Boden zu bebauen vermag, auf größere Eisenbahnfrachten rechnen! Es ist wahr, daß, wie die Verhältnisse heute liegen, ein großer Teil des Handels von St. Louis sich der Eisenbahn nach Dakar bedienen müßte. St. Louis ist nämlich seit einigen Jahren durch eine Sandbarre, die sich an der Mündung des Senegal gebildet hat, so halb und halb vom Meere abgeschnitten worden. So lange diese Barre den Verkehr größerer Schiffe hindert, wird St. Louis seine Waren mit der Eisenbahn nach Dakar senden und dort verschiffen lassen. Sandbarren aber entstehen und vergehen im Senegal, es hat deren auch schon in früheren Jahrhunderten gegeben, und wie sich, falls die Barre beseitigt wird, ein Frachtverkehr auf der längs der Küste hinführenden Eisenbahnlinie Dakar-St. Louis entwickeln könnte, ist schwer ersichtlich."

Und der Personenverkehr?

Ja, damit steht es nicht viel besser. Man hat drei Wagen-

klassen eingerichtet, von denen die beiden ersten, da es so sehr wenig Europäer im Lande gibt, wohl nur selten benutzt werden könnten. Die billige dritte Wagenklasse kommt aber den Negern, die das Zufußgehen gar nicht lieben, recht gelegen und wird nicht verfehlen, ihre Faulheit womöglich noch zu vermehren, jene Faulheit, der auch die falsche Humanität der französischen Verwaltung allen erdenklichen Vorschub leistet. In Zukunft wird kein Neger mehr zu Fuß von Rufisque nach Dakar gehen oder mit den teuren Segelbooten hinüberfahren.

Wie hat man denn aber, wenn die hiesigen Neger thatsächlich so faul sind, die nötige Zahl von Arbeitern zum Eisenbahnbau beschaffen können?

Die Bahn wird von Marokkanern, Italienern und Chinesen, nicht von Negern gebaut. Uebrigens habe ich mich nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn ich behauptete, daß die hiesigen Neger so ganz unverbesserlich faul seien. Faul sind sie eigentlich weniger als bedürfnislos, zwei Dinge, deren Wirkung allerdings auf dasselbe hinausläuft. Der Neger kann sogar recht tüchtig arbeiten, wenn irgend ein Zwang ihn zur Arbeit nötigt. Woher aber sollte dieser Zwang kommen? Es wird dem Neger so unbeschreiblich leicht gemacht, die wenigen zu seinem Lebensunterhalte nötigen Dinge zu beschaffen, daß man sich eigentlich wundern muß, wenn er überhaupt noch Araschiden anpflanzt und den Kaufleuten als Handlanger in den Magazinen hilft. Sehen Sie sich doch einmal, bitte, die acht herkulischen Neger an, die man Ihnen morgen zur Hilfeleistung beim Löschen der Ladung senden wird, und vergegenwärtigen Sie sich dann, welcher Arbeitsleistung ein ganzes Volk von solchen Leuten fähig wäre, wenn bloß irgend ein Zwang auf sie einwirkte. Der Neger ist auch ein sehr großer Freund des Geldverdienens, dennoch aber erhält man, wie die Verhältnisse liegen, von einem Marokkaner dieselbe Arbeitsleistung wie von 5 bis 10 Wolofnegern. Und nun erst gar die fleißigen Italiener, die in allen Erdarbeiten unübertroffen sind! Ein einziges Schiff allein brachte vor Beginn der Regenzeit über 700 neue Ankömmlinge. Auch die Chinesen würden sich wohl bewährt haben, wenn sie nicht, ehe man über ihre Leistungsfähigkeit sich ein klares Urteil bilden konnte, scharenweise wie die Fliegen hinweggestorben wären. Ja, ja, diese Eisenbahn hat zehnmal mehr Opfer an Menschenleben gekostet, als irgend jemand in Frankreich sich träumen läßt.

Es ist in der That auffallend, wie sehr verschieden die Urteile lauten, denen man in der französischen Presse begegnet.

Das dürfte Ihnen weniger auffallend erscheinen, wenn ich Ihnen versichere, daß es selbst hierzulande sehr wenig Leute gibt, die über den thatsächlichen Stand der Arbeiten auch nur annähernd Bescheid wissen.

Da aber Sie denn doch Bescheid zu wissen scheinen, so möchte ich gern wissen, wie es denn eigentlich mit der Eisenbahn nach Medine und zum Oberlaufe des Niger steht.

So schlecht wie möglich. Es sind aber schon so viele Millionen geopfert worden, daß man teils um der nationalen Ehre, teils um einer schwachen Hoffnung willen, daß jene Millionen doch noch gerettet werden könnten, gar nicht mehr Halt machen kann. Wenn die verfügbaren Mittel verbraucht sind, wird das Ministerium um einen neuen Kredit einkommen. Das ist alles, was ich davon sagen kann. Es ist ja auch schon ein ganz kleines Stückchen Bahnlinie fertig, und man sagt, daß jeder Kilometer davon über eine Million Frank gekostet habe. An Energie, das werden Sie gesehen haben, fehlt es nicht; es darf als ein Erfolg betrachtet werden, daß es gelungen ist, ein in seine einzelnen Teile zerlegtes Dampfschiff zum Oberlaufe des Niger zu transportieren und dort wieder zusammenzustellen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß alle diese mit so großen Kosten unternommenen Arbeiten nicht dereinst einmal dem Lande zum großen Segen gereichen werden. Aber bis dahin werden noch viele Jahre verstreichen. Bezahlt machen werden diese Eisenbahnen sich nie, aber wenn man einige Hundert Millionen Frank à fonds perdu ausgegeben hat, dann wird man es allerdings dereinst als einen Triumph der aufgewandten Ausdauer und Energie bezeichnen dürfen, wenn in den gesunderen Bergländern des Innern Plantagen entstehen, die allein im höheren Sinne des Wortes diesem Lande eine Zukunft geben können.

Aber die algerischen Eisenbahnen rentieren sich doch nicht schlecht.

Dies ist richtig, aber Algerien ist auch ein ganz andres Land, in dem bei seinem heutigen Kulturstandpunkte so ziemlich alles gedeiht, was man dort pflanzen mag. Lassen Sie uns erst einige Hundert Plantagen besitzen, so werde ich der erste sein, die Hilfsquellen Senegambiens in rosigeren Farben zu

schildern. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß wir vorwärts marschieren. Nur geht es damit nicht so schnell, wie man in Frankreich zu glauben scheint. Sollten Sie nächstes Jahr einmal wieder hierher kommen, so werden Sie im bequemen Koupee erster Klasse nach St. Louis reisen und den Bericht über diese Fahrt direkt nach Deutschland telegraphieren können.

So wird man also ein unterseeisches Kabel bis zur französischen Küste legen?

Nicht gerade nach Frankreich, wohl aber über Teneriffa nach Cadiz. Ein englisches Schiff mit dem Kabel an Bord wird demnächst hier erwartet. Dem Ministerium in Paris liegt aber noch die Entscheidung darüber ob, welcher Ort als Ausgangspunkt des Kabels gewählt werden soll. Man schwankt zwischen St. Louis und Dakar. Späterhin werden dann wohl die Engländer diese Telegraphenleitung über Bathurst und Freetown bis zur Goldküste weiterführen, was alsdann auch für Ihre deutschen Faktoreien an der Sklavenküste und bei Kamerun von Wert sein würde.

Ist nicht die Rede davon gewesen, daß England seine von französischen Besitzungen eingeschlossene Kolonie am Gambia gegen diese oder jene französische Ansiedelung weiter südwärts umtauschen würde?

Es wird nicht dazu kommen. Auch wünschen wir Kaufleute durchaus nicht, daß Bathurst französisch würde.

Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf.

Ja (mit feinem Lächeln), das kann ich Ihnen nicht gut erklären. Die Engländer sind uns eben dort angenehmer.

Ei, ei! Und gibt es denn viele englische oder deutsche Firmen hier?

Englische und deutsche Firmen gar nicht, wohl aber ein paar deutsche Kommis. Uebrigens ist auch in Bathurst die Mehrzahl aller Kaufmannshäuser im Besitze von Franzosen. Erst weiter südwärts beginnt das wirkliche Machtgebiet der Engländer. Die englische Kolonie am Gambia ist noch ärmer an natürlichen Hilfsquellen als unser hiesiges Land. Die Beschränktheit ihrer für diese Kolonie verfügbaren Mittel verhindert die Engländer, an größere öffentliche Arbeiten zu denken, und so bleibt die Kolonie jahraus jahrein auf dem nämlichen Standpunkte.

So weit waren wir in unsrer Unterhaltung gelangt, als

ein schwarzer Matrose (Laptot) im Auftrage der Zollbehörde von Rufisque (die Insel Gorée ist Freihafen) kam, um meine Dienste als Dolmetscher zu erbitten. Obwohl nämlich das Englische auf der ganzen Welt fast noch allgemeiner als Seemannssprache gilt, wie das Französische als Diplomatensprache, so habe ich doch weder in Gorée noch in Dakar oder in Rufisque irgend einen französischen Beamten gefunden, der des Englischen mächtig gewesen wäre. In welcher Weise, sobald ein Gelegenheits-Dolmetscher fehlt, die Verständigung zwischen den Zoll- und Gesundheitsbehörden einerseits, den deutschen, englischen, italienischen und portugiesischen Schiffskapitänen anderseits zustandekommt, vermag ich nicht anzugeben.

Zweites Kapitel.

Die Neger-Republik Liberia.

(Bootfahrten durch die Brandung. — Die Hauptstadt Monrovia. — Deutsche, niederländische und belgische Faktorei. — Buschbewachsene Straßen. — Baustil. — Zivilisierte Neger. — Liberia-Kaffee. — Das Kru-Dorf und das Vey-Dorf. — Bloß Gastfreundschaft, keine Gasthöfe. — Junggesellen-Leben. — Schwarze Köche und Diener. — Der liberianische Stephan und seine Briefmarken. — Audienz beim Präsidenten. — Bootfahrt auf dem Mesurado-Fluß. — Kaffee- und Zuckerpflanzungen. — Das Kunstgewerbe der Mandingos. — Ist der Neger zu zivilisiertem Staatsleben befähigt? — Ursprung und Geschichte der Republik. — Scheitern der französischen Schutzherrschaft. — England nimmt einen Teil Liberias. — Das Schreckgespenst der englischen Schuld. — Abgaben des Handels. — Der deutsche Kaufmann liebt unabhängige Gebiete. — Schwarze Kajütpassagiere. — Eine kokettierende Mulattin. — Die Gehülfen des europäischen Kaufmannes. — Plattdeutsch sprechende Kru-Neger. — Der Aufstand in Grand Bassa. — Die liberianische Armee auf Woermannschem Dampfer. — Sinoe und Kap Palmas. — Die „Jungen Leute". — Einförmiges Leben. — Das Gespenst des Fiebers. — Vergleich mit andern Tropenländern. — Liste der Faktoreien. — Handel und Schiffahrt.)

Wir hatten im Laufe der Nacht vor Monrovia Anker geworfen; als es Tag wurde, erblickten wir hinter flachem, sandigen Strande eine Anzahl mit herrlich grünem Buschwerk bedeckter Hügel, unter denen einer — das 80 Meter hohe Kap Mesurado — durch seine hübsche Form wie durch einen Leuchtturm sich auszeichnete, welch letzteren wir in der Nacht irrtümlicherweise für einen seine Zigarre anzündenden Liberianer gehalten hatten. Der Ort Monrovia, die Hauptstadt der Neger-Republik Liberia, nimmt sich von der See her

gesehen ganz außerordentlich hübsch und reinlich aus: es scheint, als ob ein allerliebstes Durcheinander von baumreichen Gärten und hübschen Landhäusern jene niedrigere Anhöhe umkleidete, welche vom Kap Mesurado überragt wird. Beim Betreten des Ortes wird man gewahr, daß der Schein hier sehr stark trügt; je weiter man vordringt, desto ungünstiger gestaltet sich das Urteil.

Auch ist es nicht immer leicht, an Land oder vom Lande zurück an Bord zu gelangen, denn wenn auch die Fahrt zum Strande bloß etwa 20 Minuten dauert, wenn auch Monrovia als Anlegeplatz von allen, welche die viel schlimmere Brandung an den Hafenplätzen der Gold- und Sklavenküste kennen, ganz besonders gerühmt wird, so verschlingt doch auch hier die „Beach" alljährlich vier bis fünf Boote. Die erste Frage, sobald vom Lande her Leute an Bord kommen, pflegt dahin zu gehen, ob die Beach (der Strand) gut oder schlecht sei. Bei Monrovia findet man an dem flachen, sandigen Strande beinahe gar keine Brandung, parallel mit der Küste ziehen sich aber in einiger Entfernung vom Lande Untiefen entlang, an denen die Wellen sich mit ziemlicher Gewalt brechen. Man benutzt daher zum Löschen der Ladung bloß schwere Kielboote und als Bemannung bloß Kru-Neger, welche weit besser als die europäische Schiffsbesatzung mit der Eigenart dieser Gewässer vertraut sind. Da jeder Reisende an der ganzen westafrikanischen Küste mit diesen Schwierigkeiten des Landens zu kämpfen hat, so möge man mir die etwas ausführlichere Schilderung an dieser Stelle zugute halten.

Ist man an halsbrecherischer Strickleiter vom Deck des Dampfers zu einem jener Landungsboote heruntergeklettert, so wird man eingeladen, neben dem am Steuer sitzenden Hauptmann (Head-man) der Kru-Leute Platz zu nehmen, während vier bis acht junge Kru-Neger ihre sehr langen wuchtigen Riemen zur Hand nehmen. Anfangs ahnt man bei ruhiger See gar nicht, was noch kommen werde, und freut sich der anscheinenden Nähe des palmen- und buschbestandenen Ufers. Allmählich aber tönt ein unheimliches Rauschen herüber, und es hat den Anschein, als ob in langer Linie ein gewaltiges Spitzentuch über die Wasserfläche ausgebreitet wäre. Das sind die Brecher (breakers), die der Hauptmann mit prüfendem Auge überblickt, während die rudernden Jungen eine kleine Pause machen und die weißen

Paſſagiere ihre Helme tiefer in den Nacken drücken. Schon aber rollt eine See heran, der Hauptmann ruft etwas in unverſtändlicher Kru-Sprache, „pull, pull, boys“ ſchreien die Weißen, und während das Boot ſenkrecht zum Grunde des Meeres herunterzuſtürzen ſcheint und gleich darauf wieder in entgegengeſetzter Richtung emporſchnellt, rollt die Welle, die unſer Boot in ſpitzem Winkel getroffen, langſam vorüber. Nun aber brauſt und ziſcht es recht und links, wo die Felſen nicht gar dicht unter der Waſſerfläche liegen, der Hauptmann ſchreit, die Ruderer ſchreien, während die Weißen ſich hübſch ruhig verhalten, und erſt wenn die Ruder wieder langſamer ins Waſſer fallen und die Neger einen vergnügten Geſang beginnen, merken wir, daß das Schlimmſte vorüber, daß wir jenſeit der Barre ſind. Nicht immer geht es jedoch ſo glatt; eines Abends als ich Gäſte an Bord bewirtet hatte und wir der mehrfach ausgeſprochenen Mahnung, ſeitwärts von Monrovia (beim Kru-Dorfe, wo es keine Brandung gibt) zu landen, nicht folgen wollten, ſchlug uns eine Sturzſee nach der andern über die Köpfe, bis wir weidlich durchnäßt waren und der eine ſeinen Helm, der zweite dies, der dritte jenes verloren hatte. Es iſt Regel, daß die Wellen das Boot durchaus nicht von der Seite, aber auch nicht grade von vorn, ſondern in einem ſehr ſpitzen Winkel treffen müſſen. Auch rudern die Leute bei der Hereinfahrt aus Leibeskräften, damit ſie entweder gar nicht von der ſich brechenden Dünung überholt werden, oder damit doch, wenn die Geſchwindigkeit der Wellen ſehr viel größer als diejenige des Bootes iſt, der Anprall vermindert wird.

Die meiſten Unglücksfälle ereignen ſich bei der Fahrt zum Lande, und zwar namentlich dann, wenn durch Aufſtoßen auf eine Sandbank das Steuer unbrauchbar wird und das Boot quer zu liegen kommt. Für die Kru-Jungen iſt bei ſolchem Umſchlagen, falls nicht grade ſehr viel Haifiſche zur Stelle ſind, wenig Gefahr, denn ſie ſchwimmen wie die Fiſche, auch wird von der in vorſichtiger Weiſe wenn irgend möglich waſſerdicht verpackten Ladung noch manches gerettet; die Boote ſind aber, wenn ſie einmal umſchlagen, meiſtens verloren, ſo daß faſt jeder nach der Weſtküſte fahrende Dampfer neue und immer neue hinausbringen muß. Allenthalben liegen am Ufer die Trümmer der aus je einem Baumſtamme gefertigten nicht ſehr großen und ſtark geſchweiften Kanoes der Eingebornen, die man aber bloß

bei ruhigem Wetter durch die Brandung hindurch ins Meer bringen kann.

Vor den drei Faktoreien von Monrovia hat man durch kleine Steinmauern eine bessere Art von Anlegeplatz für die Boote hergestellt, anderwärts aber muß man sich, um nicht nasse Füße zu bekommen, auf den Schultern der Krus ans Land tragen lassen. Durch lange Reihen riesiger Fässer, von denen die braunen aus Europa gesandtes Salz, die weißgekalkten (zum Schutz gegen den Sonnenbrand) zur Verschiffung bereit liegendes Palmöl enthielten, schritt ich zu der dicht am Strande liegenden deutschen Faktorei, der größten des Landes. Eine hohe halsbrecherische Steintreppe hinaufsteigend, gelangt man in das neugebaute „Store", eine Art von gigantischem Laden, in dem zum Einzel- wie zum Großverkauf so ziemlich alles zu finden ist, was von zivilisierten wie von unzivilisierten Schwarzen verlangt werden mag. Hinter dem Ladentisch hantieren, ihrer diebischen Gelüste wegen stark beaufsichtigt, schwarze Handlanger, auch lauter Krus, über deren Rasse und Eigenart ich eingehender sprechen werde. Seitwärts schließt sich an diesen Laden das mit Schreibsekretär, Geldschrank, Tisch, Stühlen, den Bildern des Kaisers und Bismarcks, einem gewaltigen Fernrohre zum Beobachten der ankommenden Schiffe und ihrer Signale sowie vielen anderen europäischen Dingen ausgestattete Arbeitszimmer des Prinzipals an, in diesem Falle also das Arbeitszimmer des Herrn Konsuls Schmidt, Hauptagenten der Firma Woermann für ganz Liberia. Hauptagent (Chef-Agent) einer der großen europäischen Firmen zu sein bedeutet in diesem Lande mehr als Minister zu sein; der Hauptagent verfügt über ein zahlreiches Personal von europäischen, mischblütigen und schwarzen Beamten und hat auch, da er Prozente bezieht, Gelegenheit, sich durch Fleiß und Umsicht ein Vermögen zu erwerben. Fleiß und Umsicht sind aber auch bei seiner Stellung durchaus erforderlich, denn seine Pflichten sind so mannigfaltig, daß er eigentlich von Beruf nicht bloß Kaufmann, sondern auch Reeder, Seemann, Landwirt, Chemiker, Diplomat und weiß Gott was sonst noch alles sein müßte. An dieser Stelle sei denn auch gleich bemerkt, daß das Woermannsche Geschäft in Westafrika, dem an Umfang kein andres gleichkommt, in drei Teile mit dem Wohnsitz der betreffenden Hauptagenten (Monrovia, Kamerun und Gabun) als Mittelpunkten zerfällt.

Sehen wir uns den Inhalt des oben erwähnten Ladens (neben und über dem sich große Warenlager befinden) etwas näher an, so finden wir, wenn auch bei weitem nicht ausschließlich, so doch vorwiegend deutsche Industrie-Erzeugnisse, so z. B. in großen Korbflaschen wasserhellen, nicht besonders feinen, aber beim Trinken den Gaumen tüchtig kratzenden Rum (Hamburger Fabrikat), ferner mittelmäßiges Hamburger Bier zu 1 Mk. die Flasche, welches von den „zivilisierten" Liberianern sehr geliebt und dem beinahe gar nicht bekannten englischen Bier durchweg vorgezogen wird. Steinschloßgewehre von fünf bis sechs Fuß Länge erinnern an die Kriege des ersten Napoleon, aber der Fabrikstempel beweist, daß sie modernes deutsches Fabrikat sind. Das dazu gehörige Pulver wird in kleinen wasserdichten Fäßchen (den sogenannten Kegs) von je zwei Kilogramm verpackt und muß wohl sehr unschuldiger Natur sein, wenigstens sieht man die Leute dasselbe mit brennender Zigarre oder Pfeife verstauen und sogar öffnen. Heringe, Stockfische, Schinken, Speck, Mehl, Kleidungstücke, Wasserstiefel, eiserne und messingene Kessel, Lampen und sogar Modepuppen hängen von der Decke herunter, während in großen Fässern wohlriechender Blättertabak — eine wirklich sehr gute Kentucky-Sorte, da die Schwarzen wenigstens in dieser Beziehung Kenner sind — des Einzelverkaufs in kleinen Bündeln harrt und in den Gefächern an den Wänden bunter Kattun, bunte Taschentücher und andere Manufakturwaren aufgestapelt sind. Von diesen Baumwollwaren kommen die meisten aus England, weil die deutschen Fabrikanten zwar bessere Ware, aber nicht ebenso billig liefern. Der deutsche Fabrikant weiß leider noch immer zu wenig Bescheid über die Eigenart jedes einzelnen Absatzgebietes. Nach Australien beispielsweise sollte er im großen und ganzen nur ganz solide Ware liefern mit entsprechenden Preisen, nach Westafrika aber vor allem billige und äußerlich hübsch aufgemachte Ware, möge dieselbe auch im übrigen der denkbar größte Schund sein. Der Neger ist höchst eigensinnig in seinem Bestreben, stets zu demselben billigen Preise zu kaufen, betreffs der Beschaffenheit der Gewebe sieht er am ehesten noch auf hübsche Appretur.

Gegen Kasse wird zwar in Monrovia in Ausnahmefällen verkauft, weit häufiger indessen tauscht man europäische Waren gegen Landeserzeugnisse. Unter letzteren spielen das aus dem Innern in kleinen Mengen herbeigebrachte und zu Monrovia

in große Fäſſer verpackte Palmöl und die mandelgroßen, in Säcke verpackten und in Harburg oder Havre zur Oelpreſſung und Seifefabrikation benutzten Palmkerne die Hauptrolle; im Vergleich zu ihnen ſind alle übrigen Ausfuhrartikel bloß von geringer Bedeutung. Der berühmte und vielgenannte großbohnige Liberia-Kaffee ſteht doch hinter Kautſchuk zurück, obwohl auch dieſes in verhältnismäßig kleinen Mengen verſchifft wird. Die Ausfuhr von Rotholz, Ingwer, Arrowroot und Zucker iſt noch unbedeutender, und Elfenbein wird von den Kaufleuten mehr wegen eines gewiſſen Stolzes, einer Freude an dieſem beſondern Artikel, als wegen des Verdienſtes gehandelt.

Die niederländiſche (mit vier) und die belgiſche Faktorei (mit zwei weißen Beamten) ſind ganz ähnlich, nur etwas weniger großartig als die deutſche eingerichtet. Die erſtere liegt dicht dabei, die letztere, welche ihr Magazin durch einen Schienenſtrang mit dem Strande verbunden hat, ein wenig abſeits.

Vom Meeresufer ſteigt man auf ſogenannten Straßen, die aber bloß mit Gras und Buſchwerk beſtandenes Gerölle (eiſenſchüſſiger Thon und bisweilen ſchwarze baſaltähnliche Felsbildungen) ſind, ziemlich ſteil bergan und gelangt dann zu den dem Strande parallel laufenden Hauptſtraßen. Auch dieſe ſind allerdings keine Straßen in unſrem Sinne. Wohl iſt ſeiner Zeit von Anlage der Stadt ein Plan mit breiten regelrechten Verkehrswegen entworfen worden. Da aber über jene weite hügelige Fläche, welche man damals für die Zukunftsſtadt auswählte, nur einige Hundert, für die 3000 Einwohner Monravias vollkommen ausreichende Häuſer zerſtreut ſind, ſo ſchließen ſich faſt nirgendwo 2 oder 3 Gebäude dicht aneinander an. Weite Zwiſchenräume trennen die einzelnen Wohnungen, und wenn nicht jene Mauern, welche die verwilderten Gärten umſchließen, ein wenig zu Hilfe kämen, ſo würde man den Verlauf der Straßen bloß erraten können. Viele von ihnen ſind ſo breit wie die Linden in Berlin und werden von dem wenigen Rindvieh (einer Zwergſorte), den Ziegen und Schweinen Monrovias als Weideplatz benutzt, während zwiſchen dem Gras und Rohr hindurch ſchmale und krumme Fußpfade ausgetreten worden ſind. Herr King, der ſchwarze Bürgermeiſter von Monrovia, trägt ſich zwar mit großen Straßenbau- und Beleuchtungsplänen (einſtweilen gibt es nur einige von den Weißen aufgeſtellte Laternen), doch drückte er mir gegenüber die Beſorgnis

aus, ob er in 2 Jahren — ſo lange dauert ſeine Amtszeit — ſeine Abſicht ausführen könne.

Lange habe ich darüber nachgedacht, mit welchen Namen ich den in Monrovia angewandten Bauſtil bezeichnen ſollte: ich habe keinen Ausdruck dafür gefunden, ſo ſehr überwiegt dabei das nicht unſchöne Spiel der Phantaſie. Unter dieſen zweiſtöckigen Häuſern ſind manche, wie z. B. dasjenige des Präſidenten, des Generalpoſtmeiſters und des (ſchwarzen) amerikaniſchen Miniſterreſidenten, nicht bloß maleriſch, ſondern auch ſtilvoll. Einfach, aber hübſch in freundlichen Farben, z. B. weiß und bordeauxrot, angeſtrichen, würden ſie ſogar in Interlaken oder an den oberitalieniſchen Seen als hübſche Landſitze angeſehen werden. Es finden ſich allerdings auch unglaublich viele von Farnkraut und Riedgras überwucherte Ruinen ſowie ſchlechtere Häuſer in allen Abſtufungen bis zur elendeſten Wohnung. Aber im eigentlichen Monrovia findet man doch bloß europäiſche Hausformen und nirgendwo Hütten, deren Bereich erſt einige Hundert Schritte abſeits bei den Kru-, Baſſa- und Bey-Dörfern beginnt. Als Material dienen den einheimiſchen Arbeitern ſchlechte aber hübſch angeſtrichene Ziegel, mit Kalk angeſtrichene Bretter oder Fachwerk aus Lehm und Reiſig. Die Dächer ſind ſchräg wie bei uns in Deutſchland und jedes Haus iſt mit einer von Säulen getragenen Veranda ausgeſtattet; ſonſt wüßte ich keine allgemeineren Züge mehr anzugeben.

Die Liberianer im engern Sinne, unter denen ich die aus Amerika gekommenen „ziviliſierten“ Neger verſtehe, ſind größtenteils eine kleine Schattierung dunkler als brauner Javakaffee, einige ſind auch heller und gar manche wiederum viel dunkler, etwa in ähnlicher Weiſe grauſchwarz wie die Wolof- oder Djolof-Neger von Senegambien. Auf der Straße befleißigt ſich dieſe ziviliſierte Bevölkerung europäiſcher Formen in ſogenannter europäiſcher Kleidung, d. h. etwa ähnlicher Kleidung, wie ſie im Süden der Vereinigten Staaten üblich iſt. Diejenigen Herren, die durch Rang oder Wohlſtand hervorragen, ſieht man kaum anders als in Filzhut, ſchwarzem Rock, weißer Weſte, ſchwergoldener Uhrkette und tadelloſer Wäſche. Auch ſind ſie, wenn man ſich ein wenig daran gewöhnt hat, in ſolcher Kleidung durchaus keine Karikatur, während die Frauen und Mädchen in bunten Kattunkleidern, Strohhut, weißen Strümpfen und bootslangen ſchlechtſitzenden Schuhen viel weniger vorteilhaft ausſehen. Rechnet

man dazu den beinahe gänzlichen Mangel an Grazie und den innerhalb der eigenen Häuslichkeit nicht seltenen Gebrauch irdener Thonpfeifen, so wird man gestehen müssen, daß die edlen Liberianerinnen dem Neuankommenden nicht gerade als Muster anmutiger Weiblichkeit erscheinen können.

Der größte Teil der Einwohner Liberias aber besteht nicht aus zivilisierten amerikanischen Negern, sondern aus Eingebornen, die auch dann, wenn sie in die Stadt kommen, ihre Tracht (nämlich für die Männer ein Hut, ein Hüftentuch und ein jackenartiges Hemd, für die Weiber bloß ein Hüftenschurz) beibehalten. Es ist zwar einmal beabsichtigt worden, für Monrovia Hose, beziehentlich Busentuch, als unentbehrliche Kleidungsstücke durch Gesetz vorzuschreiben, doch haben sich die Verhältnisse mächtiger erwiesen, als der gute Wille. Selbst unter der (zum Kru-Stamm gehörigen) Dienerschaft der besseren Häuser in Monrovia sah ich, obwohl das obenerwähnte Hemd nur bis zur Hüfte reicht, keinen Mann mit Hosen und keine Frau, kein Mädchen mit ausreichenderer Bekleidung als einem Hüftentuch.

Monrovia hat mich in mancher Hinsicht an die deutschen Ortschaften in Südbrasilien (beispielsweise an die Baumschneiz) erinnert, wo die Häuser auch so zerstreut liegen und der Pflanzenwuchs ganz ähnlich aussieht. Aber der Unterschiede sind doch auch sehr viele. Bei den Deutschen Südbrasiliens findet man viel weniger anspruchsvolle und dennoch viel bessere Wohnungen; man findet eine unendlich viel bessere Verpflegung und vor allem fehlen hier in Liberia die phantastisch-wilden Gestalten der mit verhängtem Zügel einherjagenden deutschen Bauern, welche für das Straßenleben Südbrasiliens ebenso bezeichnend sind, wie hier die typische Gestalt des Kru-Negers, des unfehlbaren Begleiters jeder europäischen Handelsthätigkeit.

Als ich, die Stadt Monrovia verlassend, zum Leuchtturm hinaufstieg, erinnerten mich das hügelige Gelände, der Reichtum an See-, Brack- und Flußwasser, sowie der subtropische Pflanzenwuchs abermals recht lebhaft an Joinville; nur dünkte es mich, als ob die Pflanzenwelt in dem dem Aequator so sehr viel ferner gelegenen Südbrasilien doch noch üppiger gewesen sei. Auch hier umgeben mich Kokospalmen, Fächerpalmen, Oelpalmen, Brotfruchtbäume, Mangobäume, Bananen, Kaffeesträucher, Farnkräuter und allerlei Gestrüpp mit buntblühenden Blumen, dabei

aber sieht alles so seltsam verwildert aus, als ob sich die Faulheit seiner Bewohner auch dem Lande selbst mitgeteilt hätte. Da ist z. B. eine ehemalige, jetzt aber ganz von anderweitigem Gestrüpp überwucherte Kaffeepflanzung, um die hier, so dicht bei der Hauptstadt, kein Mensch sich zu kümmern scheint. Jeder Zweig, groß und klein, ist mit Dutzenden der kirschgroßen, im unreifen Zustande noch grünen und harten Beeren bedeckt, von denen jede zwei Bohnen enthält. Wenn jemand in Monrovia kein Geld habe, um Kaffee zu kaufen, sagte mir der Aufseher des Leuchtturmes, so gehe er zur Erntezeit hierher, um sich welchen zu holen. Sehr menschenfreundlich gedacht, aber kein Zeugnis für übermäßige Thatkraft! Da ich so ziemlich alle Kaffeeländer der Welt persönlich kennen gelernt und bei vielen der bedeutendsten Kaffeepflanzer als Gast gewohnt hatte, so empfand ich für diesen Liberiakaffee ein ganz besonderes Interesse. Hatte ich doch auf Java, auf Ceylon und in Brasilien bloß winzig kleine Pflänzchen gesehen, die mit großen, zum Teil ungeheuren Kosten beschafft worden waren. Hier aber stand dieser selbe Strauch in voller Lebenskraft, ja in solcher Lebenskraft, daß er ohne Hilfe und Pflege in geradezu verschwenderischer Fülle seine Früchte zu spenden schien.

Zum arabischen Kaffee verhält sich der liberianische Kaffeestrauch wie der belgische Percheron-Hengst zum arabischen Rennpferde: Zweige, Blätter, Früchte und Bohnen sind viel dicker und plumper; der Güte nach soll aber dieser großbohnige in Deutschland noch beinahe gar nicht bekannte Liberiakaffee gleich hinter dem Mokka folgen, wie er denn auch gereinigt und getrocknet in Monrovia selbst mit Doll. 0,20 (Mk. 0,80) in Waren oder etwas weniger in Geld pro Pfund bezahlt wird. Von diesem Kaffee könnte, wie mir die Kaufleute versicherten, jede gewünschte Menge mit Leichtigkeit in Amerika oder Europa verkauft werden, wenn sie nur eben zu haben wäre. Noch in keinem Jahre hat sich aber die Ausfuhr auf mehr als allerhöchstens 250000 kg belaufen, und der Anlage neuer Pflanzungen steht die Thatsache, daß die Weißen in Liberia kein Land erwerben dürfen, daß dem Schwarzen die Zeitdauer von 4 bis 6 Jahren, binnen welcher der Kaffee erst Früchte trägt, zu lang erscheint und daß auch die europäischen Kaufleute nicht gern Vorschüsse machen, hindernd im Wege. Mit Zuckerpflanzungen, die schon im ersten Jahre Zinsen tragen, würde das etwas andres sein,

wenn nicht auch hierbei mehrere Haken wären, erstens nämlich, daß der Nutzen geringer ist, und zweitens, daß mit Notwendigkeit Zuckerfabriken dazu gehören.

Während mir solche Gedanken durch den Kopf gingen, hüpften ganz dicht vor mir fröhliche Bachstelzen umher und schossen leichtbeschwingte Schwalben, Fliegen jagend, durch die Luft. Das Buschwerk rechts und links wimmelte von zwitschernden und singenden Bewohnern, und wenn mir auch aus zoologischen Werken her so etwas erinnerlich ist wie der Lehrsatz, daß unsre Zugvögel nicht südwärts über die Sahara hinausgingen, so wage ich doch auf eigne Verantwortung hin die Behauptung, daß diese Schwalben und Bachstelzen nicht gar lange vor mir den weiten Weg von Europa nach Guinea zurückgelegt haben. Auch an brummenden und summenden Käfern, zum Teil von Riesengröße, war kein Mangel, wie denn ja die Natur ihr reichstes Leben gerade dort entfaltet, wo der Mensch sie nicht allzu peinlich in Banden hält.

Unterhalb des Leuchtturms, etwa zwischen demselben und Monrovia, liegt das eine der beiden Kru-Dörfer, welche den Kaufleuten von Monrovia ihre Arbeiter liefern. Jedesmal, wenn ich von Bord unsres Dampfers kommend der Brandung wegen nicht bei Monrovia selbst landen wollte, mußte ich durch dieses Kru-Dorf hindurch, und jedesmal schloß sich mir eine lawinenartig wachsende Schar pudelnackter, d. h. bloß mit Amuletten aus Elfenbein und Leopardenzähnen behängter Kinder an, deren possierliche Dreistigkeit allmählich so weit ging, daß sie mich in die Beine kniffen, dann aber, sobald ich mich herumdrehte, in blinder Furcht auseinanderstoben. Alle diese possierlichen Geschöpfe hatten wunderhübsche Augen, aber auch vielfach häßliche Verunstaltungen des Nabels (bei allen Negern sehr häufig) und nicht selten die fürchterlichsten Brüche. Waren die Kleinen ganz erträglich hübsch, so ließ sich nicht das Gleiche von den Erwachsenen, namentlich nicht von den Weibern, behaupten, die eines stützenden Korsettes gar sehr bedurft hätten. Zu dieser natürlichen Häßlichkeit kam aber Sonntags (obwohl alle Krus Heiden sind, läßt man sie doch Sonntags nicht arbeiten) noch die Bemalung mit Kreide und jederzeit der häßliche Aufputz mit lumpenhaftem Schmuck, z. B. mit Strumpfbändern, bei denen ich noch niemals die zugehörigen Strümpfe gesehen habe. Die Hütten der Krus sind viereckig, geräumig, sogar mit einer Art

von Veranda ausgestattet und so hübsch aus Bambu und Palmbast geflochten, wie ich etwas Aehnliches noch nicht bei Negern gesehen.

Das zweite Kru-Dorf, auch das deutsche genannt (weil diese Leute vorwiegend bei den Deutschen arbeiten), liegt jenseits des Mesuradoflusses dicht bei dem Woermannschen Kohlenmagazin, über dem, als ich im Kanoe hinüberfuhr, die deutsche Flagge wehte. Hier liefen mir die Kinder nicht nach, wohl aber kamen die jungen Weiber lächelnd und verschämt mit ihren Sprößlingen, damit ich denselben die Hand reiche — sie mochten sich wohl dadurch ganz besonders geehrt fühlen.

Eine ganz andere und viel weniger hübsche Bauart der Hütten, als ich sie bei den Krus gesehen, nämlich rund und aus Lehm, fand ich in der von König John beherrschten Vey „Town". König John, ein herkulischer Neger, der, ausgenommen die Hautfarbe das Modell zu einer Statue Kaiser Neros abgeben könnte, kam mir würdevoll in buntgestreifter römischer Toga entgegen (die ihm, wenn ich nicht irre, von Woermann zum Geschenke gemacht worden) und empfing lächelnd die ihm von meinen Begleitern dargereichte Spende von zwei Flaschen Hamburger Bier. Das, was man hierzulande Könige nennt, sind häufig bloß Head-men, die unter ihren Genossen die erste Rolle spielen, und wenn sie auch häufig mit den Kaufleuten in Zwist liegen, dennoch im großen und ganzen als deren natürliche Verbündete angesehen werden dürfen. König Johns „Stadt" besteht übrigens bloß aus wenigen Hütten; auch fand ich unter deren Bewohnern und Bewohnerinnen niemand, der es mit dem König an Körperkraft oder gutem Aussehen hätte aufnehmen können.

Wenn auch die Kru-Neger wahre Stahlbündel von Muskeln haben, so sind diese doch nur eine Folge ihrer harten Arbeit und stehen mit der sonstigen Entwickelung ihres Organismus nicht im Einklange. Meiner Ansicht nach sind sowohl Liberianer als auch Krus, Veys ꝛc. weit kleiner und schwächer, nicht bloß als der Durchschnitts-Europäer, sondern auch kleiner und schwächer als der Djolof-Neger von Senegambien. Die Veyleute, deren Wohnsitze sich von Kap Mount im Norden längs der Küste bis Monrovia (von hier an bis Kap Palmas sind alle Küstenbewohner Krus) erstrecken, sollen ein Stamm der Mandingos sein und sind von den Kruleuten sehr leicht

durch das Fehlen jener dunkelgrünen Marke zu unterscheiden, die bei jenen in die Haut eingeritzt von den Stirnhaaren bis zur Nasenwurzel oder auch Nasenspitze reicht. Auch darin unterscheiden sich die Veyleute von den Krus, daß sie im Gegensatze zu jenen sehr schlechte Seeleute sind, dafür aber zu Landarbeiten, gegen welche hinwiederum die Krus einen Widerwillen haben, zu gebrauchen sein würden, wenn sie, so nahe ihrer Heimat, nicht stets nach wenigen Monaten schon wieder wegliefen.

Obwohl nun schon seit mehreren Jahrhunderten europäische Kaufleute an der Westküste Afrikas angesiedelt sind, so bietet dieselbe doch viel weniger Komfort als die meisten übrigen Tropenländer; einen Vergleich mit Australien, Südamerika oder gar Indien vermag man in dieser Hinsicht kaum anzustellen. So gibt es beispielsweise bloß an einigen wenigen Punkten dieser ungeheuren Küstenlinie elende Gasthäuser, während der Reisende im übrigen auf Gastfreundschaft und privates Unterkommen angewiesen ist. Der Vollständigkeit halber will ich auch erwähnen, daß in Monrovia eine schwarze Mrs. Fuller den schwarzen Volksvertretern, wenn sie zur Hauptstadt kommen, für ein bis anderthalb Dollar täglich Wohnung und Kost gibt, daß aber dieses urwüchsige Boarding House jemals von Europäern, die mit Empfehlungen an die Kaufleute ausgerüstet nach Liberia kamen, benutzt worden sei, möchte ich bezweifeln. Denn so kostspielig auch das hiesige Leben und so unglaublich schwer es sein mag, die einfachsten und notwendigsten Lebensmittel zu beschaffen, so wird doch jeder einigermaßen bekannte oder empfohlene Ankömmling ohne weiteres als der Gast seiner Landsleute betrachtet. Es hat das seine sehr schönen, aber auch für beide Teile seine heiklen Seiten und wird sich, sobald einmal Westafrika um einige Stufen weiter in den Weltverkehr eingetreten ist und die bisher sehr geringe Zahl der Reisenden zunimmt, kaum mehr aufrecht erhalten lassen.

Mir stand während meines Aufenthaltes in Monrovia die gemeinsame Häuslichkeit der drei Woermannschen Beamten (Hauptagent Konsul Schmidt, Agent Jäger und Herr Wunderlich) offen. Eine zweite Junggesellenhäuslichkeit besaßen die Niederländer, eine dritte die Belgier, eine vierte jene zwei französischen Missionäre, welche hier eine vortrefflich geleitete katholische Schule eingerichtet haben. Das Wohnhaus der Deutschen

liegt etwa 5 Minuten von der nachts leerstehenden und verschlossenen Faktorei entfernt, ist zweistöckig oder dreistöckig, wie man es nehmen will, und gewährt von zwei Seiten die Aussicht auf verwilderte Straßen, von der dritten und vierten Seite die Aussicht auf eine als Küche dienende Hütte und einen brachliegenden, mit Steinen übersäten Garten. Erdgeschoß und Speicher bleiben den schwarzen Dienstboten überlassen; zum ersten Obergeschoß, das mit einer kleinen Veranda ausgestattet, Wohnzimmer und Schlafräume der Weißen enthält, steigt man auf einer schlecht gebauten Steintreppe aufwärts. Die innere Ausstattung besteht wie in allen besseren Häusern Monrovias vorzugsweise aus weißen Rohrsofas und Rohrsesseln, die man aus Madeira bezieht.

Frühmorgens trinken die Weißen ihren Kaffee noch zu Hause, frühstücken aber gegen Mittag in der Faktorei und kehren nach gethaner Arbeit gegen 6 Uhr zur Hauptmahlzeit in ihre Privatwohnung zurück. Dem Fremden wird das aufgetragene Essen trotz der täppischen Bedienung seitens halbnackter Kru-Jungen ganz gut munden; er ahnt nicht, welche Schwierigkeiten hierzulande die leibliche Verpflegung bereitet. Einen europäischen Koch habe ich bislang noch nicht in Afrika getroffen, mit den eingebornen Köchen hat es aber seine ganz besondere Not. Die besten sollen diejenigen von Accra an der Goldküste sein; da sie aber schwer zu bekommen sind, so behilft man sich meistens mit nachlässigen liberianischen Haushälterinnen oder mit Kru-Jungen, die, kaum angelernt, wieder weglaufen. Solchem Sprößling urwüchsigster Barbarei sind trotz aller seine Geisteskräfte stählenden Prügel nimmermehr die angenehmen Formen indischer, malayischer, japanischer oder auch nur chinesischer Diener beizubringen. Er besitzt nichts von der aufgeblasenen Dreistigkeit der schwarzen Kellner in Nordamerika, aber er besitzt auch nichts von deren Gewandtheit und Anstelligkeit. Er ist ein guter Kerl, und ertappt man ihn auf einem Diebstahl, so wird er sich freundlich grinsend mit Yes, Masser, this time devil catch me (Ja, Herr, diesmal packte mich der Teufel) entschuldigen. Prügelt man ihn, so findet er das, seiner Schuld bewußt, ganz in der Ordnung und bietet wohl gar selbst mit den Worten Drive the devil out, Masser (Treibe den Teufel heraus, Herr) seine Rückseite dar. Aber bessern wird er sich darum noch lange nicht. Unter den hosenlosen Söhnen Afrikas,

die uns bei meiner ersten Mahlzeit in Monrovia bedienten, war auch ein Sohn des früher erwähnten Königs John, und jedesmal, wenn er sich mit Speisen oder Getränken über mich beugte, hatte ich den Eindruck, als ob es der leibhaftige Teufel selbst sei. Und doch hätte man sich kein harmloseres Geschöpf denken können.

Während Westafrika so ziemlich alle erdenklichen Lebensmittel selbst hervorbringt, würden die dort angesiedelten Weißen dennoch ohne ihre Konserven häufig genug in die bitterste Verlegenheit geraten. Metzger und Bäcker gibt es noch nicht; der eigne Koch backt das eigne Brot, und wenn auch Rindfleisch alle 8 bis 14 Tage einmal zu 16 Cent das Pfund und Ziegenfleisch sogar noch häufiger zu erstehen ist, so geben, da man das hiesige Schweinefleisch nicht gern ißt, doch fast bloß Hühner das benötigte frische Fleisch. Es gehört nämlich zu den Eigentümlichkeiten der hiesigen Junggesellen-Haushaltungen, daß das heute abend gekaufte Fleisch spätestens morgen vertilgt sein muß, wenn es nicht bei der Nachlässigkeit der Schwarzen verderben soll. Auch imponierte mir mehrfach die den Schwarzen gegenüber mit Nachdruck wiederholte Bemerkung, daß man diesen oder jenen kaum berührten Prachtbraten morgen wiederzusehen wünsche. Ohne solch sehr starke Betonung des Wunsches nach einem Wiedersehen würde nämlich der Braten, so groß er auch gewesen sein mag, am folgenden Tage unausbleiblich verschwunden sein. Getrunken wird sehr viel Rotwein, ein wenig Rheinwein und unglaublich viel deutsches Flaschenbier, obwohl dasselbe in diesem Klima durchaus nicht für gesund gilt. Von europäischen Frauen geleitete Haushaltungen gibt es unter den Kaufleuten von Liberia nicht, doch wird sich Konsul Schmidt demnächst mit einer schwarzen Dame verheiraten und ein eignes Haus beziehen.

Als wir nach Tische mit den zu einem Glase Bier herübergekommenen Belgiern und Niederländern zusammensaßen, entstand plötzlich unter uns im Erdgeschoße ein fürchterlicher Tumult. Bald auch flogen die Thüren des Wohnzimmers auf, und ehe wir noch ahnten, was geschehen, eilten heulende und schreiende Kru-Leute wie wahnsinnig hindurch und wieder zurück. Als mit einiger Mühe die Ruhe wiederhergestellt worden, erfahren wir, daß ein Kru-Junge Petroleum in eine noch brennende Lampe habe gießen wollen, daß das Oel Feuer gefaßt und sein Hüftentuch in Flammen gesetzt habe. Ich erzähle diese an sich

unbedeutende Geschichte, weil sie bezeichnend ist sowohl für die Nachlässigkeit als für den kindischen Geist des Negers, der anstatt sich selbst zu helfen, alle Geistesgegenwart verliert und nur vom Weißen Rettung erwartet. „Me die, Masser, me die this time? (Muß ich denn diesmal sterben?)“ wisperte der arg zugerichtete arme Teufel, als ihn sein Herr unter Beihilfe der schwarzen Haushälterin verband.

Meine erste Nachtruhe auf liberianischem Boden wurde ein wenig durch die Anwesenheit zahlreicher Brummfliegen, durch einige wenige Moskitos, durch ein paar Riesenspinnen, die ich an der Decke entlang laufen sah, sowie vor allem durch einen jener von Gewitter und gewaltigen Regengüssen begleiteten Tornados gestört, welche hier gegen das Ende der Regenzeit sehr häufig sind. Eine größere Fahrt den St. Pauls-Fluß aufwärts, zu welcher Boote und Ruderer bereits bestellt waren, mußte des fortdauernden Regens und der allgemeinen Nässe wegen aufgegeben werden; zum Ersatze dafür hatte aber Herr Davis, der schwarze „Secretary of State“, der gleichzeitig Advokat der Firma Woermann ist, am folgenden Morgen die Freundlichkeit, mich dem Präsidenten der Republik vorzustellen. Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Davis, als ich mich auf dem Postamte vergeblich um Freimarken bewarb — vergeblich, sage ich, denn der Generalpostmeister pflegt, wie man mir erklärte, die Briefmarken mit Ausnahme eines ganz kleinen und eben verbrauchten Vorrates in seiner Brieftasche bei sich zu tragen. Herr Davis aber, der eben aus der nächsten Thür — dieselbe führte in das einzige Zimmer des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten — heraustrat, nahm sich meiner an und veranlaßte, daß mir einige Tage später der liberianische Stephan nicht bloß Exemplare aller in Liberia gangbaren Marken, sondern auch einige außer Kurs gesetzte Sorten einhändigte.

Auf eine Anfrage beim Präsidenten ließ dieser durch das vorstehend geschilderte Ministerium des Auswärtigen auf hübsch bedrucktem Briefbogen erwidern, daß er mich um ein Uhr nachmittags empfangen werde. Ich fand an ihm einen äußerst liebenswürdigen und auch nach europäischen Begriffen durchaus gebildeten Herrn, wie er denn auch 1862 als Privatsekretär des damaligen Präsidenten Benson Europa durchreist und abermals 1870 in Begleitung des Präsidenten Roye eine Fahrt nach England und Amerika unternommen hat. Besonders stolz

schien Präsident Johnson darauf zu sein, daß er den Fürsten Bismarck persönlich gesehen und von einigen gekrönten Häuptern eigenhändige Schreiben erhalten habe. Er ist der erste im Lande selbst geborne Präsident der Republik, 47 Jahre alt, klein von Wuchs und ebenso wie der größere, eine Brille tragende Herr Davis ziemlich dunkel, ja, beinahe ganz schwarz von Hautfarbe. Während die meisten Liberianer das Englische mit stark ausgeprägtem amerikanischem Klange sprechen, befleißigen sich die Vornehmeren und namentlich der Präsident einer tadellosen Aussprache, verstehen sich vortrefflich auf Höflichkeits- und Umgangsformen und sind auch fast durchweg gute Redner, selbst in unserem Sinne. Die innere Ausstattung des dem Präsidenten gehörigen Hauses war sehr hübsch, ja, kaum weniger elegant als die Durchschnitts-Einrichtung einer rheinischen Villa, und ich wunderte mich, wie er das mit seinen 10 000 Mk. Einkünften (die Minister erhalten 4000) zustandegebracht haben mochte. Auf einem der mit Büchern bedeckten Tische stand eine liberianische Miniatur-Flagge, weiß und rot gestreift mit weißem Stern auf blauem Felde in der einen Ecke — eine Nachbildung der nordamerikanischen Flagge. Gekleidet war Se. Exzellenz in schwarzen Gehrock, schwarze Hosen, weiße Weste mit schwerer goldener Uhrkette und schwarzgewichste Stiefel.

Abends speiste ich bei Herrn Smyth, dem amerikanischen Minister-Residenten und Generalkonsul, der groß, kräftig und gut gekleidet, der am besten aussehende schwarze Gentleman ist, den ich jemals kennen gelernt habe. Herr Smyth hat vor kurzem seine Frau und Tochter nach Amerika gebracht, um sie demnächst auf der Rückkehr von einer beabsichtigten Reise nach Deutschland und England wieder abzuholen, und lebt nun hier mit einem Jahresgehalte von 20 000 Mk. als Strohwitwer. Diesem Einkommen entsprach das nach hiesigen Verhältnissen sehr gute, aus Seezungen, Waldtauben, Schinken und Guaven-Kompott bestehende Mahl, zu dem wir Bordeaux, Rheinwein und Port tranken. Nach Tische zeigte mir Herr Smyth das in Deutschland gemalte Bild seiner schwarzen Mutter und las mir unter häufigen Befehlen an die Kru-Diener und die liberianische Haushälterin seine letztjährigen Konsulatsberichte vor, die ich genau ebenso inhaltreich fand, wie sie etwa ein europäischer Konsul abgefaßt haben würde und auch deshalb hochschätzte, weil Herr Smyth als einziger Berufs-Konsul besser als seine kaufmänni-

schen Kollegen von Deutschland, Holland, Belgien und Schweden zum Sammeln statistischen Materials aufgelegt ist.

Da der nächste Tag ein Sonntag war und es abermals regnete, so planten wir den Besuch einer der fünf teilweise aus Hausteinen erbauten Kirchen (Katholiken, Episkopalkirche, Methodisten, Baptisten und Presbyterianer). In der nächstgelegenen Kirche hörten wir Orgelspiel, fanden aber, als wir hineingingen, kein Publikum. Als wir uns nun entfernen wollten, kam jemand von der Orgel herunter und sagte, wenn wir blieben, solle die Predigt sofort beginnen. Es muß wohl sehr selten sein, daß Weiße die Kirche besuchen, wenigstens erregt es jedesmal Aufsehen. Wir begaben uns nun zu den Methodisten, fanden aber dort bloß sechs alte Weiber, denen ein schwarzer Geistlicher mit donnernder Beredsamkeit das sechste Gebot erklärte. Inwieweit die Leute hier religiös sind, vermag ich nicht zu beurteilen, in Bezug auf äußerliche Kirchlichkeit sind sie jedenfalls ebenso eifrig wie alle weißen und schwarzen Nordamerikaner.

Ueber den Stand des Schulunterrichts vermochte ich keine näheren Angaben zu erhalten. Jedenfalls ist Monrovia sehr stolz auf sein stattliches „Kollege", die einzige höhere Schule des Landes, die zur Zeit von 16 Schülern in den oberen und 34 in den vorbereitenden Klassen besucht wurde. Als Präsident des Kollege fungierte bis vor kurzem Herr Blyden, der mir allerseits als der gelehrteste Schwarze von Monrovia geschildert wurde, sich aber vor kurzem wegen politischer Meinungsverschiedenheiten nach Sierra Leone begeben hat. Ebensowenig genoß ich das Vergnügen, den Redakteur, Setzer, Drucker und Verleger der in unbestimmten Zeiträumen hier erscheinenden Zeitung „Observer" kennen zu lernen; der betreffende sehr friedliche Herr war mit dem Milizaufgebote, von dem an andrer Stelle die Rede sein wird, nach Grand Bassa entsandt worden.

Am Tage vor meiner Abreise von Monrovia unternahm ich mit den zwei Beamten der belgischen Faktorei (dem Deutschen Robby und dem Franzosen Lecesne) eine Bootfahrt auf dem dicht bei Monrovia vorüberfließenden Mesurado-Flusse. Die Länge und Bedeutung dieses Flusses entspricht durchaus nicht seiner seeartig erweiterten, aber auch recht seichten Mündung; die Fahrt war jedoch deshalb besonders interessant, weil sie uns ein, wenn auch bloß oberflächliches Urteil über die Gestaltung

des Küstengeländes gestattete. Eintöniges, undurchdringliches Mangrovedickicht begleitet zunächst, soweit das Brackwasser reicht, die sumpfigen Ufer, in dem Grade aber, wie der Boden ansteigt, der Fluß sich verengt und der Salzgehalt abnimmt, treten höhere, stämmigere Mangrovebäume auf, bis auch diese nach und nach hinter Kokospalmen, Fächerpalmen, Mangobäumen, Baumwollbäumen u. s. w. zurücktreten. Allerwärts in Liberia erstreckt sich, wo Flüsse münden, ein 5 bis 15 km breiter Sumpfgürtel landeinwärts, dahinter aber folgt fruchtbarer, zur Kaffeekultur sich eignender Ackerboden, dann Bergland, wo Reis und Mandiocca gepflanzt wird, und schließlich die Hochebene der Mandingos, die durch das Konggebirge von den Gegenden am oberen Niger getrennt ist.

Obwohl wir sehr eifrig nach Alligatoren ausschauten, so vermochten wir doch keines dieser Tiere zu entdecken, dagegen schossen wir einen Fischadler und mehrere Bekassinen. Die sieben, festlich in blaue Matrosenhemden gekleideten Kru-Ruderer duckten sich, sobald ein Gewehr angelegt wurde, furchtsam unter die Sitze, erhoben aber bei jedem Treffen ein Jubelgeheul, ließen die zur Vermehrung der Fröhlichkeit mitgenommene Gin-Flasche sowie die einzige Tabakpfeife im Kreise herumwandern und ergingen sich in schmeichlerischem Lobe des glücklichen Schützen.

Der Neger ist Schmeichler von Natur, der beste Weiße ist für ihn stets derjenige, mit dem er gerade spricht, und so bekam auch ein jeder von uns das „you best shot Masser“ zu hören. Uebrigens bewunderte ich die Leute, wenn sie an seichten Stellen ohne weiteres ins Wasser sprangen, um das Boot wieder flott zu machen. Bei mehreren „Towns“, meist bloß einer Ansammlung elender Hütten in einer Lichtung des Buschwerks, stiegen wir ans Land und fanden so ziemlich allerwärts die nämliche Art von Bevölkerung: Palmkerne trocknende Männer, alte, den braunen unreinen einheimischen Reis stampfende Hexen und pudelnackte Kinder. Für uns Weiße hat jede gefärbte Rasse einen eigenartigen Geruch, der, wenn auch bisweilen, so doch nicht immer von Unreinlichkeit, in der Hauptsache dagegen von der Hautausdünstung herrührt. Beinahe ebenso durchdringend wie der Chinesengeruch ist der etwas weniger unangenehme Negergeruch, der einem seltsamerweise nicht bloß aus größeren Dörfern, sondern selbst in der Nähe einzelstehender Hütten entgegenweht. Fast möchte man behaupten, das ganze Land rieche nach Negern.

Von Ackerbau habe ich in der Nähe Monrovias nur wenig gesehen, obwohl hier allerwärts und noch besser ein wenig landeinwärts Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Ingwer und Arrowroot, Bananen, Orangen und Ananas gedeihen könnten. Der Ackerbau, wie er in Libera betrieben wird, reicht auch nicht annähernd für die Bedürfnisse des Landes aus, und wenn es auch einige hübsche Plantagen gibt, so bezahlt doch das Land seine Bedürfnisse vorwiegend mit dem Erträgnis jener Oelpalmen und Kautschuk-Lianen, die einstweilen in der Wildnis noch so häufig sind, daß man sie gar nicht anzupflanzen braucht. Unter den Kaffeepflanzungen des Landes ist die bei Kap Palmas gelegene, welche der schwarzen Witwe eines Franzosen (Mrs. Verdier) gehört, die bestgehaltene, in zweiter Linie kommen die am St. Pauls-Fluß gelegenen Kaffee- und Zuckerplantagen von Decoursey, W. D. Coleman, Moses Rix und Henry Cooper u. Son (lauter Schwarzen). Als Arbeiter verwendet man sogenannte Knaben (boys), d. h. Eingeborne, die aus dem Innern bezogen werden (weil alle halbwilden Stämme in der Fremde besser arbeiten als daheim) und durch Verschuldung allmählich in eine der Leibeigenschaft nicht ganz unähnliche Stellung geraten.

Noch trauriger als mit dem Ackerbau sieht es mit der Viehzucht aus. Während es auf der Hochebene der Mandingos viele Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen gibt, ist vor kurzem in Liberia das letzte noch übrige, einem Weißen gehörige Pferd verendet. Die immer wieder aufs neue in das Land eingeführten Pferde erliegen nicht sowohl dem Klima als dem gänzlichen Mangel an Pflege. So lange die Europäer selbst sich mit ihnen beschäftigen, befinden sich die Tiere ganz wohl; die Krus wissen aber ganz und gar nicht mit Pferden umzugehen, füttern dieselben mit ungeeignetem Material und veranlassen, sobald einmal der weiße Herr verreist oder krank wird, binnen kürzester Zeit deren Tod. Die wenigen Kühe in Monrovia sind eine Zwergrasse und geben keine Milch, auch die sehr großen Ziegen werden bloß des Fleisches halber gehalten, die Schweine sind halb verwildert und die wenigen Schafe haben straffes Haar, aber keine Wolle.

Will man die zukünftigen Reichtümer Liberias aufzählen, so dürfen doch auch die unzweifelhaft vorhandenen Metallschätze nicht übergangen werden. Gold wäscht man an einigen Flüssen, vornehmlich in Grand Bassa, und Eisenerz ist in unerschöpf-

licher Fülle mit einem Gehalt von 50 bis 90 Prozent am Oberlauf des St. Pauls-Flusses vorhanden. West-Afrika ist kein Eldorado, aber es umschließt noch viel ungehobene Reichtümer, deren Existenz nicht bloß geahnt wird, sondern über die man schon ziemlich genau Bescheid weiß.

Wenn unsre geographischen Lehrbücher die Größe Liberias mit 37 000 bis 50 000 Quadrat-Kilometer angeben, so ist das eben solche Spielerei, als wenn man die Bevölkerung das eine Mal auf ½ Million und das andre Mal auf 4 Millionen beziffert. Beides ist richtig, je nachdem man die gänzlich unbestimmten Grenzen nach dem Innern hinzieht. Liberianer oder zivilisierte Neger gibt es etwa 12 bis 15 000, zu denen alljährlich kaum noch 100 von der American Colonisation Society auf den Segelschiffen von Yates und Porterfield herübergesandte Einwanderer hinzukommen. Dem direkten Einflusse dieser Liberianer mögen etwa 12 000 Vey-Krus und Bassa-Leute unterstehen, ein bei weitem größerer Bruchteil der eingebornen Küstenstämme ist aber vollkommen unabhängig, und die weiter landeinwärts wohnenden und Sklaven haltenden Mandingos kümmern sich überhaupt nicht weiter um die Liberianer, als daß sie, um Handel zu treiben, auf eignen Straßen zur Küste herunterkommen. Diese Mandingos, von denen auch einige, nämlich die zur Küste herunterkommenden Händler, das Englische radebrechen, zeichnen sich durch eine eigne Art von Kunstgewerbe aus, als dessen hübscheste Erzeugnisse mir Bastgewebe mit eingeflochtenen Mustern, Taschen, Kriegsmützen, musikalische Instrumente, Schwerter, Dolche, mit Leopardenfell verzierte Stoßlanzen und sehr schlechte Bogen gezeigt worden sind. Der Kulturgrad der Mandingos ist, je nachdem man die Sache auffaßt, höher oder niedriger als derjenige der Küstenstämme, höher in Bezug auf eigne selbsterworbene, unendlich viel niedriger in Bezug auf fremde, aufgepfropfte Fertigkeiten.

Wenn man daheim sitzend gelehrte geographische Werke liest, so erscheint die Thatsache, daß unsre europäische Kultur den wilden und halbwilden Völkern Verderben bringt, befremdend, wenn man aber die Sache selbst aus der Nähe mit angesehen, so dünkt sie einem ganz natürlich. Die Mandingos beispielsweise verfertigen Gewebe, die weit besser und dauerhafter sind, als die aus Europa eingeführte Schundware. Aber jenem europäischen Fabrikat vermag die einheimische Industrie sich weder

in Bezug auf Billigkeit noch in Bezug auf praktiſchen, bloß dem Augenblick dienenden Nutzen, noch in Bezug auf oberflächliches hübſches Ausſehen zur Seite zu ſtellen. Sie geht zu Grunde, und nicht viel anders ſteht es mit der ſelbſterworbenen Bildung der Eingebornen. Die beſſeren Elemente beſitzen eine Art von Erziehung, die höher ſteht als diejenige europäiſcher Matroſen. Aber im rohen Kampf ums Daſein ſiegen die Bildung des Matroſen, ſeine Sitten oder Unſitten und ſeine Laſter, die der Eingeborne annimmt, weil der Weiße als ſolcher ihm imponiert und weil die beſſeren Elemente der Weißen ihm ſowohl unerreichbar als auch weniger verſtändlich ſind.

Die Republik Liberia, ſo unbedeutend ſie auch im übrigen ſein mag, beanſprucht deshalb ein ganz beſonderes Intereſſe, weil die Frage, ob ſich ſelbſt überlaſſene und unter ſich lebende Neger zu einem Staats- und Kulturleben europäiſchen Stils befähigt ſeien, hier zum erſtenmal praktiſch gelöſt werden ſollte. Daß dieſer Verſuch gelungen ſei oder innerhalb der in Liberia eingeſchlagenen Bahnen jemals gelingen könne, wird von den hier lebenden Weißen einſtimmig und mit eben ſolcher Entſchiedenheit verneint, wie von amerikaniſcher Seite und namentlich von der noch immer thätigen American Coloniſation Society bejaht. Mir ſcheint, ſo weit ich darüber zu urteilen vermag, die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Meine feſte Ueberzeugung geht dahin, daß der Neger unter halbwegs vernünftiger europäiſcher Aufſicht beſſer daran ſei als unter eigner Herrſchaft. Des weitern kann ich nicht umhin, gemäß allem mir gelieferten Material, den Kaufleuten auch darin Recht zu geben, daß das liberianiſche Staatsweſen als ſolches, ſeit es von den Vereinigten Staaten nicht mehr geſtützt wird, eher zurückgehe als Fortſchritte mache, daß es einen irgendwie bemerkbaren günſtigen Einfluß auf die Eingebornen nicht ausgeübt habe und daß eine höhere Entwickelung, ſowie die Aufſchließung des Landes von den Schwarzen ſelbſt, falls ihnen nicht die Weißen energiſch unter die Arme greifen, niemals zu erwarten ſei. Damit iſt aber auch alles geſagt, was ſich nur eben mit Fug und Recht zu ungunſten des liberianiſchen Staatsweſens ſagen läßt. Daß aber, wie Freiherr v. Hellwald in ſeinem vortrefflichen Werke „Die Erde und ihre Völker“ ſowie auch neuerdings in ſeiner „Naturgeſchichte des Menſchen“ behauptet, die Liberianer unter dem Einfluſſe der Eingebornen wieder in Barbarei verſänken, daß Fetiſchdienſt und

Sklaverei wieder unter ihnen Eingang fänden, ist doch wohl nicht zutreffend. Es ist vielmehr erstaunlich, zu sehen, wie zäh die Liberianer an den ihnen in Amerika aufgepfropften fremden Kultur-Elementen festhalten; erstaunlich ist es auch, wie sie sich trotz ihrer Minderzahl inmitten einer zahlreichen, meist feindlichen Bevölkerung zu behaupten vermögen. Die Liberianer haben es nicht verstanden, die von Amerika mitgebrachten Kultur-Elemente weiter zu entwickeln, aber eingebüßt haben sie dieselben auch nicht, und ich bezweifle gar nicht, daß das Land Liberia auch unter der Herrschaft der Schwarzen, oder wenn man will, trotz der Herrschaft der Schwarzen sich weiter entwickeln werde, allerdings nicht durch die Thatkraft dieser Schwarzen, sondern durch die Thatkraft der Kaufleute. Auf Schritt und Tritt finde ich und höre ich, seit ich in Afrika weile, Bestätigungen jenes Satzes, den zum erstenmal meines Wissens der König der Belgier ausgesprochen, jenes Satzes nämlich, daß Afrika bloß durch den Handel der Kultur erschlossen werden könne. Liberia ist eine Schöpfung der Vereinigten Staaten, aber von der aus Amerika überkommenen englischen Sprache abgesehen, ist, seit die Vereinigten Staaten zum großen Schaden Liberias dessen Verwaltung aus der Hand gegeben haben, der amerikanische Einfluß hier gleich Null, während der deutsche Einfluß nicht bloß der mächtigste ist, sondern mit jedem Tage wächst. Und das hat einzig und allein der deutsche Handel gethan!

Als sich 1816 die American Colonisation Society bildete, und zwar, wie in ihren Satzungen gesagt wird, behufs „Kolonisierung Afrikas durch freiwillige Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, sowie behufs Beförderung von Christentum und Zivilisation", da schienen die Aussichten auf Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten noch recht gering zu sein. Man versuchte damals vermittelst schwarzer Kulturträger dem Uebel der Sklaverei an seiner Quelle entgegenzutreten. Die ersten schwarzen Kolonisten verließen New York 1820, wurden zunächst in Sherbro untergebracht, und nachdem man die Gegend bei Kap Mesurado von den Eingebornen angekauft hatte, dorthin befördert. Am 25. April 1822 wehte zum erstenmal die amerikanische Flagge über der Gegend des heutigen Monrovia, das von Monroe, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinen Namen erhielt. Der oben genannten Kolonisationsgesellschaft erwuchs aber in drei anderen, ähnlichen Zwecken

dienenden Unternehmungen Konkurrenz, und erst dem tüchtigen (weißen) Gouverneur Buchanan gelang es, alle diese Einzelkolonien (mit Ausnahme der 1835 gegründeten Kolonie Maryland, die sich 1857 an Liberia anschloß) unter einen Hut zu bringen. Am 26. Juli 1847 folgte alsdann die Unabhängigkeitserklärung, deren Jahrestag noch jetzt jährlich durch Gottesdienst, eine Art Parade, Kanonenschüsse und ein Festessen beim Präsidenten der Republik gefeiert wird. Die Musterverfassung des neuen Staatswesens war von Professor Greenleaf vom Harward College ausgearbeitet worden, welcher gelehrte Herr wohl nicht geahnt hat, daß seine Verfassung desto mehr Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, je autokratischer sie abgefaßt gewesen wäre. Nachdem ich dem Präsidenten der Republik und den Ministern meine Aufwartung gemacht, nahm ich das Gefühl mit mir, daß diese Männer auch unter Weißen und in Europa für tüchtig und brauchbar erklärt werden würden, daß aber das beständige Rücksichtnehmen auf Repräsentantenhaus und Senat, sowie die Bewältigung jenes endlosen Formenkrams, in den Professor Greenleaf diese Republik eingeklemmt hat, ihre besten und so ziemlich ihre gesamten Kräfte in Anspruch nehmen.

Nachdem Liberia 1847 auch von England anerkannt worden, war es das Bestreben der amerikanischen Schutzpatrone, der Republik eine ununterbrochene Küstenlinie vom San Pedro-Fluß bis zum Shebar-Fluß zu sichern, damit sie von auswärtigen Verwickelungen so viel als möglich verschont bliebe. So wurden beispielsweise 120000 Mk. zum Ankauf jenes Galenaslandes aufgebracht, welches bisher einer der Hauptherde des afrikanischen Sklavenhandels gewesen war. England erhob keinerlei Einwände, als zu Anfang 1850 dieser Ankauf erfolgte, änderte dann aber 1860 seine Politik und beschuldigte die Liberianer, „daß sie unrechtmäßigerweise und zum Schaden englischer Unterthanen in Gegenden, wo der Handel bisher frei gewesen sei, den Handel mit den Eingebornen zu monopolisieren suchten“, Durch innere Unruhen, beispielsweise den unglücklichen Krieg gegen die Aufständischen der Grafschaft Maryland (Oktober 1875), wurde Liberia verhindert, an die Gründung einer Niederlassung im Galenaslande Hand anzulegen, und als England 1879 begann, die Ansprüche Liberias auf dieses Gebiet anzufechten, kam es zur Einsetzung einer gemischten Kommission, bei

der ein amerikanischer Kommodore als Unparteiischer figurieren sollte, deren Aufgabe aber an dem Widerstande der Engländer scheiterte, die von vornherein erklärten, daß sie sich dem Ausspruche des Unparteiischen nicht unterwerfen würden. Als kurz darauf von einer französischen Schutzherrschaft über Liberia die Rede war, wurde der amerikanische Gesandte in Paris von Washington aus dahin benachrichtigt, daß die Vereinigten Staaten gerade wegen der eigentümlichen Haltung Englands einer mäßig gehandhabten französischen Schutzherrschaft über Liberia vollkommen wohlwollend gegenüberstehen würden. Die Sache blieb aber auf sich beruhen, und als im März 1882 der englische Gouverneur von Sierra Leone, der gleichzeitig Konsul für Liberia ist, mit vier Kriegsschiffen vor Monrovia erschien, um entweder die Aufgabe aller Ansprüche an das Galenasgebiet oder aber die Zahlung zweier in der Luft schwebender Forderungen englischer Unterthanen im Betrage von 9000 L. und 850 L. zu verlangen, da sah sich der damalige Präsident Gardiner zur Unterzeichnung eines vorläufigen Vertrages, welcher auf das Galenasgebiet Verzicht leistete, veranlaßt. Dieser vorläufige Vertrag wurde vom liberianischen Senate verworfen, und unter dem 30. März 1883 teilte der Gouverneur von Sierra Leone dem Präsidenten von Liberia mit, „daß England laut Uebereinkunft mit den eingebornen Königen und Häuptlingen von der ganzen 40 englische Meilen langen Küste des Galenasgebietes bis zum Manna-Flusse, und zwar bis eine halbe englische Meile landeinwärts, Besitz ergriffen habe. England zahlt für diese Abtretung an fünfzehn Könige und Häuptlinge eine Jahresrente von 210 L. und hat neuerdings am rechten Ufer des Manna-Flusses einen Zollposten eingerichtet.

Wie nun die Verhältnisse heute liegen, erstreckt sich die theoretische sowohl wie thatsächliche Herrschaft der Liberianer im Norden bis Kap Mount am Manna-Flusse. Im Süden beanspruchen die Liberianer den San Pedro-Fluß als Grenze, während sich ihre Herrschaft und ihr Einfluß thatsächlich bloß bis zum Cavalla-Flusse erstrecken. Im Innern hört die thatsächliche Herrschaft der Liberianer, einige bis zu 50 englische Meilen vorgeschobene Ansiedelungen abgerechnet, schon in der Entfernung von etwa 15 Meilen von der Küste auf, während die Herrschaft über alles Land beansprucht wird, das innerhalb einer 60 englische Meilen von der Küste entfernten Linie liegt.

Wie bereits an andrer Stelle gesagt, wohnen die Liberianer fast bloß in den von ihnen gegründeten Ortschaften, sowie längs einiger Flüsse, während im übrigen die Küste von Vey- und Kru-Stämmen, das Binnenland von Mandingos und deren Sklaven eingenommen wird. Die Liberianer kümmern sich um diese eingebornen Stämme bloß dann, wenn Angehörige derselben, wie z. B. so sehr viele Krus, in ihre Niederlassungen kommen. Alsdann werden allerdings solche Eingeborne, die etwas verbrochen haben, vor liberianische Gerichte geladen; im übrigen aber denkt man weder daran, den Krus das politische Wahlrecht zu gestatten, noch auch sich in jene Kriege zu mischen, welche deren über viele Steinschloßgewehre verfügende Könige (beispielsweise der mächtige King Johnson und der kriegerische King Bottle Beer) während jeder Trockenzeit untereinander führen. Als daher Bassaleute (es ist das ein Stamm der Krus, der aber nicht die gewöhnliche grüne Kru-Marke trägt) 1880 bei Nanna-Kru das gestrandete deutsche Schiff Carlos geplündert hatten, zahlte allerdings die liberianische Regierung beim Erscheinen der deutschen Korvette Victoria die geforderte Entschädigung, blieb aber nach wie vor gleich machtlos, ähnlichen Ausschreitungen der innerhalb ihres Gebietes wohnenden unabhängigen Stämme zu steuern.

Unter Wahlunruhen hat Liberia, obwohl seine (übrigens wieder wählbaren) Präsidenten bloß auf zwei Jahre gewählt werden, nur wenig gelitten, ja, es hat seit den 36 Jahren seiner Unabhängigkeit erst zehn Präsidenten gehabt (Roberts, Benson, Warner, Payne, Roye, abermals Roberts, abermals Payne, Gardiner, Russel und Johnson), was eigentlich für eine Neger-Republik gar nicht so viel ist. Die meisten Unruhen und Schwierigkeiten sind durch finanzielle Angelegenheiten entstanden, wie denn auch jetzt wieder eine Geldfrage als Schreckgespenst dasteht und sogar den Bestand des Freistaates zu gefährden droht. „Zur Entwickelung des Landes", wie es damals hieß, wurde 1871 von englischen Spekulanten zum Kurse von 85 eine mit 7 Prozent verzinsliche und binnen 15 Jahren rückzahlbare Anleihe von 100 000 Pfd. Sterl. aufgenommen. Von diesen 100 000 Pfd. Sterl. sind, wie mir zwei im Amte befindliche liberianische Staatsmänner auf Ehrenwort versicherten, allerhöchstens 10 000 Pfd. Sterl. nach Liberia gelangt und dort anstatt zum Bau von Straßen, zum Ankauf von Uniformen,

Schuhwerk u. ſ. w. verwandt worden. Zinſen hat Liberia ebenſowenig gezahlt, wie auch nur einen Cent zur Rückzahlung der 1886 fälligen Schuld, die inzwiſchen durch die Zinſen ganz bedeutend angewachſen iſt, zurückgeſtellt. Was wird alſo aus Liberia werden, wenn am Tage des Verfalls England ſich ſeiner ſpekulierenden Unterthanen annimmt, jenes ſelbe England, das trotz Aneignung des Galenas-Landes auch heute noch auf der Zahlung jener früher erwähnten Forderungen engliſcher Unterthanen beſteht? Präſident Johnſon geht in ſeiner zu Monrovia gedruckten Amtsantrittsrede vom 7. Januar 1884 recht furchtſam um die Sache herum, er meint, daß man, um jemand zur Uebernahme und Tilgung der Schuld zu veranlaſſen, Monopole gewähren müſſe, aber ſolche Monopole, deren Riſiko der Unternehmer ſelbſt trage. Er denkt namentlich an die Ausbeutung der Mineralſchätze ſowie der an wertvollen Hölzern (Mahagoni, Zedern, Ebenholz u. ſ. w.) reichen Wälder des Landes, ſowie auch an ausgedehnte Landverkäufe. Uebrigens glauben manche Liberianer, daß, wer das Geld gebe, zum Entgelt dafür auch gleich ganz Liberia und nicht bloß ein Monopol nehmen werde. Präſident Johnſon erwähnt dieſe Stimmung mit den Worten: „In Bezug auf unſere Stellung zum Auslande und den Ausländern finden ſich unter uns zwei Extreme. Die einen möchten, entmutigt durch die Hinderniſſe, die uns allerwärts entgegentreten, allen nationalen Beſtrebungen entſagen und ſich unter die Aufſicht und den Schutz einer größeren Macht begeben, die leichter im ſtande wäre, jener Schwierigkeiten Herr zu werden. Die andern hinwiederum nehmen im Hinblick auf ihre eigenen Anſprüche viel zu wenig Rückſicht auf die Rechte der Fremden und möchten denſelben ſelbſt dasjenige verſagen, was in allen ziviliſierten Ländern den Unterthanen einer andern Nation gewährt wird.“

Dieſe letztere Bemerkung kennzeichnet die von Anfang an in der Geſetzgebung Liberias hervortretende Furcht vor der überlegenen Energie der Weißen, eine Furcht, die es auch mit ſich gebracht hat, daß die Weißen weder das Bürgerrecht erlangen und wahlberechtigt werden, noch anderwärts als an einigen Küſtenplätzen (deren Zahl ſtets vermehrt wird) Handel treiben noch auch Landbeſitz erwerben können. Uebrigens pflegt das Verbot des Landerwerbs von den Weißen durch Pachtung auf längere Zeit oder durch zeitweilige Heirat mit einer Schwarzen,

auf deren Namen man das Land eintragen läßt, umgangen zu werden. Hand in Hand mit der Furcht vor der Energie der Weißen geht das Bestreben, ihnen möglichst ähnlich zu sein, sich im Verkehr mit ihnen so zu geben, als ob kein Unterschied mehr bestände. Da aber trotz alles Dünkels, in den sich die Leute hineinphantasieren, beim Verkehr mit den Weißen jede Kleinigkeit sie wieder an ihre niedrigere Abstammung erinnert, so mag wohl in den Herzen mancher die verletzte Eitelkeit nagen. Ich möchte nicht grade behaupten, daß die Liberianer uns hassen, denn zäh festgehaltener Haß ist weit eher eine Seite des Indianer- als des Negercharakters, aber es scheint mir doch, daß die Liberianer, wenn sie den Weißen nicht so sehr, sehr nötig hätten, lieber sehen würden, wenn derselbe nicht im Lande wäre. Die Leute wissen aber ganz genau, daß sie den Weißen unmöglich entbehren können, daß, wenn sie denselben aus dem Lande jagten (von der nachfolgenden Bestrafung ganz abgesehen), unter ihnen selbst die Reichen verarmen und die Armen darben müßten. Dazu kommt, daß die eigentlichen Eingebornen weit lieber mit uns Weißen zu thun haben als mit den Liberianern und uns in jeder Hinsicht mehr Vertrauen entgegenbringen.

Im Eingang dieses Kapitels erwähnte ich den Ausspruch, daß die Erschließung Afrikas in erster Linie von der Entwickelung des Handels zu erwarten sei. Es ließe sich das wohl auch von andern Ländern behaupten, aber betreffs keines andern Landes in gleichem Grade wie von Afrika. Die Gründe, woher das kommt, möchte ich hier nicht einzeln aufführen, ich möchte bloß einen, allerdings den Hauptgrund, herausgreifen: es ist das jenes auffallende, halb instinktive Verständnis für den Handel und seine Interessen, welches sich bei fast allen, auch den rohesten Stämmen Afrikas vorfindet. Bespricht man die Staatseinrichtungen Liberias, wie ich dies gethan, mit Leuten aus den verschiedensten Klassen, so überkommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß die Liberianer keiner andern Seite ihres Staatslebens eine ähnliche Aufmerksamkeit zugewandt haben wie der Besteurung des von Weißen betriebenen Außenhandels. Den Binnenhandel mit den weiter landeinwärts wohnenden Eingebornen haben nämlich die Liberianer dadurch, daß sie den Weißen bloß einige Küstenplätze öffneten, zu ihrem Monopol gemacht. Da es in Liberia keine direkten Steuern gibt, so rühren nahezu die gesamten Staatseinnahmen von Ausfuhr- und Einfuhrzöllen her,

die 1880 etwa 125 000 Dollar, 1883 aber namentlich durch die vermehrte Handelsthätigkeit der Firma Woermann bereits 172 904 Dollar ergaben. Wenn in einigen Zeitungsberichten über Liberia, die mir zu Gesicht gekommen, von einem Defizit gesprochen wird, so beruht das auf Irrtum. Niemand kann mehr ausgeben als er hat, es sei denn, daß er Schulden mache. Und auch Liberia macht insofern Schulden, als es die Zinsen der englischen Schuld nicht bezahlt. Da aber im übrigen niemand so großmütig ist, der Republik weitere Summen vorzuschießen, so paßt man eben notgedrungen die Ausgaben und die ausgezahlten Gehälter den Einnahmen an. In mancher Hinsicht ist ein guter Wille nicht zu verkennen, wie denn z. B. die gesetzgebenden Körperschaften im Januar 1884 beschlossen haben, daß die Hälfte alles bei den öffentlichen Kassen eingehenden Papiergeldes zu vernichten sei, wodurch der Wert des unter 50 Prozent gesunkenen Papiergeldes thatsächlich wieder annähernd auf Pari gebracht worden ist. Man rechnet in Liberia nach nordamerikanischen Dollar, besitzt aber bloß Papiergeld (in Abschnitten bis zu 10 Cents hinab) und Kupfermünzen eigner Prägung, während ein Teil der Zölle in ausländischem Golde bezahlt werden muß. Hierbei werden englische Sovereigns mit 4.80 Doll. und deutsche Doppelkronen mit 4.70 Doll. berechnet.

Was nun die Abgaben des Handels anbetrifft, so gibt es Wertzölle (für Baumwollwaren 12½ Prozent) die zu ⅛ in Gold und ⅞ in Papier, sowie spezifizierte Zölle, namentlich auf Gewehre, Pulver, spirituöse Getränke, Tabak und Messerwaren, die ganz in Gold bezahlt werden müssen. Für Gewehre beträgt der Zoll 40 Cents das Stück, für Tabak 5 Cents, für Pulver 5 Cents, für Messingkessel 4 Cents das Pfund und für Rum 37½ Cents die Gallone. Die Feststellung und Erhebung dieser Zollbeträge geschieht derart, daß nach Ankunft jedes Schiffes ein schwarzer Zollbeamter sich den Inhalt der die Ladung löschenden Boote notiert, daß dann die Kaufleute eine Liste einsenden und daß diese mit den Aufzeichnungen des Zollbeamten verglichen wird. Uebrigens sind die Abgaben des Handels mit jenen Zöllen noch lange nicht zu Ende. Um spirituöse Getränke überhaupt einführen zu dürfen, hat jede Firma für jede der vier Grafschaften (Counties), in die Liberia zerfällt, jährlich 2000 Dollar, also insgesamt 32 000 Reichsmark, außerdem aber für jede Grafschaft, um besagte Getränke im großen ver-

kaufen zu dürfen, 300 Dollar, und um sie im kleinen verkaufen zu dürfen, 100 Dollar jährlich zu zahlen. Auch ist, um in irgend einer Art Manufakturwaren (dry goods) verkaufen zu dürfen, eine Abgabe von jährlichen 12½ Dollars an den Gemeindesäckel der betreffenden Ortschaft erforderlich.

Dem Tonnengelde, das die liberianische Regierung 1882 Miene machte von den Dampfern zu erheben, sind die deutschen Reeder dadurch aus dem Wege gegangen, daß sie den höheren schwarzen Beamten nebst deren Familien stillschweigend freie Fahrt gewährten, sobald dieselben eine sogenannte Amts- oder auch Vergnügungsreise machen wollten; da sich aber die englischen Dampfer eine so lästige Verpflichtung nicht aufgeladen haben, so wird dieselbe auch auf den deutschen Schiffen so sehr eingeschränkt, daß sie thatsächlich schon beinahe wieder aufgehört hat. Schwieriger dürfte es schon sein, dem Kreditgeben an einflußreiche Persönlichkeiten Einhalt zu thun. Sah ich doch selbst, wie die Frau des damals noch mit seiner Armee in Grand Bassa stehenden Generals Sherman in Strohhut und blaugedrucktem Kattunkleid, wie ein kräftiges Dienstmädchen aussehend, in eine Faktorei trat, um auf Borg einige Sack Kartoffeln zu kaufen. Ebensowenig scheuen sich Präsident und Minister, auf Borg kaufen zu lassen. Diese Summen werden dann meistens verrechnet, sobald die Europäer nach Ankunft eines Schiffes Zollgebühren zu entrichten haben. Diese Anpumpereien, die Notwendigkeit des Kreditgebens an schwarze ins Innere gehende Händler (traders) sowie die jährlich geänderten willkürlichen Gesetze rechnet der hiesige Kaufmann zu seinen größten Hemmnissen.

Fragt man nun aber, warum der deutsche Kaufmann denn doch in Liberia bleibe, während es in der benachbarten englischen Kolonie Sierra Leone, wo die natürlichen Bedingungen des Handels ganz ähnlich sind, keine deutschen Kaufleute gibt, fragt man, warum die deutschen Dampfer vier liberianische Hafenplätze, nicht aber das viel bedeutendere Freetown in Sierra Leone anlaufen, so erwidere ich, daß der deutsche Handel, dem ja bis vor kurzem kein unter deutscher Flagge stehendes überseeisches Gebiet offen stand, in unabhängigen, d. h. von den Eingebornen verwalteten Gebieten ein viel lohnenderes Feld der Thätigkeit findet, als in den Kolonien zivilisierter Staaten und besonders in den englischen Kolonien. Diese Ueberzeugung, daß,

wo wir nicht die eigne Flagge entfalten können, unsre Kaufleute sich am besten bei der Unabhängigkeit der betreffenden Länder stehen, hat sich mir in allen Erdteilen, ganz besonders auch in der Südsee aufgedrängt. Alle Vorteile, welche die geregelten Zustände einer englischen Kolonie gegenüber der Mißwirtschaft in den von Eingebornen beherrschten Gebieten mit sich bringen, wiegen jedoch nimmermehr jene eine nicht wegzuleugnende Thatsache auf, daß der deutsche Kaufmann in englischen Kolonien niemals zu derjenigen Machtstellung gelangt, wie in unabhängigen Gebieten, weswegen er auch diese mit Vorliebe aufsucht. Wenn ich mir unter den gefährlichsten Klimaten der Erde oft mit von Fieber schwindelnden Kopfe große Strapazen auferlegte, so geschah das nicht um materiellen Vorteils willen, sondern in dem Bewußtsein, in, wenn auch noch so bescheidenem Maße mitzuarbeiten an dem Webstuhle der Zeit, es geschah in dem glühenden Verlangen, unserm mit überseeischen Verhältnissen noch so wenig vertrauten Volke die Wahl zu ermöglichen zwischen den für sich sprechenden Thatsachen einerseits und anderseits der nichtsnutzigen, die Wahrheit verschleiernden Schönrednerei eines Bamberger und seiner manchesterlichen Genossen.

Während wir an Bord der Anna Woermann bis Monrovia zu vier Passagieren allein geblieben waren, kam in Monrovia zu der uns nach den andern Hafenplätzen Liberias führenden Weiterfahrt ein reichlicher Zuwachs: zunächst der Woermannsche Hauptagent, der, um Verfügungen betreffs Aus- und Einladens zu treffen, wenn irgend möglich, die Dampfer an der liberianischen Küste entlang begleitet und auch sonst behufs Einrichtung neuer oder Besichtigung schon bestehender Faktoreien viel auf Reisen ist. Des weitern wurden wir mit einer Anzahl schwarzer Kajüttenpassagiere beglückt, die, den wohlhabenderen Ständen angehörig, sogar ihre Passage bezahlten, aber dennoch, da alle Kabinen besetzt waren, in der Kajütte auf dem Sofa schlafen mußten. Die schwarzen Herren speisten mit uns an gemeinsamer Tafel und bestellten ebenso flott wie wir Wein oder Bier; ihre Frauen und Töchter aber hielten sich, wenigstens solange die Mahlzeiten dauerten, abseits. Es befand sich darunter eine auffallend hübsche und sehr gescheite Mulattin, die

uns den interessanten Beweis lieferte, daß schwarze oder braune Schönheiten es in der Kunst des Kokettierens ganz gut mit ihren weißen Schwestern aufnehmen können. Sie verbrachte einen großen Teil ihrer Zeit damit, an so ziemlich jeden der anwesenden Herren mehr oder minder geistreiche Briefe zu richten, und wenn man nicht die Verfasserin gekannt hätte, so würden weder die sehr schöne Handschrift noch auch der wirklich tadellose Stil die dunkle Hautfarbe der Briefstellerin verraten haben. Das große Ideal dieser unternehmenden Schönen ging dahin, einen weißen, aber einen ganz weißen Mann zu bekommen, und wahrscheinlich bloß um dieses Ziel zu erreichen, begab sie sich zur englischen Goldküste.

Wenn ich vorhin von wohlhabenden Schwarzen sprach, so möge hier gleich angefügt werden, daß das größte realisierbare Vermögen unter allen Liberianern sich doch wohl kaum auf mehr denn 200000 Mark belaufen dürfte, während, falls jemals der Grundbesitz verkäuflich wird, damit auch mehrere schwarze Millionäre geschaffen würden. Der reichste Mann in Monrovia ist zur Zeit Gabriel Moore, dessen Sohn sich nach siebenjährigem in Amerika absolviertem Studium mit Fug und Recht als einzigen (also schwarzen) in Liberia ansässigen Arzt bezeichnen darf.

Weit zahlreicher als der Zuwachs an Passagieren war der Zuwachs an Bemannung, den wir in Monrovia an Bord nahmen. Unsern europäischen Matrosen fällt es, wie wir das schon in Gorée und Rufisque beobachtet hatten, recht schwer, unter tropischem Himmel das Löschen der Ladung und die sonstigen schwereren Arbeiten vorzunehmen. Es hat sich daher bei den nach Westafrika fahrenden Dampfern der Gebrauch ausgebildet, in Liberia eine größere Anzahl von Kru-Leuten (für unser Schiff 32) an Bord zu nehmen und dieselben auf der Heimfahrt wieder dort abzusetzen. Kru-Boys sind die unvermeidlichen Begleiter und Handlanger aller europäischen Kaufleute. Wie diese ohne Kru-Jungen überhaupt in Westafrika Handel treiben könnten, vermag man sich gar nicht vorzustellen.

So ziemlich alle Neger sind ja in der Sklaverei tüchtige Arbeiter, in der Freiheit aber und im eignen Lande will die größte Mehrzahl von ihnen weder arbeiten noch sich so unbedingt, wie dies für einen Arbeiter erforderlich ist, den Befehlen der Europäer unterwerfen. Eine Ausnahme machen einzig und allein die Kru-Leute, die demnach für ganz Guinea das einzige

Arbeitermaterial auf den Schiffen und in den Faktoreien darstellen. Dazu kommt, daß diese Kru-Jungen wahrhaft gottbegnadete Seeleute und auch als Lastträger für die Faktoreien unübertroffen sind; seltsamerweise aber haben sie eine unüberwindliche Abneigung gegen jeden andern Ackerbau als den in ihrer eignen barbarischen Heimat, so daß also für Westafrika, da ja das Sklavenhalten wenigstens bei weißen Arbeitgebern nicht mehr als anständig gilt, doch noch ein Teil des Arbeiterproblems ungelöst bleibt. Obwohl die Kru-Leute sich für entferntere Gegenden, wie z. B. die Gold- oder Sklavenküste, bloß jedesmal auf 1 Jahr, für ihrer Heimat nähergelegene Orte sogar bloß auf 3 Monate zu verdingen pflegen, so sind doch die Feinde, welche auch ihr Leben und ihre Gesundheit bedrohen (darunter in erster Linie der Rum), so zahlreich, daß gar manche das ersehnte Ziel, sich nämlich mit dem heimgebrachten Lohn eine Frau kaufen zu können, nicht erreichen und ihre Heimat niemals wiedersehen. Eine der hauptsächlichsten Bedingungen, unter denen man Krus mietet, geht dahin, daß sie frei befördert und auch wieder frei zu ihrer Heimat zurückgeschafft werden müssen. Als Lohn erhalten die Krus auf den Schiffen bei freier Kost 1 Mark täglich für gewöhnliche Arbeiten und 2 Mark für die Hauptleute. In Monrovia und den andern Hafenplätzen Liberias zahlt man ebenfalls bei freier Kost einen Monatslohn von 24 Mark an die Arbeiter und 48 Mark an die Hauptleute; da aber dieser Lohn in Waren (Zeug, Rum, Pulver) ausbezahlt wird, so darf man annehmen, daß er sich, nach dem Kostenpreise dieser Waren berechnet, bloß auf die Hälfte stellen würde. In jenen Faktoreien der Sklavenküste, wo Deutschland vor kurzem seine Flagge gehißt hat, zahlt man den Kru-Jungen zwischen 1 und 8 Dollar monatlich, und zwar halb in Geld und halb in Waren. Zur Beköstigung erhalten sie dort ein Pfund Reis täglich und für die Zuthaten 75 Pfennig wöchentlich. Gewöhnlich werden jedem Trupp von 10 bis 12 Mann auch noch am Ende der Woche eine Gallone Rum und zwei bis drei Pfund Blättertabak (zum Rauchen, Schnupfen und Kauen) gegeben, nach deren Empfang sie mit Singen und Tanzen ein großes Fest zu veranstalten pflegen.

Woher der Name Kru stammt, weiß man nicht, denn der Ableitung von dem englischen crew (Schiffsmannschaft) steht die Schreibweise (englisch Kroo, deutsch Kru) entgegen; die Leute selbst nennen sich mit anderen Namen, bald Grebo, bald Gede-

boes u. ſ. w. Die Farbe der Krus iſt ein ſehr dunkles Braun, grauſchwarze oder gar ganz ſchwarze Leute wie bei den Djoloſ-Negern von Senegambien habe ich aber noch nicht unter ihnen beobachtet. Allen Krus gemeinſam iſt ein zwiſchen Naſe und Stirnhaaren angebrachter dunkelgrüner Streifen, der ſich aber auch bisweilen zu einer verwickelteren, die Wangen überdeckenden Tättowierung erbreitert. Obwohl die Krus wegen ihrer ſtählernen Muskulatur berühmt ſind, ſo ſtehen ſie doch in Bezug auf die Geſamtausbildung des Körpers weit hinter europäiſchen Arbeitern zurück; ſie trinken eben zu viel Rum, als daß ſie ſich auf die Dauer eine kräftige Konſtitution erhalten könnten. Die Vorſteher der Trupps (head-men) ſtehen gewöhnlich im reiferen Mannesalter, während alle übrigen die Zwanzige noch kaum erreicht zu haben pflegen. Kommen ſie in Monrovia oder bei Kap Palmas zum erſtenmal an Bord, ſo ſind ſie noch recht mager, ſchon bald aber merkt man an ihrer größeren Fülle den Einfluß der beſſeren, wenn auch noch immer mehr als einfachen Koſt. An Bord pflegte dieſen ſchwarzen Arbeitern behufs Zubereitung der gelieferten Lebensmittel eine eigene, höchſt einfache Negerküche zugewieſen zu werden. Nachts ſchlafen ſie in ein Tuch gehüllt auf den Planken des Verdecks, wo man bei der Dunkelheit ſtets Gefahr läuft, über ihre braunen Leiber zu ſtolpern. Am Tage tragen ſie bei der Arbeit bloß ein um die Hüften gewundenes Taſchentuch, ſonſt aber ein jackenartiges Hemd und über dem kurzgeſchorenen, bisweilen melonenartig friſierten Haar irgendwelche Art von abgelegtem alten Hut.

Während in Senegambien faſt alle franzöſiſchen Kommis Woloſ ſprechen und auch meine zur Sklavenküſte reiſenden Mitpaſſagiere der Togo- und der Povo-Sprache mächtig ſind, habe ich noch keinen Europäer kennen gelernt, der ſich der Kenntnis des Kru-Idioms gerühmt hätte. Vielleicht rührt dies daher, daß dasſelbe ganz außerordentlich ſchwer zu erlernen ſein ſoll, vielleicht auch daher, daß man ſich einmal daran gewöhnt hat, im Verkehr mit den Krus jenes entſetzliche, mit ſpaniſchen, portugieſiſchen und afrikaniſchen Worten geſpickte Pidjin-Engliſch zu gebrauchen, von dem eine andere Abart auch zur Verſtändigung mit Chineſen, Südſee-Inſulanern u. ſ. w. dient. »Me non sabe« heißt in dieſer der Grammatik entbehrenden Kinder- und Wildenſprache „ich weiß nicht".

Ob jene Krus, die nun schon seit Jahrzehnten auf deutschen Dampfern und in deutschen Faktoreien gearbeitet haben, auch etwas Deutsch gelernt hätten, war mir während mehrerer Tage zweifelhaft. Zwar glaubte ich bisweilen etwas wie „Ja", „Nee", „danke" u. s. w. verstanden zu haben; das hätte aber doch auch teils wieder Pidjin-Englisch, teils ein Irrtum meinerseits sein können. Auch die mir vorgelegte Entscheidung, ob die Worte „du Oos", die ein Kru-Junge einem Matrosen gegenüber gebraucht haben sollte, auf deutschen oder altägyptischen Ursprung zurückzuführen seien, klärte die Sache nicht weiter auf.

Eines Abends aber, als ich halb träumend auf meinem Rohrsofa lag, hörte ich solch greuliches, mit Pidjin-Englisch untermischtes Plattdeutsch, daß ich mich unwillkürlich erhob, um die Matrosen zu sehen, die sich in solchem Idiom zu unterhalten vermöchten. Kaum aber war ich aufgestanden, als alles stillschwieg; auch waren keine Matrosen in der Nähe, bloß am Boden lagen regungslos einige schlafende Schwarze. Einmal argwöhnisch geworden, legte ich mich wieder nieder und gab mir den Anschein, ebenfalls zu schlafen, horchte aber dabei so aufmerksam als nur irgend möglich. Und in der That begann nach wenigen Minuten wieder dieselbe Unterhaltung; es war kein Zweifel mehr, daß sich Schwarze hier unter sich, wie mir schien, um uns Europäern nachzuäffen, deutscher Worte bedienten. Alle Bemühungen hinwiederum, am folgenden Morgen die beiden schwarzen Sprachkenner herauszufinden, waren vergeblich. Uebrigens steht dieser Fall nicht vereinzelt da; man nannte mir mehrere head-men, die geläufig Hamburger Platt (aber kein Hochdeutsch) sprächen, und ein Deutscher erzählte mir, daß sein Kru-Diener, den er mit nach Hamburg genommen, dort binnen unglaublich kurzer Zeit Deutsch, daneben aber auch allerhand nichtsnutzige Dinge gelernt habe und nach der Rückkehr gar nicht mehr als Diener brauchbar gewesen sei. Daß die Kru-Jungen sich bei allen ihren Vorzügen doch ganz vortrefflich auf Stehlen und Lügen verstehen, unterliegt keinem Zweifel. Man möge aber nicht vergessen, daß, was ich betreffs Senegambiens und Liberias über die dort wohnenden Neger erzähle, bloß für diese, nicht für die ganze Neger-Rasse gilt. Innerhalb dieser Neger-Rasse walten weit größere Verschiedenheiten als unter allen zwischen Cadiz und Moskau lebenden

Völkern Europas. Während die Kru-Neger diebisch und unzuverlässig sind, lernte ich zu Rio-Janeiro in den Minas-Negern Leute kennen, die mehr Vertrauen verdienten, als ein großer Teil der Europäer, Leute von durchaus erprobter, niemals fehlender Zuverlässigkeit. Während Liberianer sowohl wie Krus gemeinhin für feige gelten, sah ich nach der Schlacht von Tel-el-Kebir hinter Arabis Verschanzungen vorwiegend Negerleichen. Die Aegypto-Araber waren rechtzeitig ausgekniffen, die braven Neger hatten bei ihren Geschützen standgehalten, bis sie von den stürmenden Schotten mit dem Bajonett niedergestoßen wurden.

Wir verließen Monrovia gegen Mitternacht und ankerten am folgenden Morgen vor der Ortschaft Lower Buchanan oder Fishtown, wo wir noch einen zweiten Woermannschen Dampfer, einen englischen Dampfer und ein holländisches Segelschiff vorfanden. Die eigentliche Hauptstadt der Grafschaft Grand Bassa ist das seitwärts an der Mündung des St. Johnflusses gelegene Upper Buchanan. Da aber die dortige Barre allzuviele Opfer an Booten und Menschenleben (ein Kru-Leben gilt hier allerdings nicht viel) fordert, so kommt Fishtown als Handelsplatz immer mehr in Aufnahme. Und doch ist auch dort die Brandung schlimm genug. Als wir nach ¾stündiger schwindelerregender Bootfahrt das Ufer beinahe erreicht hatten, sausten uns, gerade als starke Kru-Leute uns auf ihre Arme nahmen, die Spitzen einer Welle gegen den Kopf, daß wir beinahe zu Boden geschleudert worden wären. Alle die kleineren Ansiedlungen der Liberianer stellen mehr oder minder abgeschwächte und elendere Nachbildungen von Monrovia dar. In Fishtown bestehen die Häuser aus schuppenartig übereinander gelegten und in schlechtem Zustande befindlichen Brettern, auch die Faktoreien fand ich nicht besser als alle übrigen Wohnungen. Am sandigen Strande, aus dem einige Felsen hervorragen, standen in langer Reihe mächtige Baumwollbäume (Silkcottontrees), ging man aber etwa hundert Schritte landeinwärts, so fand sich, während im Hintergrunde bläuliche Berge den Horizont umsäumten, das gewöhnliche, alle Häuser umkleidende Gewirr tropischen Pflanzenwuchses, Palmen, namentlich Fächerpalmen, Kaffeesträucher, Orangebäume mit schlechten, saftarmen Früchten, Schilfrohr und blühende Oleander, zwischen denen Schweine, kleine Kühe, Ziegen und Hühner herumliefen.

Die Grafschaft Grand Bassa befand sich in großer Aufregung wegen eines Aufstandes, der vor etwa acht Wochen dort ausgebrochen war. Da es nämlich auch in Liberia zwei sich befehdende politische Parteien gibt, die Republikaner und die Whiggisten, und da zur Zeit die ersteren am Ruder und an den Kassen sitzen, so wäre es ja allerdings beinahe ein Wunder gewesen, wenn die Whiggisten sich das ruhig hätten gefallen lassen sollen. Sie suchten sich also der Zolleinkünfte von Grand Bassa zu bemächtigen und verübten auch sonst noch allerlei Unfug. So erschienen sie beispielsweise eines Nachts, ihre Gewehre abfeuernd, in Upper Buchanan vor der Wohnung des Woermannschen Agenten, Herrn West, und forderten Rum oder Gin. Herr West, der Kru-Träger zur Hand hatte, um sich nötigenfalls in der Hängematte zum Flusse tragen und in seinem Gigg aufwärts rudern zu lassen, machte dennoch, als er das nächste Haus in Flammen aufgehen sah, gute Miene zum bösen Spiel und gab, nachdem er seine geladenen Gewehre bereitgestellt hatte, einigen Rum heraus. Ein paar Wochen später erschienen mit englischem, zu diesem Zwecke gecharterten Dampfer 300 von der Regierung zu Monrovia aufgebotene Milizen, denen aber nichts weiter zu thun übrig blieb, als die Gefangennahme der Rädelsführer. Gerade bei meiner Ankunft sollten nun die in Parade aufgestellten Truppen behufs Rückbeförderung nach Monrovia zu dem Woermannschen Dampfer Grasbrook eingeschifft werden. Die Regierung zahlte dafür 80 L. und so verlohnte sich wohl die eintägige Verzögerung.

Der erste Eindruck dieser Blumenlese von Vaterlandsverteidigern wirkte verblüffend. War es Kinderspiel oder Ernst? Und doch fand ich die Sache nicht so ganz fratzenhaft, wie die Kaufleute sie mir geschildert hatten. Unter mißratenem Trommelwirbel, der wie das Aufschlagen auf alte Kessel klang, marschierten an der Spitze des Zuges etwa 30 bis 40 gutgewachsene, in reinliche blau und weiße Uniformen gekleidete Leute — die sogenannte Congo-Kompanie, weil ihre Mitglieder befreite Sklaven vom Congo sind. Die zweite Kompanie, schon etwas kleinere Leute, trug jene unglaublich schmutzigen, ehemaligen Stalljacken holländischer Trainsoldaten, welche die niederländische Faktorei zu Monrovia der Regierung überlassen hatte. Die Mannschaften der dritten, vierten, fünften und sechsten Kom-

panie trugen zerlumpte ehemalige Uniformen, zu deren hiesigem Rendez-vous wohl so ziemlich alle Armeen Europas und Amerikas ihren Anteil geliefert haben mochten. Dabei waren die Mannschaften der letzten Kompanie, zum Teil halbwüchsige Knaben, so klein wie die größeren Affen unsrer zoologischen Gärten.

Auffallend einheitlich war die Bewaffnung; sie bestand nämlich außer 30 bis 40 Sniderbüchsen ausschließlich aus noch gut erhaltenen Perkussionsgewehren. Seitengewehre sah ich bei den gewöhnlichen Soldaten nicht, wohl aber hatten sich dieselben mitunter recht seltsame Tornister zurechtgemacht, so z. B. aus großen alten Konservebüchsen. Auch war nach Einberufung der Miliz eine Probesendung von Schultornistern, die seit Jahren unverkäuflich in einem Laden gelegen hatte, binnen wenigen Stunden zu gutem Preise verkauft worden. Gar nicht übel sahen in dunkelfarbiger, goldbetreßter Uniform mit Schleppsäbel und einem Käppi, das die Aufschrift R. L. (Republik Liberia) trug, die schwarzen Herren Offiziere aus; sie hatten sich bei der Wahl ihrer Uniformen augenscheinlich englische Marineoffiziere zum Vorbilde genommen. Auch ließen sie ihre Schleppsäbel ebenso laut, wie dies nur Europäer gethan haben könnten, über die Steine rasseln, lächelten jeden Weißen als einen Gleichstehenden an und belagerten ihre kattunbekleideten Landsmänninnen mit jenem Stolze, der dem Sieger über einen gefährlichen Aufstand, zwei totgestoßene Ochsen und 67 gestohlene Hühner, geziemt. Nur der Oberbefehlshaber, General Sherman, in gewöhnlichen Zeiten ein ehrsamer Krämer und Mitglied der seit 1867 gegründeten Großloge von Monrovia, hielt sich dünkelvoll abseits und schien es auch später, als er an Bord der Anna Woermann kam, unter seiner Würde zu halten, die dortigen Europäer zu grüßen.

Eine Flotte besitzt Liberia heutigentags nicht mehr, obwohl ihm seiner Zeit von England zwei Schiffe, die den Kern einer Flotte bilden sollten, zum Geschenke gemacht worden sind. Auch die liberianische Armee existiert, ihrem Charakter als Miliz entsprechend, bloß im Kriege, während in gewöhnlichen Zeitläuften „Konstablers", die sich vor andern Schwarzen durch eine sonst nicht häufig zu findende Zerlumptheit auszeichnen, bei gelegentlichen Ruhestörungen einzuschreiten haben. Noch wäre zu bemerken, daß die artilleristische Ausrüstung der Liberianer

aus mehreren kleinen Messinggeschützen, vielen alten großen Eisenrohren und auch aus einer Mitrailleuse besteht, die man aber auseinandergenommen hat und nicht wieder zusammenzusetzen im stande ist. Vielleicht würden die Aufständischen noch vor Ankunft der Truppen die deutsche Faktorei geplündert haben, wenn nicht über derselben die deutsche Flagge geweht hätte. Vor dieser aber haben seit Manna-Kru alle Eingebornen und Liberianer eine heilsame Ehrfurcht.

Abermals ging es in der Nacht weiter nach Sinoe, diesmal aber recht vorsichtig und bei beständigem Loten, da die Küste hier das ist, was die Seeleute „unrein" nennen. In Sinoe, vor dem wir ebenso, wie vorher in Monrovia und später bei Kap Palmas, einen schwarzen Lotsen an Bord bekamen, umringten uns kurz nach dem Ankerwerfen und trotz der wahrhaft fürchterlichen Brandung nicht bloß schwere, mit Krus bemannte Boote, sondern auch winzig kleine Kanoes, die von je einem Manne nach Art der Grönländer Boote geführt wurden. Nach Passierung der Barre eröffneten sich zu beiden Seiten des Flusses, an dem Greenville liegt, waldbewachsene Felsen, wo die Brandung mächtig emporrauschte. Die Stadt selbst aber war bloß eine Kopie von Fishtown und das Gleiche fand ich betreffs Harpers bei Kap Palmas bestätigt. Wo möglich ist hier die Brandung noch mächtiger, an einer vor dem Kap gelegenen felsigen Insel braust sie wohl über 100 Fuß aufwärts, und nachdem eines der ersten ans Land gesandten Boote — aber ohne Schaden für die Bemannung — umgeschlagen war, sahen wir einige Zeit später die Fässer, welche seine Ladung gebildet hatten, umhertreiben. Bei dieser Stärke der hier anstehenden Brandung ist es doppelt auffallend, daß ein 1873 gestrandeter englischer Dampfer, die Yoruba, noch immer im wesentlichen unversehrt auf dem Strande liegt, obwohl der Gischt der Dünung beständig über ihn hinwegspritzt.

Im ganzen Gebiete der Republik Liberia leben zur Zeit höchstens 40 Weiße, darunter bloß eine Dame, nämlich die Frau eines in Mühlberg am St. Pauls-Fluß angesiedelten amerikanischen Missionärs, welcher sich mit der Erziehung schwarzer Kinder beschäftigt. Außer diesen Amerikanern, den französischen Missionären und dem schweizerischen Naturforscher Stempfli sind alle übrigen Kaufleute. Und über diese Kaufleute, die trotz ihrer verschwindend geringen Zahl fast eine ebenso große

Rolle spielen, wie alle aus Amerika eingewanderten Liberianer miteinander, möchte ich noch einige Worte sagen.

Wer von den europäischen Kaufleuten nicht Hauptagent oder Agent ist, wird gewöhnlich „junger Mann" tituliert, einerlei, welchen Alters er sei. Die Stellung eines solchen jungen Mannes ist äußerst schwierig, zuweilen sehr verantwortlich und im Vergleich zu derjenigen der Hauptagenten, die ihre Prozente erhalten, viel weniger gut bezahlt. Was muß nicht ein in Liberia lebender Kaufmann alles besorgen! Arbeitsteilung gibt es ja hier noch nicht. Die Schwarzen sind in ihrer Art ganz gute Arbeiter, aber durchaus unzuverlässig und sehr gewandt in der Kunst, Kisten oder Säcke ohne anscheinende Beschädigung um einen Teil ihres Inhaltes zu erleichtern. Man hilft sich damit, daß man die Krus von Liberianern, die zwar ebenso gern stehlen, aber den Krus das Stehlen nicht gestatten mögen, beaufsichtigen läßt. Immerhin befreit das den Weißen nicht von der Notwendigkeit, selbst nachzusehen, die Schwarzen mit Humor, Geduld und wenn nötig mit Prügeln zur Arbeit anzuhalten. Ein sogenannter junger Mann muß also selbständig disponieren, er muß kalkulieren, Bücher führen, Briefe schreiben, Schwarze beaufsichtigen, in diesem Augenblicke für einige Hundert Mark Palmenkerne ankaufen oder einem schwarzen Händler für Tausende von Mark Kredit geben, um im nächsten Augenblicke, sobald jemand in das Magazin tritt, hinter dem Ladentische eigenhändig ein halbes Pfund Salzfleisch aus dem Fasse herauszuholen und als Bezahlung nicht etwa Geld, sondern Landesprodukte in Empfang zu nehmen, so beispielsweise vielleicht Kautschuk, von dessen schwer festzustellendem Feuchtigkeitsgehalte es abhängt, ob später ein Mehr- oder Mindergewicht herauskommt. Dabei ist der europäische Kaufmann fast stets von 7 Uhr morgens bis zu der das ganze Jahr hindurch mit verzweifelter Regelmäßigkeit um 6 oder 6¼ Uhr eintretenden Dunkelheit auf den Beinen. Zu Hause angelangt, findet er einen verhältnismäßig reich besetzten Tisch, wenn der Dampfer, der ihm europäische Konserven und Getränke brachte, erst vor kurzem vorübergefahren ist. Mehr als schmal aber wird die Küche, wenn der Kaufmann, der weder mit Konserven und noch viel weniger mit Getränken hauszuhalten versteht, sich auf die Lebensmittel, welche das Land bietet, beschränkt sieht. Nach dem Essen sitzt der Kaufmann

allein bei Bier oder Wein, oder es besucht ihn vielleicht sein Konkurrent von einer andern Faktorei, außer ihm unter Tausenden von Schwarzen der einzige Europäer, oder es besucht ihn auch wohl in vornehm sein sollendem, aber mit Fettflecken bedeckten schwarzen Rocke einer der einheimischen Notabeln, allerdings weniger der Geselligkeit als des Glases Bier wegen, das solch schwarzer und englisch sprechender Gentleman zu erhalten hofft. Die schwarze oder braune Haushälterin ist häufig trotz ihres gänzlichen Mangels an Bildung die einzige Stütze, die einzige Rettung in Krankheit und Schwäche. Darf man sich wundern, daß solche Haushälterin, die dem Neuankommenden meistens, milde ausgedrückt, als ein Scheusal erscheint, für denjenigen, der Monate und Jahre lang im Lande lebt, trotz ihres völligen Mangels an Grazie, trotz des ungeschlachten Kattunkleides und der greulichen Füße, mit jedem Jahre, jedem Monate erträglicher, ja hübscher aussieht?

Das große Gespenst, welches über ganz Westafrika schwebt, jenes Gespenst, dessen Krallen ausnahmslos jeder dort lebende Weiße gefühlt hat, dieses Gespenst ist das Fieber. Es ist angeblich noch nie ein Europäer für längere Zeit im Lande gewesen, ohne vom Fieber befallen worden zu sein, und wenn sich zwei Weiße treffen, ist stets die erste Frage: „Haben Sie schon das Fieber gehabt?“ Angeblich müssen auch viele neugeborne Kinder und sogar manche Tiere, wie z. B. die frisch ins Land gebrachten Hunde (es gibt deren bloß sehr wenige) das Fieber überstehen. Thatsache ist, daß ich noch keinen Europäer hier kennen gelernt habe, der nicht das Fieber gehabt hätte. Die meisten, die ich traf, waren noch gar nicht so sehr lange im Lande, der eine vier Jahre, der andre zwei, der dritte bloß ein paar Monate u. s. w., und zwar waren die Leute nicht etwa deshalb noch so jung in ihrer Thätigkeit, weil das Geschäft selbst nicht älter gewesen wäre, sondern bloß deshalb, weil ihre Vorgänger, von Langeweile geplagt und vom Fieber geschüttelt, dem Lande Valet gesagt haben.

Die Zahl derjenigen, die dem Fieber zum Opfer gefallen sind, ist ziemlich klein gegenüber der Zahl derjenigen, die, entnervt und entmutigt, vor dem Fieber entflohen. Während der 32 Jahre, seit die Firma Woermann hier in Liberia etabliert ist, hat dieselbe zehn Leute, davon aber seit den letzten vier Jahren bloß einen verloren; dieser letztgestorbene Herr war erst

seit wenigen Monaten im Lande und verschied schon nach dreitägigem Krankenlager, ohne daß man solch unglücklichen Ausgang auch nur geahnt hätte. Die Landeskundigen sagten, er sei zu kräftig und vollblütig gewesen, denn es gilt als Regel, daß, wer hier für längere Zeit leben will, zunächst sein überflüssiges Körpergewicht verlieren müsse. Auch die Liberianer leiden, wenn auch vielleicht nicht ganz so sehr wie die Weißen, unter den Unbilden des Klimas, wie schon daraus hervorgeht, daß die American Colonisation Society in 176 Fahrten 15 602 amerikanische Neger und 5 722 anderwärts befreite Sklaven, insgesamt also 21 314 Individuen, nach Liberia verpflanzt hat, von denen aber trotz reichlichen Kindersegens der Familien zur Zeit nur noch 12 bis 15 000 übrig sind. Die Liberianer sagen selbst, daß sie hierzulande nicht alt werden; eine andre Statistik hierüber steht mir nicht zu Gebote, als daß die fünf ersten Präsidenten der Republik 67, 49, 65, 62 und 57 Jahre alt geworden sind.

Was den Einfluß der Jahreszeiten anbelangt, so betrachten namentlich die Eingebornen die heiße, mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich bringende Trockenzeit (Ende Oktober bis Ende April und auch als sogenannte kleine Trockenzeit im August) als die gesundere, während den Weißen die kühlere Regenzeit (Ende April bis Ende Oktober, mit einer Unterbrechung im August) als die behaglichere erscheint. Uebrigens darf man nicht glauben, daß es etwa während der nassen Zeit beständig regne. Während meines Aufenthaltes regnete es in 24 Stunden wohl zwei- bis dreimal, aber niemals länger als eine halbe bis eine Stunde. Die heftigsten Regengüsse hatten wir nachts.

Unter den hier lebenden Weißen gelten betreffs des Fiebers eine Anzahl Regeln, die ich durchaus nicht als vollkommen erwiesen oder zutreffend ansehen möchte und denen einmal ein wirklich tüchtiger, in tropischen Krankheiten bewanderter Arzt seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Es heißt, daß es von Vorteil sei, wenn der Neuangekommene möglichst bald vom Fieber befallen werde, weil dasselbe alsdann weniger heftig auftrete. Einen Unterschied zwischen Neuangekommenen und Altangesessenen habe ich aber nicht herausfinden können; unter beiden gab es gesund erscheinende Leute und häufiger noch solche, die abgefallen, energielos und gelbgrünlich aussahen. Des weitern behauptet man, daß, wer mit irgend einem organischen Fehler

behaftet aus Europa herüberkomme, hier rettungslos verloren sei. Die Erscheinungen und Merkmale des hiesigen Fiebers, wie sie mir jetzt schon zu Dutzenden Malen von der verschiedensten Seite erzählt worden sind, scheinen mir ganz bedeutend von dem abzuweichen, was man in Europa unter Wechselfieber oder Malaria versteht.

Als Laie möchte ich etwa behaupten, daß das hiesige Fieber eine Art von Mittelding zwischen unsern Erkältungen und richtiger Malaria sei; Gliederschwere, nervöse Aufregung, Schmerzen in den Fingern, Kreuzschmerzen, Kopfschmerz, Trockenheit der Haut, Appetitlosigkeit, große Hinfälligkeit und Erbrechen sind die Merkmale der leichteren Fälle, die etwa ähnlich verlaufen wie bei uns eine schwere Erkältung. Die Hitze- und Kälte-Extreme sollen weit geringer sein als bei richtigem Wechselfieber. Bei schweren Fällen treten Gelbwerden und Delirium hinzu. Fast alle Fälle, die tödlich verlaufen, sind mit Gehirnaffektionen oder typhösen Erscheinungen verknüpft, auch gilt das Gallenfieber als eine besonders bösartige Form. Allgemein wurde mir versichert, daß man durch schweißtreibende Mittel, falls dieselben wirken, wenn auch nicht das Fieber bannen, so doch dessen Gewalt brechen und es für längere Zeit hinhalten könne; als Radikalmittel gilt aber doch bloß Chinin, das manche Leute in solch großen Mengen nehmen, daß sie dadurch auf kürzere Zeit den Gebrauch ihrer Ohren oder Augen verlieren. Die Kaufleute behaupten, daß, wer Fußmärsche mache, weniger leicht vom Fieber befallen werde, als wer, namentlich wenn er viel Spirituosen verzehre, zu Hause sitze. Auch heißt es (was mir übrigens auch in Brasilien und Panama betreffs des gelben Fiebers versichert worden ist), daß man am leichtesten dort wo man krank geworden genese, daß Ortsveränderungen zwar sehr gut seien, um dem Fieber vorzubeugen, sich aber bei einmal ausgebrochenem Fieber als schädlich erwiesen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, im Vorstehenden gewissenhaft zu verzeichnen, was mir von glaubwürdigen Leuten über das Fieber erzählt worden ist. Meine persönliche Ueberzeugung aber geht dahin, daß die Kaufleute, die ja thatsächlich viele Entbehrungen erdulden, unwissentlich stark übertreiben, daß die Sache unmöglich ganz so schlimm sein kann, wie sie geschildert wird. Jedenfalls hat die unkluge Lebensweise mancher Kaufleute viel mit dem Fieber zu schaffen. Habe ich doch in

keinem Teile der Welt europäische Kaufleute mit weniger Komfort leben sehen, als gerade in Westafrika. Auch Niederländisch-Indien war früher als eines der ungesundesten Länder der Welt verschrieen und noch heute hat, wenn auch ungerechterweise, der Name Batavia keinen besonders guten Klang. Der steigende Komfort brachte es aber mit sich, daß man heute Java auch auf längere Zeit besuchen kann, ohne sein Leben und seine Gesundheit einer größeren Gefahr als beim Reisen in Europa auszusetzen. Warum sollte gerade Westafrika von allen übrigen Tropenländern verschieden sein? Auf Java hat man kühle, herrlich dem Klima angepaßte Häuser, kühle Bäder, passende Nahrung, passende Erholung bei richtig verteilter Arbeit und was dergleichen mehr ist. Hier aber finden wir schlechte, heiße Wohnungen, schlechte und sehr häufig ungenügende Nahrung, Unmäßigkeit in der Arbeit (namentlich bei Ankunft eines Dampfers) und vielleicht auch bisweilen Unmäßigkeit im Trinken.

Der Hauptgrund, weshalb das Klima von Liberia ebenso wie dasjenige der ganzen Westküste ziemlich verrufen ist, besteht aber wohl darin, daß, wenn man nach allen Regeln der Wissenschaft Fieberplätze hätte aussuchen wollen, man ganz gewiß keine besseren als die von den Weißen zur Anlage ihrer Faktoreien gewählten sumpfigen Flußmündungen hätte finden können. In dem Grade wie mehr Weiße hinauskommen, wie auch das Reisen ins Innere erleichtert wird, werden und müssen sich diese Verhältnisse bessern. Allenthalben von der Küste Liberias aus sah ich im Hintergrunde hübsch geformte bläuliche Berge, die durchschnittlich kaum sehr viel weiter als 50—60 km von der Küste entfernt sein können. Unter allen in Liberia wohnenden Kaufleuten gibt es aber kaum ein halbes Dutzend (wenn überhaupt so viele), die sich rühmen können, diese Berge, welche den Anstieg zum innerafrikanischen Hochlande darstellen, jemals erreicht zu haben. Zum Teil rührt dies daher, daß der Machtbereich der Liberianer sich ja auch nicht sehr weit ins Innere hinein erstreckt, zum Teil auch daher, daß die Kaufleute im Innern keinen Handel treiben dürfen und zu Vergnügungsreisen, die ihnen vollkommen erlaubt sind, wohl weniger Lust haben. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Innere als unendlich viel gesunder angesehen werden darf wie der Küstensaum, der zwar auch vielfach felsig ist, aber allerwärts dort, wo die zahlreichen Flüsse münden, bis auf 10—15 km landeinwärts ein

sumpfiges Mangrovedickicht darstellt. Ist Westafrika bloß ein wenig mehr erschlossen, so wird man dort allerwärts auf dem Anstieg der Berge Gesundheitsstationen errichten, ebenso wie Buitenzorg für Batavia und Petropolis für Rio de Janeiro als Gesundheitsstation gilt.

An andrer Stelle habe ich bereits erwähnt, daß vorwiegend drei europäische Firmen Faktoreien in Liberia besitzen, es sind das C. Woermann, oder, wie die Firma hier heißt, A. Woermann mit 12 Faktoreien, die Rotterdamer Firma Hendrik Müller und Co. mit 7 Faktoreien und die erst seit 1½ Jahren an dieser Küste thätige, aber sich schnell ausdehnende Antwerpener Aktiengesellschaft Société Belge Libérienne mit 5 Faktoreien. Die vier hauptsächlichsten von je einem Agenten geleiteten Faktoreien der Deutschen befinden sich in den Hauptorten der vier Grafschaften, also für die Grafschaft Montserrado in Monrovia, für die Grafschaft Grand Bassa in Upper Buchanan, einem Orte, der selbst auch zuweilen Grand Bassa genannt wird, für die Grafschaft Sinoe oder Sinou (ausgesprochen Seinu) in Greenville und für die Grafschaft Maryland in Harper beim Kap Palmas. Von diesen Hauptfaktoreien hängen dann andre kleinere, teils von deutschen, teils von schwarzen Beamten verwaltete Faktoreien ab, so beispielsweise von Monrovia die Nebenfaktoreien Marshall am Junk-Fluß, Brewersville am St. Pauls-Fluß (ist eigentlich dem Handel nicht geöffnet; die Regierung drückt aber ein Auge zu, weil der betreffende Kaufmann ein Farbiger ist) und Robertsport bei Kap Mount. Von Upper Buchanan sind abhängig Lower Buchanan oder Fishtown und Edina, von Greenville das erst seit Januar 1883 dem auswärtigen Handel geöffnete Niffu und von Harper die Nebenfaktoreien am Kavalla River und zu Tabou, wo die Herrschaft der Liberianer schon nicht mehr anerkannt wird. Demnächst dürfte auch eine deutsche Faktorei am St. Pedro-Fluß eingerichtet werden, wo die Niederländer bereits Fuß gefaßt haben. Engländer und Amerikaner besitzen keine Faktoreien in Liberia, obwohl sie mit diesem Lande in Schiffsverbindung stehen, England durch seine allwöchentlich zum wenigsten Grand Bassa und nach Bedarf auch die übrigen Plätze anlaufenden westafrikanischen Dampfer, Amerika durch zwei Segelschiffe der New Yorker Firma Yates und Porterfield. Liberias Handelsverkehr mit England ist bedeutender als derjenige mit den Vereinigten Staaten (der

letztere betrug 1883 bloß 46 988 Doll.), die überhaupt im westlichen Zentralafrika nur wenig Handel und Einfluß besitzen.

Die Haupthandelsplätze für Liberia sind in erster Linie Hamburg, in zweiter Linie Liverpool und in dritter (aber auch erst seit auf der Rückfahrt die Woermannschen Dampfer dort anlegen) Havre. Von Hamburg aus betreiben hauptsächlich drei Firmen den Handel mit Liberia, nämlich außer C. Woermann noch Jantzen und Thormählen, sowie Wölber und Brohm, welche sämtlich große Faktoreien besitzen. Außer diesen sind die bedeutendsten Kaufmannshäuser Liberias: In Monrovia: R. A. Sherman, J. C. Dickinson (war früher Kommis in Hamburg), H. Cooper und Sons, G. Moore und Son (diese vier lauter schwarze Liberianer), sowie ein holländischer Ladenbesitzer, dessen Namen ich vergessen habe; in Grand Bassa: Simon Attia (größtes, wenn auch etwas unsolides Geschäft der Grafschaft, geleitet von einem Marokkaner, der liberianisches Bürgerrecht erworben); in Harper bei Kap Palmas: C. H. Harmon (schwarzer Liberianer) und A. M. Miller (amerikanischer Vertreter des Hauses R. Lewis und Co. in Portland).

Der Handelsumsatz Liberias wird von den Kaufleuten und vielleicht etwas zu hoch auf 3 Millionen Mark Einfuhr und 4 Millionen Mark Ausfuhr geschätzt. Einen Anhalt für die Einfuhr mag auch die Angabe bieten, daß 1883 von Waren im Betrage von 330 868 Doll. Wertzölle und von Waren im Betrage von 101 281 Doll. spezifizierte Zölle erhoben wurden.

Der Schiffahrtsverkehr stellte sich 1883 wie folgt: Es liefen ein 56 englische Schiffe von 99 670 Tonnen, 16 deutsche Schiffe von 20 474 Tonnen, 20 holländische Schiffe von 4494 Tonnen, 10 amerikanische Schiffe von 3751 Tonnen und 61 liberianische Schiffe von 939 Tonnen. Es liefen aus 55 englische Schiffe mit 98 116 Tonnen, 18 deutsche Schiffe mit 24 093 Tonnen, 13 amerikanische Schiffe mit 4412 Tonnen, 15 holländische Schiffe mit 3414 Tonnen und 61 liberianische Schiffe mit 1074 Tonnen.

Drittes Kapitel.

Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde.

(Gutes Verhältnis zwischen Kaufleuten und Eingebornen. — Störung durch den Aufwiegler Lawson. — Die Korvette Sophie. — Neue Unruhen veranlaßt durch Firminger. — Das Erscheinen der Möwe. — Generalkonsul Dr. Nachtigal. — Der Schutzvertrag. — Das Hissen der deutschen Flagge.)

Der erste Anstoß zu jenen Ereignissen, welche uns die Sklavenküste so sehr viel näher gerückt haben, ist von Klein- und Groß-Povo ausgegangen. Obwohl die Kaufleute ihrem Geschäftsinteresse entsprechend jederzeit bemüht sind, ein gutes Einvernehmen mit den Häuptlingen aufrecht zu erhalten, so wurden dennoch die Bedrückungen durch erhöhte Zölle, durch neue den Handel hemmende Zollschranken und zeitweilige Lahmlegung wegen einer mißliebig gewordenen Firma schließlich so drückend, daß, während die Franzosen ruhig zusahen, im Februar 1883 die deutschen Kaufleute und ihre schwarzen Arbeiter den Eingebornen mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Glücklicherweise kam es nicht zu Blutvergießen, die Deutschen von Klein- und Groß-Povo sahen sich aber dennoch veranlaßt, im März eine um Schutz bittende Eingabe an das Auswärtige Amt zu richten, der einige Monate später eine zweite, die Verhältnisse noch näher darlegende Eingabe folgte. Inzwischen aber

hatte auch schon ein Intrigenspiel begonnen, welches darauf abzielte, den von den Deutschen mühsam errungenen Anteil am Handel den Engländern in die Hände zu spielen.

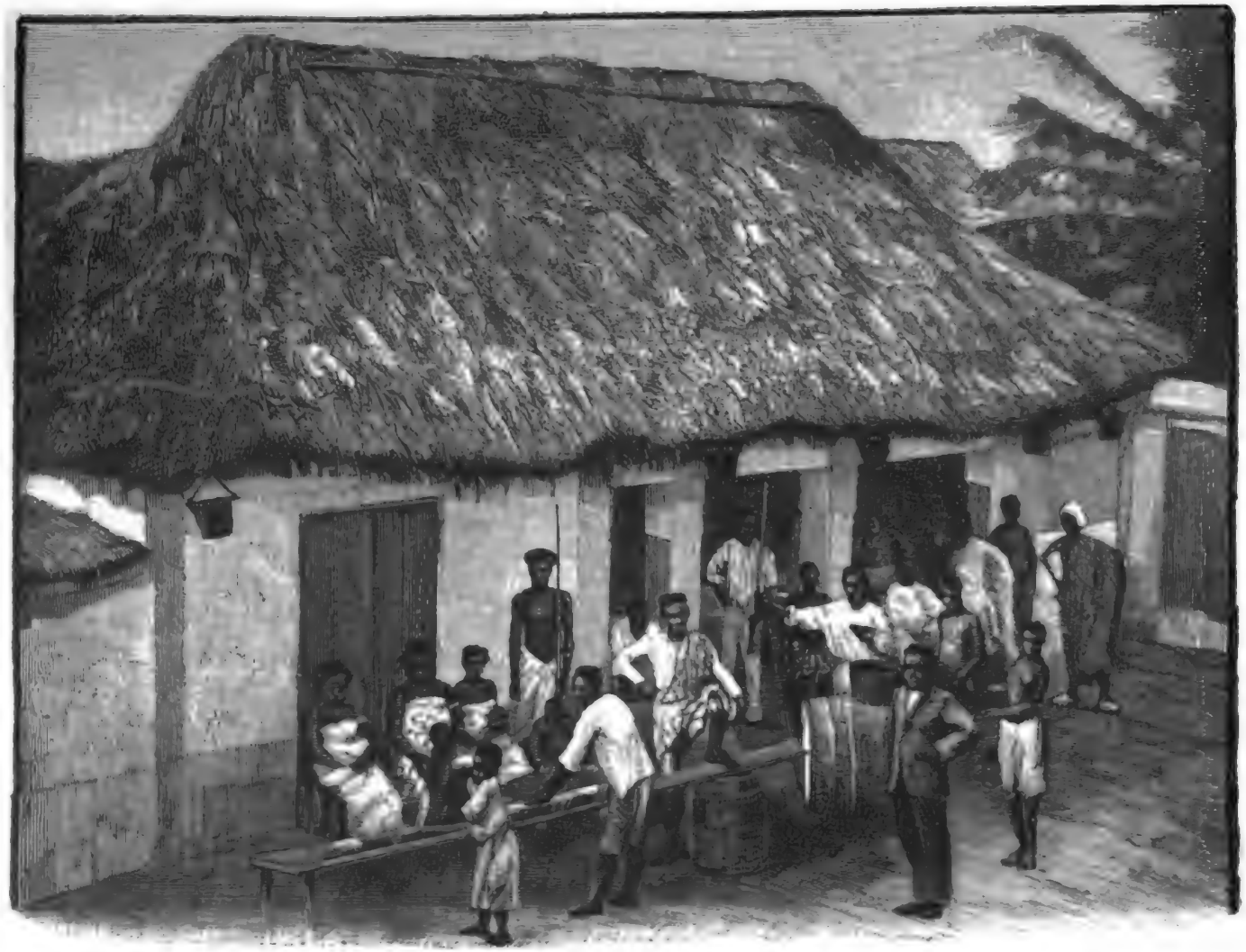
Von der englischen Kolonie Lagos kam nämlich ein in Europa erzogener und höchst intelligenter Schwarzer, ein Vetter des sogenannten Königs Lawson, herüber, um die Macht der übrigen Häuptlinge, mit denen die Deutschen Verträge abgeschlossen hatten, zu untergraben und den unter englischem Einfluß stehenden Lawson, der sich als Bedienter auf einem Schiffe ein klein wenig europäischen Schliff angeeignet hatte, emporzubringen. Bezeichnend ist es, daß dieser höchst geriebene Schwarze während der langen Dauer seines hiesigen Aufenthalts fortwährend sein sich auf 300 L. belaufendes Gehalt als Regierungs-Ingenieur weiterbezog. Etwa um dieselbe Zeit, als Lawson anfing, den übrigen Häuptlingen nicht nur die Zollgebühren, sondern auch die ihnen als Grundbesitzern zukommende, von den europäischen Kaufleuten gezahlte Bodenpacht streitig zu machen, um dieselbe Zeit, als er die Kaufleute zwingen wollte, ausschließlich seine Leute als Arbeiter zu verwenden, lag sechs Wochen lang ein englisches Kanonenboot bei Klein-Povo vor Anker.

Urplötzlich aber nahmen die Ereignisse eine ganz andre Wendung, denn in den ersten Tagen des Februar 1884 — der englische Gouverneur der Goldküstenkolonie befand sich gerade in Klein-Povo, reiste aber gleich darauf ab — erschien auf jene oben erwähnten Eingaben hin die deutsche Korvette Sophie zunächst in Lome und dann vor Klein-Povo. Nach dreitägiger Verhandlung unterzeichneten alle Häuptlinge außer Lawson einen Vertrag, worin sie versprachen, die Kaufleute fortan nicht mehr über die bisher üblichen Auflagen hinaus bedrücken zu wollen. Die Sophie dampfte nach Groß-Povo ab, kaum aber war sie außer Sicht, als Lawson Anstalten machte, gewaltsam die Verwendung von Bootsleuten, die nicht zu seinen Anhängern gehörten, zu hindern. Daraufhin jagte ein Deutscher, Herr Bertheau, der Sophie zu Pferde nach und bewog den Kapitän, nach Klein-Povo zurückzukehren. Am 3. Februar landete die Sophie Truppen, welche zu Lande und auf der Lagune nach Badji, wo Lawson wohnt, vordringend den obenerwähnten Ingenieur sowie die später nach Deutschland übergeführten Geiseln als Unterpfand für ein zukünftiges besseres Verhalten Lawsons

gefangen nahmen. Nachdem dies Geschäft erledigt war, wurde abermals Kurs nach Groß-Povo genommen, von wo aus 40 Mann nach Abanage marschierten und den dortigen König unter ihren Augen zur Entfernung der Zollzäune veranlaßten. Kapitän Stubenrauch, der Kommandant der Sophie, hatte sich um die Interessen des deutschen Handels sehr verdient gemacht; einige Monate nach seiner Abreise begannen aber aufs neue wieder drohende Wolken sichtbar zu werden.

Herr Firminger, der englische Distriktskommissar von Quitta, unternahm nämlich, von 30 Haussa-Soldaten begleitet, Mitte Juni längs der Küste des freien Gebietes einen Marsch, auf dem er über Lome und Bagida hinaus bis Porto Seguro gelangt ist. Obwohl Herr Firminger allerwärts recht ungeniert bei den deutschen Kaufleuten zu Gast wohnte, so schwante dennoch diesen nichts Gutes und ihr Argwohn wurde bestätigt, als von den Häuptlingen des Togogebietes, die mit Hilfe einiger schriftkundigen Schwarzen abgefaßte Erklärung einlief, Herr Firminger habe ihnen befohlen, binnen eines gewissen Zeitpunktes die deutschen Kaufleute von der Küste zu vertreiben, widrigenfalls er das Land für England annektieren werde. Die Togo-Leute, die stets auf bestem Fuß mit den Deutschen gestanden hatten, erteilten denselben gleichzeitig den Rat, sie möchten rechtzeitig ihre Faktoreien abbrechen und mit sich hinwegnehmen. Um zu verstehen, in welchem Dilemma die braven Togo-Leute steckten, muß man berücksichtigen, daß die hiesigen Schwarzen zu niemand weniger Vertrauen haben, als zu den Engländern, daß sie, um einer Einverleibung durch England zu entgehen, zu den äußersten Schritten fähig sein würden. Daß auch Deutschland Kriegsschiffe und sogar mehr als eines besitze, wollten die Schwarzen zuerst gar nicht glauben; seit sie es aber selbst zu verschiedenen Malen gesehen haben, beginnt in ihnen die Hoffnung aufzuleben, daß über jenen Deutschen, mit denen sie seit Jahren an der Küste verkehrt haben, wohl eine ebenso vertrauenswürdige Regierung stehe, und daß diese Regierung vielleicht geneigt und im stande sein werde, ihre bisherige Unabhängigkeit zu schützen.

Es läßt sich schwer sagen, welchen Verlauf die Ereignisse genommen haben würden, wenn nicht endlich die längst erwartete „Möwe" erschienen wäre. Nachdem der Reichskommissar Generalkonsul Dr. Nachtigal von der ungeheuerlichen Aufforde-



Das Haus des als Geisel nach Deutschland gebrachten Gomez in Klein-Povo.

Digitized by Google

rung Firmingers Kenntnis genommen, zögerte er keinen Augenblick, einer dahin zielenden Bitte der Togo-Häuptlinge nachgebend, diesen Küstenstrich, wo Leben und Eigentum der Deutschen mutwillig gefährdet werden sollten, unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen. Die Möwe war zuerst, um die beiden Geiseln (den Ingenieur Lawson hatte man schon bei der Rückfahrt der Sophie von Accra aus als englischen Unterthan reklamiert) an Land zu setzen, bei Klein-Povo vor Anker gegangen, mußte aber, da der sogenannte König Lawson die geforderten Bürgschaften nicht geben wollte, unverrichteter Sache wieder abdampfen. Am 5. Juli wurde nun zu Bagida von den Togo-Häuptlingen der Schutzvertrag unterzeichnet und am gleichen Tage ebendaselbst die deutsche Flagge gehißt. Der Vertrag ist deutscherseits unterzeichnet von Dr. Nachtigal, Dr. Buchner, Leutnant Mand, Herrn Randad und Herrn Leuze. Seitens der Eingebornen unterzeichneten Plakku, Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa, Adey, Häuptling von Be, Gasée, Häuptling von Bagida, sowie die Häuptlinge Kudaji, Hadsi, Oklu und Nuku. Am 6. Juli wehte die deutsche Flagge auch über Lome, ein paar den Engländern freundlich gesinnte Leute aus dem englisch gewordenen Orte Adaffia waren mit einer Gegendemonstration zu spät gekommen.

Abermals vor Klein-Povo vorüberfahrend, landete die Möve nunmehr die Geiseln, nachdem Lawson brieflich die geforderten Bürgschaften gegeben hatte. Am 11. Juli wurde seitens des einstweilen provisorisch zum Konsul bestellten Herrn Randad auch den Bewohnern der aus fünf Dörfern bestehenden Hauptstadt Togo eine deutsche Flagge gegeben und diese dann sofort unter großem Jubel gehißt. Gemäß dem Vertrage vom 5. Juli gehörte auch Porto Seguro zum deutschen Schutzgebiet; als sich aber Konsul Randad am 12. Juli dorthin begab, weigerte sich der sogenannte König Mensa, den Vertrag anzuerkennen, behauptend, über Porto Seguro, welches demnach eine kleine Enklave des Togogebiets gewesen sein würde, die volle Souveränität zu besitzen. Mensa ging ferner in seinem Widerstande so weit, durch Bestechung auch einen der hervorragenderen Leute von Togo, namens Aiwoodza, auf seine Seite zu bringen, was allerdings nicht hinderte, daß am 16. Juli auch bei Bgun Koffi, westlich von Porto Seguro, die deutsche Flotte hochgezogen wurde. Am 25. Juli folgte das Aufpflanzen der Grenzpfähle bei Azabo und Aguewe.

Ein drohendes Zerwürfnis mit den englischen Grenzbehörden war inzwischen glücklich vermieden worden. Als nämlich Leute von Be den Schwarzen Olympio, einen Agenten der englischen Firma F. u. A. Swanzy, bedroht hatten, kamen von Danoe her 40 Haussas anmarschiert, ließen sich aber auf vernünftige Vorstellungen hin von einer Ueberschreitung der Grenze abhalten. Weniger einsichtsvoll als jener schwarze Offizier der Haussas gebärdete sich der mehrfach erwähnte englische Beamte von Quitta. Am 3. August ließ er unter eigner Aufsicht den Grenzpfahl bei Azabo zertrümmern und am gleichen Tage wurde auf der Ostgrenze des Schutzgebietes von Leuten aus dem zu Klein-Povo gehörende Dorfe Agoda der Grenzpfahl bei Bgun Koffi hinweggenommen. Es muß diesen Leuten aber wohl nicht ganz sicher dabei zu Mute gewesen sein, denn sie haben den Grenzpfahl später wieder an Ort und Stelle eingepflanzt. Am 7. August erschien ganz höflich, um den übrigens selbstverständlichen Schutz für die englische Faktorei ersuchend, ein englisches Kanonenboot vor Lome. Dasselbe Kriegsschiff lag am 8. August vor Porto-Seguro, wo es, zu welchem Zwecke ist unbekannt, einen Briefwechsel mit Mensa geführt hat.

Neue Palavers gab es, als die Be-Leute einen Mann aus Quitta gefangen genommen hatten und die Kaufleute, besorgt vor englischer Einmischung, sie überreden mußten, den Gefangenen schleunigst wieder freizugeben. Gleichzeitig berichteten die Togo-Leute, daß Mensa ihnen Drohungen zusende, und erbrachten der Beweis, daß König Mlapa von Togo dem Mensa das Gebiet, auf dem das heutige Porto-Seguro steht, bloß als Privateigentum, aber ohne jedes Souveränitätsrecht geschenkt habe. Als am 5. September die Leipzig bei Klein-Povo vor Anker ging, wurde über die Verhältnisse in Porto-Seguro Bericht erstattet und daselbst unter den Klängen der Musikkapelle des Schiffes noch am gleichen Tage das schwarzweißrote Banner entfaltet. Mensa selbst hatte dem Kommandanten der Leipzig zugestehen müssen, daß das Land zu Togo gehöre und bloß sein Privateigentum sei. Am 6. September ankerte die Leipzig bei Lome und dampfte dann nach Deutschland weiter.

Am 12. und 13. September lag ein französisches Kriegsschiff vor Porto Seguro und Mensa begab sich mehrfach an Bord: er grollt den Deutschen noch immer, weil er, der stets abwechselnd mit Engländern und Franzosen geliebäugelt hat,

das Land an den Meiſtbietenden zu verkaufen gedachte. Trotz der von Menſa dem Kommandanten der Leipzig gegenüber abgegebenen Erklärung ließen er ſowohl wie Herr Cantaloup, der franzöſiſche Konſularagent in Klein-Povo, dem deutſchen Konſul Proteſte gegen das Hiſſen der deutſchen Flagge zugehen. Neuerdings ſoll aber Herr Cantaloup von Paris aus die Weiſung erhalten haben, keinerlei weitere Schritte zu thun, weil die beiderſeitigen Regierungen ſich freundſchaftlich über die Sache benehmen würden. Noch wäre, um die Ereigniſſe bis zum heutigen Tage abzuſchließen, zu erwähnen, daß zwiſchen Deutſchen und Eingebornen mehrfach lange Palavers (ſo beiſpielsweiſe am 19. Oktober) ſtattgefunden haben, weil die Eingebornen beſorgt ſind, Deutſchland werde ihre Grenze denn doch nicht gegen die Uebergriffe der Hauſſas ſchützen können. Am 4. ds. ging 20 Stunden lang das engliſche Kanonenboot Frolic hier vor Anker, tauſchte Signale mit Lawſon aus und fuhr dann, ohne mit dem Lande zu verkehren, weiter.

Die politiſchen Zuſtände an der Sklavenküſte liegen derart, daß zwiſchen der engliſchen Goldküſtenkolonie und Weida, dem einzigen Hafen des Deſpotenreiches Dahome, vier kleine Königreiche exiſtieren, nämlich Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo. Man möge aber ja nicht glauben, daß in dieſen vier kleinen Reichen je ein König abſolut herrſche. Die Bewohner eines jeden dieſer kleinen Staaten ſind ſich ihrer Zuſammengehörigkeit wohl bewußt, aber von einer Zentralgewalt kann wenigſtens in unſerm Sinne nicht die Rede ſein. In Togo iſt wohl ſeit König Mlapas Tode der Stabträger Plakku der angeſehenſte Mann. Aber in Klein-Povo wohnt der kürzlich gekrönte rechtmäßige König in Gredji und der Möchtegern-Uſurpator Lawſon in Badji, ohne daß beide ſich ernſtlich befehdeten. Dazu kommen in Klein-Povo noch zwei ſogenannte Cabuſiers, während auch alle übrigen Orte ihre den Königen gegenüber ziemlich ſelbſtändigen Häuptlinge haben. Es geht hier eben in territorialer Beziehung ebenſo bunt zu, wie ſeiner Zeit bei uns im tiefſten Mittelalter.

Begrenzt wird das deutſche Schutzgebiet im Oſten von Klein-Povo, im Südweſten von der engliſchen Goldküſtenkolonie und im Nordweſten von den noch freien Gebieten des Anglo-Stammes. Die Nordgrenze des Togogebietes, das ſich jedenfalls eine anſehnliche Strecke weit landeinwärts ausdehnt, hat

bisher noch nicht festgestellt werden können. Blicken wir von Groß-Povo aus weiter westlich, so finden wir bei Weida eine gänzlich machtlose und verkommene portugiesische Besatzung (Sträflinge), die ein Spielball in den Händen des mächtigen Herrschers von Dahome ist. Des weitern finden wir in Porto-novo die Franzosen (die sich erst kürzlich dort festgesetzt haben, nachdem das Land schon länger unter ihrem Protektorat gestanden hat) und bei Badagry und Lagos wiederum die Engländer.

Viertes Kapitel.

Das Togo-Land: der Handelsort Lome, das Haussa-Lager bei Abosa. Die Fetischstadt Be.

(Art des Reisens in Westafrika. — Im Tornado. — Das englische Danoe. — Nicht Schmuggel, sondern rechtmäßiges Geschäft. — Das Grenzdorf New Sierra Leone. — Togo-Land. — Der Handelsort Lome. — Alles im Entstehen. — Jahresumsatz von 720000 bis 960000 Reichsmark. — Deutsche Waren. — Vier deutsche Grenzpfähle. — Einheimische Pferde. — Unangenehmes Buschdickicht längs der Küste. — Ein englischer Militärposten auf deutschem Schutzgebiete. — Das Haussa-Lager bei Abosa. — Verirrt. — Die heilige Fetischstadt Be. — Der Kriegsgott und seine sonderbaren Verbote. — Ein Hosen-Palaver. — Dürftige Bekleidung des weiblichen Geschlechts. — Marken und Haartrachten. — Menschenraub an Stelle der Pfändung. — Die Fetischpriester.)

Um dem geneigten Leser ein Bild von Land und Leuten im neuen deutschen Schutzgebiete zu geben, möchte ich ihn einladen, mich auf den vielen quer durch das Land unternommenen Streifzügen zu begleiten.

In das deutsche Gebiet gelangte ich von Quitta (an der englischen Goldküste) aus, woselbst ich in dem dortigen großen, nur von den drei Herren Brandt, Silckenstädt und Walbrecht bewohnten Faktorei-Gebäude der Bremer Firma Friedrich M. Victor Söhne ein gastliches Heim gefunden hatte und von Herrn Brandt eingeladen worden war, ihn in der Hängematte auf seiner Reise nach dem englischen Danoe und dem deutschen Lome, woselbst das vorgenannte Haus Faktoreien besitzt, zu begleiten.

Was für andre Länder Pferd, Maultier, Esel oder Kamel, das ist für Mittelafrika der schwarze Mensch: das hauptsäch-

lichste wenn nicht das einzige Lasttier. Die Bedenken, die in jedem Neuankommenden betreffs Benutzung dieses Transportmittels aufsteigen, pflegen sehr schnell zu verschwinden, wenn er sieht, wie jeder, auch der jüngste europäische Kaufmann sich desselben bedient, oder wenn er gar erst Bekanntschaft mit den Tücken des Klimas gemacht hat. Der Kaufmann, der den Weg von Quitta bis Lome zu Fuß zurücklegen wollte, würde daraufhin für wenigstens 24 Stunden der Ruhe bedürfen, und wenn er den Versuch häufiger wiederholte, sehr bald dem Klima zum Opfer fallen. Da allerwärts an dieser Küste mehrere Faktoreien jeder Firma unter je einem Agenten oder Hauptagenten stehen, der sie von Zeit zu Zeit besichtigen muß, da auch zwischen den einzelnen Agenten wieder ein häufiger Austausch erwünscht ist, so wird thatsächlich sehr viel längs der Küste gereist, entweder mit den die Küstenplätze anlaufenden Dampfern oder aber, namentlich wenn starke Brandung den Verkehr mit diesen Dampfern erschwert, zu Lande und in der Hängematte.

Diese Hängematten gleichen in der Form den auch in Deutschland vorhandenen, sind aber wohl etwas bunter mit Quasten und Troddeln aufgeputzt und hängen an einer kräftigen Stange, die an ihren Enden mit zwei Querbalken verbunden ist. Diese Querbalken nehmen vier Neger, zwei vorn und zwei hinten, auf ihre Köpfe, die sie durch ein turbanartig zusammengerolltes Tuch vor allzu unsanfter Berührung zu schützen suchen. Ueber der die Hängematte tragenden Stange pflegt, wenn man am Tage reist, ein kleines Linnendach angebracht zu werden, das allerdings gegen die Sonne schützt, aber auch die Aussicht sehr stark beeinträchtigt. Ist man zur Abreise fertig, so wird eine Reisedecke in der Hängematte ausgebreitet und meistens auch ein irgend einem Bette entnommenes Kopfkissen hinzugefügt. Die Neger, welche die Querstangen bereits auf ihre Köpfe gelegt haben, bücken sich, und während mit den Umstehenden Abschiedsgrüße und Abschiedswünsche ausgetauscht werden, sucht man sich geschickt in den nicht sehr breiten Raum zwischen Hängematte einerseits, der Tragstange und dem Sonnensegel anderseits hineinzuquetschen. Ist man damit glücklich zustandegekommen, so nimmt man, während die Neger sich aufrichten, den in liegender Stellung unbequemen Helm ab, klemmt ihn zwischen seine Kniee und bedeckt sein Haupt mit einem jener kleinen schirmlosen, aus Bast gefertigten Negerkäppchen, wie sie hier auch von

den Weißen allenthalben in den Faktoreien getragen werden. Die Zeit vertreibt man ſich in der Hängematte mit Ausſchauen, Schlafen, Rauchen oder auch wohl mit Leſen, denn an eine Unterhaltung zwiſchen mehreren auf dieſe Art Reiſenden iſt wegen der großen Entfernung zwiſchen den einzelnen Hängematten kaum zu denken.

Die Leiſtungsfähigkeit der Hängemattenträger hängt nicht bloß von ihrer Körperkraft, ſondern auch von der Uebung ab.

Maisſtampfende Weiber mit Kindern.

Tüchtige Leute legen, namentlich wenn noch, wie das häufig geſchieht, zwei Neger zur gelegentlichen Ablöſung mitgegeben werden, nicht bloß 4½ km und darüber in der Stunde zurück, ſondern halten in dieſer Gangart auch ohne Unterbrechung bis zu 4 Stunden aus, worauf ſie nach kurzer Raſt zu weiteren 4 Stunden herangezogen werden können. Anderſeits macht man

mit schlechten Trägern kaum 3½ bis 4 km und hört auch schon nach 1 bis 2 Stunden die bittersten Klagen. Jedenfalls gilt das Hängemattentragen auch unter den Schwarzen als eine etwas anstrengende Arbeit, und wenn irgend möglich, reisen die Europäer auch der eignen Bequemlichkeit wegen entweder in den kühlen Abend- und Morgenstunden oder gar in der Nacht.

Unsre Hängemattenträger — der eine Trupp bestand aus Kru-Negern, der andre aus Eingebornen von Quitta — gehörten zu den besseren, und während die Gepäckträger, welche unsre je 60 bis 70 Pfund schweren Koffer auf ihren Köpfen balancierten, kaum nachzufolgen vermochten, setzten sie trotz des knietiefen Sandes mehrfach zu einem lustigen Trab an. Das Gehen in diesem Küstensande ist für den Europäer so äußerst beschwerlich, daß ihn einige Hundert Schritte mehr ermüden, als auf dem festeren Boden landeinwärts ein längerer Marsch. Den nackten Füßen der Schwarzen scheint aber dieser Sand weniger zuzusetzen, obwohl auch sie mit Vorliebe den festeren, weil noch von den Wellen benetzten Streifen ganz dicht am Meere wählen.

Daß diese Art des Reisens nicht gerade billig ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die englischen Offiziere der Goldküstenkolonie erhalten denn auch für ihre „Hammocks" eine fortlaufende Zulage von 2,50 Mk. täglich — eine Zulage, die bloß dann ausreicht, wenn sie nicht allzu häufig Hängematten-Reisen unternehmen. Für die Kaufleute kommt die Kostspieligkeit schon weniger in Betracht, da sie als Träger ihre, wenn kein Dampfer vor Anker liegt, bloß sehr mäßig beschäftigten Kru-Arbeiter verwenden.

Nirgendwo an der ganzen Sklavenküste sieht man vom Strande aus Gebirge. Einige Abwechslung erhält aber die Szenerie durch zahlreiche, von ganzen Wäldern hochstämmiger Kokospalmen umstandene Dörfer. In einem solchen Dorfe namens Elmina Chica machten wir die erste Rast, ließen uns zum „Chief" (dem Dorfältesten oder Häuptling) führen und von den Kru-Jungen die Kisten mit Bier und Lebensmittel in dessen Gehöft schaffen. Es wurden Stühle hinausgebracht, in eine Art von Toga gehüllt nahm neben uns der Häuptling Platz, und während uns Dutzende von nackten Kindern neugierig anstaunten, stärkten Herren und Träger sich zur weiteren Reise.

Hinter Elmina Chica verändert sich das Aussehen des Landes, vor allem fehlen, weil die weiterhin folgenden Orte jünger sind, jene künstlich herangezogenen Haine von Kokospalmen, es

fehlen aber auch die Kühe und Schweine, die unter jenen Kokospalmen umherlaufen und der dort selteneren Moskitos wegen nachts auf dem Sande des Strandes liegen; niedrige, inselartige, ab und zu mit Kakteen abwechselnde Buschkomplexe umsäumen jetzt allenthalben hinter dem etwa 50 Schritte breiten vegetationslosen Küstenstreifen den flachen, eintönigen Strand.

Wir waren mit der Absicht aufgebrochen, noch am gleichen Abende nach sechs- bis siebenstündiger Reise Lome zu erreichen; noch aber erhellte nach Sonnenuntergang die sehr kurze Dämmerung die Landschaft, als von Nordost her eine mächtige Wolkenwand sich am Horizonte auszubreiten begann. Gleichzeitig begannen hier und dort leise Lüftchen Staub aufzuwirbeln, während eine gewisse Ruhe und Schwüle in der ganzen Natur auf einen Sturm oder ein Gewitter hätten schließen lassen können. Herr Brandt trieb die Träger zur Eile an, und die meinigen als die gewandteren gewannen ab und zu trabend einen bedeutenden Vorsprung. Schon aber war es stockfinsterdunkel geworden, schwere, eiskalte Regentropfen sausten binnen wenigen Augenblicken, meinen leichten indischen Leinenanzug durchnässend, hernieder und die Gewalt des nunmehr mit voller Kraft tobenden Tornados schien jeden Augenblick Hängematte und Träger zu Boden schleudern zu wollen. Des Landes unkundig, vertraute ich meinem guten Glücke und den Trägern, mit denen bei dem Heulen des Sturmes eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Mit großer Befriedigung nahm ich daher wahr, daß sie nach einiger Zeit seitwärts ablenkten und mich zum Verlassen der Hängematte aufforderten. Wir befanden uns in einem Dorfe, aber die Dunkelheit war so groß, daß ich mich bloß tastend zwischen Hütten und stachlichten Kaktusdickichten durchzuwinden vermochte. Meine Träger bedeuteten mir, unter das niedrige Dach einer mit Menschen vollgepfropften Hütte zu kriechen, und machten auch, während mir vor Frost und Nässe die Zähne klapperten, einen Schemel für mich zurecht.

Auf meine Frage nach Herrn Brandt hieß es in richtigem Neger-Englisch „he live for come“ (er wird gleich kommen); als aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß sich etwas von meinem Begleiter gezeigt hätte, als auch ein Schwarzer, den ich hinausgeschickt hatte, die Nachricht zurückgebracht hatte „I find him but no look him“ (ich habe ihn

gesucht, aber nicht gefunden), da gab ich den Befehl „to catch Danoe", d. h. nach Danoe, dem nächsten größeren Dorfe, weiterzureisen. Die Schwarzen meinten zwar „no fit Masser, better chop here" (es geht nicht, Herr, laß uns hier essen). Da es mir aber gewiß schien, daß ich selbst, wenn wir blieben, das Fieber davontragen würde, während die Schwarzen von Sturm und Regen zwar leiden, aber nicht krank werden würden, so bestand ich auf der Weiterreise. Prasselnd schlug der Regen auf die nackte Haut meiner Träger, feine, kugelartige Blitze rollten unablässig am Firmament umher und — seltsamer Gegensatz zu der allgemeinen Nässe — leuchteten von seitwärts und geradeaus zwei mächtige Feuerscheine herüber, als wir den bloß halbstündigen Weg nach Danoe dahinwankten.

Mit welcher Freude ich in der dortigen, von einem Schwarzen verwalteten Victorschen Zweigfaktorei Herrn Brand begrüßte, brauche ich kaum zu erwähnen. Wir sorgten für Essen und Trinken der Schwarzen, kleideten uns, nachdem wir uns mit Kognak abgerieben (nach Durchnässung ein gutes Mittel gegen Fieber), in die von dem schwarzen Faktoreiverwalter bereitwillig zur Verfügung gestellten Singlets und Byjamas (Unterjacke und eine Art leichter und weiter Hose, die man hierzulande ebenso wie in Indien namentlich nachts trägt) und verbrachten anstatt im Bette eine Nacht in den über dem Ladentische der Faktorei aufgezogenen Hängematten.

Das im übrigen recht unbedeutende Danoe ist insofern interessant, als es einen hübschen Beweis dafür liefert, wie an dieser Küste Handelsplätze entstehen und vergehen. Als die Engländer über den Volta-Fluß, die langjährige Ostgrenze der Goldküstenansiedelungen, hinaus vorgingen und, um den Handel im Innern zu beherrschen, den schmalen Landstreifen zwischen der See und der Lagune von Quitta besetzten, da wurde in dieser Gegend Quitta ihr hauptsächlichster Handelsplatz. Die Bewohner dieser Gegend, Anglo-Neger vom Ewe-Stamme, hatten zwar der damals noch gar nicht besonders hohen Zölle wegen einen erbitterten Kampf geführt, waren aber, wie das gar nicht anders vorausgesehen werden konnte, unterlegen. Als nun aber mit dem kostspieligen Aschantikriege die Zölle auf ihre heutige Höhe gebracht wurden, da gründeten viele Firmen von Quitta außerhalb des englischen Gebietes im „freien" Lande Zweigfaktoreien. Danoe war der geeignetste Ort und in Danoe

wurden mehrere Jahre lang weit umfangreichere Geschäfte abgewickelt als in Quitta.

In der englischen Kolonie zahlt man für das Pfund Tabak oder Pulver 6 P. Zoll oder mehr als 100 Prozent vom Werte, für die Gallone Wein oder Bier zahlt man ebenfalls 6 P., für Rum und andre Spirituosen dagegen 2 Sh. 6 P. (150 bis 200 Prozent vom Werte) und für alle übrigen Waren, namentlich auch Baumwollenwaren 4 Prozent vom Werte. So lange der Neger seine beliebtesten Waren in Danoe um die Hälfte billiger als in Quitta erhalten konnte, vermied er letzteren Ort und vereitelte dadurch die schöne Idee der Engländer, vermittelst eines bloß wenige Hundert Schritte längs der Küste sich hinziehenden Landstreifens den ganzen Handel mit dem Innern zu beherrschen. Da der Handel östlich vom Volta fast ausschließlich in nichtenglischen (namentlich deutschen) Händen ruht, so wurden die Zölle mit größerer Härte als irgendwo sonst im englischen Gebiete eingezogen. Als sie sich aber trotzdem Danoes wegen immer mehr verringerten, wußte England sich 1881 durch Gewalt und klingende Münze (die aber erst vor wenigen Monaten thatsächlich ausbezahlt wurde) des letzteren Platzes zu bemächtigen. Nun begann das alte Spiel aufs neue: die Faktoreien von Danoe waren so gut wie ruiniert, die Kaufleute aber, die in der Voraussicht des Kommenden schon 1880 ihre Faktoreien zu Bagida (im freien Gebiete) vergrößert hatten, begannen seit 1881 auch Faktoreien in Bey Beach oder Lome zu gründen, wo bis dahin nicht einmal eine Hütte gestanden hatte, wo sich aber nun in kürzester Zeit um die Faktoreien herum ein Negerdorf bildete. Auch hierhin würden die Engländer im Laufe dieses Jahres nachgefolgt sein, wenn nicht Deutschland, seinen Schutz verleihend, dazwischengetreten wäre.

Die Engländer, die das große Talent besitzen, die Dinge in dem ihnen günstigsten Lichte erscheinen zu lassen, pflegen namentlich in der Presse das von der freien Sklavenküste aus ins Innere betriebene Geschäft Schmuggel zu nennen. Manche Leute in Europa, die nicht näher mit den hiesigen Verhältnissen vertraut sind, mögen sich durch diesen Namen haben täuschen lassen. In Wahrheit ist das an der freien Sklavenküste betriebene Geschäft so rechtmäßig wie nur irgend eines. Man denke sich, daß Köln ein und dieselbe Ware entweder von dem

belgischen Antwerpen oder dem niederländischen Rotterdam beziehen könne. Wenn nun aber in Antwerpen gar keine und in Rotterdam sehr hohe Zölle auf diese Ware erhoben würden, wenn Köln demnach die betreffende Ware ausschließlich von Antwerpen bezöge, so würde man darum in Rotterdam doch ganz gewiß nicht von Schmuggel reden dürfen. Die Engländer aber reden und handeln, als ob die ganze auch noch nicht von ihnen besetzte Welt ihnen allein gehöre, sie finden es schier unverständlich, wenn auch andre Nationen die von ihnen unter wilden und halbwilden Völkern geleistete Kulturarbeit weiter auszunutzen suchen.

Soviel über Danoe. Als Herr Brandt und ich nach einer durch Mäuse und Ratten ein wenig gestörten Nacht die Reise nach dem 1½ Stunden entfernten Lome fortsetzten, begleitete uns nach wie vor hinter der kahlen, dünenlosen Sandküste das schon am Tage vorher beobachtete, 1—2 Fuß hohe, inselartig verteilte Gestrüpp. Bald aber dämmerten geradeaus vor uns am Strande die Umrisse von Hütten auf, die man, aus der Entfernung gesehen, auch für ein deutsches Bauerndorf hätte halten können. Das war Fishtown oder mit stolzerem Namen New Sierra Leone genannt, ein elendes Fischerdorf von einem halben Dutzend Hütten, deren Insassen, da sie lieber auf deutschem als auf englischem Gebiete wohnen möchten, von den Kaufleuten der Rat erteilt worden ist, ihre Wohnungen abzubrechen und wenige Schritte ostwärts wieder aufzubauen, denn dicht hinter New Sierra Leone bezeichnet ein Flaggenmast die von dem Distriktskommissär von Quitta noch ganz vor kurzem ohne jeden rechtmäßigen Grund bis hierher vorgeschobene englische Grenze, während sich zehn Schritte weiter östlich der 8 Fuß hohe, etwa 10 Zoll dicke und schwarzweißrot angestrichene deutsche Grenzpfahl erhebt, der eine weißangestrichene, nach Osten gerichtete Tafel mit der Aufschrift „Kaiserlich deutsches Protektorat“ trägt.

Noch eine Viertelstunde in der Hängematte und wir befanden uns in Lome, über dessen Namen und auch den Namen des Landes ein paar Worte hier nachfolgen mögen. Es wird niemals möglich sein, eine Geschichte der Sklavenküste in den verflossenen Jahrhunderten zu schreiben, denn staatlich beaufsichtigte europäische Niederlassungen hat es dort, abgesehen von der Küste von Dahome, nie gegeben, und die Sklaven-

händler werden über ihr wildes Treiben auch wohl keine Aufzeichnungen hinterlassen haben. So viel aber geht aus alten Handbüchern für Seefahrer hervor, daß die Küste grade wegen des Menschenraubes ziemlich entvölkert und bloß mit ganz kleinen Dörfern sowie den zur Aufnahme der Sklaven bestimmten Magazinen (Barracones oder Barracoons genannt) besetzt war. In dem Grade wie die Furcht vor den Sklavenjägern abnahm, wurden die der Küste näher gelegenen Striche wieder besser besiedelt, und es fanden in diesem Jahrhundert mehr durch allmählichen Zuzug als durch einmalige Wanderung zahlreiche Verschiebungen der Stämme statt, Verschiebungen, die man kennen und verfolgen muß, wenn man die mannigfach recht verwickelten politischen Verhältnisse verstehen will.

In dem jetzt unter deutschem Schutz stehenden Gebiete sind die meisten Ansiedelungen von dem selbst wieder aus dem Innern gekommenen Togo-Stamm gegründet und die anderweitigen Volkselemente allmählich diesem Stamme einverleibt worden. Wenn auch das Togo-Gebiet, in dem seit König Mlapas Tode noch kein Nachfolger gewählt worden ist, kein so fest in sich abgeschlossenes Staatswesen darstellt, wie etwa Dahome oder Aschanti, so erkennen doch alle Teile dieses Gebiets die Zusammengehörigkeit an, und da der Schutzherrlichkeitsvertrag vom 5. Juli 1884 mit dem Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa und den sonstigen Häuptlingen des Togo-Landes abgeschlossen worden ist, so möchte ich den Vorschlag machen, anstatt von Bagida oder Bey Beach (Lome) zu sprechen, das ganze unter deutschem Schutz stehende Gebiet an der Sklavenküste fortan Togo-Land zu nennen. Die Bezeichnung als Togno-Gebiet entstammt, nebenbei bemerkt, einzig und allein einer irrtümlichen Schreibweise.

Was nun im besonderen den Handelsplatz Lome oder Bey Beach anbelangt, so hat derselbe die Bezeichnung Bey Beach (Bey-Strand) von der 3—4 km landeinwärts gelegenen und wohl 2000 bis 2500 Einwohner zählenden Fetischstadt Be erhalten, welche die Engländer Bey schreiben. Der meistens und namentlich von den Deutschen gebrauchte Name Lome dürfte aber richtiger sein, da die ersten schwarzen Ansiedler, die den europäischen Faktoreien nachfolgten, außer einigen Leuten von Danoe, Be, Aflahu u. s. w. aus einem nahegelegenen, jetzt nicht mehr bestehenden Dorfe stammten, das Lome hieß. Hierbei

ſei denn auch gleich erwähnt, daß der Name Bagida von gelehrt ſein wollenden Engländern auf ihren Seekarten als Bagdad eingetragen worden iſt und noch heute in dieſer Form dort weiter lebt. Auch findet man die Schreibweiſe Bageida, Bagidda, Bagita u. ſ. w. Die richtige Schreibweiſe, welcher die Ausſprache vollkommen entſpricht, iſt Bagida; der Ton ruht bei Lome auf der erſten, bei Bagida auf der letzten Silbe.

In Lome beſtehen zur Zeit ſieben Faktoreien, die folgenden Kaufmannsfirmen gehören: Friedr. M. Victor Söhne in Bremen (Agent Emil Buſchmann); Wölber und Brohm in Hamburg (Agent Kentzler aus Ratingen); C. Gödelt in Hamburg (als Agent ein von der Faktorei in Quitta her beaufſichtigter Mulatte); F. und A. Swanzy in Liverpool (Agent iſt Mulatte); G. B. Williams (Inhaber der Firma iſt ein in Quitta wohnender ziviliſierter Neger); Tommy Williams (Inhaber, ebenfalls Neger, wohnt in Quitta); Ocanſey (Inhaber Neger, wohnt in Adda). Als Handelsplatz iſt Lome heutigestags weit bedeutender als Bagida oder Danoe und ſteht in dieſer Hinſicht an der ganzen Küſte zwiſchen dem Volta und Weida (dem Hafenplatze von Dahome) bloß hinter Quitta, Klein-Povo und vielleicht auch Groß-Povo zurück. Da die Kaufleute bis vor kurzem beſtändig in der Beſorgnis lebten, ſie würden entweder durch die Engländer ſelbſt oder durch die von gewiſſenloſen engliſchen Beamten mit Worten und Geld aufgereizten Eingebornen vertrieben werden, ſo hat man einſtweilen bloß ganz billige einſtöckige Faktoreien errichtet, man hat erſt eben angefangen, durch Palmenpflanzungen den öden Strand zu verſchönern, und die Zahl der ſtark fluktuierenden ſchwarzen Bevölkerung wird ſich auch wohl kaum auf mehr als einige Hundert belaufen. Welche Bedeutung aber dennoch ſolchen Plätzen beizumeſſen iſt, möge aus der Thatſache erſichtlich ſein, daß ſich laut der vor mir aufgelegten Bücher der Kaufleute der monatliche Handelsverkehr Lomes in ſchlechten Zeiten doch noch auf über 3000 Pfd. Sterl., in guten Monaten auf über 4000 Pfd. Sterl. belaufen hat. Das bedeutet einen Jahresumſatz von 720 000—960 000 Mk., wobei auch zu berückſichtigen iſt, daß laut den vor mir aufgelegten Fakturen nahezu alle Einfuhrwaren (mit Ausnahme gewiſſer Manufakturwaren) aus Deutſchland ſtammen.

In dem unter deutſchem Schutze ſtehenden Togogebiete ſind bisher vier Grenzpfähle errichtet worden, und zwar drei an der

Weſtgrenze (einer bei New Sierra Leone, einer öſtlich von Aflahu gegenüber engliſchem Gebiete und einer nordweſtlich von Aguewe gegenüber noch unabhängigem Gebiete des Anglo-Stammes) und einer bei Bgun Koffi an der Oſtgrenze (gegenüber dem Gebiete von Klein-Povo). Die von dem früheren engliſchen Diſtriktskommiſſar in Quitta, Herrn Firminger, verübte Grenzverletzung bezieht ſich auf den zweiten der erwähnten Grenzpfähle, der weſtlich von dem auf engliſchem Gebiete gelegenen Dorfe Aflahu geſtanden hat. Firminger hat nicht bloß den deutſchen Grenzpfahl ausgeriſſen, ſondern auch in einem eine Viertelſtunde über die Grenze hinaus auf deutſchem Gebiete gelegenen Dorfe, das von den Eingebornen abwechſelnd Abofa, Aſoba oder Aſabo genannt wurde, nach Vertreibung der früheren Bewohner dieſes Dorfes einen Hauſſapoſten einquartiert. Firminger iſt ſeitdem abberufen. Der Hauſſapoſten war aber bei meiner Anweſenheit noch nicht wieder zurückgezogen worden und man erwartete ſehnſüchtig die Ankunft eines deutſchen Kriegsſchiffes, damit dieſe das Anſehen der Deutſchen ſchwer ſchädigende Angelegenheit auf die eine oder die andere Art, vielleicht durch Ernennung einer Kommiſſion behufs endgültiger Feſtſtellung der Grenze, geregelt werde.

Um die weſtliche Grenzlinie des deutſchen Gebietes kennen zu lernen, nahm ich dankbar das Anerbieten des abwechſelnd in Klein-Povo und in Lome lebenden Konſuls Randad an, mich zu Pferde ins Hauſſa-Lager zu begleiten. Es gibt in Lome zur Zeit bloß zwei Pferde (in Bagida keins), und dieſen beiden ſcheint das Klima nicht gerade ſchlecht zu bekommen. Dieſe beiden Pferde, kleine aber ausdauernde Ponies, ſind, wenn ich nicht irre, zum Preiſe von 200 oder 300 Mark jedes, über Quitta von dem zehn Tagereiſen weit im Innern gelegenen Marktplatze Sallaga bezogen worden. Sie werden mit Mais und dem in unerſchöpflichen Mengen eine Viertelſtunde weit im Innern wachſenden Graſe gefüttert und das eine von einem Kru-, das andere von einem Hauſſa-Jungen gepflegt. Herr S. Buſchmann, bei dem ich hier in Lome wohne, war ſo freundlich, mir für die Dauer meines Aufenthaltes ſein Pferd zur Verfügung zu ſtellen, und hat mir dadurch ganz weſentlich die ſonſt recht beſchwerlichen Reiſen ins Innere erleichtert. Auf dieſes Innere, wenn man es ſchon ſo nennen darf, war ich recht geſpannt und möchte nun den Leſer bitten, Herrn Randad und mich auf dem erſten Ausfluge zu begleiten.

Der Strand von Lome ist, da man erst eben begonnen hat, Kokospalmen zu pflanzen, und da diese sehr langsam wachsen, noch recht kahl. Dünen gibt es nicht; das Ufer steigt zwar von dort aus, wo die Brandung es bespült, ein wenig an, bleibt aber dann, wenigstens soweit man das ohne Messungen zu beurteilen vermag, auf endlose Strecken hin auf demselben Niveau. Der jedes Pflanzenwuchses bare Streifen hellgrauen, ab und zu auch gelblichen Sandes ist an einigen Stellen bloß 50, an andern bis zu 200 Schritt breit. Dahinter nun beginnt ein ½ bis 1½ km breiter Streifen 2 bis 10 Fuß hohen, beinahe undurchdringlichen, höchst stachlichten und bloß aus Unterholz ohne alle Bäume bestehenden Buschwerks, welches, da jeder, der ins Innere will, hindurch muß, eine der größten Plagen des hiesigen Verkehrs darstellt. Die kleinen, mannsbreiten Pfade, die hindurchführen, winden sich nämlich in solch unberechenbaren Schlangenlinien, daß man aus der Hängematte aussteigen, oder aber, wenn reitend, mit allergrößter Behutsamkeit auftreten muß, damit nicht Roß und Reiter zu Schaden kommen. Sogar das Gehen ist kaum weniger beschwerlich als an der Küste, da auch hier bloß Sand und kein harter Boden zu finden ist. Von der Firma Friedr. M. Victor Söhne waren kürzlich die Vertreter der sieben in Lome ansässigen Firmen zu einer Beratung darüber eingeladen worden, ob man nicht auf gemeinschaftliche Kosten einen Weg durch dieses Dickicht hindurch anlegen solle; die Sache scheiterte an der Erklärung der Eingebornen, daß der betreffende Grund und Boden Fetischland und unantastbar sei. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß dergleichen Einwände mit Hilfe entsprechender Geschenke sehr leicht hinweggeräumt werden können, und so wird es auch wohl geschehen, wenn, wie zu erwarten steht, Lome sich weiter entwickelt.

Es ist nicht leicht, die Landschaft, die sich hinter diesem Dickicht eröffnet, zu beschreiben; nirgendwo auf der Erde habe ich eine Szenerie gesehen, die dieser gliche. Diese Landschaft bietet eine kaum zu beschreibende Fülle von Abwechselung und doch ist sie eine der eintönigsten, die man sich nur vorstellen kann. Auf einer Strecke von bloß wenigen Kilometern Länge kommt man bald durch büschelförmig wachsendes Schilfrohr, bald durch höheres Buschwerk, bald durch Gruppen von Kokospalmen, Oelpalmen und andern hohen Bäumen, bald durch weite Savannen üppig wuchernden Grases, von dem unsre Pferde

mit großer Begier fraßen. Eine mehrere hundert Schritte breite Niederung mit solch zusammengebackenem und von Rissen durchzogenem Boden, wie er nach Ueberschwemmungen zurückzubleiben pflegt, scheint der westlichste Ausläufer jener Bodensenkung zu sein, welche dort, wo sie mit Wasser gefüllt ist, nämlich von Bagida ab weiter östlich, den Namen „Lagune" trägt.

Schon in einiger Entfernung von dem $3^1/_2-4$ km von Lome entfernten Haussa-Lager bemerkten wir reges Leben. Einen Posten hatte man nicht ausgestellt, aber als man uns endlich gewahrte, liefen einige uniformierte Leute zu ihren Gewehren und riefen uns Halt zu. Jene sehr kleine Truppenmacht, welche England an der Goldküste unterhält, wird eigentlich erst seit dem Aschantikriege aus den ziemlich weit im Innern wohnenden mohammedanischen Haussastämmen rekrutiert. Früher verwandte England an der Goldküste westindische Regimenter und wollte auch im Aschantikriege die Haussas bloß zum Tragen des Gepäckes benutzen. Als es sich aber zeigte, daß die mohammedanischen Haussas besser fochten, als die westindischen Regimenter, da wurden die letzteren zurückgesandt und es wurde aus den Haussas unter englischen Offizieren eine eigne Truppe herangebildet. In Quitta, wo zur Bewachung des dortigen sehr ursprünglichen Forts ohne einen andern englischen Offizier, als den Distriktskommissar Kapitän Campbell 150 Haussas stehen, hatte ich reichlich Gelegenheit, diese Leute zu beobachten. Auch in Danoe liegt in dem dortigen, bloß dem Namen nach bestehenden Fort ein Posten von 30 Mann, der dem Befehle eines schwarzen Feldwebels unterstellt ist.

Der am weitesten — und allzu weit — vorgeschobene Posten ist Azabo, wo, selbstverständlich ohne englischen Offizier, 20 Mann liegen und sich mit Weib und Kind häuslich eingerichtet haben. Die runden Hütten der früheren Einwohner stehen leer, dicht daneben aber sind zwei Reihen viereckig länglicher Haussahütten entstanden, zwischen denen die einzige Straße des Lagers hindurchführt. In Quitta, wo es dicht beim englischen Fort ein ganzes kürzlich teilweise abgebranntes Haussaviertel gibt, hat man die einzelnen Hütten mit Kaktushecken umzäunt und auch schon eine Art von Moschee oder ein Bethaus errichtet. Hier aber ist noch alles viel ursprünglicher und erinnert trotz der vielen Weiber und Kinder an ein Räuberlager. In Uniformierung, Charakter und Sitten gleichen die Haussas

den türkischen Baschibozuks und sind, namentlich an der Grenze, wegen ihrer niemals bestraften Räubereien und Gewaltthätigkeiten eine wahre Landplage geworden. Die Uniformierung, bei der jedwede Fußbekleidung fehlt, besteht aus dunkelblauer, mit roten Litzen eingefaßter Zuavenjacke, aus dunkelblauer, kurzer Pumphose und roter, troddelgeschmückter Zuavenkappe. Bewaffnet ist die Truppe mit Snidergewehren und umschließt auch eine Artillerie-Abteilung, der in Quitta vier kleine Geschütze zur Verfügung standen. Als Sold erhalten die gewöhnlichen Haussa-Soldaten 1 S. (eine Mark) täglich, müssen sich aber dafür selbst beköstigen.

Von Hautfarbe ebenso dunkel wie die hiesigen Neger, aber durch Abstammung, Sprache und Religion von ihnen getrennt, bilden die Haussas eine der englischen Kolonialregierung blindlings zur Verfügung stehende Truppe, stehen aber mit den Eingebornen auf denkbar schlechtestem Fuße und machen durch ihre von keinem weißen Offiziere oder Beamten beaufsichtigten oder bestraften Schandthaten auch die englische Kolonialregierung als solche verhaßt. Schon in Quitta wütet zwischen Haussas und Eingebornen ein beständiger, hier hauptsächlich durch die Vorliebe der Haussas für fremde Hühner und Ziegen verursachter Krieg. Noch schlimmer stehen die Verhältnisse an der Grenze, und während die Haussas unter dem Vorwande einer Zollrevision alle ihren Machtbereich passierenden Weiber — der Handel wird hier vorwiegend durch Weiber besorgt — völlig ausrauben, fällt mancher von ihnen, der sich bei den Razzias in freies Gebiet allzu weit vorwagt, einer aus dem Hinterhalte abgefeuerten Kugel zum Opfer. Nach allem, was ich über sie gehört, sind die Haussas zwar sehr unverschämt, aber nicht gerade Helden, und es macht einen peinlichen Eindruck, an vielen Kleinigkeiten zu sehen, wie man, beiderseits gewaltthätig, sobald die Gelegenheit günstig ist, sich doch auch beiderseits voreinander fürchtet, die Haussas vor den Be-Leuten, die Be-Leute vor den Haussas, und hinwiederum die Kru-Neger vor beiden. Seit das Togogebiet unter deutschen Schutz gestellt ist, kommen bisweilen uniformierte Haussas selbst bis nach Lome, prahlend, daß sie dort die Herren seien. Ich erwartete daher, als wir durch das Haussa-Lager ritten, daß man auch uns mit Zurufen belästigen würde, fand aber, daß die Achtung vor der weißen Hautfarbe denn doch auch bei diesen Leuten noch nicht ganz verschwunden ist.

Auf dem Rückwege wollten wir an jener Stelle vorüberreiten, wo früher der zweite Grenzpfahl gestanden hat, aber in unser Gespräch vertieft, achteten wir nicht hinreichend auf die Richtung des Weges und sahen uns plötzlich in einem endlos sich ausdehnenden Dickicht übermannshohen Grases, durch das die Pferde trotz allen Anspornens nicht hindurchzukommen vermochten. Wir mußten absteigen und uns, von den scharfen Kanten des Grases zerkratzt, beinahe Schritt für Schritt Bahn machen. Welche Mühe es gekostet hat, wieder zu offenerem Lande auf einen Weg zu gelangen, will ich nicht beschreiben. Noch aber wußten wir die Richtung nicht, in der Lome lag; wir hatten uns buchstäblich verirrt. Der letzte Schein der kurzen Dämmerung war längst bis zur Unkenntlichkeit verblaßt, weder großer Bär noch Polarstern waren sichtbar und aus den mir fremd gewordenen und auch nur undeutlich hervortretenden Sternbildern vermochte ich die Himmelsrichtung nicht herauszulesen. Die vom Horizonte sich abhebenden Baumgruppen sahen eine genau so aus wie die andre, das Land bot namentlich beim Sternenlichte keinerlei Anzeichen, nach denen man sich hätte richten können. Dazu kam, daß wir einen einmal eingeschlagenen Fußpfad trotz aller Krümmungen wenigstens bis zur nächsten Abzweigung weiter verfolgen mußten, wenn wir nicht wieder in das Grasdickicht hineingeraten wollten. Unsre Hoffnung ging, als wir so ins Ungewisse weiterritten, dahin, entweder ein Dorf oder doch wenigstens Menschen zu treffen, welche uns die Richtung zur Küste hätten angeben können. Aus Furcht vor den weit in freies Gebiet hinein sich erstreckenden Razzias der räuberischen Haussas pflegen die handeltreibenden Eingebornen ihre Märsche zur Küste und von der Küste zurück ins Innere meistens abends oder nachts zu machen. Thatsächlich sahen wir mehrfach ganze Trupps im Gänsemarsche wandelnder Weiber mit den landesüblichen Kalebassen auf dem Kopfe. Sobald wir ihnen aber zuriefen oder im Galopp auf sie zuritten, waren sie verschwunden, sei es, daß sie sich in das Gras duckten, sei es, daß sie schleunigst einen andern Weg eingeschlagen hatten. Sie mochten uns wohl für Haussas gehalten haben.

Nach mehrstündigem ziellosen Reiten begann die Sache immer ungemütlicher zu werden, und wir dachten schon an die Möglichkeit, ohne Lebensmittel und Decken eine Nacht im Freien verbringen zu müssen, als wir lauschend in der Entfernung

Stimmengewirr hörten und vor uns am Horizonte einen leisen Lichtschimmer wahrnahmen. Darauf zureitend gelangten wir nach einer halben Stunde abermals zum Haussa-Lager, um das wir also wohl in weitem Bogen herumgeritten sein mußten. Wir nahmen nun gegen gute Bezahlung Führer mit und waren erstaunt zu sehen, wie diese sich zu einem kurzen Marsche mit Messern und Knüppeln bewaffneten. Auch nützten diese Führer nicht sonderlich viel, denn schon nach zehn bis fünfzehn Minuten erklärten sie, daß sie nicht weiter mitzugehen wagten, weil sie zwar in der Gesellschaft von Weißen sicher seien, aber doch auf dem Rückwege von Be-Leuten angefallen werden könnten. Sie wiesen uns aber die Richtung, und als wir nach einer ersten Viertelstunde die Seebrise fühlten, nach einer zweiten auch die Brandung hörten, da war kein Zweifel mehr, daß wir auf dem richtigen Wege seien. Wir gelangten ohne weitere Abenteuer nach Hause, nur eines setzte mich in Erstaunen, daß man nämlich hier, wo es Leoparden, Schlangen und ähnliches Ungeziefer in großer Menge gibt, so ohne jede Besorgnis bei Nacht und Nebel durch das dichteste Buschwerk zu reiten wagt. Thatsächlich aber vermeiden diese Tiere den Menschen wohl ebenso gern, wie dieser sie.

Meinen nächsten Ausflug unternahm ich zu einer der größten Städte des Togo-Landes, welche obwohl sie nur vier Kilometer von Lome und in gerader Linie drei Kilometer von der Küste entfernt liegt, dennoch seit Menschengedenken kaum von einem halben Dutzend Weißen besucht worden ist. Es ist dies die heilige Fetisch-Stadt Be, berühmt oder berüchtigt wegen der Schwierigkeiten, die jedem Weißen, welcher diese Stadt betreten will, in den Weg gelegt werden. Be ist nämlich ebenso wie Anglo, die Hauptstadt des jetzt zur englischen Goldküstenkolonie gehörigen Anglogebietes, dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte Njikpla geweiht, dem mächtigsten aller Untergötter, den die Neger sich zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung vorstellen. Njikpla muß aber wohl auf sein Reiten und seine Kleidung besonders stolz sein, denn er duldet dergleichen an keinem, der die ihm geweihten Städte besuchen will. Wer sich in europäischer Kleidung nach Be hineinschliche, würde, falls er lebend und ohne Mißhandlungen davonkäme, sich dennoch mit schweren Geldopfern loskaufen müssen. Da nun aber die Neger nach unsren Begriffen so ziemlich nackt gehen und man

von jedem Europäer, der Be beſuchen will, verlangt, daß er der Negermode folge, ſo wird man verſtehen, weshalb die meiſten vorwiegend an ihr Geſchäft denkenden Kaufleute lieber dem Beſuch entſagen, als ſich den damit verknüpften Umſtändlichkeiten und Gefahren unterziehen. Als der frühere Gouverneur der Goldküſtenkolonie, Sir Samuel Rowe, einmal durch Anglo reiten wollte, warf man ihn in Ermanglung von Steinen, die an dieſer Küſte gänzlich fehlen, mit Kot. Neuerdings muß aber wohl die engliſche Herrſchaft ihren Einfluß auch auf Anglo ausgeübt haben,

James Lawſon und ein Fetiſchprieſter.

denn der deutſche Miſſionar Benetſch in Quitta erzählte mir, daß er auf ſeiner Wanderpredigt vor einigen Tagen nicht bloß in europäiſcher Kleidung, ſondern auch zu Pferde die Stadt habe paſſieren dürfen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß man im Togolande, wo der heidniſche Fetiſchdienſt in voller Blüte ſteht, wo es weder Mohammedaner noch außer den paar Kaufleuten an der Küſte Chriſten gibt, viel fanatiſcher iſt. Immerhin hat ſich wenigſtens inſofern eine größere Duldſamkeit Bahn gebrochen, als der früher jedem Weißen unterſagte Eintritt in die Stadt

Be zur Zeit erlaubt ist, vorausgesetzt, daß man sich in gebührender Entfernung vor der Stadt entkleide. Europäischen Damen dürfte also der Besuch dieses interessanten Ortes kaum möglich sein, da die Fetischpriester und Häuptlinge mir auf meine Anfrage ganz bestimmt erklärten, daß sie, ohne den Zorn des Volkes und des Fetisch zu reizen, zwischen Damen und Herren keinen Unterschied zu machen vermöchten. Als mir zuerst der Vorschlag gemacht wurde, mit so und so viel andern Herren entkleidet unsern Einzug in Be zu halten, glaubte ich, daß man Scherz mit mir treiben wolle. Die Erfahrung von wenigen Wochen hat mich aber gelehrt, daß nichts so toll, so unvernünftig ist, daß es nicht an dieser Küste möglich wäre.

Zu dem Ausfluge nach Be fand ich in Herrn Konsul Randad, der auch geschäftlich dort zu thun hatte, Herrn Leuze, Herrn Buschmann und Herrn Kentzler vier liebenswürdige Begleiter. Zunächst mußte wieder auf endlos sich windendem Fußpfade jenes früher beschriebene Buschdickicht passiert werden; fällt dort ein Baum, so macht der Neger lieber einen Umweg von 30 oder 50 Schritten, als daß er das Hindernis hinwegräumte. Nach einer halben Stunde gelangten wir in das schon vorher durch Kokospalmen und Bananen sich bemerkbar machende Dorf Amutiwe oder Klein-Be, welches bereits auf dunkelrotem Thonboden und nicht mehr auf Küstensand stehend, viel stattlichere Häuser enthält, als die Küstendörfer. Schon hier sahen wir mit alten Zeitungen, Malereien und allerhand Flittertand ausgeputzte Fetischhäuser, sowie aus rotem Thon zusammengeklebte Fetischpuppen in Hülle und Fülle. Aber diese in allen Größen vorhandenen und meist unter einem sehr ursprünglichen Dache stehenden Götzen waren schlecht und sorglos gearbeitet. Mit ihrem Aufputz von Kaurimuscheln als Augen und Lumpen als Bekleidung glichen sie, von der Farbe abgesehen, unsern Schneemännern; manche sahen so urkomisch aus, daß man sich bei ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte.

Mit uns gingen als Begleiter zwei Häuptlinge aus dem englischen Anglogebiete, die allein ganz gewiß nicht den Mut gehabt haben würden, sich nach Be zu begeben, die nun aber nach Negermanier die großen Herren zu spielen versuchten und uns schon in weiter Entfernung von der Stadt zum Verlassen der Hängematten (zwei Herren waren zu Pferde) und zum Entkleiden aufforderten. Ihre Weisung unberücksichtigt lassend,

drangen wir durch hohes Gras bis in die allernächste Nähe der Stadt vor und erzielten durch längeres Palaver mit einigen zu uns herauskommenden Häuptlingen, daß wir wenigstens unsre Hosen anbehalten durften. Röcke, Westen und Hemden wurden in die zwei Hängematten verpackt und bloß mit Schuhwerk, Hose, Helm und einem um die Schultern geschlagenen Negertuch setzten wir den Marsch fort, gefolgt von der stattlichen Schar unsrer die Gewehre tragenden und die Pferde am Zaume führenden Kru-Leute.

Die Negerdörfer gleichen in Bezug auf winkelig enge Gassen, in denen kaum zwei Menschen aneinander vorbeigehen können, unsern mittelalterlichen Städten; in jeder andern Hinsicht sind sie aber von unsern Städten so verschieden wie nur irgend möglich. Anstatt unsrer vierstöckigen Häuser gibt es hier bloß solche mit Erdgeschoß, und selbst diese liegen nicht dicht an der Gasse, sondern inmitten übermannshoher Zäune, durch deren Thore und Oeffnungen man in große, von Menschenaufwuchs und Vieh bevölkerte Höfe hineinblickt. Uebrigens möchte ich Be nicht für den Grundtypus einer Togo-Ortschaft gelten lassen, denn die dortigen Hütten sind ganz anders gebaut, als ich sie irgendwo sonst gesehen habe. Die Hütten von Be sind zwar ebenso wie alle übrigen aus rotem, mit Schilf vermischtem Thon aufgeführt, aber sie sind nicht wie anderwärts viereckig, sondern rund und haben bis zu 30 Fuß hohe, kegelförmige, oben spitz zulaufende und unten sehr weit herunterreichende Dächer. Kokospalmen und Buschwerk überragen beinahe jeden Zaun, aber Bananen, diese ergiebigste Obstsorte der Tropen, scheinen hier weit weniger als in andern heißen Ländern gepflanzt zu werden.

Was die Einwohner des Ortes anbelangt, so waren die Wege nicht breit genug, als daß sie uns hätten begleiten können, aber wo einmal ein freierer Platz kam, sahen wir sie mit großen Sätzen wie die Ziegenböcke herbeispringen, fast als ob es auf einen feindlichen Ueberfall abgesehen sei. Man führte uns in das Gehöft des ersten Häuptlings, wo niedrige, bogenförmig geschweifte Schemel, die hierzulande als Stühle dienen, herbeigebracht wurden. Auf den Inseln der Südsee findet man ganz ähnlich geformte Schemel, die aber nicht zum Niedersitzen, sondern den Eingebornen beim Schlafen zum Aufstützen des Kopfes dienen. Für den Europäer, dessen Muskulatur nicht an solche

Art des Sitzens gewöhnt ist, sind jene niedrigen Stühle sehr unbequem. Ueber die Art der Begrüßung zwischen Negern und Weißen möchte ich weiterhin sprechen; nur soviel sei hier bemerkt, daß sich außer den ersten Häuptlingen und allen Weisen und Aeltesten des Ortes auch noch sehr viel männliches und weibliches Volk — ich schätzte die Gesellschaft auf annähernd 500 Köpfe — um uns versammelte. Sobald irgend ein neuer Ankömmling von Rang oder Einfluß hinzutrat, wurde, bevor oder nachdem sich derselbe niedergekauert hatte, die landesübliche, sehr lange Begrüßung ausgetauscht.

Auffallend dünkte es mich, daß die Weiber weit dürftiger als die Männer bekleidet waren. Die jungen Mädchen, die uns, in einer großen Gruppe am Eingang des Gehöfts stehend, nicht gerade „schüchtern mit verschämten Blicken" betrachteten, trugen nichts weiter als einen fingerbreiten Streifen Zeug, der vorn und hinten an einer um die Hüften gebundenen Schnur befestigt wird. Der unter den Europäern dieser Küste allgemein verbreitete Name für dieses Kleidungsstück ist „Shlips", und thatsächlich wüßte ich keinen Ausdruck, der besser dessen Form und bedenkliche Schmalheit wiedergäbe. Auch von den verheirateten Frauen trugen einige bloß den Shlips, die meisten aber einen breitern um die Hüften gewundenen Schurz. Eine noch ausgiebigere Bekleidung, nämlich das togaartige Tuch, womit sich die wohlhabenderen Männer umhüllen, findet sich, soweit ich das zu beurteilen vermochte, bloß bei Frauen von Rang und Stand. Bei allen Weibern, Mädchen und Frauen, reichen und armen, überwiegt der äußerst mannigfaltige, wenn auch größtenteils wertlose Schmuck die Bekleidung. Kein weibliches Wesen, das nicht in Ermangelung von Knochen, Perlen, Tierzähnen u. dergl. zum wenigsten ein paar Stricke als Arm- und Halsbänder trüge; kein Mädchen, keine Frau, die nicht, ohne jemals Strümpfe gekannt zu haben, Strumpfbänder trüge — angeblich, um die hier für unschön gehaltene Entwickelung der Waden zu hemmen.

Weit mannigfaltiger ist die Kleidung der Männer; sie steigt von der einfachen Schwimmhose aufwärts bis zur Toga, zur Zipfelmütze und jenen 2 bis 3 Fuß breiten und beinahe 1 Zoll dicken Strohhüten, die gleichzeitig als Hut und als Regenschirm dienen. Niemals sieht man hier einen männlichen Neger ohne ein dolchartiges Messer, im übrigen besteht ihre Bewaffnung aus

sehr kurzen, in einer Scheide von Fischhaut steckenden Schwertern, die teils an der Seite (sowohl rechts als links), teils an einer über den Oberarm befestigten Schnur getragen werden. Ihre Steinschloßgewehre, ihre Lanzen und jene an einer Stange befestigten Bajonnette, die man so sehr häufig bei den ihre Warentransporte geleitenden Negern sieht, pflegen diese niemals zu den Ratsversammlungen mitzubringen.

Um ein vollständiges Bild von der Toilette dieser Leute zu entwerfen, müßte ich auch die durch Tätowierung oder Einschnitte hervorgebrachten Marken beschreiben, deren sind aber so viele, daß sich ein ganzes Buch darüber schreiben ließe. Es gibt Stammesmarken (wie z. B. bei den Kru-Jungen), Standesmarken, Marken, welche den Sklaven, und solche, welche den freien Mann anzeigen, außerdem aber gibt es, unsern Schönheitspflästerchen entsprechend, „Schönheitsmarken", durch welche sonst gar nicht üble Mädchen und Frauen aufs scheußlichste verunstaltet werden.

Ebenso mannigfach wie die Marken sind die Haartrachten, nur mit dem Unterschied, daß beinahe jeder Neger (ausgenommen die sogenannten zivilisierten an der Küste) eine Marke trägt, während sich bloß die eitlen und die wohlhabenden Leute den Luxus einer regelrechten Frisur gestatten. Man kann behaupten, daß drei Viertel aller Neger, Männer sowohl wie Frauen, das wollige Haar kurz geschoren tragen. Welche Verschiedenheit aber unter dem übrig bleibenden einen Viertel! Am beliebtesten sind drei Hörner, je eins an der Seite und eins über der Stirn — eine Frisur, die ihrem Träger ein mephistophelisches Aussehen gibt. Eine andre auch sehr häufige Haartracht besteht in unzähligen kleinen Zöpfchen, die gleich eben so viel Würmern oder Raupen das darunter höchst einfältig aussehende Gesicht umbaumeln. Eine dritte Mode besteht in der Einteilung des Kopfes in zahllose Felder, ähnlich den Rissen eines Kassettengewölbes. Nach einer vierten Manier bleibt der Haarwuchs auf einer viereckigen Stelle über der Stirn unversehrt, während er anderwärts ziemlich kahl abgeschnitten wird. Uebrigens sei hier bemerkt, daß sich solch barbarische Haartrachten vorwiegend bei den am wenigsten zivilisierten Stämmen — und die Einwohner von Be gelten unter allen Togoleuten als die wildesten — vorfinden. Wo die einheimische oder aufgepfropfte Kultur schon weiter vorangeschritten ist, wie z. B. in der Haupt-

ſtadt Togo, da finden ſich neben mildern Sitten auch weniger barbariſche Trachten.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Konſul Randad Geſchäfte halber nach Be gekommen ſei, ſo bezog ſich das auf einen von den Be-Leuten verübten Raub einer in Ague anſäſſigen Frau. Es herrſcht hier nämlich die merkwürdige Rechtsſitte, daß, wenn jemand eine Forderung hat, deren Ausgleichung auf andre Weiſe nicht erreicht werden kann, irgend ein Menſch aus dem Orte, wo der Schuldner wohnt, aufgegriffen und ſo lange in Gewahrſam gehalten werden darf, bis die Schuld bezahlt iſt. Iſt die Sache an ſich ſchon ungerecht und barbariſch genug, ſo könnte ſie doch hier noch ganz beſonders unangenehme Folgen haben, ſobald die Be-Leute einmal wieder, wie noch vor kurzem, einen Schwarzen aus dem engliſchen Gebiete aufgriffen. Die Kaufleute geben ſich daher alle Mühe, auf die Abſchaffung des ſeltſamen Gebrauches hinzuwirken. Nach längerem Palaver wurde uns verſprochen, daß die gefangene Frau, deren Verſteck man nicht angeben wollte, am nächſten oder zweitfolgenden Tage auf freien Fuß geſetzt werden würde.

Der Zweck des Beſuches war damit erreicht, ich perſönlich aber ſtellte noch durch den Mund des Dolmetſchers die Frage, ob uns der Beſuch der großen Fetiſchtempel erlaubt ſein würde. Da gab es denn ein hitziges Palaver unter den Häuptlingen und den Fetiſchprieſtern: einige ſchienen für, einige gegen uns zu ſein; ſchließlich behielt ein alter, fanatiſch ausſehender Mann den Sieg. Die Antwort lautete „Nein“. Es ſei das erſte Mal, daß man Weiße auf dem Wege, auf welchem wir gekommen, in die Stadt habe eindringen laſſen; damit möchten wir uns begnügen.

Als wir aufbrachen, verfolgten uns gleich einer Horde wilder Tigerkatzen wohl einige Hundert ſhlipsbekleideter Jungfrauen; ob wir oder die in dieſem Lande ungewohnte Erſcheinung der Pferde das lebhaftere Intereſſe wachriefen, wage ich nicht zu entſcheiden. So viel iſt ſicher, daß wir mehr als froh waren, unſre Kleider unverſehrt wiederzufinden, und daß es uns nicht allzuſehr nach häufigeren Beſuchen in der heiligen Stadt — in deren Umgebung ſelbſt das Gras heilig iſt und nicht betreten werden darf — gelüſtete.

Fünftes Kapitel.

Lagunen-Fahrten und Streifzüge in das Togo-Land.

(Ausrüstung einer Erforschungs-Expedition. — Neue Bitten um deutsche Schutzherrschaft. — Die Lagune von Togo und Povo. — Fischzäune. — Besuch beim Stabträger Plakku in der Hauptstadt Togo. — Unrichtigkeit der englischen Seekarte. — Das Nachtlager von Gbome. — Im Sumpfdickicht stecken geblieben. — Seva. — Begrüßung bei der Ankunft in einem Dorfe. — Marsch zum Nordende der Lagune. — Ackerbau. — Dunkelroter und hellgrauer Thonboden — Leute, die nie einen Weißen gesehen haben. — Vollkommen unerforschtes Land. — Von der Hauptstadt Togo zum Buschmarkt Wo. — Die fünf Dörfer von Togo. — Könige, die nach ihrem Tode noch Grüße bestellen. — Die Orangen von Oba. — Wasserleere Flußthäler. — Wir werden gezwungen, zu den Waffen zu greifen. — Die Ostgrenze des Togo-Gebiets.)

Bei meiner Abreise von Deutschland waren drei Spezialkarten der deutschen Besitzungen in Westafrika erschienen, eine bei Perthes in Gotha, eine bei Reimer in Berlin und die dritte bei Friedrichsen in Hamburg. Auf allen diesen Karten sieht man hinter Lome und Bagida einen gewaltigen Binnensee, genannt die Avon-Lagune, der, wenn er vorhanden wäre, das unter deutschem Schutz stehende Togogebiet zu einem ganz schmalen Küstenstreifen herabdrücken würde. Nachdem ich aber auf vier verschiedenen Ausflügen bis zu 15 km weit ins Innere gelangt war, ohne etwas von dieser Lagune zu entdecken, begann ich an ihrem Dasein zu zweifeln und wurde in dieser Annahme durch die Kaufleute bestärkt, welche erklärten,

niemals von einer Avon-Lagune oder überhaupt von einem größeren Binnenſee gehört zu haben. Ich forſchte der Sache weiter nach und fand heraus, daß die obenerwähnten Karten ebenſo wie die Petermannſche Karte von Nordweſt-Afrika (revidiert 1884) ihre Angaben wahrſcheinlich dem betreffenden, äußerſt nachläſſig gezeichneten Blatt der großen engliſchen Seekarte (West Coast of Africa, Sheet XV, korrigiert Januar 1877) entlehnt haben. Dieſe Seekarte, bei der nebenbei bemerkt auch nicht ein einziger Küſtenplatz richtig eingetragen iſt, zeigt uns nördlich von Porto Seguro und Bagida einen mehr als 60 km langen und 40 km breiten Binnenſee, während ſo ziemlich der ganze Reſt jenes Landes, über welchem heute die deutſche Flagge weht, als Sumpf bezeichnet wird.

Da die hier angeſiedelten Kaufleute ohne beſonderen Anlaß nur äußerſt ſelten den Küſtenſaum verlaſſen, ſo erregte dieſe Avon-Lagune, deren Namen auf allen Karten ſteht, von der man aber ſonſt noch niemals gehört, ein ganz beſonderes Intereſſe, und als der Vorſchlag auftauchte, durch eine kleine Entdeckungsreiſe das Geheimnis der Avon-Lagune aufzuklären, fand ich in Herrn Reimann (von der Firma Friedr. M. Victor Söhne) und Herrn Bertheau (von der Firma Wölber und Brohm) zwei hilfreiche und liebenswürdige Begleiter.

Von den Herren Randad und Eccarius war uns ein ihnen gemeinſam gehöriges Boot, das ſchönſte hier vorhandene, zur Verfügung geſtellt worden; außer uns drei Weißen nahm dieſes Boot noch drei Povo-Leute zum Vorwärtsſtoßen auf der Lagune, zwei Kru-Jungen zum Tragen des Gepäcks bei Ueberlandmärſchen, einen Bedienten und einen Dolmetſcher auf, der gleichzeitig als Koch thätig ſein ſollte. Dieſem Aufwand an Menſchenmaterial entſprach auch die Ausrüſtung mit Speiſen, Getränken, Wincheſter-Repetiergewehren, Vogelflinten, Munition u. ſ. w. Mit wenigen kurzen Unterbrechungen ziehen ſich an der ganzen Sklavenküſte, und zwar im großen und ganzen parallel mit der Küſte, Lagunen dahin, welche untereinander nicht in Zuſammenhang ſtehen und meiſtens auch zu verſchiedenen Zeiten ihren höchſten beziehentlich tiefſten Stand erreichen. Diejenige Lagune, welche für das Togogebiet allein in Betracht kommt, erſtreckt ſich von Bagida bis über Weida hinaus und hat, abgeſehen davon, daß die ſie vom Meere trennende Landenge bei Klein-Povo mehrfach künſtlich durchſtochen worden iſt, einen ſtändigen Ausfluß bei Groß-Povo.

Der Wasserstand der Lagune wechselt, sei es nach der Stärke der im Innern niedergegangenen Regengüsse, sei es nach andern uns noch unbekannten Ursachen, um 4 bis 5 Meter. Ist die Lagune voll, so bildet sie bei Klein-Povo einen nicht unbedeutenden See, ist sie klein, so stellt sie ein Gewirr von vielfach verschlungenen, teilweise sehr seichten Wasserarmen dar, zwischen denen mit Schilf und Rohr bestandene Inseln hervorragen. Während die Lagune von Quitta durch einige mehr oder weniger bekannte Flüsse, u. a. auch durch den Volta gespeist wird, halte ich den zwischen Klein- und Groß-Povo bei Abanage einmündenden Agomé-Fluß für den bedeutendsten Zufluß der Lagune von Togo und Povo. Die Tiefe der Lagune betrug, als ich sie befuhr, durchschnittlich 3 Meter, die Fortbewegung auch der dem Warenverkehr dienenden Kanoes der Eingebornen geschah durch große bis zu 6 Meter lange Stangen.

Kurz ehe wir aufbrachen, verbreitete sich in Klein-Povo das Gerücht, der sogenannte König Lawson habe Leute ausgesandt, um unsere Reise zu verhindern. Anstatt dessen aber erschien, als wir bereits im Boote saßen, eine Abordnung verschiedener Negerstädte und -Dörfer, die durch Vermittelung des deutschen Konsuls ebenso wie das Togogebiet unter deutschen Schutz gestellt zu werden wünschten. Die Szenerie des Landes, welches die bei Klein-Povo etwa einen Kilometer breite Lagune umschließt, ist, wenn auch nicht großartig, so doch recht hübsch: rechts das in der Regenzeit von Wasser umspülte Dorf Adjido, links der mit stattlichen Faktoreien und den weißblinkenden Dächern ihrer Magazine besetzte Strand von Klein-Povo, geradeaus aber die dunkelroten, 10—13 Meter hohen Abstürze von Badji und Degbenu, wo aus dem Dickicht wahrer Waldungen von Kokospalmen die braunen Hütten der Eingebornen hervorlugen. Die Lagune windet sich hier, stets ungefähr dieselbe Breite behaltend, in solchem Bogen, daß, während man bei Hochwasser auf geradem Wege in 20 Minuten nach Gredji gelangen kann, wir dazu über dreiviertel Stunden benötigten. Dabei wurden wir nicht selten durch jene, aus Stöcken und Reisig gefertigten, bloß an den Seiten mit schmalen Durchlässen für die Kanoes versehenen Zäune aufgehalten, welche, von der einen bis zur andern Seite reichend, dem Fischfang dienen. Bei niedrigem Wasser hält es recht schwer, mit breitem Boote durch diese schmalen Durchlässe hindurchzugelangen, und mehrfach

mußten wir vermittelſt der Stangen den Kiel unſres Bootes von jenen Schleppnetzen befreien, in die er ſich verwickelt hatte. Der Fiſchfang bildet hierzulande einen der hauptſächlichſten Nahrungszweige der Bevölkerung und iſt mit der Einſchränkung, daß jedes angrenzende Dorf einen Teil der Lagune für ſich beanſprucht und durch Fiſchzäune abſperrt, völlig frei. Man treibt die Fiſche vermittelſt großer ſelbſtgefertigter Netze gegen jene Zäune, in deren Gewirr ſie ſich dann verfangen, und es nimmt ſich gar ſeltſam aus, zu ſehen, wie kurz darauf bis zur Bruſt im Waſſer ſtehende Männer ganze Körbe voller Fiſche herausheben. Dazu kommt, daß die Lagune nicht bloß viele, ſondern auch ſehr gute Fiſche hat, die man allgemein den Seefiſchen vorzieht.

Bei Ague zweigt ſich, während wir auf unſrer Entdeckungsfahrt nordweſtliche Richtung einſchlagen, der nach Ague führende Arm der Lagune ab. Das rechte Ufer bleibt fortan im allgemeinen höher als das linke, obwohl auch auf letzterem Bodenwellen von 15 bis 25 m Höhe ſichtbar ſind. Dieſe endlos ſich hinziehenden Bodenwellen, bis zu 60 oder 70 m hoch, ſind dem Togolande eigentümlich; nirgendwo habe ich dort vereinzelte Berge oder Hügel geſehen. Auch die Lagune wird, und zwar in dem Teile, den ich augenblicklich dem Leſer ſchildere, ohne alle vorgelagerten Sümpfe oder Moräſte allenthalben von parallel ziehenden, ab und zu in kleinen Vorſprüngen und Vorgebirgen auslaufenden Höhenzügen eingeſchloſſen.

Der Pflanzenwuchs beſteht aus Riedgras, Buſchwerk und den Rieſenſtämmen des Affenbrotfruchtbaumes oder auch, wo Dörfer in der Nähe ſind, aus Kokospalmen, Oelpalmen und Bananen. Dabei folgen ſich die zum Teil ſehr großen Dörfer ſo ſchnell, daß man unwillkürlich den Eindruck erhält, ein ziemlich dicht bevölkertes Land vor ſich zu haben. Beſtärkt wird dieſer Eindruck durch die große Menge von Kindern, Mädchen und Frauen, die, wenn auch nach Ablegung jedweder Hülle, ſo doch ohne Scheu vor unſern Augen ſich mit ſchwarzer Landesſeife einreiben oder im Waſſer umhertummeln und dabei dem Boote häufig ſo nahe kommen, daß man ohne Wendung des Steuers Gefahr laufen würde, bald dieſe, bald jene dieſer badenden Jungfrauen umzuwerfen. Wenn auch die Ortſchaften im Innern weit, weit ſauberer gehalten ſind, als die ſtark verwahrloſten Dörfer der Küſte, wenn man auch im Umgange,

namentlich im geschäftlichen Umgange, den Binnenländern einen Vorzug vor den Küstenbewohnern einräumt, so gilt doch nicht das Gleiche von der Pflege des Körpers. Während an der Lagune namentlich die jüngeren, noch nicht in das Ehe- und Arbeitsjoch eingespannten Mädchen wohl ein- bis zweimal täglich baden, fällt solcher Luxus im wasserarmen Innern von selbst weg, und wenn auch dort die Leute nicht gerade unsauber sind, so fehlt doch viel an jener peinlichen Sorgfalt, mit welcher die schwarzen Küstenbewohner ihren Körper pflegen.

Nachdem wir bei Sallivi Avemme an den nordwärts nach dem großen Buschmarkte Wo abzweigenden Arme der Lagune vorübergefahren sind, gelangen wir hinter Agoda kurz vor der von Bgun Koffi her bei Keta Baffi die Lagune kreuzenden Grenze des deutschen Schutzgebietes an die Reste eines ehemaligen Zollzaunes. Diese Zollzäune, deren es auf der Lagune von Togo und Povo jetzt nur noch zwei (bei Abanage und bei Groß-Povo) gibt, sind eine Art Wegelagerei und erinnern an die schlimmsten Zeiten unsres Mittelalters, als man in ähnlichem Sinne, wenn auch mit Ketten anstatt wie hier mit Zäunen, den Rhein abzusperren pflegte. Die an diesen Zäunen beliebte Erhebung von Abgaben unterliegt der Willkür dessen, der dort gerade die größte Macht hat; an die Stelle von Recht und Gesetz treten bei solchen Verhältnissen Unterhandlung (palaver) oder List und Gewalt. Uebrigens sind diese Zollzäune im deutschen Schutzgebiete völlig verschwunden, auch war früher anderwärts ihre Zahl viel größer als heute.

Nach dreistündiger Fahrt erblickten wir vor uns die 13 bis 16 m hohen roterdigen Abstürze, auf und unter denen jene fünf Dörfer liegen, welche zusammen die (allerdings bloß von Schwarzen bewohnte) Hauptstadt Togo des deutschen Schutzgebietes bilden. Ganze Waldungen von Kokospalmen, dazu wildwachsendes Buschwerk, wildwachsender Indigo und gutgehaltene Kassada-Felder verleihen durch ihr freundliches Grün dieser langgestreckten Reihe von Dörfern ein liebliches Aussehen. Zwei Beweggründe führten uns nach Togo: erstens die Pflicht, für das mir früher dort geschenkte Schaf ein Gegengeschenk zu machen; zweitens der Wunsch, von unserm Freunde Plakku Führer und Ratgeber für die weitere Fahrt zu erhalten. Nachdem wir drei weiße Zipfelmützen tragende und wie deutsche Bauern aussehende Togoleute an Bord genommen hatten, nach-

dem auch ich meines Gegengeschenkes, bestehend in einem Stück Zeug, einem Bündel Tabak und einem Demijohn Rum, ledig geworden, hätte die Fahrt fortgesetzt werden können, wären nicht noch zwei Schwierigkeiten zu erledigen gewesen. Erstens nämlich erfordert es die Sitte, daß, wer Rum oder sonst etwas Trinkbares schenkt, zunächst selbst davon koste, um zu beweisen, daß kein Gift darin sei. Und zu solchem Beweise gab sich, den Mund spitzend, unser in eine rosarote Hose gekleideter Dolmetscher James her, wobei ihn der etwas beschränkte Bediente „Kaffeetopf" („Coffeepot") großmütig unterstützte. Die zweite Verzögerung aber entstand dadurch, daß wahrscheinlich in der Hoffnung auf ähnliche Gaben, wie sie Plakku erhalten, nun auch der nächst Plakku bedeutendste Häuptling mir ein Geschenk machen wollte. Die Ablehnung solches Geschenkes, sagte man mir, sei hierzulande die größte Schmach. Lange standen wir da, wartend auf das verheißene Schaf, das erst noch eingefangen werden sollte; als es endlich kam, war es zur Freude unsrer schwarzen Begleiter ein Schwein. Alle Europäer enthalten sich hier des Fleisches einheimischer Schweine — ausgenommen Spanferkel —, und so mochten sich wohl unsre Ruderer und Träger schon auf den schönen Braten freuen.

Das ganze Schweine-Palaver hatte, was für afrikanische Verhältnisse bezeichnend ist, volle zwei Stunden gedauert und nicht im mindesten dazu beigetragen, unsre Ungewißheit über die Richtung, in welcher die Avon-Lagune gesucht werden müsse, aufzuklären. Da aber das Fahrwasser sich schon bei Togo selbst stark zu erbreitern begann, so beschlossen wir, einstweilen in nordwestlicher Richtung längs dieser Küste weiterzufahren. Dazu kam, daß laut der oben erwähnten englischen Seekarte die Avon-Lagune von den Eingebornen Hacco-Lagune genannt wurde, und die Togoleute von einem nordwestlich liegenden Gewässer wissen wollten, dessen Name Haho oder Hacho sei. Diese Togoleute nannten ein Dorf namens Gbome als den Ort, von wo aus das Haho-Gewässer am leichtesten erreicht werden könne, und so nahmen wir, nach ihren Angaben uns richtend, Kurs auf Gbome.

Die Lagune hatte sich inzwischen zu einem wirklichen und wahrhaften, allerwärts von niedrigen Höhenzügen eingeschlossenen See erbreitert, dessen Ausdehnung ich später, wie ich aber hier gleich vorwegnehmen will, in nordsüdlicher Richtung (ohne die

Marktplatz mit Fetischhaus.

Digitized by Google

später zu erwähnende flußartige Ausbauchung) auf etwa 10 km, in ostwestlicher Richtung auf 10 bis 11 km berechnete. Zwar waren die Ufer ringsherum sichtbar, aber doch zu entfernt, als daß man ohne Fernglas Einzelheiten, wie Bäume oder Häuser, hätte entdecken können. Von Süden her wehte eine, nicht unbedeutende Dünung erzeugend und mehrfach tüchtige Spritzen über unser Boot hinüber entsendend, erfrischende Seebrise. Sobald wir uns nur ein wenig dem Lande näherten, zeigten sich stets die gewöhnlichen Bewohner der Lagune, nämlich Habichte, Reiher und Krähen; auch wurde die Szenerie durch über ein Dutzend halsbrecherischer Kanoes belebt, die, mit Waren vollgepfropft, vom heute abgehaltenen Markte von Gbome herkommend, nach allen Richtungen hin den See durchfurchten. Schon hier wurde es mir beinahe zur Gewißheit, daß jene seeartige Erbreiterung der Lagune, in der wir uns befanden, selbst die gesuchte Avon-Lagune sein müsse. Hatte auch der See anstatt der in den englischen Seekarten angegebenen ca. 2700 qkm Oberfläche deren bloß 100 bis 120, so ließen doch auch andre irrtümliche Angaben dieser Seekarte darauf schließen, daß jene Offiziere des englischen Kriegsschiffes Avon, welche hier 1846 Aufnahmen gemacht hatten, mit bedenklichem Leichtsinne zuwege gegangen seien. Die Offiziere des Avon hatten u. a. damals ihren Angaben die Bemerkung hinzugefügt, daß diese Lagune wahrscheinlich von einem Arme des Volta-Flusses gespeist werde — eine Annahme, deren Unhaltbarkeit durch die von der Bremer Missionsgesellschaft veröffentlichten Karten des Ewe-Gebietes erwiesen worden ist.

Etwa drei Stunden nach der Abfahrt von Togo näherten wir uns einem geradeaus vor uns mit der Lagune parallel laufenden und mit Bäumen bestandenen Bergzuge von 25 bis 35 m Höhe. Ehe wir aber an Land gelangen konnten, mußten wir uns noch durch ein $1^1/_2$ bis 2 km breites Dickicht von Schilfrohr und Wasserpflanzen, zwischen dem bloß eine wenige Fuß breite und vielfach sich krümmende Fahrstraße entlang führte, hindurchwinden. Nachdem wir uns von den Schwarzen ans Land hatten tragen lassen, marschierten wir, das Boot der Obhut des Bedienten und der Ruderer überlassend, aufwärts zum Dorfe. Der Häuptling, der uns dort empfing, hatte sich nach einem längeren Aufenthalte an der Küste den Namen Bruce zugelegt, sprach auch einige Worte englisch und erzählte

uns, daß, als er vor etwa zwanzig Jahren ein Kind gewesen, von Porto Seguro her einmal eine Gesellschaft von Franzosen nach Gbome gekommen sei, daß aber seitdem nie wieder Weiße dort gewesen wären. Uebrigens sei das kleine Dorf, wo wir uns befänden, bloß der Marktflecken von Gbome, während die größere Ortschaft noch eine halbe Stunde weiter nördlich liege.

Es tauchte nun die Frage auf, ob wir der Einladnng Bruces folgend in dessen lehmerbautem Hause oder aber in unserm komfortabel eingerichteten, wenn auch etwas sehr schmalen Boote übernachten sollten. Bruce erinnerte uns an die Moskiten, die Stechfliegen und das ganze Insektengewirr jenes Schilfdickichts, zwischen dem unser Boot lag, wurde aber dabei so lästig und zudringlich, daß wir unwillkürlich Verdacht zu schöpfen begannen. War auch bei der uns bekannten Natur der hiesigen Schwarzen ein Angriff auf drei bis an die Zähne bewaffnete Weiße völlig ausgeschlossen, so lag doch, sobald man uns entfernt hatte, eine nächtliche Beraubung des Bootes nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Unentschlossen, was wir thun sollten, spazierten wir wieder zur Lagune hinunter, jenem tausendfältigen Summen und Quaken lauschend, das jetzt nach dem völligen Eintritt der Dunkelheit die Lagune zu beleben begann. Wir fanden unsre Leute in großer Aufregung und halb furchtsam, halb neugierig auf eine Stelle wenige Schritte hinter unserm Boote hindeutend, wo sich eine langgestreckte dunkle Masse aus dem schlammigen Wasser emporhob. Fast gleichzeitig mit dem Ausrufe „ein Krokodil“ waren die Gewehre schußbereit und es prasselte eine Salve, welche das Tier — ob tot, verwundet oder bloß erschreckt, weiß ich nicht — unter die Wasserfläche verschwinden ließ. An Alligatoren hatten wir nun allerdings bei der Ueberlegung wegen unsres Nachtquartieres nicht gedacht. Der Bootsrand lag so niedrig über der Wasserfläche, daß ein Krokodil ebensogut wie es steil abfallende Ufergehänge von einigen Fuß Höhe hinansteigt, auch hier einmal seinen Rachen hätte zeigen können. Wahrscheinlich war das allerdings nicht, aber es war doch immerhin ein Beweggrund mehr, Bruces Anerbieten anzunehmen und auch unsern Schwarzen das Schlafen in dem nunmehr halb aufs Land gezogenen Boote aufs strengste zu untersagen. Wollten wir aber an Land schlafen, so mußten wir auch, falls derselbe nicht ge-

stohlen werden sollte, den sämtlichen Inhalt des Bootes mit uns hinaufnehmen. Es gehört diese Umständlichkeit, dieser gewaltige Apparat an lebender und lebloser Reise-Ausrüstung zu den größten Schattenseiten des Reisens in Afrika. Was unsern Fall anbelangt, so mußten wenigstens 40 bis 50 Kisten und vereinzelte Gepäckstücke aus dem Boote an Land und ins Dorf geschafft werden, damit aber nichts davon gestohlen würde, hielten wir es für zweckmäßig, daß, während einer von uns beim Boote Wache hielt, je einer von den übrigen mit geladenem Winchester-Gewehr die abmarschierenden Trupps der Träger begleite. Uebrigens wird die Gefahr des Bestohlenwerdens sehr stark vermindert, wenn man Vorsorge trägt, sich vorher mit dem ersten Häuptling der betreffenden Ortschaft bekannt zu machen. Ein so großer Spitzbube dieser Häuptling auch sein mag, so wird er doch, namentlich wenn man bei ihm wohnt und wenn er ein Geschenk erwartet, eine Ehre darin suchen, daß nichts gestohlen werde, er wird die ihm anvertrauten oder wenigstens scheinbar unter seiner Obhut stehenden Sachen ebensogut oder besser bewachen, als ob es seine eignen wären. Allerdings bleibt es immer empfehlenswert, die sämtlichen Sachen in dem Raume oder an dem Orte, wo man schlafen wird, zusammentragen zu lassen, denn sonst möchte doch wohl während der langen Nacht die Versuchung sich stärker erweisen als der gute Wille.

Allerwärts in den Negerdörfern des Innern, namentlich in solchen, wo noch nie vorher Weiße gewesen, habe ich beobachtet, daß die Häuptlinge sich die Beherbergung einer Anzahl von Weißen zur großen Ehre rechnen und gegenüber ihren Stammesgenossen Kapital daraus schlagen. Auch Bruce wies uns von den drei Räumlichkeiten seines Hauses die größte mittlere an und brachte sogar — woher mag der Himmel wissen — zwei arg durchlöcherte und deshalb ihrem Zwecke nur schlecht entsprechende Moskitonetze herbei. Während wir aber die von Lagunenwasser durchnäßte Matratze des Bootes nebst mehreren von Bruce gelieferten Strohmatten als Lagerstätte auf dem Boden ausbreiteten und Anstalten zur Bereitung eines einfachen Abendessens trafen, füllte sich der zu beiden Seiten offene Raum dermaßen mit schwarzen Zuschauern, daß wir uns kaum zwischen denselben herumzudrehen vermochten. Abgesehen davon, daß es der Grundsatz der Kaufleute ist, wenn irgend möglich mit den Eingebornen gut Freund zu bleiben, würde Gewalt in diesem Falle

nur wenig nutzen. Am beſten kommt man mit Geduld und gelegentlichen Scherzen zurecht, ſo z. B. indem man die Kinder, die nebſt den Alten und den neugierigen Mädchen die große Mehrzahl der Zuſchauer bilden, durch ein ihnen unbekanntes Ding, z. B. einen Stiefelknecht, erſchreckt und in ſchleunige Flucht jagt. Dieſes Ausreißen der ſchwarzen Jugend zieht dann auch ſtets einige alte und junge Weiber mit hinaus. Schon etwas zäher ſind die aus kurzen holländiſchen Thonpfeifen Tabak rauchenden und ab und zu mit geſchicktem Zielen durch die Thüröffnungen ſpuckenden Weiſen des Ortes, jenes Korps, das man bei uns als beigeordnete Bürgermeiſter, Stadtverordnete u. ſ. w. bezeichnen würde. Aber auch bei ihnen hilft doch zuguterletzt, namentlich wenn einige Flaſchen Gin hinzukommen, ein vernünftiges Wort, ſo z. B., daß man müde ſei und ſich niederzulegen wünſche.

Kaum aber hatten wir uns der allzu zahlreichen Geſellſchaft entledigt und mit einigen Flaſchen Hamburger Bieres den erſten glühendſten Durſt gelöſcht, als der atemlos herbeieilende Coffeepot die Nachricht überbrachte, daß ſich zwei Krokodile ſage und ſchreibe „in unſer Boot hinein" gelegt hätten. Lachend griffen wir zu den Gewehren und eilten, von Grillen und Moskiten umſummt, zur Lagune hinunter. Thatſächlich lagen zwei Krokodile, ein großes und ein ſehr kleines, wenn auch nicht im Boote, ſo doch dicht daneben, zwar unter der Oberfläche, aber dennoch durch die dunkle Farbe ihrer maſſigen Körper deutlich im Mondlichte ſichtbar. Der Grund ihres Erſcheinens mochte darin zu ſuchen ſein, daß unſre Schwarzen die Eingeweide des mir geſchenkten und ſoeben geſchlachteten Schweines ins Waſſer geworfen, außerdem aber das zum Verſengen der Haare über ein Feuer gehaltene Tier in der Lagune abgewaſchen hatten. So weit als möglich auf dem ſumpfigen Strande hinauswatend, zielten wir bedächtig und feuerten beinahe gleichzeitig. Als das aufſpritzende Waſſer ſich wieder zu glätten begann, waren die ſchwarzen Rieſenleiber verſchwunden, und zwar, ſoweit wir zu beurteilen vermochten, unverletzt. Es war eine herrliche Mondnacht, und wäre nicht die unerträgliche Plage der Moskiten geweſen, ſo hätte uns der Blick über das eintönige und doch ſtilvolle Schilfdickicht, in dem es fortdauernd quakte, ſummte und zirpte, ſo hätte uns auch das Treiben unſrer Schwarzen entzücken müſſen, welche ein wenig aufwärts

vom Strande, um ein flackerndes Feuer gelagert, ihr Schwein brieten und uns grinsend „very fine beef, Masser, fine too much“ zuriefen.

Im Dorfe selbst war es jetzt für uns bedeutend gemütlicher geworden, da die Leute sich in ihre eignen Wohnungen verfügt hatten und, am Eingang der ihre Höfe umgebenden Zäune stehend, uns freundlich zulächelten. Allenthalben wurde zwischen ihnen und uns, die wir, um uns die Zeit zu vertreiben, nichts Besseres zu thun wußten, die übliche Begrüßung ausgetauscht: Hometale (Wie geht's zu Hause), Deviado (wie geht's den Leuten), Slongale (wie geht's deiner Frau), Wiewale (wie geht's deinen Kindern) u. s. w. Dabei gibt es stets genug zu lachen, teils weil die Schwarzen nur ungern eine Gelegenheit zu Scherzen vorübergehen lassen, teils weil der Europäer ihre Sprache, von der er nur wenige Worte kennt, beinahe grundsätzlich falsch ausspricht. Als ich einer jungen Frau auf alle ihre Fragen mit dem üblichen „es geht gut, ich danke dir,“ geantwortet hatte, fragte ich nun meinerseits: Wie geht es dir? Antwort: „es geht gut, ich danke dir,“ wobei der Oberkörper bis beinahe auf die Kniee gebeugt und bei freundlichem Grinsen mit den Händen geklatscht wird. Weitere Frage: Wie geht es deinem Mann? Antwort: „Es geht ihm gut, ich danke dir.“ Dritte Frage, die der Dolmetscher mir aber übersetzen muß: „Wo ist denn dein Mann?“ Statt jeder Antwort deutet die Frau auf mich. Man denke sich die Heiterkeit der Schwarzen, die wie keine andre Rasse für Scherz und Humor beanlagt sind.

Wahrhaft entsetzlich war wegen der unerträglichen Moskitoplage die nachfolgende Nacht. Nachdem wir uns schlaflos auf der von Lagunenwasser durchtränkten Matratze herumgewälzt hatten, verbrachten wir die noch übrig bleibenden Stunden, indem wir trotz äußerster Müdigkeit durch die Gassen des nachtschlafenden Ortes spazierend uns Schnurren erzählten.

Wegen des früher erwähnten umfangreichen Reise-Apparats hält es sehr schwer, morgens so frühzeitig aufzubrechen, als dies sonst wohl der nachfolgenden Hitze wegen erwünscht wäre. Der Europäer fühlt sich nach halbdurchwachter Nacht allzu erschöpft, als daß er des stärkenden Morgenkaffees entbehren könnte, zudem müssen die Sachen gepackt und muß für die Schwarzen

„chop“ (Essen) besorgt werden, was häufig recht umständlich ist. So vergehen trotz bester Vorsätze doch fast stets 1½ Stunden nach Sonnenaufgang, bis man zum Aufbruche gelangt. Während unsre Bedienten das Gepäck und die Verköstigung der Schwarzen besorgten, vertrieben wir uns die Zeit damit, durch den äußerst reinlich gehaltenen Ort wandernd jene kleinen wilden Tauben (sogenannte rote Tauben im Gegensatze zu den noch besser schmeckenden grünen) zu schießen, die hier so überaus zahlreich sind. Bei jedem Schusse — und wenigstens seitens meiner beiden Begleiter war jeder Schuß ein Treffer — folgte ein Jubelgeheul der uns begleitenden Kinderschar. Reinlichere Orte als diese Dörfer des Innern vermag man sich namentlich in anbetracht des höchst ursprünglichen Baumaterials (roter, Swish genannter Thon) kaum vorzustellen. Die Straßen sind sauberer gekehrt als in Berlin; ganz eigenartig aber ist hier die bei uns so viel besprochene Frage der Abfuhr beziehentlich der Kanalisation gelöst worden. An verschiedenen Stellen gräbt man nämlich tiefe und sehr weite Löcher in den Thonboden. Diese Löcher nehmen allen Staub und Kehricht auf und werden, wenn sie voll sind, wieder zugeworfen.

Als Bezahlung für das uns gewährte Nachtquartier erbat sich Bruce einen halben Dollar (zwei Mark), erhielt aber außerdem ein hübsches, in Gin und Tabak bestehendes Geschenk. Ehe wir weggingen, erschien er noch mit den andern Häuptlingen, fragend, ob es wahr sei, daß Togo unter deutschen Schutz gestellt sei, und bittend, daß, wenn dem so sei, das gleiche auch für Gbome gelten möge. Das Land nämlich gehöre zu Togo, das Volk aber sei „vom Busche her“ (aus dem Innern) eingewandert und gehöre insofern nicht zu den Togo-Leuten. Meine Begleiter besprachen die Sache des näheren, ich aber kletterte mit Fernrohr und Kompaß auf einen Affenbrotfruchtbaum und sah — nicht ohne Herzklopfen — eine flußartige Wasserstraße sich weit ins Land hinein nordwärts dahinziehen. Sollte das die Wasserquelle dieser Lagune, die bisher noch unbekannte Flußader dieses Landes sein, deren Entdeckung uns vorbehalten wäre?

Als wir zur Abfahrt bereit im Boote saßen, ließ ich durch den Dolmetscher die von Togo mitgebrachten Leute nach jenem nordwärts führenden Wasserstreifen befragen, den ich von Gbome aus gesehen hatte. Aus den Antworten der Leute war aber kein vernünftiger Sinn herauszubringen, und als die Ruderer,

während meine beiden Begleiter schliefen, urplötzlich in das nächste Schilfdickicht hineinfuhren, erklärend, es gehe nunmehr nicht weiter, da merkte ich, daß die Leute, der Entdeckungsfahrt müde, beschlossen hätten, sich absichtlich festzufahren, um baldmöglichst zurückkehren zu können. Ich weckte also Herrn Reimann, damit derselbe mir helfe, und gab nun, die Togo-Leute außer acht lassend und bloß meinem Kompaß vertrauend, selbst die Richtung an. In der That fand ich nach einigem Umherirren im Schilfdickicht die von Gbome aus gesehene Fahrstraße offenen Wassers und ließ nun voll Vertrauens, doch noch die Mündung eines großen Flusses zu entdecken, nordwärts steuern. Irgend welche Strömung vermochte ich nicht wahrzunehmen, das aber verschlug ja auch nichts, da die Entfernung zwischen den beiderseitigen das Schilfdickicht begrenzenden Höhenzügen wohl 5 bis 6 km betragen mochte und bei solcher Breite und einer nicht unbedeutenden Entfernung von der vorausgesetzten Flußmündung wohl schwerlich noch eine beträchtliche Strömung hätte vorhanden sein können.

Etwa eine Stunde lang mochten wir uns auf der zwischen 30 und 50 m breiten und vielfach gekrümmten Wasserstraße nordwärts gewunden haben, als der Weg nach und nach immer schmäler zu werden begann und schließlich ganz zwischen Rohr und Wasserpflanzen verschwinden zu wollen schien. Nicht ohne Mühe gelang es, die Männer mit den Bambusstangen, die beständig Gin erbaten, bei der Arbeit zu halten. Die Geschwindigkeit, mit der wir uns bewegten, wurde immer geringer, und während betäubende Miasmen uns nötigten, zeitweilig die Nase zuzuhalten, während dicht hinter dem Boote dunkle Massen unter der Wasserfläche auf ebensoviele uns langsam verfolgende Krokodile schließen ließen, mußte das Boot zu verschiedenen Malen förmlich über Reisig und Rohr hinweggeschoben werden. Immer noch hoffte ich wieder in offenes Wasser zu gelangen und versprach den Leuten, wenn wir das Ziel erreichten, eine tüchtige Portion Gin. Aber es sollte nicht so sein. Wir gelangten vor eine Barriere von Wasserpflanzen und herrlich blühenden riesengroßen Wasserblumen, die zu durchbrechen auch ich für unmöglich hielt. Entsagend stieg ich, um einen freieren Ausblick zu gewinnen, auf die gegen Regen und Sonnenbrand schützende Ueberdachung des Bootes und begann das Gelände vor uns, dessen Betreten mir versagt sein sollte, mit dem Fernrohre zu

durchmustern. In 1 bis 1½ km geradeaus vor uns lag festes Land und noch einige Kilometer dahinter türmte sich, von rechts und links her zusammentreffend, einer der mehrfach beschriebenen Höhenzüge auf, der in diesem Falle die Möglichkeit, daß sich die Lagune noch weiter nordwärts (wir mochten in gerader Linie etwa 20 km von der Küste entfernt sein) erstrecke, völlig ausschloß. War somit der Beweis erbracht, daß alle bisherigen Karten des Togo-Landes Phantasiewerk sind, daß abgesehen von den sonstigen auf diesen Karten verzeichneten Lagunen allein schon die Avon-Lagune nicht den zwanzigsten Teil jenes Umfanges besitzt, der ihr bisher beigemessen wurde, so blieb doch immerhin noch die Möglichkeit, daß ein größerer oder kleinerer Fluß hier einmünde. Jedoch war dieses sehr zweifelhaft. Denn erstens vermochte ich trotz genauester Durchmusterung des oben erwähnten, ringsum die Lagune einschließenden Höhenzuges keinerlei Einschnitt zu entdecken, der auf einen Fluß hätte schließen lassen können, und zweitens wollten auch die Eingebornen nirgendwo von einem weiter ins Innere hinein sich erstreckenden Flusse oder auch nur einem Bache gehört haben.

Die Schwierigkeit der Rückfahrt will ich hier nicht näher beschreiben. Nach 1½ Stunden, während deren ich längs dieser Lagune zum erstenmal vereinzelte Mangrovebüsche zu Gesicht bekam, befanden wir uns vor Seva, das auf den vorhandenen Karten als eine Insel dargestellt wird, aber in Wahrheit am Fuße des rechtsseitigen Höhenzuges liegt und selbst beim allerhöchsten Wasserstande niemals eine Insel darstellen kann. Der Ort, der noch niemals vorher von weißen Menschen besucht worden war, besteht aus drei Dörfern, nämlich Seva Koffi, Klein-Seva und dem ½ km landeinwärts gelegenen Groß-Seva.

Will man beim Reisen in Afrika nach Möglichkeit alle Weiterungen und Unannehmlichkeiten vermeiden, so thut man gut daran, so lästig dies auch bisweilen sein mag, in jedem Orte dem Häuptling einen Besuch abzustatten. Die Formen, die sich dabei abspielen, sind so ziemlich allerwärts die gleichen. Während eine Wache beim Boote zurückgelassen wird, erkundigt sich ein Dolmetscher nach der Wohnung des Ortsvorstandes, in die man dann, gefolgt von den die Gewehre tragenden Dienern, in stattlichem Aufmarsche und sozusagen im Triumphzuge begleitet wird. Meistens muß der „old man“, wie man im Neger-Englisch den Häuptling nennt, erst gerufen werden, aber noch

Eingeborene Frauen und Mädchen, Mais stampfend.

Digitized by Google

ehe er erſchienen iſt, ſchleppen andre dienſtfertige Geiſter die niedrigen und ſehr ſeltſam geformten Stühle heraus, auf denen man dann vor irgend einem ſchattenſpendenden Gebäude, ſei es die Wohnung des Häuptlings oder das Gerichtsgebäude, Platz zu nehmen pflegt. Sobald der meiſtens ſchon von andern Ortsälteſten und beſſer geſtellten Leuten begleitete „Chief“ erſcheint, beginnt zunächſt die Begrüßung und dann das unvermeidliche Palaver.

Der Häuptling eilt auf denjenigen unter den Weißen zu, den er ſeinem Aeußeren nach für den angeſehenſten hält, ergreift deſſen Hand, legt ſeinen Mittelfinger gegen den Mittelfinger des Weißen und läßt dann durch Aufſchnellen des Mittelfingers auf die innere Fläche der Hand zweimal ein knipſendes Geräuſch erſchallen. Bei großer Eile begnügt man ſich allerdings auch mit einmaligem Knipſen; aber das gilt doch nicht für recht herzlich und anſtändig. Dieſe Begrüßung wird ſo lange fortgeſetzt, bis jeder der Weißen mit allen angeſehenſten Männern und zuweilen auch einigen der angeſehenſten Frauen die Hand geſchüttelt und in der beſchriebenen Weiſe zweimal mit dem Mittelfinger geknipſt hatte. Alsdann befiehlt man dem Dolmetſcher, dem „old man“ die Komplimente der Weißen und deren Hoffnung auszudrücken, daß es ihm wohl ergehe. Beginnt alsdann der Häuptling mit den landesüblichen Fragen, wie es der Frau, den Kindern, dem Hauſe u. ſ. w. gehe, ſo läßt man ihm durch den Mund des Dolmetſchers kurzweg mit der Phraſe das Wort abſchneiden, daß es allerſeits gut gehe. Solches Kurzangebundenſein iſt aber doch bloß dem Europäer erlaubt, während ſich der Dolmetſcher und die ſonſtigen ſchwarzen Begleiter den landesüblichen Fragen keinesfalls entziehen können. Da hört man denn in dutzendfacher Wiederholung: Wie biſt du aufgewacht? Wie geht's zu Hauſe? Wie geht's den Leuten? Wie geht's der Frau? Wie geht's den Kindern? Wie geht's den Schweinen? Wie geht's den Hühnern? und was dergleichen mehr iſt. Auf jede dieſer Fragen folgt wieder eine beſondere Dankesformel und zum Schluſſe ſozuſagen als Generaldank beugt ſich der Ausgefragte mit dem Oberkörper bis beinahe auf die Kniee, um freundlich lachend dazu in die Hände zu klatſchen. An manchen Orten, aber nicht überall, wird auch in ausgehöhlten Kürbisſchalen Waſſer herbeigeholt, von dem der Häuptling, bevor er es dem Weißen anbietet, zuerſt trinkt, um zu zeigen, daß kein

Gift darin sei. Falls es etwas Geschäftliches zu verhandeln gibt, so beginnt man damit so schnell als möglich, andernfalls aber kann man es kaum vermeiden, den Austausch leerer Höflichkeitsphrasen noch eine Zeitlang fortzusetzen.

Man wird, ohne daß ich an dieser Stelle andre Beweise dafür anzuführen brauchte, schon aus dem Obigen ersehen, wie sich unter den Negern der Sklavenküste ein eigner Höflichkeitskomment ausgebildet hat, der weit förmlicher ist als der unsrige. Und auf die Befolgung dieses Höflichkeitskomments halten auch die Neger unter sich recht streng. Auffallenderweise aber genießt nicht derjenige Weiße unter den Negern das größte Ansehen, der am genauesten diese Formen beobachtet, sondern derjenige, der, ohne ihnen gerade auf den Fuß zu treten, sie dennoch ganz von oben herab behandelt, etwa in ähnlicher Weise, wie man einem alten halbnärrischen Diener, einem treuen Pferde oder einem guten Hunde gegenübertritt. Was nach Homerischer Weltanschauung die Götter Griechenlands gegenüber den sterblichen Menschen waren, das ist der Weiße gegenüber dem Schwarzen. Und wie vor 3000 Jahren die Helden Achajas über des Zeus und der Aphrodite Schwäche spotteten, so verhöhnt auch der Neger die mit außerordentlichem Beobachtungstalent herausgefundenen Schwächen der Weißen, ohne darum an deren Ueberlegenheit irre zu werden. Soll die Negerrasse Afrikas jemals einer höheren Kultur entgegengeführt werden, so muß diese göttergleiche Stellung des Weißen, die Stellung des Vaters gegenüber dem Kinde, aufrechterhalten bleiben. Wer dieses natürliche Verhältnis untergräbt, wie die Engländer das in Sierra Leone thun, der macht aus der den Küstennegern bereits halbwegs aufgepfropften europäischen Kultur ein Zerrbild, der züchtet ein Unkraut, das ihm ins Gesicht schlagen wird, wie der ungeratene Sohn seinem Vater.

Da es unmöglich gewesen war, zu Wasser das dicht vor uns liegende Nordende der Lagune zu erreichen, so beabsichtigte ich zu Lande den Versuch zu erneuern und damit auch festzustellen, ob ein Fluß dort münde oder nicht. Wir ließen uns daher von Seva aus Führer mitgeben und traten bei glühendem Sonnenbrand einen der anstrengendsten Märsche an, die ich bisher in Westafrika zurückgelegt habe. Die Sache verlief aber nicht ganz nach Wunsch. Statt daß man uns einen Führer gab, mußten wir gleich vier mitnehmen, was niemals sehr zweckentsprechend ist. Und anstatt uns geradeswegs in nordwestlicher

Richtung zur Lagune zu führen, ließen die Führer uns zunächst einen gewaltigen Umweg machen, der, in nordöstlicher Richtung beginnend, über die Hälfte eines Bogens beschrieb. Der Grund, weshalb sie das thaten, ist entweder in der Hoffnung auf ein höheres Trinkgeld oder aber darin zu sehen, daß es wohl in nordwestlicher Richtung keine Wege gab.

In Westafrika wirkt nämlich außer andern Dingen besonders der Umstand hemmend auf die Erforschung des Landes, daß es ganz unmöglich ist, abseits der altausgetretenen Pfade größere Märsche auszuführen. Dies gilt ganz besonders für die nähere, mit undurchdringlichem Schilfrohr bestandene Umgebung der Lagune. Vielleicht thaten daher unsre Führer ganz wohl daran, wenn sie uns zunächst in nordöstlicher Richtung zu dem früher erwähnten Höhenzug und dann diesem folgend wieder näher an die Lagune heranführten. Wäre es Abend oder Morgen gewesen, so hätte dieser Marsch ganz interessant sein können, denn wir sahen allerlei Anzeichen von Fleiß und Ordnungssinn, wie sie mir gleich ausgeprägt noch nicht im Togo-Land vorgekommen waren. Die $^1/_4$ oder $^1/_2$ Morgen großen, regelrecht mit Kaktushecken umzäunten Mais- und Kassadafelder waren besser bearbeitet, als ich sie irgendwo vorher an dieser Küste gesehen. Auch trugen die etwas abseits vom Wege stehenden, sehr großen und meistens priapischen Götterbilder, die wir mehrfach aufnahmen, mit äußerster Sorgfalt ausgemeißelte menschliche Gesichtszüge und hätten ohne Uebertreibung an Kunstwert mit den besser bekannten peruanischen Götzen verglichen werden können. Ein kleines Dach schützt die meisten dieser Götzen vor Sonne und Regen, vor ihnen oder neben ihnen auf Stangen pflegen die in Lebensmitteln, Kauris u. s. w. bestehenden Spenden untergebracht zu werden. Obwohl ich bisher keinerlei Art von Fanatismus bei den Negern beobachtet habe, so schien man es doch hier nicht besonders gern zu sehen, wenn wir Anstalt machten, diesen Fetischen eine etwas eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das von uns durchwanderte Land war namentlich auf höhergelegenem Boden mit Buschwerk und jenen riesigen, über 12 Fuß im Durchmesser haltenden Affenbrotfruchtbäumen bestanden, die für die Szenerie einer großen Strecke des Togo-Gebietes ebenso bezeichnend sind, wie die Kokospalmen für den salzhaltigen Boden der Küste. Die Figur eines solchen Affen-

brotfruchtbaumes, wie sie sich allenthalben vom Horizont abheben, ist imposant, aber wegen der häßlich-grauen Farbe der Rinde, des beinahe gänzlichen Mangels an Blättern und der eintönig herunterbaumelnden Früchte nichts weniger als anmutig. Fast ebenso einförmig sind die häufig inmitten der Felder stehenden Pawpawbäume, die kerzengerade aufgeschossen und vielfach ohne Blätter mit ihren kugelrunden Früchten gerade so aussehen, als ob man an der Spitze eines Billard-Queues ein Dutzend Billardkugeln befestigt hätte.

Der von den Eingebornen betriebene Ackerbau reicht, trotzdem ich vorhin von gutgepflegten Ackerfeldern gesprochen habe, dennoch kaum aus, die allernotwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn noch Nahrungsmittel zu verkaufen. Hier und dort hat man, obwohl allerwärts die gleiche scheinbar recht fruchtbare dunkelrote Erde zu finden ist, das Buschwerk durch Abhauen und Niederbrennen gelichtet, man hat dann auf Strecken, die stellenweise bis zu fünf Morgen groß sein mögen, mit einem Stocke die Erde aufgewühlt und Pflänzlinge hineingesteckt. Aber Hacke oder gar Pflug sieht man ebensowenig wie größere zusammenhängende Flächen von Ackerfeldern. Jedenfalls werden 90—95 Prozent des von mir durchzogenen Landes weder von Ackerland, noch von Urwald, sondern von Buschwerk und Riedgras eingenommen. Daß aber die übrigbleibenden 5 oder 10 Prozent für die Ernährung einer ziemlich dichten Bevölkerung annähernd ausreichen, dürfte für die Fruchtbarkeit des Landes der beste Beweis sein.

Eine gleichmäßigere Beschaffenheit des Bodens, als ich sie im Togo-Land gesehen habe, findet sich kaum irgendwo auf der Erde, selbst nicht in den endlosen Savannen Südamerikas. Alle Proben jener mehrfach erwähnten dunkelroten Erde, die ich von Be, von Aguewe, von Abobbo, von Seva, von Wo und von andern weitentlegenen Orten mit heimgebracht habe, sind in keiner Weise voneinander zu unterscheiden. Die Bodenbeschaffenheit ändert sich erst — aber auch dann mit solcher Regelmäßigkeit, daß man sie ganz genau vorausbestimmen kann, sobald man vom höher gelegenen Lande zur näheren Umgebung der Lagune heruntersteigt. Ebenso wie im niemals überschwemmten Lande der rote, stellenweise sandige Thon, so herrscht hier unumschränkt eine hellgraue, bisweilen fettige, bisweilen äußerst harte Thonerde.

Als mir die Unmöglichkeit klar geworden war, mit erschöpften Kräften auf dem einen Bogen beschreibenden Höhenzuge das Nordende der Lagune zu erreichen, befahl ich unsern von Seva mitgenommenen Führern, den nächsten von Westen her einmündenden Fußpfad einzuschlagen. Wir gelangten denn auch bald durch regelrecht in Reihen stehende Oelpalmenpflanzungen hindurch in das Gebiet der grauen Thonerde und nach $1^1/_2$stündigem Marsche zu jenem hohen Riedgrase, welches den besten Beweis für die Nähe der Lagune lieferte. Aber die allerseitige Erschöpfung war derart, daß wir, um nicht einen Sonnenstich davonzutragen, so nahe am Ziele umzukehren beschlossen. Zu diesem Entschlusse trug außerdem die Unmöglichkeit bei, von den Eingebornen irgendwie genauere Aufschlüsse zu erhalten.

Wer in Westafrika reist, wird allerwärts die Erfahrung bestätigt finden, daß der Neger kaum über die Zäune seines Dorfes hinaus Bescheid weiß. An Intelligenz fehlt es den Leuten viel weniger, als man wohl bei uns anzunehmen geneigt ist, aber es fehlt ihnen der Trieb, sich zu unterrichten, und selbst über Dinge, die sie wissen, geben sie aus bauernhaftem Mißtrauen nur ungern frei von der Leber weg Aufschluß. Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung mit Leuten, die sich von Zeit und Entfernung, wenigstens in unserm Sinne, keinen Begriff machen. Wie sollte der Neger des Innern wissen, welche Entfernung man in einer Stunde zurücklegen kann? Am klügsten ist es noch, wenn man den Dolmetscher übersetzen läßt, man werde mit Tagesanbruch („when cock crow“ oder „when sun come out from bed“, zu deutsch: „wenn Hahn kräht,“ oder „wenn Sonne aus Bett kommt“) aufbrechen, und wenn man dann die Frage hinzufügt, wie hoch die Sonne stehen werde, bis man an dem und dem Punkte angelangt sei. Das ist natürlich eine Zeitangabe, bei der sehr leicht Irrtümer von vielen Stunden mit unterlaufen können.

Als wir auf dem Rückwege an Groß-Seva vorbei geradeswegs nach Klein-Seva marschieren wollten, ließen die Einwohner des ersteren sehr umfangreichen und reinlichen Ortes uns bitten, doch auch zu ihnen zu kommen, da sie noch niemals weiße Männer gesehen und begrüßt hätten. Wir erledigten den Besuch so schnell als nur eben anging, kaum aber waren wir aus dem Orte heraus, als wir abermals gebeten wurden, Halt zu machen, weil einige der angesehensten Frauen, die von weit her

herbeigeeilt seien, uns gar zu gern auch noch sehen möchten. Nach einigen Minuten erschienen denn auch sieben Weibsbilder von achtungswertem Alter, die vor uns niederknieten, in die Hände klatschten und ihrem Erstaunen über die weißen bärtigen Männer gar nicht genug Ausdruck geben konnten.

Wer mir vor meiner Abreise von Deutschland erzählt hätte, daß es hier in Westafrika in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste Gebiete gibt, wo die Mehrzahl der Bewohner noch nie einen Weißen gesehen hat, und die in geographischer Hinsicht genau ebenso unbekanntes Land sind, wie es vor Stanley der Mittellauf des Kongo war, den würde ich für einen Narren oder einen Aufschneider gehalten haben. In den wenigen Wochen aber, seit ich hier weile, habe ich bereits soviel Fremdartiges und geradezu Wunderbares gesehen, daß ich auf das Seltsame der beiden oben erwähnten Thatsachen erst von den mit mir reisenden Kaufleuten aufmerksam gemacht werden mußte. Die Kaufleute, die an der Küste leben und von denen die meisten bei vieljährigem Aufenthalt auch nicht einen Kilometer weit ins Innere vordringen, diese Kaufleute verkehren ausschließlich mit den den Zwischenhandel vermittelnden Schwarzen, die nicht bloß sämtlich schon weiße Leute gesehen haben, sondern auch ziemlich gut mit deren Sitten und Eigentümlichkeiten Bescheid wissen. Die Ankunft meiner bescheidenen Wenigkeit und die von Deutschland aus an die Kaufleute gerichtete Bitte, mir mit Rat und That behilflich zu sein, hat nun aber auf einmal in diesen Herren, die früher zur Kräftigung ihrer Gesundheit vorwiegend nach Abuni und Abokobi (in der englischen Goldküsten-Kolonie) reisten, einen wahren Feuereifer für Ausflüge ins Innere wachgerufen. Und nun wundern sich die Herren mit mir, wie verschieden schon nach wenigen Kilometern das Innere von der Küste ist, sie wundern sich über die Unrichtigkeit der vorhandenen Karten und sie wundern sich vor allem darüber, daß es so dicht bei der Küste Ortschaften gibt, wo noch nie vorher ein Weißer gewesen ist.

Auf der Rückreise besuchten wir wieder die aus fünf Dörfern bestehende Hauptstadt Togo, welche mit ihren 2500 bis 3000 Einwohnern der größte Ort des Landes sein dürfte. In zweiter Linie würde Groß-Be kommen, dessen Seelenzahl ich auf 2000 bis 2500 schätzte. Auch solche Ortschaften wie Aguewe, Lebbe, Abobbo, Gbome, Seva, Agome, Tahasi, Oba u. s. w., von

denen entweder schon die Rede gewesen ist oder in dem nächstfolgenden Kapitel die Rede sein wird, haben teils über 1000 Bewohner, teils nicht sehr viel weniger.

Togo liegt Porto Seguro gegenüber (die beiden Orte sind jedoch einer vorspringenden Landzunge wegen einander nicht sichtbar) an der Nordseite der Lagune, und zwar gerade dort, wo die Lagune sich zu dem großen Wasserbecken des oben erwähnten Sees, (dem wir später den Namen „Togo-See" beilegten) zu erbreitern beginnt. Hinter flachem, von den zeitweise nicht unbedeutenden Wellen dieses Sees bespültem und mit großen Stücken Knolleneisenstein — den einzigen wirklichen Steinen, die ich in diesem Lande gesehen — übersätem Strande erheben sich beinahe senkrecht aufsteigend 12—16 m hohe Klippen von hartem dunkelrotem Thon, in welchem ebenfalls zahllose Stücke jenes knollenartigen Eisensteins eingelagert sind. Ab und zu findet man Stellen, wo durch die Gewalt der Regenwässer tiefe Rinnen in diese Klippen eingeschnitten worden sind. Ueber die fünf Dörfer, die sich etwa $2^1/_2$ km weit längs dem hier konvex gekrümmten Strande hinziehen, brauche ich nicht viel zu sagen. Wer eins dieser Negerdörfer im Innern gesehen hat, der kennt sie alle. Von dem Seestrande bei Porto Seguro gelangt man in 20—30 Minuten zum Süduser der Lagune und von hier in Boot oder Kanoe in 40 Minuten nach Togo, aber trotz dieser sehr geringen Entfernung ist der Unterschied zwischen Porto Seguro und Togo der denkbar größte. Porto Seguro ist unter allen schmutzigen Orten der Küste des Schutzgebietes der schmutzigste, während Togo an Sauberkeit kaum hinter den übrigen Orten des Innern zurücksteht. Dicht hinter Togo zieht sich ein bis 30 oder 40 m ansteigender Höhenzug rings herum; unter dem diese friedlichen Dörfer umwuchernden Pflanzenwuchs treten Kokospalmen, Bananen, Bambu, wildwachsende Baumwolle und wildwachsender Indigo ganz besonders hervor.

Wann König Mlapa von Togo gestorben ist, habe ich trotz aller Fragen nicht in Erfahrung bringen können. Man liebt es, das Ableben eines mächtigeren Mannes mit mystischem Schleier zu umgeben, und es gilt als Regel, daß ein verstorbener König noch ein volles Jahr nach seinem Tode für alle Welt außer seinen nächsten Verwandten als weiterlebend vorausgesetzt wird. Kommen Besucher, so überbringt man die Komplimente des Königs oder macht und empfängt in seinem

Namen Geschenke, obwohl beide Teile ganz genau über diese Täuschung Bescheid wissen. Da es außer Dahome und Aschanti an der ganzen Sklavenküste kein Staatswesen mit allerseits anerkannter Zentralgewalt gibt, da solche Königreiche wie Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo bloß durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den im übrigen ziemlich selbstständigen Ortschaften, durch Ueberlieferung, durch das im Bewußtsein jedes Einzelnen lebende Recht des Volkes auf den Grund und Boden sowie durch gelegentliche willkürliche, ganz vom Zufall und der Sinnesart dieses oder jenes mächtigeren Mannes abhängende Anklänge an wirkliche Herrschaft und wirkliche Verwaltung zusammengehalten werden, so hat ein Interregnum hier keine von jenen bösen Folgen, durch welche schon der Name allein bei uns berüchtigt geworden ist.

Die Hauptsache bei der Einsetzung eines neuen Königs sind die damit verknüpften Festlichkeiten, und häufig genug wartet die Familie mit dieser Zeremonie bloß deshalb, weil ihr noch nicht die hinreichenden Geldmittel zur Anschaffung von Rum und Pulver, jenen beiden notwendigen Grundlagen jeder Negerfestlichkeit, zur Verfügung stehen. In Togo spielt seit Mlapas Tode dessen Stabträger Plakku, wenn auch mehr theoretisch und platonisch als thatsächlich, die erste Rolle. Er ist ein hochgewachsener, intelligent, freundlich und gutmütig aussehender Mann mit kurzgeschorenem schwarzem Haar und weißem Bart. Auch über seinen Charakter glaube ich mir, da ich ziemlich viel mit ihm zusammengewesen bin, ein Urteil erlauben zu dürfen: ich halte ihn für einen der taktvollsten, bescheidensten und anständigsten Neger, die mir noch vorgekommen sind. Er überhängt sich nicht wie Mensa von Porto Seguro mit abgetragenem europäischen Flitter, sondern trägt bloß die landesübliche Toga und am Oberarm eine Anzahl im Lande geschmiedeter klappernder Eisenringe. Als ich zum erstenmal zu Plakku kam und er mir, zuerst selbst davon trinkend — um zu zeigen, daß kein Gift darin sei —, den landesüblichen Bewillkommnungstrunk gereicht hatte, begann er sofort vor den im Halbkreise herumsitzenden übrigen Häuptlingen zu erzählen, Mensa habe gedroht, ihn in Ketten werfen zu lassen, falls er nach Porto Seguro käme. Ich erklärte sofort so eindringlich als möglich, daß ich kein Beamter der deutschen Regierung sei, daß ich mit diesen Sachen nichts zu thun habe und bloß gekommen

sei, um meinen Landsleuten schreiben und erzählen zu können, wie es hier aussehe. Aber während diese Erklärung über den Zweck meiner Reise wohl von keinem seiner zahlreichen Könige und Häuptlinge, vor denen ich mich späterhin noch veranlaßt sah sie zu wiederholen, verstanden worden ist, bewies Plakku durch mancherlei Auskunft und Hilfe, daß die mir obliegenden Aufgaben nicht über sein Begriffsvermögen hinausgingen. Wem, wenn es einmal zur Einsetzung eines neuen Königs kommt, diese Rolle zufallen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls leben noch viele Mitglieder von Mlapas Familie, wie mich denn Plakku mit einem Bruder und einer Witwe des Verstorbenen bekannt machte. Die letztere schritt, lächelnd die Hand ausstreckend, auf mich zu, trotz ihrer Nacktheit mit dem Anstande und der Würde einer vornehmen europäischen Dame.

Als Herr Reimann, Herr Bertheau und ich, von Seva zurückkehrend, Plakku um ein Nachtquartier baten, ließ er uns die Wahl zwischen einer vorn offenen Halle, sozusagen dem Atrium seines Hauses, oder einem abseits im Gehöft gelegenen, ein eigenes Haus darstellenden und allerseits geschlossenen Raume. Wir wählten die offene Halle, mußten uns aber, da sich dahinter die Wohnung der jungen und alten Weiber befand, ruhig gefallen lassen, daß während der Nacht jeden Augenblick jemand zwischen unsern Lagerstätten hindurchschlich; Plakku selbst trat mir in der Dunkelheit einmal recht unsanft auf den Magen.

Als es Morgen wurde, verzögerte wie jedesmal die Notwendigkeit, für unsre Schwarzen Essen zu besorgen, den Aufbruch. Die hauptsächlichste Nahrung der Eingebornen besteht aus einem Kinke oder Ablo genannten Maisbrot von der Form und Konsistenz unsrer Mehlklöße; als Zukost werden getrocknete und sehr übel riechende Fische genossen. Auch der luxuriöseren Gerichte, von denen einige sogar bei den Weißen Gnade gefunden haben, gibt es viele, so z. B. den brennendheiß gepfefferten „Palm-Chop", der aus Huhn, frischer Palmbutter und im Lande wachsendem Pfeffer besteht und dessen Zubereitung, wenn er gut sein soll, so langwierig ist, daß nur Frauen, die ausdauernder als die Männer sein sollen, sich darauf verstehen. Für Bootsleute und Lastträger sind aber Kinke und getrockneter Fisch diejenigen Lebensmittel, nach denen man, sobald man ins Innere reist und nicht etwa Lebensmittel mit sich führt, Aus-

schau halten muß. Die Schwierigkeit, auch nur diese Lebensmittel zu erhalten, rührt daher, daß die Eingebornen zwar Mais in Hülle und Fülle haben, aber jedesmal bloß so viel Kinke daraus bereiten, als für den dringendsten Bedarf notwendig ist.

Da sich unser Aufbruch aus dem oben geschilderten Grunde und auch wegen des allzu umständlichen Reise-Apparats so sehr verzögerte, so hatten wir vollauf Gelegenheit, zuzusehen, wie sich in der Haupt- und Residenzstadt Togo nach durchschlafener Nacht das alltägliche Leben zu entwickeln begann. Das, was wir Schamhaftigkeit nennen, ist ganz gewiß auch hier vorhanden, nur weit weniger entwickelt als bei zivilisierten Völkern. Die jungen Mädchen nahmen nicht den geringsten Anstand, sich vor den Augen der weißen sowohl wie der schwarzen Männer selbst ihres Shlipses zu entledigen, sich mit einer schwarzen, im Lande gefertigten Seife einzureiben und dann an der Lagune abzuspülen. Andrerseits allerdings lugen die jungen Mädchen, wenn Europäer zum erstenmal in ein Dorf kommen, anfänglich recht scheu hinter irgend einer Ecke hervor. Das ist aber wohl mehr Furcht als Scham. Ruft man ihnen die landesübliche Begrüßung zu, so brechen sie allemal in ein fröhliches Lachen aus. Nur unter den Mädchen findet man hübsche Gestalten, während sich schon die jungen Frauen ihre Figur auf eine grauenhafte Weise verunstalten, indem sie ungeachtet der schweren Last und des starken zerrenden und verunstaltenden Druckes jenes Tuch, welches ihre auf dem Rücken sitzenden Kinder festhält, vorn gerade über der Brust zusammenknoten.

Weit häufiger als unser Begriff der Scham ist bei dem von unsrer Kultur noch nicht berührten Neger selbst ein feineres Gefühl für Takt, Anstand und Würde zu finden. Aber auch dieses Gefühl geht nur allzu häufig in die Brüche, sobald die Versuchung, dawider zu handeln, ein wenig stark wird. So deuteten, sobald sie sich bloß von uns und nicht von ihren Stammesgenossen bemerkt glaubten, Plakkus ehrwürdigste Frauen lachend auf ihren Mund, um ihrer Vorliebe für Rum und Gin Ausdruck zu geben. Auch sammelte, als eine umfallende Ginflasche zerbrach, Plakku selbst begierig in den Scherben, was sich retten ließ. Und doch ist dieser von Hamburg bezogene Gin kein allzu verlockendes Getränk. Die Flasche davon kommt den Kaufleuten auf 20 Pf. und ihr Inhalt, wenn man die Aus-

lagen für Flasche, Aufschrift, Farbe, Fracht u. s. w. abrechnet, auf 7—8 Pf. zu stehen. Daß dafür kein ordentlicher Branntwein geliefert werden kann, liegt auf der Hand. Wie man behauptet, enthielte der hier verkaufte Gin außer einem ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Vitriol, welches den durchaus notwendigen kratzenden Geschmack hervorbringt. Uebrigens sei es zur Ehre der hiesigen Neger gesagt, daß sie zwar sehr gern trinken, aber nur äußerst selten sich betrinken.

Etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang füllte sich Plakkus Gehöft mit Besuchern, die auf den niedrigen, früher beschriebenen Schemeln im Halbkreise um das Wohnhaus herum Platz nahmen. Wie man mir sagte, wiederhole sich diese Szene alltäglich, damit gleichzeitig den deutlichsten Beweis dafür liefernd, daß die Schwarzen sich nicht gerade zu Tode arbeiten. Der hauptsächlichste Zeitvertreib besteht in der möglichst umständlichen Begrüßung jedes neu Hinzukommenden. Sklaven und Weiber besorgen inzwischen die notwendigsten Arbeiten, und zwar die Frauen der Vornehmeren genau ebensogut wie diejenigen der Aermeren. An andrer Stelle werde ich über das auch in den englischen Kolonien Westafrikas noch immer fortlebende Institut der Haus-Sklaven sprechen, einstweilen sei so viel bemerkt, daß ein sorgloseres Leben, als es die hiesigen Sklaven führen, kaum denkbar ist. Man sieht sofort, wer von den in ein Gehöft Eintretenden ein Freier und wer ein Sklave ist. Der Sklave kniet vor seinem Herrn nieder und begrüßt ihn wie etwa ein gehorsamer und bescheidener Sohn seinen Vater. Der Herr seinerseits behandelt ihn milde und tauscht mit ihm genau denselben Gruß aus wie mit allen Uebrigen.

Wenn auch Togo die Hauptstadt des deutschen Schutzgebietes ist, so gibt es doch einen kleineren Platz im Innern, dessen Name weit häufiger genannt wird. Es ist das der Buschmarkt Wo, an welchem jeden fünften Tag mehrere Tausend und oft bis zu 6000 Menschen zusammenströmen. Nur sehr wenig Leute, die nicht ganz in der Nähe wohnen, würden anzugeben vermögen, in welcher Richtung Togo liegt, alle aber kennen die Straße nach Wo. Aber obgleich in Wo bisweilen an einem Markttage bis zu 3000 Gallonen Palmöl umgesetzt werden, machen Weiße dort nie Einkäufe, erstens um sich nicht mit den Marktweibern, welche den Zwischenhandel als ihr Vor-

recht betrachten, zu verfeinden, zweitens weil es für einen Europäer faſt unmöglich iſt, ſelbſt auf ſolchem Buſchmarkte Oel zu kaufen. Von der Schwierigkeit der Verſtändigung mit den aus den verſchiedenſten Orten des Innern kommenden Leuten ganz abgeſehen, bewegt ſich der Handelsverkehr auf ſolchen Märkten in Kleinlichkeiten, deren Bewältigung für den Europäer allzu zeitraubend und koſtſpielig ſein würde. Die Leute, die weiter her aus dem Innern kommen, bringen Oel von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit und in ſehr verſchieden geformten Gefäßen, handeln auch eine endloſe Zeit, ehe ſie zuſchlagen. Mit ſolchem Geſchäft können ſich natürlich nur die Marktweiber abgeben. Da auch an der Küſte ſehr häufig von Wo geſprochen wird, haben vielleicht ſchon ein halbes Dutzend Europäer vor mir den Ort beſucht, ſind aber mit Boot oder Kanoe und nicht wie meine Begleiter und ich über Land dorthin gelangt.

Wir zogen es vor, unſer Boot auf dem Lagunenwege nach Wo zu entſenden, während wir ſelbſt unter der Führung dreier Togo-Leute den Marſch über Land antraten. Nirgendwo fanden wir Urwald, nur halbverwilderte bis zu etwa einem Hektar große Ackerfelder — die man hier Plantagen nennt — oder ſtachliges, übermannshohes, von troſtloſen bis zu 3 und 4 m im Durchmeſſer haltenden Affenbrotfruchtbäumen überragtes Buſchdickicht, durch welches in vielfachen Windungen die ſchmalen Negerpfade hindurchführten. Vierfüßiges Wild ſahen wir nicht ein einziges Mal, wohl aber ungeheuer viel Vögel: Habichte, Reiher, Krähen, eine Art Elſtern, kleine rote Tauben, Schlangenhalsvögel u. ſ. w.

Nach einſtündigem ſtrammem Gehen in nordöſtlicher Richtung verrieten die immer häufiger ſich zeigenden cylinderförmigen und höchſt ſauber zuſammengeſtellten Maisſchober, daß wir uns einem Orte näherten. Die erſten Leute, die wir trafen, ſagten, es ſei Agbevina und es ſei vor uns noch nie ein Weißer hier geweſen. Nach weiteren 35 Minuten, während deren es ſchon bei glühender Hitze ziemlich ſteil bergan ging, gelangten wir zu dem volkreichen Orten Oba, in dem, als man uns gewahrte, die Palaverglocken geläutet wurden. Wir würden ſchwerlich dort Halt gemacht haben, wenn nicht der Anblick üppiger mit Früchten überladener Orangenbäume unſern Gaumen gereizt hätte. Schon binnen wenigen Minuten zählte die uns begleitende, aber ſich ſcheu in gebührender Entfernung haltende Negermenge nach Hunderten. Vor dem ſchönen Gerichtsgebäude

machten wir Halt, setzten uns auf die etwa anderthalb Fuß hohe Vordermauer und ließen durch den Dolmetscher nach dem Häuptling fragen. Nachdem wir weidlich Höflichkeitsphrasen ausgetauscht und für wenige Pence ganze Körbe voll Orangen erhalten hatten, rückte endlich der Häuptling mit einer Frage heraus, die er, obwohl sie ihm gewiß schon lange auf der Seele gelastet, aus Höflichkeit nicht früher hatte stellen wollen. Er fragte gerade heraus, obwohl freundlich, was wir denn eigentlich im Lande wollten, und schien höchst befriedigt zu sein, als er den friedlichen Zweck dieser Reise erfuhr.

Von Oba aus ging es steil abwärts zu einer flußartigen, schilfbestandenen aber wasserlosen Thalniederung herunter. Schon aus der Entfernung sahen wir zahlreiche Frauen und Mädchen, die mit Kalebassen — das Wort Kalebasse bedeutet in der Eingebornensprache gleichzeitig ein Thon- oder Kürbisgefäß und eine Jungfrau — dort herumhantierten. Näher kommend entdeckten wir Dutzende von höchst seltsam geformten Brunnen, die bis zur Tiefe von 25 m — das Maß nahm ich vermittelst der vor meinen Augen gebrauchten Stricke am Gewehrlauf — in den fetten, grauen und sehr klebrigen Lehmboden eingegraben waren. Die Stricke, an denen die Wasserkübel hingen, hatten tiefe Rinnen in die Ränder eingeschnitten, sodaß die Oberfläche eines solchen Brunnens aussah, wie das Durchschnittsprofil eines gotischen Kirchenpfeilers. Das Wasser war durch den beigemengten Thon grau gefärbt, schmeckte aber gar nicht schlecht. Lange stand ich hier sinnend, ob diese beiderseits von Höhenzügen eingeschlossene, im oberen Teil mit Buschwerk, im mittleren mit Rohr und Schilf, im unteren mit Gras bestandene Thalniederung etwa zur Regenzeit ein Flußlauf sein könne. Ich bin mir darüber nicht klar geworden, halte aber auch die Möglichkeit eines unterirdischen Zuflusses nach einer hier nur ein bis zwei Kilometer entfernten Ausbuchtung der Lagune für nicht ausgeschlossen.

Sofort hinter der Senkung steigt das Land wieder an, bis man den Rücken eines breiten, buschbestandenen Höhenzuges erreicht hat. Alsdann geht es abermals abwärts in ein zweites, auch zu Brunnenanlagen benutztes Thal. Jenseit desselben auf dem Höhenzug an der andern Seite liegt Wo. Der Ort selbst ist klein und enthält bloß wenige Einwohner, aber ein gewaltiger, ganz mit Palmkernen übersäter Platz vor dem Dorfe

zeugt von dem Umfang des sich hier an Markttagen entwickelnden Verkehrs. Die Gaffer erwiesen sich hier in Wo zudringlicher als wir sie sonst irgendwo gefunden. Als wir der endlich gefundenen Unterkunft uns freuend die frechen Kinder mit Scherz und Gewalt verjagten, schrieen dieselben weglaufend: Bedé (wildes Tier). Auch wurde uns erzählt, daß Sendlinge des sogenannten Königs Lawson von Klein-Povo hier gewesen seien, um ein weiteres Vordringen unserseits zu hindern. Wo gehört übrigens noch zum Togo-Gebiet, doch soll nicht sehr weit östlich davon die Grenze von Klein-Povo sein. Während wir noch in der ersten Etage des einzigen zweistöckigen Hauses von Wo beim Mittagsmahl saßen, erschien „Kaffeetopf" mit der Meldung, daß unser Boot wegen allzu zahlreicher Fischzäune nicht bis Wo habe vordringen können und eine gute Stunde abseits liege. Wir marschierten demnach zu dem 20 Minuten südwärts an der vorhin erwähnten Ausbuchtung der Lagune gelegenen Dorfe Weda und ließen alsdann uns und unsre Sache in zwei halsbrecherischen Kähnen aus ausgehöhlten Baumstämmen weiter südwärts befördern. Unterwegs sahen wir große, bis zu 30 Stück in einem Knäuel zusammensitzende Scharen von schneeweißen Reihern, durften aber wegen der Gebrechlichkeit unsres mit Mühe und Not im Gleichgewicht bleibenden Fahrzeuges nicht wagen zu schießen. Bei Sakkade Kopé (Kopé oder Koffi) fanden wir unser Boot und durchstreiften, während dasselbe zur Abfahrt fertig gemacht wurde, ohne alle Waffen den ebenfalls noch zum Togo-Gebiet gehörenden Ort. Als wir in das Boot stiegen, war der Strand dichtgedrängt voll von Leuten, und als wir unsern Schwarzen befahlen, das Boot ins Wasser zu schieben, sahen wir mit Erstaunen, wie dieselben von den Eingebornen daran verhindert wurden. Gleichzeitig suchten fremde Leute in das Boot einzudringen, und wir erhielten auf die Frage, was es gebe, von unserm Dolmetscher (dieser selbe Dolmetscher erkrankte einige Tage später lebensgefährlich unter allen Anzeichen einer Vergiftung) die Antwort, daß man uns mit Gewalt zwingen wolle, die bei uns vorausgesetzten Spirituosen herauszugeben. Unter solch drohenden Anzeichen bedurfte es nicht erst des Kommandos „Klar zum Gefecht!", damit wir zu den Waffen griffen. Als aber binnen wenigen Sekunden fünf Gewehrläufe zum Boote hinauslugten, war es ein Spaß, zu sehen, in welch fabelhaft kurzer Zeit der Strand völlig leer war;

den letzten der raublustigen Gesellen sah ich mit ziegenbockähnlichem Sprung über einen Zaun setzen. Wir passierten Soholo, welches zur Hälfte zu Togo, zur Hälfte zu Klein-Popo gehört, und lenkten 1 3/4 Stunden nach der Abfahrt von Weda wieder in den parallel mit dem Meere verlaufenden Hauptarm der Lagune ein.

Sechstes Kapitel.

Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flusses.

(Der Togo-See. — Streifzug in das Innere. — Groß-Seva. — Moskiten und sonstige Plagen. — Entdeckung des ersten (Haho-)Flusses im deutschen Schutzgebiet. — Moräste. — Gbome. — Peinliche Sauberkeit in den Negerdörfern des Innern. — Stark coupiertes Terrain mit schönen Fernblicken. — Bei Agome endet mein Vordringen ins Innere. — Hitziges Palaver. — Rückmarsch nach Tahasi. — Wie die Eingebornen uns anstaunen. — Bootfahrt auf dem Haho-Fluß. — Palmenwälder.)

Auf der kleinen, mit den Herren Reimann und Bertheau unternommenen Expedition hatten wir festgestellt, daß die auf allen existierenden Karten verzeichnete, angeblich mehr als 2700 qkm Fläche bedeckende Avon-Lagune ein Phantasiegebilde sei. Anstatt dessen aber hatten wir, allerdings nicht an der Stelle, wo die Avon-Lagune liegen sollte, eine seeartige, rings von Höhenzügen eingeschlossene Erbreiterung der Küstenlagune entdeckt, und dieser Wasserfläche beschlossen wir, nach Klein-Povo zurückgelangt, im Verein mit den übrigen dort lebenden Deutschen den Namen „Togo-See“ zu geben. Der Name Avon-Lagune, der von den Offizieren des englischen Kriegsschiffes Avon einem bloß nach Hörensagen dreistweg in die Karten eingetragenen Hirngespinst gegeben wurde, konnte für den mit eignen Augen gesehenen und von uns selbst umfahrenen See nicht mehr maßgebend sein.

Der Wunsch, wenn irgend möglich, die Nordgrenze des

Togo-Gebietes feſtzuſtellen, führte zu einer zweiten Expedition, an welcher außer mir die Herren Konſul Randad, Durchbach und Hille teilnahmen, einer Expedition, welche, wenn ſie auch ſchon nach vier ſtrapazenreichen Tagen durch den Widerſtand der Eingebornen ihren Abſchluß fand, dennoch hübſche und lohnende Ergebniſſe geliefert hat. Als Beförderungsmittel bis zum Nordende des Togo-Sees diente wiederum die ſchöne und geräumige Gig der Herren Eccarius und Randad. Die Bemannung beſtand aus vier Leuten zur Vorwärtsbewegung des Bootes mit den Bambusſtangen, zwei Trägern, einem Dolmetſcher und einem Steward, der gleichzeitig auch kochen ſollte. Die mitgenommenen Lebensmittel, nämlich Kaffee, Thee, Rotwein, Kognak, Corned Beef, Mixed Pickles, Wurſt, Käſe, Zwieback, Butter u. ſ. w., füllten mit Einſchluß der notwendigſten Leibwäſche, der Hängematten, der Kopfkiſſen und der für die Eingebornen beſtimmten, in Zeug und Spirituoſen beſtehenden Geſchenke nur ſechs je 20 bis 25 kg ſchwere Kiſten, welche demnach mit Leichtigkeit von unſern ſechs Trägern befördert werden konnten. Wir landeten zunächſt nach vierſtündiger Fahrt vor den fünf Dörfern der Hauptſtadt Togo und nahmen hier als beſten Führer Plakku ſelbſt, den alten Stabträger des verſtorbenen Königs Mlapa, an Bord.

Nach weiteren 2½ Stunden, die des Windes und Wellenganges wegen beſchwerlich waren, wurde das Boot auf den ſumpfigen Strand von Klein-Seva gezogen, ſeines Inhalts gänzlich entleert und der Obhut des ſehr freundlichen und intelligenten Häuptlings von Klein-Seva anvertraut, welcher ſich auf die Nachricht von unſrer Ankunft hin beeilt hatte, eine alte hannoverſche Huſaren-Uniform anzulegen. Dieſer Mann, mit den freundlichſten Geſichtszügen, die ich je bei einem Neger geſehen, war mehr als betrübt, als wir ſeine Einladung, in Klein-Seva zu übernachten, abſchlugen und noch im Dämmerlicht nach dem 15 Minuten entfernten, etwas höher gelegenen Groß-Seva marſchierten. Da der erſte Häuptling abweſend war und in einem benachbarten Dorfe mit Tanzen, Muſizieren und Schießen ein großes Feſt gefeiert wurde, welches wohl manche Einwohner von Groß-Seva angelockt haben mochte, ſo fanden wir in dem halbverödeten ſehr großen Dorfe nicht die erwartete gute Unterkunft. Nachdem Plakku mit den herbeieilenden und um ihn herum niederhockenden Ortsälteſten ungefähr eine

halbe Stunde lang jene Begrüßungsphrasen ausgetauscht hatte, deren Ende wir auf herbeigeschleppten Kisten sehnsüchtig erwarteten, die wir aber doch der Höflichkeit halber nicht kurzweg abbrechen durften, wurde uns endlich ein nach Moder riechender Raum, vorn mit Ausnahme der stützenden Pfähle offen, hinten mit einer kleinen Fensteröffnung versehen, als Schlafstätte angewiesen. Der Raum war nicht mehr als sechs Schritte lang und vier bis fünf Schritte breit, dennoch aber sollten hier vier Hängematten angebracht werden, und zwar in Gegenwart der neugierig herandrängenden Menge, die man durch Scherze und gelinde Gewalt wohl zeitweilig, aber nicht dauernd entfernen kann. Die Decke des ziemlich hohen Raumes bestand aus Agoben-Balken — dem Holze der hier sehr häufig als Baumaterial verwandten Fächerpalmen, — die sich trotz ihrer geringen Breite und Dicke als stark genug zum Tragen der Hängematten erwiesen. Unsre Krus sollten, damit nichts gestohlen würde, laut ausdrücklichen Befehls außerhalb unsres Schlafgemachs im Freien übernachten.

Das klingt nun alles so abschreckend nicht; aber die Strapazen des Reisens in diesem Lande sind, sobald man sich von der Küste entfernt, so groß, daß wohl die meisten meiner Leser, wenn sie jemals eine solche Expedition mitgemacht hätten, schwerlich geneigt sein würden, zu einer zweiten auszuziehen. Worin diese Strapazen bestehen, kann man nicht mit wenigen Worten ausdrücken, da jeder Ort seine ganz besondere Plage hat. Im großen und ganzen sind es am Tage die erschlaffende Hitze und der gänzliche Mangel an reinem und gutschmeckendem Wasser, in der Nacht die durch Moskiten und andre Plagegeister hervorgebrachte Schlaflosigkeit, welche an die Körperkraft und Widerstandsfähigkeit der Weißen die größten Ansprüche stellen. Die oben mitgeteilte Liste unsrer Lebensmittel mag recht stattlich klingen, aber wieviel davon haben wir überhaupt, wieviel mit Appetit verspeisen können. Ein flackerndes Licht — entweder europäische Kerzen oder ein dochtartig zusammengedrehter Lappen, der in einer mit Palmöl gefüllten Kalebasse liegt — beleuchtet die auf einigen Kisten ausgebreiteten, zum Nachtessen bestimmten Lebensmitteln, um welche sich so und so viel schwarze Gestalten — teils unsre eignen hilfreichen, aber täppischen Leute, teils Ortsbewohner — herumbewegen. Aber dieses zudringliche zweibeinige Ungeziefer ist nicht das Schlimmste. Schon beginnt

es in allen Tonarten zu summen und zu surren, nur eine Hand kann sich, während man eigentlich drei Hände nötig hätte, bei dem Geschäfte des Essens Hilfe leisten; die andre hat genug zu thun, wenn sie die allerwärts offene und verwundbare Stellen entdeckenden Moskiten vertreiben will. Mögen wir gesättigt sein oder nicht, jedenfalls behagt uns die Sache nicht länger. Aufstehend zünden wir eine Zigarre an und durchwandern den auffallend ruhigen Ort, hier mit den am Thor der Umzäunungen stehenden Frauen und Mädchen Scherze austauschend, dort einem alten Staatswürdenträger die Hand schüttelnd oder, so gut sich das eben machen läßt, Erkundigungen einziehend. Endlich aber muß doch wohl an das Nachtlager gedacht werden. O, diese Nacht! Außer mir, der ich in den Mitteln, sich gegen Moskitos zu schützen, am bewandertsten war, hat niemand ein Auge geschlossen. Einer meiner Begleiter hatte allerdings ein Moskitonetz mitgebracht, aber wenn diese nicht mit äußerster Sorgfalt angebracht sind, wie sich das bloß zu Hause machen läßt, so vermehren sie bloß die Schwüle und nutzen gar nichts. Solche Nächte sind ein beständiges Ringen gegen unsichtbare Feinde. Die Weißen plaudern und scherzen, die Schwarzen lassen klatschend ihre großen Hände auf die nackten Schenkel fallen, daß es ein wahres Konzert gibt. Zudem kriecht und wimmelt allerwärts neben und unter uns etwas herum, bald Ratten, bald Neger, bald verlaufene Ziegen oder Schafe. Als mitten in der Nacht der meine Hängematte haltende Strick entzwei riß, hätte ich mich aus einer Höhe von vier bis fünf Fuß herunterfausend ganz bedenklich verletzen können, wenn ich nicht gerade auf den fetten Rücken eines, wie ich glaube, Stehlens halber dort herumkriechenden Schwarzen gefallen wäre. Um 2 Uhr nachts beschlossen wir, dem Kampfe mit den Moskitos ein Ende zu machen; Plakku und die Krus wurden geweckt, es wurde heißes Wasser für den mitgenommenen Kaffee-Extrakt gekocht und um 3 Uhr setzte sich unsre mit Einschluß der von Groß-Seva mitgenommenen Führer aus 15 Mann bestehende Marschkolonne in Bewegung. Auf die Schwierigkeiten, die es bei Ankunft und Aufbruch jedesmal bereitet, „Chop“ (Essen) für die eignen Schwarzen zu erhalten, werde ich an andrer Stelle zurückkommen.

Wir hatten für unsern Marsch auf den dem Kalender gemäß vorhandenen Mondschein gerechnet, schon bald aber begann

dichter Nebel das Mondlicht zu dämpfen, und nach einer halben Stunde wurde die Feuchtigkeit der Luft — ob es nun Nebel oder Tau gewesen — so stark, daß unsre Kleider sich anfühlten, als ob wir einem starken Platzregen ausgesetzt gewesen wären. Ein Marsch ins Blaue oder wenigstens in völlig unbekanntes, noch nie von einem Weißen betretenes Land hinein hat seine ganz besondere Reize, man vergißt darüber sehr viel Unangenehmes, Moskitos und Nässe nicht ausgeschlossen. Auch vergißt man die Strapazen, sobald sie vorüber sind, aber die Erinnerung an alles Schöne bleibt, läutert sich und rundet sich zu einem Bilde ab, dem man gewiß nimmer entsagen möchte.

Wie schon früher, so setzte uns auch diesmal wieder die unerwartet gute Ausnutzung des Bodens in Erstaunen; es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß hier ein viel ordentlicheres und arbeitsameres Volk lebe als an der Küste. Unter arbeitsam darf man sich allerdings nicht das denken, was man in Europa darunter versteht. Selbst der fleißigste Neger hat nach europäischem Maßstab noch immer sehr gute Tage, und ich glaube kaum, daß diese selben Neger, die hier so hübsch ihre Felder bebauen, sich auch nur den Arbeiten unterziehen würden, wie sie an der Küste den Kru-Jungen zugemutet werden.

Auf einstündigem Marsche kamen wir bald durch ausgedehnte Dickichte von 2,5—3 m hohem schilfartigen Grase, bald an noch jungen Pflanzungen in regelrechten Reihen stehender Oelpalmen, bald an Kassada- und Maisfeldern vorbei. Wegen der äußersten Schmalheit aller Negerpfade muß man in diesem Lande stets im Gänsemarsch gehen, wobei es nicht selten vorkommt, daß solche Marschkolonne wie die unsrige, namentlich wenn die Jungen schwere Lasten tragen, sich auf viele hundert Schritte auseinanderzieht. Als der vorerwähnte Nebel stärker wurde, geschah es mehrmals, daß die Nachzügler Seitenpfade einschlagend mittels starken Pfeifens zu uns zurückgerufen werden mußten. Wir konnten daher den alten rüstig voranschreitenden Plakku nicht tadeln, als er bei einem Schäfergehöft Halt machte und zu einem längeren Aufenthalt alle Anstalten traf. In Wahrheit hatte allerdings Plakku dabei einen andern Grund als den, uns vor Nebel und Nässe zu schützen. Schon früher erwähnte ich, daß es zweckmäßig sei, in jedem größeren Dorfe, zu dem man kommt, den Häuptling zu besuchen. Eine andre

Maßregel der Klugheit besteht darin, von jedem Orte bis zum nächstgelegenen Führer mitzunehmen, die bei der Ankunft am Ziele nichts Eiligeres zu thun haben, als über Benehmen und Absichten der Reisenden zu berichten. Ohne diese lebendigen Empfehlungsbriefe, als welche die Führer aufgefaßt werden müssen, würde der Weiße wenigstens zunächst mit Zurückhaltung und Mißtrauen aufgenommen werden. Nun ging die Bekanntschaft der Leute von Groß-Seva hier bei diesem Schäfergehöft zu Ende und man hielt es für ratsam, zu dem Orte Agome, von dem man uns in Groß-Seva erzählt hatte, noch einen der Bewohner dieses Gehöftes als Empfehlungsbrief mitzunehmen. Zudem erklärten die Insassen des Gehöfts, daß wir, um nach Agome zu gelangen, einen Fluß überschreiten müßten und vor Sonnenaufgang keinen Fährmann finden würden. Von Moskiten umschwärmt, saßen wir also unter den von Tau und Nebel tropfenden Binsendächern der Hütten, wunderten uns über jenes halbe Hundert winzig kleiner Schafe, das sich hier umhertrieb, und freuten uns auf das Schauen des ersten Flusses im deutschen Schutzgebiet.

Wenige Minuten, nachdem der oberste Rand der Sonne sich am Horizonte gezeigt, ist es vollkommen hell, ebenso wie wenige Minuten nach Sonnenuntergang völlige Dunkelheit eintritt. Dazu kommt, daß an den längsten Tagen die Sonne nur eine halbe Stunde früher aufgeht, als an den kürzesten, so daß also Sonnenaufgang das ganze Jahr hindurch eine ebenso feststehende Bezeichnung ist, wie bei uns Mittag.

Der weitere Marsch führte wiederum durch — nunmehr ganz nasses — Schilfgras, in dem der einzelne Mann und auch unsre ganze Kolonne völlig verschwand. Das schilfartige Aussehen dieses Grases könnte darauf schließen lassen, daß das Land bisweilen überschwemmt würde. Unsre Führer stellten das jedoch in Abrede, auch habe ich später auf 7 bis 100 m hohen Terrainwellen jene selben Grasdickichte, die von Zeit zu Zeit niedergebrannt werden, wiedergefunden. Nach halbstündigem Gehen westwärts (bis zum Schäfergehöft waren wir in gerader Richtung nach Norden marschiert) sahen wir geradeaus vor uns gewaltige, riesenhohe Laubbäume, die sich zu einem langgestreckten Waldsaume zusammenzuschließen schienen. Plötzlich aber ging es auf schlüpfrigem Thonboden steil bergab, von Mund zu Mund lief der Ruf „der Fluß“, und mit einer Salve aus allen Gewehren

begrüßten wir das erstentdeckte fließende Gewässer auf deutschem Schutzgebiete, jenen Haho-Fluß, den wir auf der im vorigen Kapitel beschriebenen Lagunenfahrt vergebens vom Togosee aus zu erreichen versucht hatten.

Das Waldesdickicht der den Fluß beschattenden Riesenbäume ließ den 25 bis 40 m breiten, sehr tiefen, aber zur Zeit bloß wenig Strömung zeigenden Wasserweg tiefdunkel erscheinen; das Bild war landschaftlich das schönste, welches ich bis dahin im Togolande gesehen. Stellenweise versperrten umgestürzte Baumstämme einen Teil des Flusses, an andern Stellen beugten sich elegante Palmen herüber und hinüber, allerwärts aber spendeten laubreiche und blühende, von Lianen und Schlinggewächs überwucherte Tropenbäume Schatten und Kühlung. Inzwischen waren von der andern Seite des Flusses zwei ausgehöhlte Baumstämme, elende und verzweifelt schmale Kanoes darstellend, heranbewegt worden und einem dieser Seelenverkäufer übergaben wir unter der Aufsicht eines Kru-Jungen unser Gepäck, während wir selbst, mit dem Boote gleichen Schritt haltend, auf holperigem, halsbrechendem Pfade am Ufer (in der Richtung nach SSW) marschierten.

Nach einer Viertelstunde gelangten wir an eine zweite Fähre, wo drüben an der andern Seite das Gepäck gelandet und nunmehr wir selbst — zunächst in einem Kanoe die vier Weißen — hinüberbefördert wurden. Die Kanoes waren so schmal, daß wir, von denen keiner an übermäßiger Leibesfülle litt, uns kaum hineinzuquetschen vermochten, und bei der geringsten unüberlegten Bewegung würden wir ganz gewiß in näheren Verkehr mit den Alligatoren getreten sein. Der drüben wartende Kru-Mann, der das Geschäft beaufsichtigt hatte, trug uns einzeln ans Land und mit gelegentlichem, dem Jagdsporte gewidmeten Aufenthalte ging es westwärts weiter. Dabei möchte ich erwähnen, daß ich die Entfernungen in Zeitstunden so angebe, als ob wir ohne Unterbrechung in der Stunde $4^1/_2$ km zurückgelegt hätten. Solange wir marschierten, ging es thatsächlich im Eilschritte vorwärts, der Aufenthalte aber gab es z. B. beim Passieren von Morästen sehr viele, und um die Bestimmung der Entfernungen nicht allzu verwickelt zu machen, habe ich diese sorgfältig verzeichneten Pausen gleich von vornherein in Abzug gebracht. Nach 20 Minuten mußten wir den ersten Schilfmorast passieren, der so lang war, daß die beiden mich tragenden Krus

beinahe unter ihrer Laſt zuſammengebrochen wären. Bei jedem zehnten Schritt etwa, wenn ſie in eines der mehrere Fuß tiefen Löcher traten, verloren die Aermſten, von denen der Schweiß in wahren Strömen heruntertroff — Neger ſchwitzen überhaupt ſtärker als Weiße —, das Gleichgewicht, und die Frage: „wirſt du oder wirſt du nicht in dieſe Pfütze hineinfliegen?“ habe ich wohl dutzende Male erwogen. Nach 10 Minuten ſtrammen Eilſchritts ein zweiter Moraſt, nach abermaligen 10 Minuten ein dritter. Nun aber kam höheres Land und binnen 10 Minuten befanden wir uns in dem großen und reinlichen Dorfe Gbome (nicht zu verwechſeln mit dem 5 km ſüdlich davon gelegenen Gbome Markt, wo ich früher übernachtet hatte). Da Plakkus Bruder hier Häuptling iſt, ſo wurden wir aufs freundlichſte aufgenommen und es wurden uns zunächſt ein Schäfchen und ein Huhn geſchenkt.

Eine peinlichere Sauberkeit, als ſie in dieſen Negerdörfern des Innern herrſcht, vermag man ſich kaum vorzuſtellen; es gibt in Deutſchland keine Stadt und kein Dorf, deren Straßen gleich gut gehalten und gleich reinlich gekehrt wären. Das gleiche gilt von dem roten Thon-Eſtrich der Hütten, die man mit ihren 2 bis 3 Räumen ſchon beinahe Häuſer nennen kann. Mit wenig Ausnahmen findet ſich in dieſem Lande überall dieſelbe Bauart. Man gibt dem roten Thon durch Binſen und Stroh einen größeren Halt, formt mächtige Quadern daraus und türmt dieſe übereinander. So entſtehen die Wände. Iſt das Gebäude bis zum Dach oder bis zur Höhe des erſten Stockwerkes fertig, ſo legt man Agoben-Balken herüber, überdeckt dieſe wieder mit Reiſig und ſtampft, wenn man ein zweites Stockwerk haben will, als Fußboden Lehm darauf. Andernfalls wird der Bau mit dem ſchrägen Dache abgeſchloſſen, welches aus einer 15 cm dicken Schicht Binſenſtroh beſteht und den Strohdächern unſrer Bauernhäuſer gleicht. Alle in dieſer Art gebauten Häuſer ſind rechteckig und haben vorn eine vom Dache überſchattete Veranda. Umſchließt das Haus bloß einen Raum, ſo iſt derſelbe vorn offen, in der Weiſe, daß man über eine etwa 30 cm hohe Lehmmauer hineintritt. Umſchließt das Haus mehrere Räume, ſo iſt auch wohl der eine oder der andre von vier Wänden anſtatt von drei eingeſchloſſen und enthält dann eine kleine, zuweilen mit Holzladen, zuweilen mit Stangen verſchloſſene Fenſteröffnung (aber natürlich ohne Glasfenſter). In

einigen seltenen Fällen habe ich auch, wo ein Haus mehrere Zimmer hatte, eine Art von Holzthür gesehen.

Zweistöckige Häuser sind äußerst selten, sie verdanken wohl nur der Prunksucht und den Erzählungen von den Gebräuchen der Weißen ihre Entstehung. Besonders interessant ist dabei die Konstruktion der Treppe. Entweder gibt es für jede Treppenstufe auch zwei Stützen, über die dann Thonquadern gelegt werden, oder man legt die ganze Treppe zwischen vier schrägstehenden Balken (an jeder Seite zwei). Wer einmal eine solche Treppe hinauf- und hinuntergestiegen ist, hat zu einem zweiten Versuche selten mehr Lust. Da die allermeisten Häuser einstöckig und das, was man hier mit zur Familie rechnet — nämlich die Sklaven und deren Kinder —, sehr zahlreich ist, so liegen meistens mehrere Häuser innerhalb eines Gehöftes, ohne daß darum mehr als eine Familie in diesen Gehöften vorausgesetzt zu werden brauchte. Es gibt Gehöfte, in denen bloß eine Familie wohnt, und auch solche, in denen mehrere Familien wohnen. Eingezäunt werden die Gehöfte mit übermannshohen Zäunen aus Maisstroh, zwischen denen die schmalen, endlos gewundenen Wege hindurchführen.

Der Hausrat dieser Negerwohnungen ist zwar sehr urtümlich, umfaßt aber dennoch weit mehr Dinge, als man sich das in Europa wohl vorstellen mag. Da sind hübsch geflochtene Strohmatten, auf denen die Eingebornen nachts schlafen; aus Thon oder Kürbisschalen gefertigte Kalebassen und sonstige Gefäße in allen Formen und Größen; riesige, in langen Reihen in die Erde eingegrabene Thonfässer zur Aufnahme des Wassers, in Form, Farbe und Aufstellungsart ganz ähnlich jenen Gefäßen, aus denen im alten Pompeji Oel oder Wein verkauft wurde; Schwerter, lange Messer, kurze Messer und Dolche; gekaufte oder selbstgesponnene und selbstgewebte Tücher; da sind auch in der Gestalt von halbleeren Rumfässern, alten Kisten und leeren Blechbüchsen die unzweideutigen Anzeichen eines lebhaften, aber bloß durch Zwischenhändler betriebenen Handelsverkehrs mit der Küste. An Orten, wie Gbome Markt, wo es übermäßig viele Moskiten gibt, haben manche Leute und sogar die Frauen, die sonst in mancher Hinsicht hinter den Männern zurückstehen müssen, schlechtgehaltene Moskitonetze.

Alles in allem wird der Leser aus obiger Aufzählung ersehen, daß die Neger an dieser Küste zum wenigsten nicht wie

Wilde ſind. Sie ſind in mancherlei Kunſtfertigkeit bewandert, und wenn ſie auch nicht gerade wie die Schwarzen von Cape Coaſt und Accra Goldgeſchmeide anfertigen, ſo verſtehen ſie es doch, mit Hilfe der Töpferſcheibe beinahe kunſtreiche Gefäße zu formen, Leder zu gerben, aus dem Erträgniſſe der wildwachſenden Baumwollenſtaude Garn zu ſpinnen und auf ſelbſterfundenem Webſtuhle bis zu zwei Drittel-Fuß breite Streifen Zeug (breitere bringt man mit dieſen Hilfsmitteln nicht zuſtande) zu weben. Alle dieſe Fertigkeiten ſind den Negern nicht etwa von den Weißen der Küſte übermittelt worden, wie ſchon daraus hervorgeht, daß die ganz dicht bei der Küſte wohnenden Neger eine ſolche eigne Induſtrie nicht mehr beſitzen. Bei allzu lebhaftem Handelsverkehre erliſcht das eigne Gewerbe der Neger, ſei es, weil ſeine Erzeugniſſe an Güte und Billigkeit nicht mit den europäiſchen wetteifern können, ſei es, weil ſich als alsdann allzu viel Leute dem Handel widmen. Der Neger liebt eben nichts ſo ſehr als den Handel: in dieſem Lande treibt ſo ziemlich ein jeder ein wenig Handel, jeder König, alle Frauen der Könige, auch jeder Sklave und in einzelnen Fällen hinwiederum der Sklave des Sklaven.

Es hat mich in Erſtaunen geſetzt, daß jedes Negerdorf, ſo groß oder ſo klein es ſein mag, mehrere öffentliche Gebäude beſitzt. Als ich zum erſtenmal in Abobbo (von dem ſpäter die Rede ſein wird) ein längliches, rings herum aus einer Art von Bogenhallen beſtehendes, inwendig vollſtändig leeres, in ſeiner Geſamtanlage den Trinkhallen unſrer Badeorte ähnelndes Gebäude ſah, als ich dann herausfand, daß dieſes Gebäude an der einzigen höher gelegenen Stelle des Ortes errichtet ſei, von wo aus ſich eine entzückend ſchöne Ausſicht entrollte, da fragte ich mich: Haben denn die Neger Kunſtſinn? Aehnliche Gebäude habe ich ſeitdem in Dutzenden von Ortſchaften vorgefunden und ſtets wieder habe ich mir dieſelbe Frage vorgelegt. Man kann ſagen, was man will, dieſe Gebäude ſind architektoniſch ſchön oder es wird wenigſtens mit ihnen eine Leiſtung verſucht, die bei weiterer Ausbildung architektoniſch ſchön genannt werden müßte. Dieſe Gebäude — die an der Küſte gänzlich fehlen — ſind die Gerichtsgebäude, deren es in kleineren Orten eins, in größeren Orten, wo ſich verſchiedene Häuptlinge in die Gewalt teilen, mehrere gibt. Des weiteren hat jeder Ort mindeſtens einen Palaverplatz, in deſſen Mitte meiſt ein großer Baum ſteht.

Zu den öffentlichen Gebäuden gehören noch die Fetischtempel, deren Anlage derjenigen der Gerichtshäuser gleicht, nur daß die Fetischhäuser bloß vorn bogenförmige Oeffnungen haben, hinten aber geschlossen sind. Auch ist überall, wo solche Gebäude offen sind, doch eine niedrige, etwa 30 cm hohe Mauer angebracht, über die man beim Hineintreten wegschreiten muß. Die Fetischhäuser habe ich, um kein böses Blut zu erregen — obwohl der Neger nichts weniger als fanatisch ist — nicht näher untersucht. Von außen sind sie häufig mit Malereien in hellen Farben verziert, die sich von dem dunkelroten Thon recht grell abheben. In den meisten jener Tiere, deren Nachbildung hier versucht worden, glaubte ich kindisch gezeichnete Pferde zu entdecken, von allen unsern Haustieren dasjenige, welches, weil es hier so selten ist, dem Schwarzen am meisten imponiert.

Von der oben beschriebenen Form der Gerichtsgebäude und der Fetischhäuser gibt es zahlreiche Abweichungen, aber stets liegen dieselben am schönsten Punkte des Ortes, stets haben sie etwas Originelles, ja Künstlerisches. Bald finden wir (z. B. in Tahasi) viereckige, säulenartige Pfeiler, die so nahe zusammenstehen, daß sich kaum ein Mensch hindurchzwängen kann, bald wieder finden wir (wie z. B. in Agome) große Gebäude, die anstatt der Bogengänge bloß eine Thür haben, aber mit vielen Dutzenden von Fenstern ausgestattet sind, als ob sie buchstäblich durchlöchert wären.

Bei all diesem spreche ich bloß von den etwas abseits von der Küste gelegenen Dörfern. Diese Dörfer gleichen sich alle und ausnahmslos so sehr wie ein Ei dem andern. Aber die Anlage der dicht an der Küste gelegenen Ortschaften ist verschieden und läßt dem Zufall einen großen Spielraum. In der Fetischstadt Be sind beispielsweise die Hütten rund, in Lome und Bagida sind sie viereckig, aber ohne Anwendung von Thon oder sonstigem solideren Baumaterial bloß aus Binsen aufgeführt. Während im Innern für jedes Dorf große Löcher gegraben werden, welche allen Unrat und Abfall aufnehmen, um dann wieder zugeschüttet zu werden, sind die Dörfer an der Küste — namentlich Porto Seguro — höchst unsauber. Einen Vorzug haben allerdings, wie erwähnt, auch die in der Nähe der See oder der Lagunen wohnenden Schwarzen: sie baden sich — namentlich die Mädchen und Frauen — mehrmals täglich, während solcher Luxus mit seinem wohlthätigen

Einflusse auf die Haut den Negern des Innern versagt bleibt.

Vielleicht rührt es daher, daß in Orten, wie Groß-Seva, Gbome, Agome, Aguewe, Groß-Lebe, Abobbo u. s. w., weit mehr Hautausschläge zu beobachten waren, als in Lome, Bagida, Porto Seguro und Klein-Povo. Am häufigsten ist wohl jene Krokro genannte, äußerst ansteckende, aber auch leicht heilbare Flechtenart. Woher aber all jener Schorf und all jene Beulen herrühren, mit denen manche Kinder überdeckt sind, vermag ich als Nicht-Mediziner nicht anzugeben. Am unangenehmsten berühren den Fremden außer jenen Hautausschlägen die bei keinem andern Volke so häufig wie hier sich findenden Verunstaltungen des Nabels. In Gbome zählte ich unter 65 uns umstehenden Kindern nicht weniger als 29, die Nabelbrüche hatten. Viele behalten dieses entstellende Leiden bis zum Greisenalter, bei manchen scheint es aber auch wieder auszuwachsen.

Nicht besonders häufig, aber doch so ziemlich in jedem Dorfe findet man einige Individuen jener besonderen Spielart des Neger-Typus, die, ohne daß irgendwie an eine Beimischung europäischen Blutes gedacht werden könnte, durch gelbe Hautfarbe und rotes Haar auffällt. Weit häufiger ist jene Erkrankung der Haut, durch welche der Neger an diesen oder jenen Stellen seines Körpers Flecken bekommt, welche so weiß sind wie die Haut eines Europäers. Plakku selbst hat solche ganz weiße Flecken an Oberarmen und Schenkeln. Dieselben rühren von einer allgemeinen Erkrankung des Körpers und nicht von jenen örtlich beschränkten Ursachen her, welche veranlassen, daß beim Neger auch die Innenseite der Hand und des Fußes hell ist, oder daß der Verbrecher, welcher in heißes Oel hineingreifen muß, dadurch an dem betreffenden Arme weiße Flecken bekommt.

Noch spielte sich, ehe wir Gbome verließen, ein hübscher kleiner Vorgang ab. Ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen war uns durch guten Wuchs und hübsche Gesichtszüge — soweit man bei Negern davon sprechen kann — aufgefallen. Einer meiner Begleiter winkte sie zu sich heran und gab ihr, während das Mädchen verschämt den Kopf abwandte, einen Shilling. Lange stand sie da, lächelnd und stolz uns betrachtend, während ihre Sippschaft nach Negerart in unbän-

dige Heiterkeit ausbrach. Als wir aber weggehen wollten und schon gar nicht mehr an das Mädchen dachten, kam die Kleine herbeigesprungen und legte, niederknieend und wiederum den Kopf abwendend, ein Huhn vor dem Geber des Schillings nieder.

Als wir von Gbome aus in nordwestlicher Richtung den Marsch nach Agome fortsetzten, gelangten wir zu einem höheren und immer stärker durchschnittenen Gelände: der Unterschied zwischen den Thälern und den schmalen Hochebenen der Höhenzüge mochte sich hier auf annähernd 100 m belaufen. Zuweilen eröffneten sich schöne Ueberblicke über das mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckte Land, sowie auch über einzelne Teile des nunmehr schon weit südlich hinter uns liegenden Togo-Sees. Dieses Land wäre auch in europäischem Sinne landschaftlich schön zu nennen gewesen. Ich möchte es mit der Umgebung von Metz vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß es hier weder vereinzelte Berge noch Hügel, sondern bloß langgestreckte Höhenzüge gibt. Bestanden war das Land, soweit es nicht zum Ackerbau benutzt wurde, entweder mit hohem Schilfgrase oder mit niedrigem, von gewaltigen Bäumen überragten Buschwerke. Auf den Ackerfeldern sah ich Kassada, Mais, Bataten oder süße Kartoffeln, ab und zu Ananas, sowie von Bäumen und Sträuchern Pawpaws, Oelpalmen, Bananen und einheimischen Pfeffer. Berücksichtigt man, daß das ganze Ackergeräte der Leute aus einer an einem Stocke befestigten kleinen Eisenplatte besteht, mit der sie wohl Löcher aufwerfen, aber das Land nicht umgraben und lockern können, so muß man dem guten Aussehen ihrer Felder alles Lob zollen. Auch gibt es, wenn neue Felder angelegt werden sollen, durch das Roden und Brennen des Buschwerkes viel Arbeit.

Während ich vierfüßiges Wild nirgendwo im Togo-Gebiet zu Gesicht bekommen habe, wimmelt das Land von Flugwild; auf Habichte und Tauben kann man, wenn man will, in jedem Augenblicke zum Schuß kommen. Meine Begleiter nutzten das, während ich mir Aufzeichnungen machte, weidlich aus und lieferten namentlich durch die kleinen, rotbäuchigen Tauben eine angenehme Bereicherung unsrer Küche. Eine gute Stunde nach dem Abmarsche von Gbome trafen wir in Agome ein, wurden zum Häuptling geführt und ließen uns, nachdem vor versammeltem Volke der erste brennende Durst gelöscht war, von unsern Schwarzen zwei luftige Räume zum Aufhängen der

Hängematten aussuchen. Jeder dieser beiden Räume stellte ein kleines Häuschen vor; das Dach bestand aus Binsenstroh, aber die Wände bestanden aus Stöcken, zwischen denen die Luft ziemlich ungehindert durchdringen und auch wohl ein Mensch sich durchpressen konnte. Solch luftige Bauart hatte nun allerdings ihre Vorzüge, aber auch, da wir uns gern umkleiden wollten und einige Hundert Menschen herumstanden, ihre Nachteile. Takt oder Bescheidenheit kann man in dieser Hinsicht von den Eingebornen nicht erwarten; sie glotzen den Fremdling an, wie bei uns die Kinder einen Bärenführer. Tritt man dann aber hinaus und geht energisch (aber am besten lachend) geradeswegs auf sie los, so entsteht eine rasende Panik; Kinder, Greise, junge und alte Weiber purzeln im Knäuel übereinander hin, daß es eine wahre Lust ist. Nach kurzer Rast in der Hängematte speisten wir in einem dritten, mit einer schön geflochtenen Matte ausgestatteten Häuschen zu Mittag.

Unterwegs hatten wir von einem weiter nordwärts gelegenen bedeutenden Orte namens Adangbe gehört, in dessen Nähe ein großes Gewässer vorüberfließe. Das Gebiet von Adangbe gehöre noch zu Togo, aber die Bewohner seien eingewandert und nicht mit den Umwohnern verwandt. Hoffend, von Adangbe aus Näheres über die Nordgrenze des Togo-Gebietes erfahren zu können, beabsichtigten wir zunächst nach diesem Orte aufzubrechen. Wir ließen daher die Häuptlinge von Agome zu uns bitten, um sie auszufragen und Führer zu erhalten. Unter diesen Häuptlingen war einer, der ein eben so intelligentes wie unangenehmes Gesicht hatte; er glich der auf unsern Bühnen stereotyp gewordenen Figur des Grafen von St. Bris in den Hugenotten. Dieser Häuptling erklärte, daß es unmöglich sei, nach Adangbe zu gelangen, und daß er uns keine Führer mitgeben werde. Anfänglich berief er sich auf einen großen Fluß, den wir wegen Mangels an Kähnen nicht überschreiten könnten. Später, als wir vor diesem Wasser nicht zurückschraken, sprach der Mann von Moräſten, und als auch diese uns nicht imponieren wollten, erfand er neue und immer neue Gründe. Wir erklärten, daß wir unser Gepäck zurücklassen und uns für die Sicherheit der mitgegebenen Führer verbürgen wollten, aber der eigensinnige Neger ließ sich von der einmal gefaßten Entscheidung nicht abbringen. Als das Palaver immer heftiger wurde, erzählte er, es sei schon vor langen Zeiten ein-

mal ein Weißer hier gewesen, der auch weiter in das Innere habe vordringen wollen. Man habe denselben zum Narren gehalten und in der Irre herumgeführt; das Gleiche wolle er nicht mit uns thun, deshalb sage er offen die Wahrheit. Wir machten einen abermaligen Versuch, indem wir vorschlugen, der Häuptling möge uns bloß bis zu dem Fluß oder Morast Führer mitgeben, aber er sagte, alle seine erwachsenen Männer seien beschäftigt und seine Knaben würden sich fürchten. Wir verwiesen auf unsre fünf guten Repetiergewehre, die wohl jeden, der mit uns ginge, der Notwendigkeit sich zu fürchten entheben würden und brachen das Palaver mit der Erklärung ab, daß wir, wenn nicht von Agome aus, so doch ein andres Mal von andrer Richtung her nach Adangbe vordringen und dann den Leuten von Agome auf dem Rückwege die Ehre unsres Besuches schenken würden.

Fragt man nun, weshalb wir nicht trotz des Häuptlings nach Adangbe vorzudringen versuchten, so verweise ich auf die Mangelhaftigkeit unsrer für solche Fälle nicht berechneten Ausrüstung. Wir besaßen weder Lebensmittel für unsre Schwarzen, noch auch hinreichende Mengen an Tuch und Branntwein, womit wir im Innern, wo bares Geld noch wenig oder gar nicht bekannt ist, unsre Bedürfnisse bezahlen und, wenn nötig, den Durchmarsch hätten erkaufen können. Die nächste Folge des hitzigen Palavers war die, daß man unsern Schwarzen kein Kinke (Maisbrot) mehr verkaufen wollte; wir fühlten dadurch so recht, wie sehr wir für die Beköstigung unsrer Schwarzen auf den guten Willen der Eingebornen angewiesen seien. Plakku, der Häuptling von Togo, zog sich, nachdem auch er nichts zu unsern Gunsten hatte ausrichten können, traurig zurück und — während wir nach Beendigung des Mahles noch beim Kaffee saßen, erschienen bereits die inzwischen aufgehetzten „lebendigen Empfehlungsbriefe" von Groß-Seva und Gbome, behufs schleuniger Rückreise ihren Lohn verlangend. Wir warfen sie lachend hinaus, weil sie doch bisher keine so sehr große Eile gezeigt hatten und heute doch nicht mehr nach Hause zurückgelangen konnten.

Wir erwogen ernstlich, was wir thun sollten; Gewalt anzuwenden, wäre, selbst wenn nicht die Kaufleute aus Geschäftsrücksichten davor zurückschraken, schon deshalb unthunlich gewesen, weil man uns gar keinen aktiven, sondern bloß passiven Widerstand entgegengestellt hatte. Zudem würden wir mit fünf Gewehren einen etwaigen Widerstand nur haben brechen können,

indem wir die Gewehre gebraucht hätten; mit 20 Bewaffneten aber könnte man, glaube ich, das ganze Land bis zur Grenze von Dahome durchziehen, ohne genötigt zu sein, auf etwas andres als auf Jagdwild zu feuern.

Die Gründe, weshalb man uns an weiterem Vordringen zu hindern versuchte, können sehr mannigfaltiger Art sein. Entweder waren die Aufschlüsse, welche wir über den Zweck unsrer Reise gegeben hatten, schlecht verdolmetscht worden und man hielt uns für Sklavenjäger. Oder aber — und so etwas klang aus den Worten der Leute heraus — man lag in Fehde mit Adangbe und fürchtete sich. Oder endlich — und das ist das wahrscheinlichste — man war besorgt für jenes Monopol des Zwischenhandels, welches allerwärts in Afrika die bis zu einer gewissen Entfernung von der Küste wohnenden Stämme sich angeeignet haben. Die aus dem Innern kommenden Waren gehen durch sehr viele Hände, bis sie zur Küste gelangen. Schon die Leute von Agome handeln nicht mehr direkt mit den Kaufleuten; der Tagemarsch nach dem nördlich gelegenen Adangbe würde uns zu einer weiteren Linie von Zwischenhändlern geführt haben, und diesen direkten Verkehr hielt man in Agome für verdächtig. Uebrigens ist, wer einmal einen Küstengürtel von 50 bis 100 km durchbrochen hat, dieser ärgerlichen Schwierigkeiten ledig, namentlich auch deshalb, weil dort an Stelle der Duodez-Landschaften der Küste größere Staatsgebilde treten.

Den Abend in Agome widmeten wir der Jagd auf Habichte und Tauben, und namentlich die Herren Randad und Durchbach verstanden es, den Eingebornen die Ueberzeugung beizubringen, daß beim Weißen jeder Schuß auch ein Treffer sein müsse. Weniger erfreulich war der in der Nacht von einem heftigem Regenguß gelieferte Beweis, daß die Binsendächer der Eingebornen denn doch nicht vollkommen wasserdicht seien. Die Kleider waren uns bereits vorher so und so viel Mal am Körper getrocknet, daß es gar nicht erstaunlich gewesen wäre, wenn dieser oder jener von uns einen Fieberanfall davongetragen hätte. Glücklicherweise ging alles gut, und als wir am folgenden Morgen nach Erledigung der sich stets bloß auf wenige Schilling belaufenden Rechnungen und Aushändigung der üblichen Geschenke aufbrachen, da ließ uns die herrliche Natur rings umher sogar das Peinliche unsers nicht ganz freiwilligen Rückmarsches vergessen.

Einer Bitte der Bewohner von Tahasi entsprechend machten wir einen kleinen Umweg, um diesen volkreichen aus drei Dörfern bestehenden Ort zu berühren. Schon eine Viertelstunde abseits standen die Leute uns erwartend und gleichsam Spalier bildend am Wege, fast in ähnlicher Weise wie in Deutschland bei der Ankunft des Landesherrn. Wir machten nirgendwo Halt und waren von einer großen Menschenmenge begleitet, schon ungefähr aus dem Gebiete der drei Dörfer hinaus, als noch eine Abordnung von Weibern kam und uns durch den Mund des Dolmetschers befragen ließ, ob nicht die weißen Männer in Gemeinschaft mit ihren Töchtern der afrikanischen Aphrodite huldigen wollten. Dergleichen Dinge sind allzu bezeichnend für dieses Land und die Sinnesart seiner schwarzen Bevölkerung, um nicht erwähnt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, hier und dort Anstoß zu erregen.

In Gbome-Stadt rasteten wir einen Augenblick, um dann nach dem eine Stunde entfernten Gbome-Markt zu marschieren, wohin wir vermittelst eines Siegelringes als Beglaubigung des schwarzen Boten unser in Klein-Seva zurückgelassenes Boot beordert hatten. Der Versuch, zu Wasser in die Mündung des Haho-Flusses einzudringen, sollte erneuert werden. Um das Boot zu erleichtern, wurde, wer immer von unsern Schwarzen entbehrlich war, zurückgelassen, anstatt dessen aber ein ortskundiger Führer mitgenommen. Schon von dort aus, wo zwischen Gbome-Stadt und Gbome-Markt die Hochebene sich um mehrere Hundert Fuß abwärts senkt, hatten wir den durch einzelne Büsche bezeichneten Weg verfolgen können, wo der Fluß sich durch das Schilfdickicht am Nordende des Togo-Sees hindurchwindet. Fast wider Erwarten gelang diesmal der Versuch; binnen weniger als einer Stunde sahen wir zu beiden Seiten festes, ansteigendes, von Laubbäumen bestandenes Ufer; wir befanden uns nicht mehr auf dem See, sondern auf dem Flusse selbst. Der Lauf des Flusses ging, die zahlreichen Krümmungen abgerechnet, im großen und ganzen von Nord nach Süd, die Breite schwankte zwischen 20 und 40 m, die Tiefe aber war die gleiche, nämlich 3 bis 3,5 m. Deutliche Marken an den Bäumen verrieten, daß der Wasserspiegel noch vor kurzem etwa 1,5 m höher gewesen sein müsse, und damals wird auch wohl die jetzt (bei mittlerem Wasserstande der Lagune) kaum wahrzunehmende Strömung viel stärker gewesen sein. Der Busch-

und namentlich der Baumwuchs an den Ufern war tropisch üppig; hier zum erstenmal wieder sah ich jene von einem Mantel von Lianen und sonstigen Schlinggewächsen umkleideten Bäume, wie sie mich seiner Zeit in Paraguay entzückt hatten. Häufig sperrten überhängende oder umgestürzte Bäume mit ihrem noch fortwuchernden Gewirr von Lianen und Luftwurzeln den Fluß, bis unsre Leute sich mit großen Buschmessern (Cutlasses) einen Weg hindurchgebahnt hatten.

Von den Bewohnern des Waldes bekamen wir außer Krokodilen und ein paar Affen auch diesmal bloß Flugwild zu Gesicht; wir erlegten zwei gewaltige Habichte (deren wir einmal an einer Stelle etwa 50 sahen) und einen grauen Reiher. Gerade als letzterer ins Boot genommen wurde, ließ uns ein gewaltiges Getöse von zerknicktem Schilfrohr und Buschwerk zum Ufer blicken, und wir sahen, wie ein gewaltiges Krokodil sich die 3—4 m Uferböschung herunterwälzte. Wir kamen während dieser Fahrt auf fünf Krokodile zum Schuß, von denen drei verwundet wurden. Menschen sahen wir zunächst noch nicht, obwohl der aufsteigende Rauch von Buschfeuern doch ihre Nähe verriet. Auch lieferten mehrfach quer über den Fluß — aber unterhalb der Wasserfläche — gespannte Seile den Beweis, daß es der Leute genug geben muß, denen dieses Hilfsmittel beim Hinüberschwimmen erwünscht sein wird. Nach zweistündiger Fahrt von Gbome-Markt aus gelangten wir an eine Gabelung des Flusses. Den unbedeutenderen linksseitigen von Westnordwest herkommenden Zufluß fanden wir schon nach fünf Minuten durch Fischzäune abgesperrt, während badende Weiber daselbst ein großes Geschrei erhoben. Nicht ohne Schwierigkeit stiegen wir aus, um zu Lande den weitern Verlauf dieses Zuflusses zu verfolgen, fanden aber bloß eine scheinbar endlose morastige und mit Schilf bestandene von Bäumen umgebene Thalsenkung.

Als wir nun Anstalten machten, in den rechtsseitigen von Ostnordost herkommenden Zufluß einzubiegen, wurde uns von Leuten am Ufer zugerufen, daß wir ein Palaver bekommen würden, wenn wir die Fischzäune durchbrächen. Wir erwiderten, daß sie eine Oeffnung hätten freilassen sollen und erbrachten vermittelst der Buschmesser unsrer Schwarzen sofort den Beweis, daß die Drohung uns nicht erschreckt habe. Obwohl die Wassertiefe beständig die nämliche blieb und auch die

Breite nicht wesentlich abnahm, so wurde dennoch das Vordringen wegen der immer häufiger zu durchbrechenden Fischzäune, wegen der zahlreichen Krümmungen und wegen der weit über den Wasserspiegel hinüberragenden Bäume immer schwieriger. Auch machte sich hier eine stärker und stärker werdende Strömung bemerkbar. Unsre Bootsleute schienen gar nicht entzückt von dieser Forschungsreise zu sein und mußten bei schwerer Arbeit mehrfach durch einen tüchtigen Schluck Gin angefeuert werden. Nach halbstündiger Fahrt auf dem rechtsseitigen Zufluß gelangten wir zu zwei mächtigen Fischzäunen, die wir wegen ihrer soliden Bauart weder hätten durchbrechen können noch durchbrechen mögen. Ein Kanoe hätte man darüber hinwegschieben und hätte dann, da die Wassertiefe unvermindert war, wohl noch eine gute Strecke weit die Fahrt fortsetzen können; mit unserm breiten, auch jetzt noch zehn Mann tragenden und mit einer breiten Ueberdachung versehenen Boote war das unmöglich. Während die übrigen im Boote sitzen blieben, stiegen Herr Randad und ich aus, um noch einen halbstündigen Marsch längs des Ufers anzutreten. Unser Weg führte uns durch dichtesten Urwald, wie ich ihn bei Joinville und Blumenau in Brasilien zur Genüge kennen gelernt hatte; auffällig war nur das zeitweilige und beinahe alleinige Vorwiegen dickstämmiger Oelpalmen, die jedenfalls sehr alt sein mußten. Hier zum erstenmal sah ich diese nützlichen Oelpalmen in solchen Mengen, daß man von wirklichen Palmenwäldern sprechen konnte. Vergeblich suchte ich ein Anzeichen dafür zu entdecken, ob diese Palmen in der Wildnis aufgewachsen oder künstlich angepflanzt seien. Alle Kaufleute, die an der Küste Oel einkaufen, behaupten, allerdings ohne die Palmenwälder selbst gesehen zu haben, das erstere; mir aber scheint die Sache zum wenigsten sehr fraglich zu sein. Auch inmitten des Urwaldes standen die mit schwarzroten Früchten überladenen Bäume in allzu regelrechten Abständen voneinander, als daß nicht der Gedanke, sie seien vor sehr langer Zeit von Menschenhand gepflanzt, nahe liegen sollte.

Auf der Rückfahrt umschwärmten uns Fledermäuse und zogen zahllose Leuchtwürmchen ihre glühenden Bahnen durch die Luft. Wir aber hatten Eile, um den Moskiten und jenen noch schlimmern Mangrove-Fliegen zu entrinnen, die glücklicherweise auf dem Togo-See fehlen.

Siebentes Kapitel.

Die Handelsorte Porto Seguro und Bagida. Weitere Streifzüge ins Togo-Land und deren Ergebnisse.

(Porto Seguro. — Unsauberer Ort von 1200 Einwohnern. — Der sogenannte König Mensa. — Schlafmütze und Cylinder als Kopfbedeckung. — Seeräuber und Brudermörder. — Bagida. — Seit 1880 Faktoreien am Strande. — Der Häuptling Gasu und sein Thronfolger. — Der Aussichtspunkt Abobbo. — Von einem Leoparden verfolgt. — Der Ritt nach Aguewe. — Das Dorf Biasse. — Fabrikation von Götzenbildern. — Die allgemeinen Ergebnisse meiner Streifzüge. — Die Bodengestaltung des Togo-Landes. — Das deutsche Schutzgebiet, 1300 qkm Fläche mit 40 000 Bewohnern. — Ratschläge für spätere Verwaltung.)

An der nach meiner Berechnung etwas über 36 km langen Küste des deutschen Schutzgebietes liegen bloß vier Ortschaften, nämlich die beiden deutschen Handelsplätze Lome und Bagida, die größere aber in keinem direkten Handelsverkehr mit Europa stehende Ortschaft Porto Seguro und das unbedeutende Dorf Bgun Kope oder Gum Koffi. Porto Seguro ist mit seinen 1200 Einwohnern einer der unsaubersten Orte, die ich in diesem Lande gesehen. Zwischen den aus grauem Schlamm (swish) und Binsen hergestellten, teils runden, teils viereckigen Hütten lagern ganze Berge von übelriechendem, mineralischem und vegetabilischem Abfall. Die Zahl der halbwegs in europäischem Stil gehaltenen, aber teilweise verfallenen Häuser beschränkt sich auf zwei oder drei ehemalige Faktoreien. Die

Stadt, wenn man dem Landesgebrauche folgend diesen Ort so nennen darf, besaß ehedem, als noch das Sklavengeschäft blühte, eine gewisse Bedeutung; seit aber König Mlapa von Togo den Grund und Boden, auf welchem der Ort steht, einem ehemaligen Ruderknechte, der sich jetzt König Mensa nennt, zum Geschenke gemacht hat, ist das wenige, was außer dem Sklavengeschäfte hier an Handel existierte, unter den Bedrückungen dieses kleinen Tyrannen zu Grunde gegangen. Woher der auf manchen Karten sich findende Name Gomalouta stammt, ist mir unbekannt; an Ort und Stelle will man nie etwas von dieser Bezeichnung gehört haben.

Als ich mit Lagunenboot nach Porto Seguro kam und bei Oklu, einem Enkel des verstorbenen Königs Mlapa, meine Vorräte ausgepackt hatte, um nach dem Frühstück mit Hängematte die Weiterreise nach Bagida anzutreten, erhielt ich sofort den Eindruck, mich sozusagen in Feindesland zu befinden. Die Kru-Jungen kehrten nämlich mit dem zum täglichen Unterhalt eines jeden verabfolgten Dreipence-Stück (25 Pf.) unverrichteter Sache aus der Stadt zurück, behauptend, daß die Einwohner sich geweigert hätten, ihnen Maisbrot und getrockneten Fisch zu verkaufen; erst nachdem ein Bote an Mensa abgeschickt worden war, gelang es, Lebensmittel für sie zu erhalten. Ueber die Einwohner von Porto Seguro wüßte ich nichts Besonderes zu berichten, ausgenommen, daß sie allein im ganzen Togo-Gebiet einige Kühe und Ochsen halten und daß der Fetischdienst hier in besonderer Blüte zu stehen scheint. Zweimal sah ich Prozessionen von Fetischweibern singend und im Gänsemarsch die Stadt durchziehen, anscheinend um Almosen einzusammeln. Das eine Mal waren es Frauen in mittleren Jahren, über und über behängt mit weißen an Schnüren aufgereihten Kauri-Muscheln, das andre Mal waren es junge und völlig nackte Mädchen, deren Aufzug, von der Toilette abgesehen, demjenigen der Oelzweige tragenden Knaben in der Zauberflöte glich.

Faktoreien im Stile derjenigen von Lome, Bagida, Klein-Povo und Groß-Povo gibt es in Porto Seguro nicht, wohl aber unterhält die französische Firma Cypr. Fabre u. Co. dort einen farbigen Händler ungeachtet der lästigen Bestimmung, daß sie bloß Mensas Leute als Arbeiter und Ruderer verwenden darf. Erwähnen wir noch, daß auch ein Schwarzer aus Sierra Leone unter der Firma Hooper Brothers Geschäfte macht, und

daß Aité, der in Klein-Povo lebende eingeborne Kommissionsagent der französischen Firma Regis Aîné u. Co., auch hier ebenso wie in Ague einen schwarzen Händler besoldet, so ist damit alles aufgezählt, was Porto Seguro an Kaufleuten und Handelseinrichtungen besitzt.

Zwei Enkel Mlapas — sie trugen außer der Toga eine Zipfelmütze, ähnlich derjenigen der französischen Bauern — leben als kleine Händler in Porto Seguro, sollen aber, als die politischen Wogen besonders hoch gingen, mehrmals in Gefahr gestanden haben, vergiftet zu werden. Als ich bei Mensa hatte anfragen lassen, um welche Zeit er für mich zu sprechen sein werde, erschien binnen kurzem ein wenigstens 250 Pfund wiegender, dem sogenannten König als Minister dienender gutgekleideter Mann, um mich zum „Palast" zu geleiten. Dieser Königssitz bestand aus einer Zusammenwürfelung anspruchsvoll in grellen Farben angetünchter, aber baufälliger Hütten, vor deren Thoreingang zwei alte Kanonen nebst Lafetten umgestürzt im Sande lagen. Der Hof war mit Warenballen vollgepfropft, da Mensa, wie alle seinesgleichen, so gut als thunlich dem Handel obliegt. Geradeaus diente eine langgestreckte Halle den Weibern als Aufenthaltsort, während wir von einem unnatürlich keck auftretenden farbigen Kommis mit Stiefeln und rosarot geblümter Hose zum ersten Stockwerke eines links gelegenen halbeuropäischen Hauses hinaufgeführt wurden. Das Empfangszimmer war mit einem Tisch, einem Rohrsofa, mehreren Stühlen, einem längst erblindeten venetianischen Spiegel und — einem Christusbild ausgestattet. Alles dies erinnerte ein wenig an den Orient, wo auch bei äußerster Barbarei bisweilen gerade solche Anklänge an europäische Kultur auftauchen, wie man sie am wenigsten erwarten sollte.

Nachdem man etwa fünf bis zehn Minuten lang hatte warten lassen (auch diese Herren verstehen sich aufs Antichambrierenlassen), erschien König Mensa mit affektierter Würde in einem wahrhaft verblüffenden Aufzug. Seine Füße waren ebenso wie diejenigen seines Ministers unbekleidet, seine Schultern umflatterte eine buntgeblümte Toga, das ehrwürdige Haupt des alten Sünders aber umschloß — oh, daß ich hätte zeichnen können! — eine weiße europäische Frauen-Nachtmütze und darüber ein schon wenigstens zehnmal eingetriebener Cylinder, ein in dieser Vollendung nie wieder zu erreichendes Vorbild für

alle zukünftigen Aufführungen der Fledermaus. Mensas Alter schätzte ich nach seinen Zügen und dem geringen Anfluge von grauem Bart auf etwa 50 Jahre. Seinen wundervollen Cylinder abnehmend, schritt Mensa mit einiger Zurückhaltung auf mich zu und reichte mir, während ich ruhig auf meinem Platze sitzen blieb, behufs zweimaligen Knipsens mit dem Mittelfinger seine würdige Rechte. Alsdann ließ er die Toga von den Schultern bis zum Gürtel herunterfallen und nahm in einiger Entfernung von mir auf dem Rohrsofa Platz. Der rothosige Kommis machte den Dolmetscher, übersetzte dem Könige meine Komplimente, wiederholte dann, obwohl Mensa selbst ganz gut Englisch versteht, dessen endlose Höflichkeitsphrasen und fragte schließlich in meinem Namen, wie viel Weiber und Pickeninns (Kinder) Mensa besitze. Die Antwort lautete 20 Weiber und 47 männliche Kinder.

Als ich schon wieder gehen wollte, wurden noch zwei Flaschen Bier herbeigebracht und nach einigem Zögern auch geöffnet, nicht aber ohne daß Mensa mich ersucht hätte, ihm bei Gelegenheit ein wenn auch bloß in wenigen Flaschen Bier bestehendes Geschenk zu machen. Man hatte mich, da Vergiftungen hier zu den tagtäglichen Dingen gehören, vor etwaigen von Mensa verabreichten Speisen oder Getränken gewarnt, da aber der Hals der Flaschen noch unversehrt mit Staniol umkleidet war, so glaubte ich um der Höflichkeit willen die Vorsicht hier außer acht lassen zu dürfen. Schon aus der mir zu teil gewordenen Warnung wird man ersehen, daß Mensa sich keines allzu guten Rufes erfreut. Um nur einiges aus dem langen Sündenregister dieser netten Pflanze anzuführen, sei erwähnt, daß er sich mehrfach als Seeräuber oder vielmehr Strandräuber hervorgethan und seinen leiblichen Bruder durch Pfählung vom Leben zum Tode gebracht hat. Mensa begleitete mich beim Abschied mit ausgesuchter Höflichkeit bis zum Thore seines Gehöftes, ich aber hatte, als ich die 2 km lange Strecke zwischen Lagune und Meer zurücklegte, das Gefühl, als ob ich aus der Höhle einer Hyäne herauskäme.

In der Hängematte gelangt man in etwas weniger als vier Stunden nach Bagida, ohne die dazwischen, aber etwas mehr landeinwärts gelegenen Dörfer zu Gesicht zu bekommen. Der Strand ist stellenweise ganz übersät mit den schneeweißen Ueberresten gestrandeter Dintenfische. Auch sah ich mehrfach

die bis zu 120 cm langen Schalen von Riesenschildkröten. Diese Schildkröten steigen nachts aus dem Meere, um am Strande zu schlafen oder, wie in jetziger Jahreszeit, die Eier zu legen, werden aber nur verhältnismäßig selten gefangen und auch dann von den Weißen fast nie gegessen. Größere Sorgfalt wenden die Eingebornen dem Fange der kleinen Krabben zu; sie graben nämlich Töpfe in den Sand ein, damit die Tiere auf ihren nächtlichen Wanderungen dort hineinfallen. Gelegenheit zu sonstigen Beobachtungen gibt es in der Hängematte selten; diese Reisen am Strande des laut aufrauschenden Meeres sind im Anfange ganz interessant, aber auf die Dauer höchst eintönig. Auch hat man häufig genug Last mit den Hängematten- und Gepäckträgern, namentlich wenn die letzteren, wie mir das mehrfach beim Alleinreisen vorkam, immer weiter zurückbleiben und schließlich ganz außer Sicht kommen. Es kann das unter Umständen recht üble Folgen haben, da die Eingebornen sich zwar kaum an einem Weißen vergreifen würden, aber einen einzelnen Kru-Jungen doch allzu gern ausplündern. Bei dem sorglosen Temperament dieser Kru-Leute bleiben Ermahnungen, falls der eigne Herr nicht dabei ist, meistens fruchtlos; am klügsten ist es, wenn man entweder die Gepäckträger selbst oder aber die Gepäckstücke mit Stricken an der Tragestange der Hängematte festbindet, so daß sie, mögen sie wollen oder nicht, gleichen Schritt halten müssen.

Schon lange, ehe man Bagida erreicht, erscheint das stattliche zweistöckige und weithin sichtbare Wohnhaus der Bremer Faktorei, in welchem ich bei Herrn Leuze ein gastliches Heim fand und den großen Unterschied zwischen einem von der sorgsamen Hand einer Hausfrau geleiteten Haushalt und der sonst hierzulande üblichen Junggesellenwirtschaft kennen lernte. Die übrigen vier Faktoreigebäude sind einstöckig und auch sonst ein wenig bescheidener eingerichtet; was sich aber von Hütten der Eingebornen rings um die geräumigen, von Zäunen und Kaktushecken eingehegten, mit Palmen (dieselben sind etwas älter in Lome, aber doch noch sehr klein) angepflanzten Faktoreihöfe herum angesammelt hat, thäte besser daran, gar nicht zu existieren. Auch Bagida (Strand) ist als Handelsplatz noch verhältnismäßig jung, wenn auch ein klein wenig älter als Lome. Vor 1880 standen hier bloß einige Hütten und die damals noch nicht sehr bedeutenden Faktoreien befanden sich in dem

etwa 1½ km weiter nordwärts gelegenen Orte gleichen Namens „Bagida Stadt“. Heute hat sich das Blatt gewendet; die Faktoreien von Bagida Stadt sind zerfallen und verödet, der Ort selbst ist zu der Bedeutung eines Dorfes herabgesunken, während Bagida Strand noch immer, wenn auch nicht ganz ebenso schnell wie Lome, an Handelsbedeutung zunimmt. Es gibt dort zur Zeit fünf Firmen, nämlich Friedr. M. Victor Söhne (Vertreter Josua Leuze), Wölber u. Brohm (Armerding), das englische Haus F. und A. Swanzy (vertreten durch einen Schwarzen), G. B. Williams (der Inhaber ist ein Sierra-Leone-Neger) und S. B. Cole (ebenfalls Sierra-Leone-Neger).

Die Hütten der Eingebornen in Bagida Strand tragen, entsprechend einer aus allen möglichen andern Ortschaften zusammengewürfelten und stark wechselnden Bevölkerung, den Anstrich des Vorläufigen und Unfertigen. An schwachem, rechteckigem Gerüste befestigtes, senkrecht stehendes Binsenstroh bildet die Seitenwände; dicke, schräg aufliegende Schichten von Binsenstroh bilden das Dach. Wenn einmal eine Gruppe von solchen Häusern Feuer gefangen hat, so ist an eine Rettung derselben nicht mehr zu denken; die Gefahr für andre Häuser ist aber, da die umliegenden Gebäude ebenso leicht niedergerissen werden können, wie sie aufgebaut worden sind, geringer, als man denken sollte.

Dicht hinter Bagida findet sich hoher, ab und zu von Affen und jederzeit von unzähligen Vögeln bevölkerter Laubwald, der aber wegen schlechter Wege, knietiefen Sandes und undurchdringlichen Dickichts fast niemals besucht wird. Eine Viertelstunde auf sandigem Wege weiter nordwärts gehend, gelangt man nach Bagida Stadt, dem Sitze des alten und energielosen Häuptlings Gasu, der sich nicht ungern den Titel „König“ beilegen läßt. Ein unverbürgtes Gerücht behauptet, daß sein größtes Talent darin bestehe, mit hilfreichen Genossen die Zolleinkünfte eines Monats in wenigen Abendstunden in Gin und Rum zu verjubeln. Jedenfalls zeugt seine unsaubere Behausung mit den halb weggerissenen Dächern und den umgestürzten Palmblattzäunen nicht gerade von Wohlstand; eine Hütte links schien die shlipsbekleideten Hofdamen, der Marstall rechts einige quiekende Schweine zu enthalten. Gasu trug, als er Herrn Leuze, Herrn Armerding und mich empfing, einen alten Filzhut und eine schmutzige Toga, erschien aber am fol-

Eingeborener „Trader“ mit ſeinen beiden Hauptweibern.

Digitized by Google

Digitized by Google

genden Tage mit einem Lappen Samt, den er, der Himmel mag wissen wo, entliehen hatte. Als Nachfolger Gasus gilt ein bei Wölber und Brohm als Küfer beschäftigter Bruder jenes Wilson, der von Klein-Povo aus als Geisel die Reise nach Deutschland gemacht hat.

Uebrigens steht Gasu, trotzdem seine Hauptstadt kaum noch mehr als 100 bis 200 Einwohner zählen mag, dennoch in solchem Ansehen, daß ein in alte Lumpen gewickelter Ochsenschwanz, den er Herrn Leuze, dem genannten Vertreter der Bremer Faktorei, und mir als Empfehlung und als Kennzeichen seiner Würde zu einem Ausfluge ins Innere nach dem in nordöstlicher Richtung gelegenen großen Dorfe Abobbo am Togo-See mitgab, allerwärts mit Ehrfurcht entgegengenommen wurde.

Hinter Bagida Stadt, welches man auch Gasu-Koffi nennt, verschönern Laubwald, Kokospalmen, vereinzelte Bananen und namentlich sehr zahlreiche, ihres Holzes wegen geschätzte Fächerpalmen die Landschaft.

In dreiviertel Stunden gelangten wir von Bagida Stadt nach einem Marsche durch Savannen von büschelformig wachsendem Grase und waldähnliche Gruppen von Fächerpalmen zur Lagune, die an dieser Stelle und zu dieser Jahreszeit eine 2 km breite morastige und mit Schilfrohr von doppelter Mannshöhe bestandene Bodensenkung darstellt. Ein schmaler, an einzelnen Stellen kaum 4 bis 5 Fuß breiter Wasserstreifen führt quer durch diesen Sumpf zum jenseitigen Ufer. Als wir mit Zurücklassung unsrer Hängemattenträger in schwankendem Kanoe von wildaussehenden schwarzen Fährleuten hinüber befördert wurden, erinnerte die Szenerie ganz auffällig an jenes bekannte Bild, wie des Pharao Tochter den im Schilfdickicht ausgesetzten kleinen Moses findet. Anstatt der Königstochter auf dem Bilde lugten hier badende Negerinnen durch das sie halb verdeckende Röhricht. Vom Lande her scholl eine mich lebhaft an Java erinnernde Musik herüber, und als wir nach halbstündiger Fahrt bei Klein-Lebbe an Land stiegen, wurden wir Zeuge einer durch Gewehrschüsse, Musik, Tanz und Rum-Gelage sich fast zur Orgie gestaltenden Totenfeier. Die Weiber gaben, mit der Hand auf den Mund schlagend, einen Laut von sich, der schrill in das dumpfe weithin hörbare Getöse der gewaltigen Neger-Trommeln hineinklang. Die Toten pflegen, wenn sie nicht

etwa heimatlose Fremdlinge gewesen sind, im Hofe des Hauses, wo sie gelebt haben, beerdigt zu werden.

Von Klein-Lebbe aus gelangten wir auf hartem, rotem Boden in dem Bette eines ausgetrockneten Baches bergan steigend binnen einer Viertelstunde zu dem volkreichen, sehr reinlichen und von greulichen Götzenbildern wimmelnden Dorfe Groß-Lebbe, wo zahlreiche hier wohnende Händlerinnen mit endlosen Verbeugungen in den freudigen Ruf „Haimbu" ausbrachen, dem das übliche Hometale (Antwort Elle), Dewale (Antwort Elle), Slongale (Antwort Elle, Donolo) u. s. w. folgte. Des weiteren ging es eine Stunde lang teils an Ackerfeldern und mit peinlichem Ordnungssinn symmetrisch abgezirkelten Mais-Schobern vorbei, teils auf geschlängelten Pfaden durch Buschdickicht, das von Yucca-, Baobab- oder Affenbrotfruchtbäumen überragt war. In Abobbo rief unser Erscheinen eine unbeschreibliche Aufregung hervor; während die liebe Jugend sich zuerst noch ängstlich verkroch, sprangen die Erwachsenen mit ungeheuren Sätzen über niedrigere Zäune, um uns vorauseilend die Nachricht von der Ankunft der weißen Männer zu überbringen. Eine weißgekalkte Halle mit hübschen Bogengängen, die das Gerichtsgebäude zu sein schien, lenkte unsre Aufmerksamkeit auf sich. Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als sich beim Herantreten nach der andern Seite hin eine Szenerie entrollte, die wir hier am wenigsten erwartet haben würden! Wir mußten wohl, ohne es recht zu merken, mehrere hundert Fuß hoch bergan gestiegen sein, denn drunten zu unsern Füßen breitete sich ein üppiges Gelände aus, hinter dessen äußersten Palmen die glitzernde, von bläulichen Höhenzügen umrahmte Wasserfläche des Togo-Sees sichtbar wurde. Bloß von diesem einen und einzigen Punkte des Dorfes genoß man den prächtigen Ausblick; war es Zufall oder Absicht, daß die Neger gerade hier ihr Gerichtsgebäude errichtet hatten.

Als wir, zu dem üblichen Palaver vor der Hütte des ersten schon recht bejahrten Häuptlings uns niedersetzend, die mitgebrachten Geschenke überreichten, war binnen wenigen Augenblicken das Gehöft so dicht gedrängt voll Menschen, daß wir uns kaum zu rühren und umzudrehen vermochten. Die Weiber und Mädchen standen anfänglich lachend und kokettierend ein wenig abseits, bald aber fanden sie Mut genug, schüchtern unsre Kleider zu berühren, und brachen bei jeder Aeußerung,

bei jeder ihnen noch fremden Kleinigkeit in unbändige Heiterkeit aus. Als mein Begleiter den üblichen Begrüßungsformen noch die Frage Abobbotale (wie geht es den Abobbo-Leuten?) hinzufügte, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Auf die Dauer wird man dieses zunächst ganz ergötzlichen Treibens überdrüssig, aber die Neger, für welche die Zeit keinen Wert hat, suchen einen Stolz darin, solche Palaver nach Thunlichkeit in die Länge zu ziehen.

Immer und immer wieder bin ich bei solchen Gelegenheiten bestrebt gewesen, über die weiter landeinwärts gelegenen Ortschaften Erkundigungen einzuziehen, aber immer und immer wieder mit dem gleichen Mangel an Erfolg. Das Begriffsvermögen der Schwarzen muß abgesehen davon, daß die meisten niemals über die nähere Umgebung ihrer Dörfer herauskommen, gerade in dieser Hinsicht besonders schwach entwickelt sein. Nachstehend ein Beispiel. Man erzählte mir, daß in nordwestlicher Richtung Dekpo und weit, weit dahinter Bolu liege, welches, was ich übrigens schon wußte, nicht mehr zum Togo-Gebiet gehöre. Die Entfernung nach Dekpo vermochte man wohl noch anzugeben, aber die Zeit, die man benötige, um nach Bolu zu gelangen, berechnete der eine auf einen Monat, der andre auf 6 Stunden. Etwas ähnliches wurde mir später betreffs Atakpames aufgetischt. Die Reise daure, so hieß es, ein Jahr, aber wenn ich zu Pferde reise, so könne ich wohl in 5 Stunden dorthin gelangen; es hat mir sehr viel Mühe gekostet, festzustellen, daß die Reise in 2 Wochen gemacht werden kann. Auch Dr. Nachtigal hat auf recht schlagende Weise die Unzuverlässigkeit solcher Neger-Angaben kennen gelernt. Als er den König von Gredji fragte, wie viel zu seinem Reiche gehörige Dörfer denn wohl noch nach dem Innern zu lägen, meinte dieser, gewiß einige Tausend; die Zahl der Bewohner schätzte er aber auf eben so viele Hundert. Ich glaube nicht, daß ein einziger Häuptling auch nur annähernd anzugeben vermag, wie viel Seelen sein Dorf zählt. Als ich mich auch in Abobbo (welches ich selbst auf 800 bis 1000 Einwohner veranschlagte) einmal wieder danach erkundigen wollte, riet der als Dolmetscher dienende eingeborne Kommis von dieser Frage ab, weil sie Mißtrauen erregen würde.

Der zweite Häuptling von Groß-Lebbe, der uns nach Abobbo begleitet hatte, erzählte, als wir wie stets in diesem

Lande im Gänſemarſche den Rückweg antraten, daß in Lebbe ſchon einmal Sierra-Leone-Leute (die von den Schwarzen halbwegs für Europäer gehalten werden), in Abobbo dagegen noch niemals Weiße geweſen ſeien. Er erzählte auch, daß gerade hier Alligatoren, Leoparden und nichtgiftige Schlangen „Fetiſch" (heilig) ſeien, daß der Europäer ungeſtraft Leopardenfelle verſchiffen dürfe, daß aber jeder Neger, der einen Leoparden töte, ſich durch eine Geldſumme freikaufen müſſe. Die Häuptlinge im Innern können ſelbſtverſtändlich bloß ihre Landesſprache, aber auch diejenigen an der Küſte, die nicht ſelten des Engliſchen oder Portugieſiſchen mächtig ſind, lieben es nicht, bei ernſtlicheren oder irgendwie zeremoniellen Palavern dieſe ihre Kenntnis zu verwerten, ſo daß bei allen Unterredungen mit Königen oder Häuptlingen ein Dolmetſcher zur Stelle ſein muß.

In Groß-Lebbe, von wo wir erſt wieder Fährleute entnehmen mußten, begrüßten uns die Einwohner mit fröhlichem Lachen und ließen uns erſt weiterziehen, als wir ihnen das Verſprechen eines abermaligen Beſuches gegeben hatten. Es wurde völlig dunkel, ehe wir wieder im Kanoe ſaßen und uns unter Cikadengeſumme und von Leuchtkäfern umſchwirrt langſam wie zuvor auf der ſchmalen Straße zwiſchen dem Schilfdickicht hindurchwanden. Der miſchblütige Kommis erzählte gerade von einem heiligen Fetiſch-Krokodile, das hier lebend von unſern Bootsleuten in hohen Ehren gehalten würde, als ein unheimliches Knurren, ähnlich demjenigen, welches man bei der Annäherung an das Raubtierhaus eines unſrer Zoologiſchen Gärten vernimmt, unſer Ohr traf. Das ſchöne Schinken-Butterbrot, welches ich gerade in der Hand hielt, plumpſte ins Waſſer und ich griff zum Revolver. Der Kommis und zwei von unſern Bootsleuten duckten ſich oder legten ſich auf den Bauch, der dritte aber handhabte aufrechtſtehend auch fernerhin ſeine Bambusſtange, als ob ihn die Sache gar nichts angehe. Die Finſternis war derartig, daß wir nicht das Geringſte zu ſehen vermochten, aber das ſtärker und ſtärker werdende Knurren bewies, daß der Leopard, von dem es herrührte, bloß wenige Fuß oder Schritte ſeitwärts von uns dem Laufe des Bootes folgte. Die Entfernung bis zum Schilfe betrug an jeder Seite des Bootes höchſtens 2 Fuß, und während Herr Leuze, der die feige Natur der Leoparden wohl beſſer kannte, ganz ruhig blieb, war ich erſtaunt, mit der ſchußbereiten Waffe ſo lange warten zu müſſen,

ohne daß die Beſtie den erwarteten Sprung ins Boot hinein wagte. Etwa fünf Minuten lang mochte ſie uns in allernächſter Nähe verfolgt haben, als an einer breiteren Stelle des Kanals das Knurren ſchwächer wurde und ſchließlich ganz nachließ. Unſre Kru-Leute hatten am andern Ufer ein flackerndes Feuer angezündet und begrüßten, von Moskiten und Mangrove-Fliegen gepeinigt, mit Jubel die ſchon durch einen Revolverſchuß angekündigte Rückkehr ihrer Herren.

Da mir daran gelegen war, das nächſtgelegene Hinterland, die beiden Handelsplätze Lome und Bagida, kennen zu lernen, ſo unternahm ich auch von Lome aus, und zwar in Begleitung der Herren Konſul Randad und Emil Buſchmann einen Ausflug. Herr Buſchmann ritt das eigne Pferd, Herr Randad lieh mir des beſſeren Ueberblickes wegen das ſeinige und ließ ſich ſelbſt in der Hängematte tragen; mit Einſchluß der Hängematten-träger und der Leute mit den Lebensmittelkiſten zählte unſer Trupp 16 Köpfe. An der ſchon nicht mehr auf Dünenſand, ſondern auf hartem roten Boden ſtehenden heiligen Stadt Be vorbei gelangten wir zu dem weſtlichſten Ausläufer der Lagune, der eine hier bloß noch 100 m breite Senkung des Bodens darſtellend unſern Pferden durch fußtiefen kotigen Schlamm beſchwerlich wurde. Jenſeits ging es eine 60 bis 80 Fuß hohe Bodenwelle hinan und des weiteren durch das in dieſem Lande ſo ſehr häufige, von einzelnen höheren Bäumen überragte Buſchwerk, bis wir an einem ſchattigen Plätzchen (gerade dort, wo ſpäter ein Gefecht zwiſchen den Hauſſas und Agotimehändlern ſtattfand) des Frühſtückens wegen Halt machten.

Nach einſtündiger Raſt weiterziehend überſchritten wir eine zweite und dritte Bodenwelle und gelangten zu dem Dörfchen Biaſſe, deſſen Bewohner ihren Lebensunterhalt durch die in großem Stile betriebene Fabrikation von Götzenbildern zu verdienen ſcheinen. Wir ſahen deren viele Dutzend von ſehr verſchiedener zwiſchen 1 und 5 Fuß wechſelnder Höhe. Alle waren aus rotem Thon gefertigt und mit Lumpen und Kauri-Muſcheln (die auch die Stelle der Augen vertraten) in höchſt phantaſtiſcher Weiſe aufgeputzt. Aber welche Verſchiedenheit in dieſen unbeſchreiblich komiſchen, an unſre Schneemänner erinnernden Fratzengeſichtern! Gerade vor den Götterbildern, welche das böſe Prinzip vertreten, hatten die Gläubigen ihre beſten Spenden, beſtehend in Kauri-Muſcheln, Speiſen und auf gabelförmigem

Stocke stehenden Wassergefäßen, niedergelegt. Da es wohl zuzeiten einmal an Absatz für all diese zahlreichen Heiligenbilder fehlen mag, so verlegen sich die industriellen Bewohner von Biasse außerdem noch auf die Fabrikation von hübsch geformten Töpfen und sonstigen Thongefäßen.

Etwa 14 km nördlich von Lome liegt das große Dorf Aguewe, in dessen Nähe sich der dritte an dieser Seite des Togo-Gebietes aufgepflanzte Grenzpfahl befindet. Unsre Pferde erregten fast noch größeres Aufsehen, als wir selbst, und wurden beständig von einer Schar Frauen und Jungfrauen umlagert, deren „Eniongto" (oh wie fein!) gar kein Ende finden wollte. Noch saßen wir vom Volke angestaunt und mit den Häuptlingen höfliche Redensarten austauschend beim Mahle, als ein Kru-Mann erregt und atemlos die Nachricht überbrachte, seine Genossen seien von Räubern überfallen und es sei ihnen die Hängematte abgenommen worden. Trotz unsres Vorschlages, ihn zu begleiten, ritt Herr Randad allein und ohne Waffen weg und brachte nach kurzem sowohl Kru-Leute als Hängematte mit sich; ein neuer Beweis des Ansehens, in welchem hier die weiße Hautfarbe steht. Schwarze werden bisweilen von Schwarzen ausgeraubt, und namentlich Kru-Leute, deren Abstammung und Sprache verschieden ist, würden es nimmermehr wagen dürfen, anders als in Begleitung von Weißen im Innern zu reisen. Aber einen Europäer anzugreifen, selbst wenn er waffenlos ist, dazu fehlt den Eingebornen denn doch der Mut.

Uebrigens waren es anscheinend gar keine Räuber gewesen, welche unsern Krus die Hängematte entrissen hatten. Dieselben Kru-Leute, die sich den Eingebornen gegenüber als Hasen fühlen, wenn sie allein sind, werden kühn und bisweilen sogar dreist, wenn sie in der Gesellschaft von Europäern sind. Hörte ich doch selbst einmal, wie sie neben meinem Pferde gehend, aber so, daß ich es nicht merken sollte, die Vorübergehenden „you be bush-man" schimpften.

Von Aguewe aus ritten wir, und zwar unter ungeheurem Hallo der Eingebornen, die solches noch niemals gesehen hatten, im Galopp zu dem noch 1½ km weiter nordwestlich stehenden Grenzpfahle. Auch hier trug nach Osten gerichtet eine Holztafel die Aufschrift: „Kaiserliches deutsches Protektorat."

Auf dem Rückwege begegneten uns ganze Trupps von

Männern und Weibern, die auf eigenartigem Gestelle leere Oel-Kalebassen sowie für die Landeserzeugnisse eingekaufte Fäßchen mit Pulver und strohumflochtene große Flaschen mit Rum (Demijohns) auf dem Kopfe trugen. Die Männer waren mit sehr langen Steinschloßgewehren (die unter dem Namen Dänengewehre für 12 Mk. das Stück verkauft werden), mit kurzen, am linken Arm oder der linken Hüfte getragenen Schwertern, mit (teilweise vergifteten) Lanzen, mit alten Bajonetten, die sie auf lange Stangen aufgesteckt hatten, und bloß in sehr wenigen Fällen mit schlecht gearbeiteten Pfeilbogen bewaffnet. Außerdem trägt jeder männliche Neger 1 bis 2 Messer, entweder kleine im Gürtel steckende oder aber große Buschmesser (Cutlasses). Gute Schützen gibt es bloß an der Küste und auch dort nicht sehr häufig; der gewöhnliche Neger stopft seine lange Flinte bis wenigstens zur Hälfte voll mit jenem Pulver, das, wenn nach dem bei uns üblichen Maße gebraucht, kaum den Propfen heraustreiben würde, und setzt eine Ladung von Nägeln oder gehacktem Blei darauf. Das Zielen ist nicht seine starke Seite und im allgemeinen darf ein Gewehr in den Händen solcher Helden als eine ziemlich harmlose Waffe bezeichnet werden.

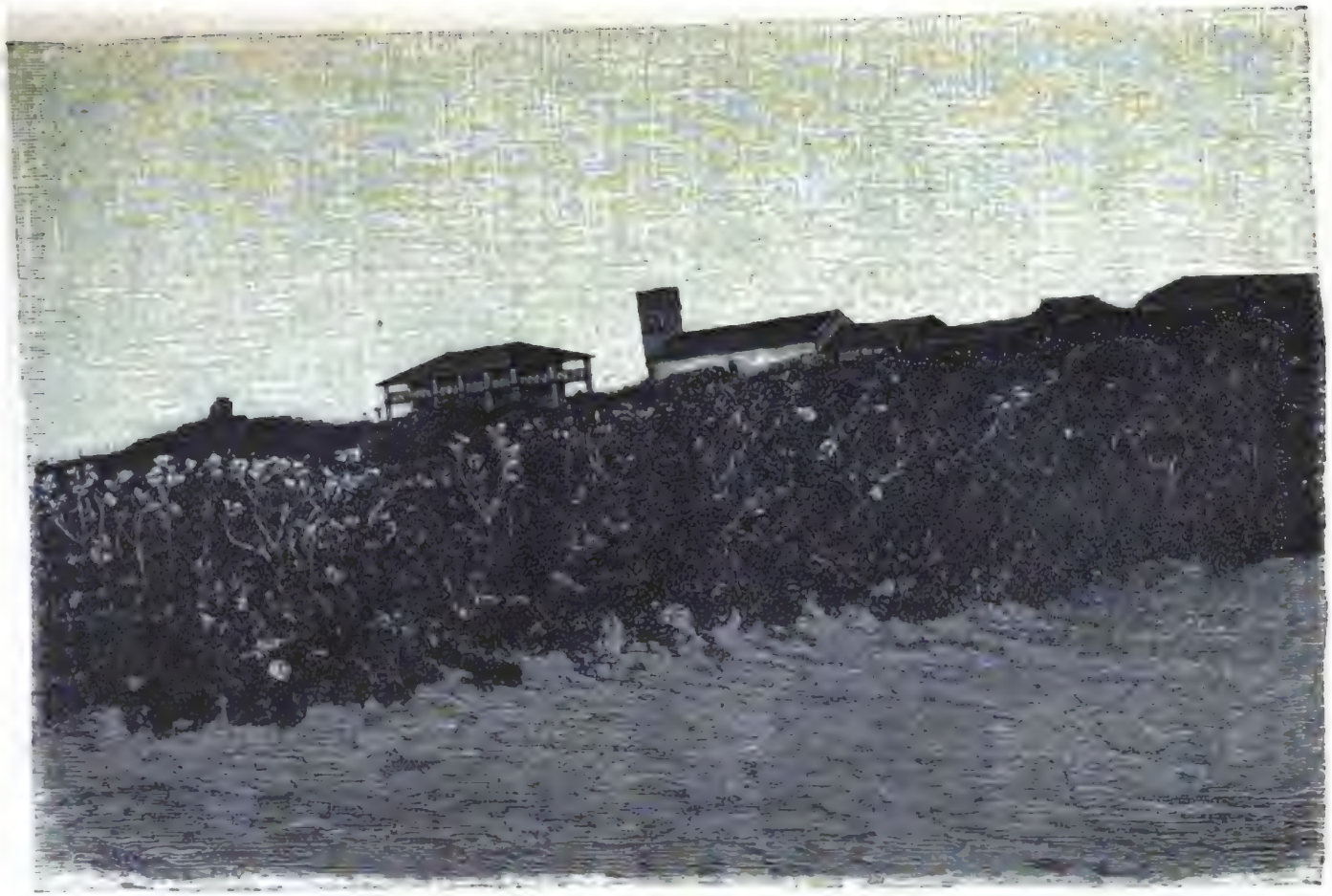
Ein paar Kilometer diesseits von Aguewe brach jene große Ulmer Dogge, die, obwohl erst kürzlich von ihrem ersten westafrikanischen Fieber genesen, uns begleitet hatte, zusammen und brachte uns, da wir das schöne Tier doch nicht zurücklassen mochten, in einige Verlegenheit. Es wurde beschlossen, den Hund, der weit mehr als ein Mensch wog, in die Hängematte zu legen. Da die Schwarzen, die es auch so halb unter ihrer Würde halten, Leute von der eignen Hautfarbe zu tragen, mit den Worten „him no be man, him be dog“ dagegen Einsprache zu erheben versuchten und sich vor dem Tiere fürchteten, so hoben wir Weiße ihn selbst in die Hängematte hinein. Das stattliche Tier bekam am folgenden Tage eine starke Dosis Chinin und war, als ich abreiste, wieder hergestellt.

Kleinere Ausflüge habe ich noch mehrfach unternommen, aber da alle Dörfer des Innern sich gleichen und weder Bodengestaltung noch Pflanzenwuchs besonders große Verschiedenheiten aufweisen, so würde es nicht lohnen, sie einzeln zu beschreiben. Wohl aber möchte ich die allgemeinen Ergebnisse meiner Ausflüge hier noch einmal kurz zusammenfassen. Bis zu jenem Gebirge, das voraussichtlich auch hier ebenso wie im östlichen

Teile der Goldküste nach 5—10 Tagereisen von der Küste aus zu erreichen sein würde, bin ich nicht vorgedrungen. Wohl aber glaube ich die auf allen existierenden Karten vertretene Ansicht, daß das ganze Hinterland von Lome und Bagida Lagune und Sumpf sei, zur Genüge widerlegt zu haben. Die Lagune besetzt bei weitem nicht den Umfang, welchen man ihr früher zugeschrieben hatte, und stellt, von einigen wenig ausgedehnten Sumpf- und Schilfdickichten abgesehen, eine angenehme, von Höhenzügen eingerahmte Wasserstraße dar.

Die gleich hinter der Lagune beginnenden Bodenwellen werden, je weiter man vordringt, immer höher und erreichen am nördlichsten Punkte, bis zu welchem ich gelangt bin, eine Höhe über die Sohle der Thäler von 300—400, auch bis 500 Fuß über dem Meeresspiegel. Man sieht nur langgestreckte, vielfach sich durcheinanderkrümmende Wellen, aber nirgendwo vereinzelte Berge oder Hügel. Die niedriggelegene nächste Umgebung der Lagune hat hellgrauen Boden, im übrigen findet sich überall derselbe dunkelrote und sehr fruchtbare Thonboden. Steine finden sich bloß als Knollen-Eisenstein bei Togo, anstehender Fels findet sich bloß bei Porto Seguro im Meere und bei Klein-Povo (Sandstein) in der Lagune. Bloß am Haho-Fluß traf ich regelrechten Urwald, sonst überall von Yucca, Baobabs oder Affenbrotfruchtbäumen überragtes Buschwerk, sowie an den niedrigeren Stellen sehr verschiedene Grasarten. Jene Palmwälder, welche das zur Verschiffung gelangende Oel liefern, treten im Togo-Gebiete nicht so dicht wie bei Groß-Povo an die Küste heran; die Oelpalmen, die man an der Küste zu sehen bekommt, dienen bloß den Küchenbedürfnissen der Eingebornen. Niemals habe ich von den das ganze Land durchziehenden schmalen Fußpfaden aus (abseits deren man nur schwer vordringen kann) vierfüßiges Wild gesehen, was vielleicht von den vielen Raubtierfallen herrührt, welche die Eingebornen längs dieser Pfade im Gebüsche zu verbergen pflegen. An Vögeln ist das Land auffallend reich; die Termitenhaufen treten nirgendwo in solcher Anzahl auf, daß sie, wie das in einigen Teilen Australiens der Fall ist, förmlich die Szenerie desselben beeinflußten.

Wenn auch nicht gerade auffallend dicht, so ist das Land doch recht gut bevölkert; die kleineren Dörfer sind, wahrscheinlich der schwierigeren Verteidigung in Kriegszeiten wegen, seltener als die großen, deren man bei Fußmärschen doch so ziemlich



Die französische katholische Mission (sacré coeur) in Ague. Wohnhaus mit Kirche.

(Siehe folgendes Kapitel.)

Digitized by Google

jede Stunde eines antrifft. Die Nähe von menschlichen Ansiedelungen erfährt man, noch ehe die braunen Binsendächer zu Gesicht kommen, durch das Krähen der Hähne und das Häufigerwerden von Bananen, Kokospalmen und Papaya-Bäumen. Die Dörfer im Innern sind sauberer als diejenigen der Küste, dafür aber sorgen die Küsten-Neger, indem sie sich täglich mehrmals baden, besser für die Reinlichkeit des Körpers, als dies im Innern, wo fließendes Wasser zu den Seltenheiten gehört, möglich ist. In jedem Orte gibt es einen oder mehrere Häuptlinge, in jedem einige der Rechtspflege und dem Fetischdienst dienende öffentliche Gebäude, sowie in den Dörfern und an den Straßen Götzenbilder in Menge. Die Eingebornen sprechen überall eine und dieselbe bloß dialektisch verschiedene Sprache und zeigen, von der viele Verschiedenheiten aufweisenden Küste abgesehen, überall die gleiche Mangelhaftigkeit der Bekleidung. Eine Gesellschaft von mehreren bewaffneten, hinreichend mit Geschenken und Lebensmitteln ausgerüsteten Weißen wird so lange ungefährdet das Land durchstreifen können, bis sich irgendwo der Argwohn, daß das Handelsmonopol der Schwarzen gefährdet sei, zu offenem Widerstand verstärkt. Die eigne Industrie der Eingebornen ist gar nicht unbedeutend: in Weberei und Töpferei leisten sie ganz Erkleckliches. Der in urwüchsiger Weise betriebene Ackerbau liefert bloß Mais und Erdnüsse (Araschiden) in einer die eignen Bedürfnisse des Landes nur wenig übersteigenden Menge. Rindvieh und Pferde gibt es nicht; von unsern Haustieren findet man bloß Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, sowie ab und zu schäbige Hunde.

Die Länge der von Neu-Sierra-Leone bis Bgun Kope zum deutschen Schutzgebiete gehörenden Küstenlinie habe ich, wie erwähnt, auf etwas über 36 km berechnet. Die Nordgrenze kennt man noch nicht, aber Adangbe, dessen Entfernung von der Küste ich auf 37 km schätze, gehört noch unbestritten zum Togo-Land. Wir haben also einen annähernd quadratischen Komplex von ungefähr 1300 qkm Flächeninhalt vor uns (gleich der Größe des Herzogtums Sachsen-Altenburg), dessen Einwohnerzahl ich auf beinahe 40000 oder 30 auf den Quadrat-Kilometer schätze. Die Einwohnerzahl der Gebiete von Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo beträgt jedenfalls nicht weniger als 120000 Seelen, wozu noch die gleiche oder doppelte Anzahl für die dem direkten Einflusse dieser Küstenstriche unterstehenden Binnenländer in Rech-

nung zu ſtellen ſein würde. Aber ſelbſt um in einem vierfach größeren Gebiete als Togo die Ordnung aufrecht zu erhalten, würden meines Erachtens außer der Einſetzung eines den engliſchen courts of equity nachgebildeten Gerichtshofes 50—100 Mann eingeborner Polizei ausreichen. Hauſſas könnte man nicht dazu verwenden, weil ſie ſo ſehr verhaßt ſind, und Krus nicht, weil man dieſelben als eine bloß zum Arbeiten und zu niedrigen Dienſten geſchaffene Raſſe betrachtet. Die Landesbewohner ſelbſt eignen ſich nicht zu Soldaten, und mir ſcheint, daß man entweder mit Leuten von Klein-Povo, die nach Abſtammung und Körperbau von den übrigen verſchieden ſind, oder mit Kamerun-Leuten die beſten Erfahrungen machen würde.

Ob das Togo-Gebiet — der Name Togo bedeutet „jenſeit der Lagune“ — ſich im Norden bis zu den gebirgigen, flußreichen und wohlbevölkerten Landſchaften Ana und Kpoſo erſtreckt, die der Bremer Miſſionär Hornberger durchzogen hat, vermag ich nicht anzugeben. Soviel iſt ſicher, daß Aſchanti und Dahome nicht, wie es auf den Perthesſchen Karten gezeichnet iſt, nördlich vom Togo-See aneinander grenzen. Zwiſchen Dahome und Aſchanti liegen eine ganze Anzahl kleiner unabhängiger Landſchaften, die weder zu dem einen noch zu dem andern Reiche gehören. Dahome erſtreckt ſich bei weitem nicht ſo weit weſtwärts, wie es auf den Perthesſchen Karten gezeichnet iſt. Nach jenen Karten würde das Norduſer des Togo-Sees ſchon zu Dahome gehören. Dem iſt aber nicht ſo, ja, die Leute wiſſen dort gar nichts von Dahome.

Achtes Kapitel.

Die drei Königreiche Klein-Povo, Ague und Groß-Povo.

(Das Königreich Klein-Povo. — Verworrenheit der politiſchen Verhältniſſe. — Die d'Almeida und die Lawſon-Partei. — Zölle und Grundrenten. — Vier Könige an einem Tage beſucht. — Der beinahe 90jährige Pedro Quadjo. — Der Cabuſier Quadjovi. — Taubenſchießen in der Hauptſtadt Gredji. — Der König Folli Ajoada. — Der Ort Klein-Povo oder Anehó. — Seine Lage und Handelsbedeutung. — Die Lagune. — Die vier Dialekte der Ewe-Sprache. — „Haimbu-home" und „Asinkuvi-home". — Vielweiberei und Frauenkauf. — Fetiſchdienſt bei gebildeten Schwarzen. — Die beiden unfreiwilligen Beſucher Deutſchlands. — Ague, das Wiesbaden aller ehemaligen Sklavenhändler. — Schwarz gewordene Portugieſen. — Die franzöſiſch-katholiſche Miſſion. — Die Wesleyaner und die deutſchen Miſſionen. — Die Götterwelt der Neger. — Das Königreich Groß-Povo. — Die Hauptſtadt Abanage. — Große Aufregung des Volkes, weil ich den König gefangen nehmen wolle. — Atakpame liegt ſchon nördlich vom Togo-Gebiet. — Die zuſammengelaufene Bevölkerung von Groß-Povo. — Schlangenverehrung.)

Oeſtlich vom Togo-Gebiete liegt die Landſchaft Klein-Povo, die man wegen des Gefühls der Zuſammengehörigkeit unter den einzelnen Ortſchaften ein eignes Königreich nennen kann, obwohl die Macht des in Gredji wohnenden Königs ſehr gering iſt. Da in allen dieſen kleinen Königreichen der Küſte außer in Aſchanti und Dahome eine organiſierte Maſchinerie des Staatslebens nicht exiſtiert und dementſprechend die Macht kaum weiter reicht als die Länge des Armes, ſo haben die Könige von alters her in allen be-

deutenderen Plätzen Oberhäuptlinge oder Cabuſiers (portugieſiſch Cabocero, engliſch Cabozeer) eingeſetzt, beziehentlich auch diejenigen Leute, die ſich bereits einen großen Anhang erworben hatten, nachträglich zu Cabuſiers ernannt. In dem an der See gelegenen Handelsplatze Klein-Povo, der nach und nach eine bei weitem größere Bedeutung erlangt hat als das jenſeits der Lagune auf dem Feſtlande gelegene Gredji, haben ſich nicht weniger als drei Familien die Cabuſierwürde erobert, und von den jetzigen Trägern dieſes Titels macht wenigſtens einer, von den Engländern unterſtützt, dem rechtmäßigen Könige Konkurrenz.

Der vorige König von Gredji iſt vor etwa zwei Jahren geſtorben, und nachdem er den Gebräuchen des Landes entſprechend, noch ein volles Jahr nach ſeinem Tode durch den Stabträger weiter regiert, beziehentlich an alle Beſucher Grüße und Komplimente hatte überbringen laſſen, wurde im Juli dieſes Jahres unter den üblichen, in Schießen, Tanzen und Rum-Gelagen beſtehenden Feierlichkeiten der bisherige Stabträger Folli Ajoada als König eingeſetzt. Sowohl die deutſchen als die franzöſiſchen Firmen begünſtigten damals den neuen König und lieferten gemeinſam die hauptſächlichſten Erforderniſſe jeder Krönung, nämlich Pulver und Rum. Erſt nachdem die Deutſchen in Porto Seguro (von den Eingebornen Agbo-drang-Po genannt) ihre Flagge gehißt hatten, wandten die Franzoſen dem Pſeudo-Könige Lawſon, von dem weiter unten die Rede ſein wird, ihre Gunſt zu.

Ehe ich nun zu den Anſprüchen übergehe, welche wenigſtens einer der Cabuſiers von Klein-Povo, (wenn nicht alle drei) auf den Königstitel macht, möchte ich der ſeltſamen Parteiverhältniſſe in Klein-Povo Erwähnung thun. Es gibt viele Neger mit portugieſiſchen Namen, ohne daß man zu ſagen vermöchte, woher dieſe Namen ſtammen. Es mag ja ſein, daß der Urgroßvater ſolches Negers ein Portugieſe geweſen iſt, in den meiſten Fällen haben ſich aber wohl nur ehemalige Verwalter oder gar Sklaven der inzwiſchen verſchollenen Portugieſen die Namen ihrer Herren beigelegt. Da nun die vornehmeren Schwarzen deſto mehr Frauen nehmen, je reicher ſie ſind (in Klein-Povo gibt es viele Männer mit einigen Dutzend und einen mit über 80 Frauen) ſo pflanzt ſich gerade der Name der Mächtigern in einer endloſen Kinderſchar weiter fort. Solcher

Kinderſegen ſteigt bisweilen bis nahe an hundert. Ein zur Sippe der Cabuſier-Familie gehöriger Neger namens d'Almeida hatte den löblichen Einfall, ſeinen zahlreichen Sprößlingen, ſoweit das für hieſige Verhältniſſe möglich iſt, eine gute Erziehung geben zu laſſen, wenigſtens in dem Grade, daß alle, ohne die unangenehmen Seiten der Sierra-Leone-Neger anzu-

Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.

nehmen, ganz vortrefflich leſen, ſchreiben, rechnen und auch ſonſt noch einiges dazu lernten. Die Folge war, daß die d'Almeida-Familie ihren Einfluß noch bedeutend verſtärkte und gegenwärtig im eigentlichen Klein-Povo die hervorragendſte Rolle unter den Schwarzen ſpielt. Dieſer Familie oder Sippſchaft gehören die beiden ſteinalten Cabuſiers Pedro-Quadjo und Quadjovi an. Die Namen Quadjo und Quadjovi ſollen urſprünglich

eine Würde bedeutet haben, ſind aber nach und nach ganz perſönlich geworden.

Ein Zweig der d'Almeida Familie, welchem ebenfalls die Cabuſier-Würde zukommt, wanderte vor einigen Jahrzehnten nach Sierra-Leone aus, nahm dort den Namen Lawſon an und brachte durch die ſpäter wieder nach Klein-Povo zurückkehrenden Mitglieder der Familie allerlei von den Engländern eingeimpfte Anſprüche mit hierher. Als die Engländer im vorigen Jahre den Verſuch machten, Klein-Povo, obwohl dort kein einziges engliſches Haus beſteht und kein einziger Engländer wohnt, ihrem Einfluſſe zu unterwerfen, ſandten ſie, wie ich das bereits im dritten Kapitel geſchildert habe, von Lagos her den ſchlauen Ingenieur Lawſon ab, um das Feld vorzubereiten. Der ſchwarze Ingenieur war den übrigen Negern in Bezug auf Geldmittel, Schlauheit und Redekunſt überlegen; er nannte ſich abwechſelnd Prinzregent und Premierminiſter und brachte es dahin, daß ſein Vetter, ein unbedeutender Menſch mit angenehmen Manieren, in Badji — einem Klein-Povo gegenüber auf einer Landzunge an der Lagune gelegenen Dorfe — unter den üblichen Feſtlichkeiten als König eingeſetzt wurde. Von Gredji aus wurde teils des damaligen Interregnums, teils der eignen Machtloſigkeit wegen nichts hiergegen unternommen, auch die d'Almeida-Familie hütete ſich, der ihr weit mehr am Herzen liegenden Handelsintereſſen wegen, loszuſchlagen, und ohne die unerträglichen Uebergriffe, die ſie ſich zu ſchulden kommen ließen, ohne das darauf folgende Eingreifen des Kommandanten der „Sophie" würden die Lawſons ihr Ziel, ſich zu thatſächlichen Herren des Gebietes von Klein-Povo aufzuſchwingen, erreicht haben.

Wie die Verhältniſſe augenblicklich liegen, hat in Gredji und den nördlicheren Ortſchaften König Folli Ajoada, in dem größten Teile von Badji und einem kleineren Teile von Klein-Povo der ſich ebenfalls König (und zwar König des Reiches Klein-Povo) nennende Lawſon, in einem andern Teile von Klein-Povo der alte Pedro Quadjo und wieder in einem andern Teile von Klein-Povo der beinahe ebenſo alte Quadjovi das größte Anſehen. Pedro Quadjo und Quadjovi treten, da ſie beide von der d'Almeida-Familie geſtützt werden, nicht als Nebenbuhler auf und ſtehen auch ſelbſt wieder auf Seiten des Königs von Gredji. Lawſon aber beanſprucht die Macht von

allen dreien und steht allen dreien feindselig gegenüber. Dieses Wort feindselig darf aber nicht in unserm Sinne aufgefaßt werden, denn die Leute leben so ruhig nebeneinander, als ob zwischen ihnen alles in Ordnung wäre und es sich nicht um jenen von uns Europäern als das denkbar höchste Ziel des Ehrgeizes angesehenen Begriff der Souveränität handle. Man muß die phlegmatische Natur und die weit mehr auf kaufmännischen Gewinst als auf politischen Ehrgeiz gerichtete Sinnesart der Neger kennen, um solche Verhältnisse richtig verstehen und beurteilen zu können. Sollte es einmal zum Losschlagen kommen, so würden sich in Klein-Povo die d'Almeida- und die Lawson-Partei gegenüberstehen. Die erstere ist die zahlreichere, aber es kann nicht geleugnet werden, daß die letztere besser disziplinirt ist, soweit unter den hiesigen Negern überhaupt von Disziplin die Rede sein kann.

Eine bewaffnete Macht, ähnlich unsern Heeren, gibt es bloß in Dahome und Aschanti, aber nicht in den kleineren Reichen. Brechen Kriege aus, die zwar meist sehr lange dauern, aber nicht sehr blutig sind, so bewaffnen sich die Leute nach Willkür und Belieben. Auch die Lawson- und die d'Almeida-Partei arbeiten insofern gegeneinander, als sie durch Festlichkeiten, bei denen sehr viel geschossen wird, und durch kriegerische Aufzüge gegenseitig zu imponieren suchen. In diesem Sinne wenigstens wurden mir die mit ungeheurem Lärm in Szene gesetzten Aufzüge gedeutet, deren Zuschauer ich mehrfach gewesen bin. Eines Morgens erschienen im Hofe der Bremer Faktorei, gefolgt von der üblichen Menschenmenge, ein paar Dutzend tanzende und mit Schärpen geschmückte Neger, die sich als Krieger Pedro Quadjos vorstellend, so und so viel Flaschen Bier erhielten. Eine halbe Stunde später wiederholte sich die Szene, aber diesmal waren es Lawson-Leute. Und am Nachmittag erschienen gar auch noch die Leute des Königs von Gredji, die es ebenfalls nach Bier und Rum gelüsten mochte.

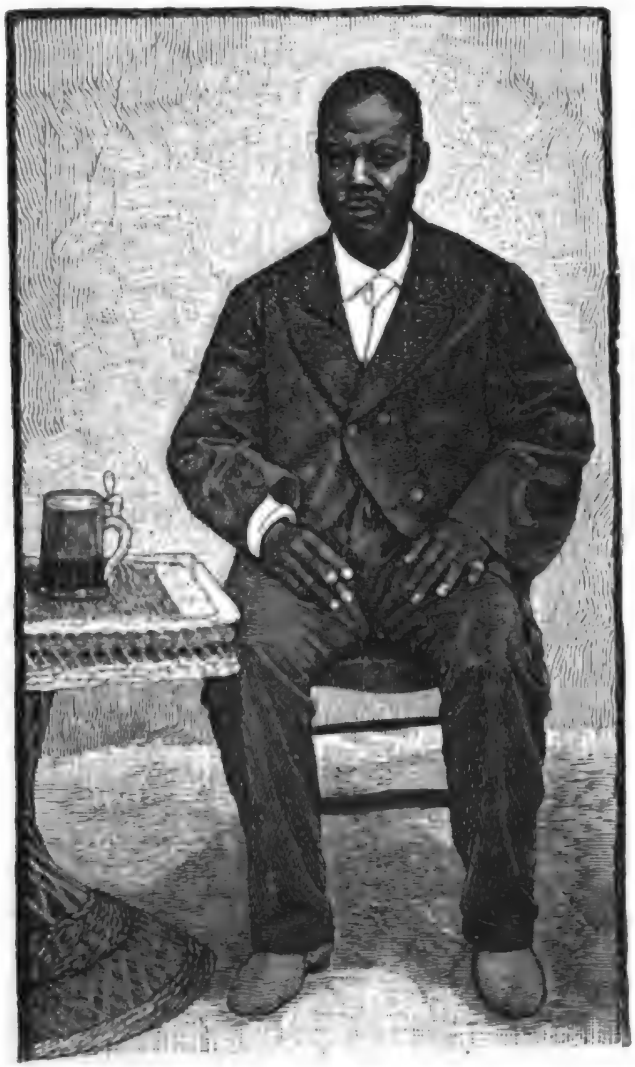
Es gibt auch noch eine andre Art, wie die nebenbuhlerischen Parteien und Häuptlinge gegeneinander arbeiten, nämlich durch Rundschreiben an die europäischen Kaufmannsfirmen. Jeder der vier Häuptlinge unterhält einen schwarzen, des Englischen kundigen Kommis, und die von diesen Privatsekretären verfaßten Schriftstücke, von denen man mir einige Dutzend zum Geschenk machte, sind wahre Muster des Stils und der Staatsweisheit.

Bald erhalten die Kaufleute ein aus dem Königspalaste von Gredji datiertes Rundschreiben, bald ein solches aus dem New-London-Palast (oh diese Hütte!) von Badji; sogar der sonst so vernünftige Pedro Quadjo, das ehrwürdige Haupt der d'Almeida-Partei, läßt sich in einem dieser Schriftstücke König und Majestät nennen. Der Inhalt aber ist bei allen so ziemlich der gleiche; keiner der vier Häuptlinge will, daß an die übrigen Zoll oder Bodenpacht gezahlt werde. Dabei wird sehr häufig das Wort „Gott" gebraucht und die Häuptlinge, namentlich Lawson, sehen es auch nicht ungern, wenn der Europäer sie für Christen hält. Thatsächlich aber ist keiner von ihnen getauft worden und alle ohne Ausnahme verehren nach wie vor ihre Fetische, wie denn auch Lawsons Bruder ein Oberhaupt der Fetischpriester ist (ein andrer Bruder besorgte mir, während ich in der Bremer Faktorei wohnte, meine Wäsche).

Hätte die Lawson-Partei ihren durch das Eingreifen der Sophie vereitelten Zweck erreicht, so würde der Handel schwere Schläge erlitten haben, wenn nicht ganz vernichtet worden sein. Der famose Prinzregent und Premierminister, den die Sophie sobald er als englischer Unterthan reklamiert wurde, zu Accra an Land setzte, hatte die Einführung hoher Zölle, eines von Schwarzen geleiteten Postbüreaus und vieler andern schönen Dinge vorbereitet. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, daß von solchem Postbüreau alle Briefe von feindlichen Firmen eröffnet und zurückbehalten worden sein würden. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, dürfen laut Uebereinkunft der Häuptlinge mit dem Kommandanten der Sophie die Zölle (1 Mk. von jeder Tonne Palmkerne und jedem Faß Palmöl) nicht ohne weiteres erhöht werden. Die Sierra-Leone-Kaufleute zahlen diese Zölle an Lawson, die beiden französischen Firmen an Pedro Quadjo, die Hansa-Faktorei an den König von Gredji und die zwei andern deutschen Firmen an Quadjovi.

Noch verwickelter liegen die Verhältnisse betreffs der Bodenpacht oder „Grundrente", wie man sich hier auszudrücken pflegt. Es ist altes Landesgesetz (und die Neger halten sehr streng auf solche Ueberlieferungen, deren es eine große Anzahl gibt), daß kein neuer Ankömmling, wenigstens kein Weißer, den Grund und Boden, auf dem er seine Faktorei baut, zu vollem Eigentum erwerben kann. Wir finden also in den Povo-Ländern (sowohl Klein- als Groß-Povo) eine Art von Erbpacht; der

Weiße kann, indem er aus dem Lande wegzieht oder die Faktorei verkauft, das Pachtverhältnis auflöſen, der Schwarze aber nicht. Und auch wenn der Weiße wegzieht oder ſein Haus verkauft, bleiben die Pachtanſprüche des Schwarzen, ſei es an



Chico d'Almeida, Kommis bei der Hanſa-Faktorei, eines der Häupter der d'Almeida-Familie.

den Käufer, ſei es an das herrenlos zurückgebliebene Gut beſtehen. Aus dieſer Rechtsauffaſſung iſt es zu erklären, daß der Wegziehende zwar alle Mobilien mit hinwegnehmen darf, daß es ihm aber verboten iſt, das mit dem Grund und Boden verwachſene Haus abzubrechen und anderwärts wieder aufzubauen;

es kann das nur heimlich oder mit Gewalt geschehen. Daß es nun weder Notare noch Kataster gibt, so tritt heute dieser und morgen jener als rechtmäßiger Besitzer des Bodens auf. Die natürliche Folge ist, daß von einzelnen Firmen die Grundrente (sie pflegt für jede Faktorei nicht viel mehr als hundert Dollars jährlich zu betragen) solange zurückbehalten wird, bis die verschiedenen Reflektanten darauf ihre Ansprüche unter sich geregelt haben. Es klingt ganz hübsch, wenn man von den gar nicht schlecht entwickelten Rechtsbegriffen der Neger spricht; Thatsache aber ist es, daß nirgends mehr als gerade hier im Lande der Selbsthilfe Macht vor Recht geht.

Pedro Quadjo und Quadjovi (ohne den König von Gredji) sollen vor vielen Jahren um französischen Schutz eingekommen sein, ohne jemals eine Antwort auf dieses Gesuch erhalten zu haben. Neuerdings betrachten sie, und zwar in Gemeinschaft mit dem König von Gredji, die Deutschen als ihre Beschützer und haben dem auch in mehrfachen, von allen dreien unterzeichneten Petitionen Ausdruck gegeben. Lawson sucht dagegen seinen Einfluß durch die angeblichen Sympathieen, die ihm von England entgegengebracht wurden, aufrecht zu erhalten. Ganz seltsam nimmt es sich aus, wenn bei Ankunft eines Dampfers Quadjovi die deutsche, Pedro Quadjo die französische und Lawson die englische Flagge hißt; politische Beweggründe sind dabei nicht mit im Spiel, jeder hißt eben diejenige Flagge, die er gerade im Vorrat hat. Die deutschen Firmen machen auch mit Lawson Geschäfte, und ihre Vertreter verkehren mit dem Pseudo-König, der früher Laufjunge auf einem Schiffe gewesen, ebenso freundschaftlich wie mit allen übrigen Häuptlingen. Immerhin aber ist, während die d'Almeida-Partei treu zu den Deutschen hält, Badji das deutschfeindliche Hauptquartier; von dort aus kam noch vor wenigen Tagen die Drohung, zwei besonders mißliebige Deutsche ermorden zu wollen, und als am Tage darauf ein andrer Deutscher durch den zu Lawsons Gerichtssprengel gehörigen Teil von Badji ritt, trugen er und sein Pferd einige Püffe und Schrammen davon. Bei der nachfolgenden Gerichtssitzung wußte sich aber Lawson durch Verschleppung und allerlei Hinterthüren an jeder Bestrafung der Schuldigen vorbeizudrücken.

Nachdem der Leser durch Vorstehendes mit der politischen Stellung der betreffenden Herren vertraut geworden ist, möchte

ich ihn zu einem persönlichen Besuche der vier Duodez-Könige einladen. Zunächst geleitete mich Konsul Randad zum alten, den Neunzigern sehr nahen Pedro Quadjo, der, von einem Schlagflusse gerührt, unter einer halb offenen Halle auf seinem Bette lag. Pedro hat als ganz junger Mann in Brasilien gelebt und sich dann an dieser Küste durch Gerechtigkeit gegen Schwarze und Weiße, durch seine für einen Neger ganz außergewöhnliche Energie einen gewissen Ruf erworben. Wäre er jünger und gesund, so würde Lawson niemals emporgekommen sein, aber traurig, fast möchte ich sagen melancholisch, deutete er auf die gelähmte Seite, als ich ihm in spanischer Sprache mein Mitleid darüber, daß ich ihn bettlägerig gefunden, ausdrückte. Während die übrigen Häuptlinge zur Bestrafung überwiesene Diebe, Einbrecher, Mörder u. s. w. häufig wieder entwischen ließen, sandte man zu Pedro stets diejenigen, deren Missethat eine nachdrückliche Bestrafung verdiente. Bei allen Häuptlingen findet man eine kleine Garde von „Eisenreitern", d. h. von Verbrechern, denen man Halseisen angelegt und diese bei je 6 bis 10 durch eine Eisenstange verbunden hat.

Von Pedro Quadjo ging es zu Quadjovi, der einige Monate jünger und etwas rüstiger aber trotzdem weniger energisch ist. Vor dem in sein Gehöft führenden Thorwege lagen vier alte Kanonen und das Empfangszimmer fand ich nur mit einem halb erblindeten Spiegel und mehreren Christusbildern ausgeschmückt. Noch ehe Quadjovi (der wahrscheinlich zuerst Toilette machte) selbst erschien, setzte ein Diener deutsches Bier, Bahia-Rum und Weißwein auf den Tisch. Quadjovi nahte sich auf einen Stab gestützt mit Toga, flatternder schneeweißer Frauenhaube und einem lilafarbigen Cylinderhut. Aber trotz dieses nun einmal landesüblichen Aufputzes war die Erscheinung des alten Mannes voll Würde, und wie wir das bereits bei Pedro gethan hatten, erhoben wir uns zu seiner Begrüßung entblößten Hauptes von unsern Sitzen — eine Ehrenbezeugung, die der Weiße bloß denjenigen unter den einheimischen Königen und Häuptlingen zuteil werden läßt, welche eine gewisse Achtung verdienen. Was mir an Quadjovi besonders gefiel, war, daß seine erste Frage sich auf das Befinden unsres Kaisers bezog. Nachdem ich durch den Mund des Dolmetschers ausdrücklich hatte betonen lassen, daß ich nur ein einfacher Privatmann sei, erzählte ich in großen Zügen vom letzten Manöver, von der

Macht und Größe Deutschlands und den Strapazen, denen der pflichtgetreue Herrscher sich trotz seines hohen Alters unterzogen.

Am Nachmittag setzte ich in Begleitung des Herrn Reimann die Königsbesuche fort. Im Lagunenboote fuhren wir nach Badji ins feindliche Lager hinüber und ließen uns bei Lawson anmelden, mußten aber etwa eine Viertelstunde lang in dem mit blinden Spiegeln und Tingel-Tangel-Bildern ausgestatteten Empfangszimmer antichambrieren. Der Pseudo-König nahte mit einem Gefolge von wenigstens drei Dutzend Negern, gekleidet in einen grauen Cylinderhut, eine himmelblaue Toga, europäische Zugstiefel und weiße, bis zur Hälfte des Oberschenkels reichende, von Strumpfbändern festgehaltene Frauenstrümpfe. Das Knipsen mit dem Mittelfinger ist bei denjenigen Negern, die auf Bildung Anspruch machen, aus der Mode gekommen. Dementsprechend reichte uns Lawson nach europäischer Weise die Hand und ließ sich mit seinen europäische Kleidung tragenden Ratgebern — darunter in erster Linie jener Wilson, den die Sophie mit nach Deutschland genommen — auf einem Rohrsofa nieder, während das halbnackte niedere Gefolge sich im Halbkreis um ihn herum auf dem Boden lagerte. Die Unterredung, bei der Wilson den Dolmetscher abgab, bewegte sich innerhalb jenes engen Kreises von Höflichkeitsphrasen, die im Verkehr der Weißen mit vornehmeren Schwarzen immer und immer wieder ausgetauscht werden. Als aber Lawson bemerkte, wenn ich so sehr lange in Afrika bliebe, würde ich wohl so sonngebräunt werden, wie er selbst sei, wollte die Heiterkeit unter seinem Gefolge kein Ende nehmen. Geschraubt und förmlich wie der Empfang war auch der Abschied von „H. M. Lawson III“, den man aber häufiger seiner Unbedeutenheit wegen Lawson 3d (drei Pence) nennt.

Die Fahrt nach dem in gerader Linie bloß 1 ½ km von Klein-Povo entfernten Gredji dauert wegen des Bogens, den die Lagune hier beschreibt, über eine halbe Stunde. Die Kru-Ruderer erblickten mit ihren scharfen Augen schon aus weiter Entfernung einen großen Alligator, der sich sonnend auf einer von Schilf umgebenen Schlammbank am Ufer lag. Langsam und möglichst geräuschlos näher rudernd, sandten wir nach dem Tiere auf 20 Schritt Entfernung eine Ladung Rehposten zu; aber scheinbar unverletzt schob es ohne Uebereilung den langen

Körper ins Waſſer und tauchte auch während der nächſten Minuten nicht wieder zur Oberfläche auf.

Auch bei Gredji finden ſich in dem roten Thon eingelagert große Stücke knollenartigen Eiſenſteins, aber doch nicht ſo häufig wie bei Togo. Die Hütten ſind wie allerwärts im Inneren aus Quadern von rotem Thon erbaut und weit ſauberer als die Binſen- und Lehmhütten von Klein-Povo. Der Palaverplatz fiel mir durch einen Rieſenbaum, der Gerichtsplatz durch ein hallenartiges, allerſeits offenes Schulgebäude jener ſchwarzen wesleyaniſchen Miſſionare auf, die jeden Sonntag zu Badji in engliſcher Sprache Gottesdienſt abhalten und gleichzeitig politiſche Propaganda für England machen. Die Palmen von Gredji waren über und über bedeckt mit den Neſtern der Geſellſchaftsvögel, außerdem aber wimmelten jetzt gegen Abend alle Bäume von jenen kleinen roten Buſchtauben, die an dieſer ganzen Küſte das häufigſte und nirgendwo fehlende Wild darſtellen. Herr Randad ließ den König um die Erlaubnis erſuchen, hier ſchießen zu dürfen, und von einem den Stab des Königs tragenden Manne begleitet, konnte er nach einer Viertelſtunde und ohne einen Fehlſchuß gethan zu haben, nicht weniger als ein Dutzend der wohlſchmeckenden Vögel als Jagdbeute vorzeigen.

Folli Ajoada machte, obwohl er kaum ſehr viel älter ſein kann als Lawſon, dennoch einen viel würdevolleren Eindruck. Er trug eine ſauber gewaſchene weiße Toga, eine flatternde Nachtmütze, einen ſchwarzen Zylinder darüber und an den ſonſt nackten Füßen römiſche Sandalen, die ich in dieſem Lande hier zum erſtenmal ſah. Trotzdem die Sonne ſchon beinahe untergegangen war, ließ er, nachdem die Begrüßung nach unverfälſchtem Landesbrauch ſtattgefunden hatte, zur Vermehrung der Feierlichkeit einen Regenſchirm, deſſen Vergangenheit eine ſehr bewegte zu ſein ſchien, über ſich aufſpannen. Während die landesüblichen niedrigen und geſchweiften Stühle, ein Tiſch und mehrere Flaſchen Bier zu jener vorn offenen Halle gebracht wurden, die in vornehmen Negerhäuſern die Stelle des römiſchen Atriums vertritt, begann der König mir ſein Leid zu klagen und ſich über Lawſon zu beſchweren, der, obwohl doch er (Folli Ajoada) allein Herr des ganzen Landes ſei, einen Teil ſeiner Leute von ihm abſpenſtig gemacht habe. Leider vermochte ich dem Könige keine Ausſicht auf eine günſtigere Ge-

ſtaltung ſeiner Herrſchermacht zu eröffnen und ſchied mit dem auf dringendes Bitten hin abgegebenen Verſprechen, wenn möglich ſpäter einmal zu längerem Beſuche zurückkehren zu wollen. Die Bierflaſchen waren nach Negerbrauch erſt dann entkorkt worden, als alle wichtigeren Punkte der Unterredung erledigt zu ſein ſchienen.

Das letzte Dämmerlicht benutzten wir zu einer abermaligen Taubenjagd, und zwar wiederum in Begleitung des Stabträgers, denn ohne ſolche lebendige Legitimation würden es die Kru-Leute nicht gewagt haben, die niederfallenden Tauben aus der Umzäunung der Gehöfte herauszuholen. Ein uns nachfolgender Schwarm von pudelnackten Kindern begleitete jeden Treffer mit Freudengeheul, und als wir zum Abſchied einige Dreipenceſtücke unter ſie warfen, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Unſer Boot aber fanden wir umlagert von badenden Jungfrauen, die ihre Reize mit einer ſelbſt für dieſes Land ungewöhnlichen Ungeniertheit zur Schau trugen. Inzwiſchen war es völlig dunkel geworden und unſre unter den Ruderſchlägen von 24 kräftigen Armen dahinſauſende Gig (es gibt in Klein-Povo fünf Lagunen-Gigs) verwickelte ſich in den Maſchen eines zum Fiſchen ausgeworfenen Rieſennetzes, aus dem wir uns bloß mit einiger Mühe wieder befreien konnten. Mir aber wollte während alles deſſen der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß im Mittelalter die politiſchen Verhältniſſe unſeres eignen, in unzählige Städtchen zerſplitterten Vaterlandes nicht viel weniger verworren geweſen ſein können, als diejenigen, welche uns heute noch die Sklavenküſte darbietet.

Klein-Povo ſelbſt iſt an der ganzen Sklavenküſte zwiſchen Quitta und Weida zwar nicht der volkreichſte, wohl aber durch ſeinen regen Handelsverkehr der bedeutendſte, mit den ſchönſten Faktoreien ausgeſtattete Ort und gleichzeitig derjenige, welcher ſich, falls dieſem Landſtriche einmal der Segen einer geordneten Verwaltung zu teil werden ſollte, gemäß ſeiner ungewöhnlich günſtigen Lage am beſten zur Hauptſtadt eignen würde. Die Eingebornen nennen Klein-Povo „Anehó“, Agué nennen ſie „Azigo“ und Groß-Povo „Pla“.

Auf dem kaum 100 m breiten Landſtreifen zwiſchen dem Meere und der flußartig in viele Arme verzweigten Lagune, mehrere Kilometer weit ſich ausbreitend, liegt Klein-Povo, bei weitem maleriſcher als die meiſten übrigen Ortſchaften dieſer

Küſte. Die in der Richtung nach dem Feſtlande ſich entrollende Szenerie iſt, wenn auch keineswegs großartig, ſo doch jedenfalls hübſch zu nennen. Zunächſt längs der See eine imponierende Front von ſchönen Faktoreien (die ſtattlichſte iſt diejenige von Friedr. M. Victor Söhne, die über 60 000 Mk. gekoſtet hat), über denen bloß deutſche und franzöſiſche Flaggen wehen. Dann das ruhige, an dieſer Stelle mehrere hundert Meter breite und nach drei verſchiedenen Richtungen verlaufende Gewäſſer der Lagune, hinter dem der 30 bis 40 Fuß hoch anſteigende gelbrote Boden mit einem anmutigen Kranze von Kokos- und Fächerpalmen geſchmückt iſt. Gerade gegenüber liegt auf einer Halbinſel der Lagune das Dörfchen Adjido, und von der gegenüberliegenden Halbinſel lugen unter Kokospalmen die braunen Binſendächer von Badji herüber. Steigt man auf das Dach einer der Faktoreien, ſo kann man auch hinter Badji die Ortſchaft Degbenu und hinter Adjido, aber durch den nach Groß-Povo führenden Hauptarm der Lagune davon getrennt, das freundliche Gredji wahrnehmen. Dieſes angenehme Bild wird ein wenig verwiſcht, ſobald man in die den äußerſten Weſten von Klein-Povo einnehmende Negerſtadt gelangt, deren Straßen ſich, ohne gerade ſo ſchmutzig zu ſein, wie diejenigen von Porto Seguro, Agué und Groß-Povo, dennoch ebenſowenig durch Reinlichkeit auszeichnen, wie die bis zu vier Räumen zählenden Hütten durch luxuriöſe Bauart.

Am Strande der Lagune liegen neben großen Haufen zum Kalkbrennen benutzter Auſternſchalen und aus dem roten Thon des Innern hergeſtellter Ziegelſteine die aus je einem Baumſtamme gefertigten Kanoes der Eingebornen. Für den Europäer mag die See, die ſeinen Verkehr mit der Heimat vermittelt, wichtiger ſein, für den Neger iſt jedenfalls die von Bajida bis über Weida hinaus und an einigen Stellen bis weit ins Innere eine angenehme Waſſerſtraße darſtellende Lagune von viel größerer Bedeutung. Sie vermittelt nicht nur bei Klein- und Groß-Povo allen Handelsverkehr mit der Küſte, ſondern liefert auch durch ihren Fiſchreichtum den größten Teil der nicht vegetabiliſchen Koſt. Für den bedeutendſten Zufluß der Lagune halte ich den zwiſchen Klein- und Groß-Povo bei Abanage mündenden Agomé-Fluß. Es wird dies auch dadurch wahrſcheinlich, daß von Abanage aus ſtets eine ſtarke, oſtwärts nach Groß-Povo gerichtete und zuweilen auch eine

westwärts nach Klein-Povo führende Strömung bemerkbar ist. Die auf den englischen Seekarten und von den katholischen Missionaren zu Agué vertretene Ansicht, daß die Lagune vom Volta gespeist werde, ist jedenfalls irrig. Daß die Lagune von Togo und Povo bei außergewöhnlich hohem Wasserstande mit derjenigen von Lagos in Verbindung tritt, ist erwiesen; eine ähnliche Verbindung mit der Lagune von Quitta halte ich dagegen, nachdem ich mehrmals den dazwischen liegenden Landstrich durchkreuzt habe, für unwahrscheinlich. Einen ständigen Ausfluß hat die Lagune bloß östlich von Groß-Povo; gegen Mitte der Regenzeit aber, wenn der Wasserspiegel der Lagune bis zu 4 Fuß über denjenigen des Meeres steigt, beginnt das Wasser noch an einigen andern Stellen durchzubrechen, und voriges Jahr hat man auch, ohne die nachfolgende, mehrere Faktoreien gefährdende Wirkung zu ahnen, einen seitdem wieder versandeten künstlichen Durchbruch östlich von Klein-Povo eröffnet. Bei sehr niedrigem Wasserstande der Lagune zeigen sich infolge des eindringenden Seewassers in vermindertem Maßstab alle Erscheinungen der Flut und Ebbe; das Wasser ist dann ein wenig brackisch, während es in der Regenzeit und in den sehr weit vom Ausfluß entfernten Armen sogar als Trinkwasser gebraucht werden könnte.

Die Tiefe der Lagune wechselt je nach der Regenzeit und auch aus andern noch unbekannten Ursachen sehr stark. Kleinere Kanoes können stets auf der Strecke zwischen Porto Seguro und Bajida verkehren; schwerere Boote geraten aber schon bei etwas niedrigem Wasserstande jeden Augenblick auf den Grund. Hierzu sei bemerkt, daß die größten, auch bloß aus je einem Baumstamm gefertigten Kanoes der Eingebornen bis zu 5000 kg Ladung aufnehmen, aber doch hinter den in den Mündungen des Niger vorhandenen Kriegskanoes zurückstehen, in denen bis zu 200 Mann Platz finden. Der Boden der Lagune besteht ausschließlich aus Sand und gelbem Schlamm, abgesehen davon, daß dicht vor Klein-Povo bei mittlerem Wasserstand ein solider mit kleinen Muscheln bedeckter Sandsteinfels über die Oberfläche emporragt.

Die Bewohner von Klein-Povo, deren mit Einschluß der Vororte Badji und Degbenu 4000 sein mögen, sind teilweise, wie das auch noch an ihrem kräftigeren Körperbau ersichtlich ist, von Accra her eingewandert und sprechen ein mit einzelnen

Worten der Ga-Sprache vermischtes Idiom. Diese Ga-Sprache reicht in östlicher Richtung bis zum großen Volta-Flusse, wo sich die gänzlich verschiedene Ewe-Sprache daran anschließt, um bei Porto Novo und Lagos wieder von der ebenfalls ganz verschiedenen Anago-Sprache abgelöst zu werden. Das Ewe zerfällt in die vier Dialekte von Anglo, Togo, Povo und Dahome, von denen der zweite im deutschen Schutzgebiete gesprochen wird. Den Anglo-Dialekt haben die zu Quitta und weiter im Innern ansässigen Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft grammatikalisch behandelt und sind eben dabei, ein neues Wörterbuch desselben herauszugeben. In der Dahome- und Povo-Sprache predigen hinwiederum die katholischen Missionare von Weida und Agué, aber mit dem Togo-Dialekt hat sich bisher noch kein Mann der Wissenschaft abgegeben, wie denn überhaupt das Togo-Gebiet bis zur Verleihung des deutschen Schutzes der unbekannteste Teil der am wenigsten bekannten Theile von ganz Guinea war. Um dem Leser einen Begriff von der Verschiedenheit dreier unter den vier genannten Dialekten zu geben, möchte ich ihm die jedem Kaufmanne geläufigen Zahlen vorführen. Es heißen:

	Anglo.	Togo.	Povo.
Eins	Deka	Deka	Deka
Zwei	Ewe	Ewe	Ewe
Drei.....	Eto	Eto oder Etong	Etong
Vier.....	Enó	Enó	Enó
Fünf	Ato	Ato oder Atong	Atong
Sechs	Adé	Adé	Adé
Sieben ...	Adre	Adre	Adre
Acht.....	Enji	Enji oder Jné	Nji
Neun	Enjide	Asideke oder Scheke	Njide
Zehn	Ewo	Ewo oder Owho	Ewo
Elf.....	Wuideke	Wideka	Divadeka
Zwanzig ..	Blave	Wui oder Wie	Eovi
Dreißig ..	Blato	Egba oder Eba	Egba
Vierzig ...	Blane	Ka oder Eka	Ka
Fünfzig ..	Blaato	Katsievo	Kadschio
Hundert ..	Alafa	Kawetagbo	Kawedagbo.

Das Zahlensystem, obwohl dekadisch, hängt dennoch aufs engste mit der Rechnungsart nach Kauris zusammen. Eine Schnur Kauris zahlt 40 Muscheln und die Zahl 31 beispielsweise wird im Togo-Dialekte durch Tschi-Scheke-Toleka, d. h. „eine Schnur Kauris weniger neun“ ausgedrückt. Für die Art, wie man zusammengesetzte Wörter bildet, möge folgendes Bei-

ſpiel genügen: Aha heißt „Rum“, elle „es lebt“ oder „es iſt“ (das Hilfszeitwort „ſein“ kennt man nicht) und fu „viel da“. Ahaellefu bedeutet nun einen Mann oder eine Frau, die betrunken ſind. Manche auch tief im Innern ſich findende Worte, wie Gaffel (Gabel) und Duku (Tuch) ſind anſcheinend dem Däniſchen, andre, wie z. B. Home (Haus oder Heim) und Kuku (Koch) dem Engliſchen entlehnt worden. Die Silbe we oder wi dient als Diminutiv, wie denn z. B. Kukuwi den Gehilfen des Kochs, Aguewe die Ortſchaft Klein-Agué und Quadjowi den weniger mächtigen Würdenträger Quadjo bezeichnet.

Uebrigens haben alle Eigennamen der hieſigen Neger wenigſtens urſprünglich eine ganz beſtimmte Bedeutung gehabt. Dem entſprechend geben ſie allen Europäern Beinamen, die ſelten ſehr ſchmeichelhaft lauten, wie z. B. kleines Katzenauge, Chamäleon, der Mann, der viel prügelt, wildes Tier, Dampfboot, der Mann, der den guten Rum verkauft, und was dergleichen mehr iſt. Die Leute verſtehen kaum, daß es auch Namen ohne Nebenbedeutung geben könne. Wenn ein junger Kaufmann mit einem ihnen noch unbekannten Namen hierher kommt, ſo fragen ſie nach deſſen Bedeutung, und wenn ſie wie gewöhnlich nicht aufgeklärt werden, ſo laſſen ſie ihrer eignen Phantaſie freies Spiel. Bei ſolcher Namengebung ſpielt dann der Zufall eine ebenſo große Rolle, wie ein fein entwickeltes Beobachtungstalent. Jener Deutſche, der den Namen „kleines Katzenauge“ führt, iſt an dieſer Küſte der ſicherſte Schütze, einen franzöſiſchen Miſſionar aber nennt man den „Wurzelloſen“, weil man ihn Spargeln hatte eſſen ſehen und glaubte, daß dieſe hier unbekannte Pflanze keine Wurzeln habe. Und als einmal in Dahome meine Hängemattenträger nächtlicherweile zögerten, durch einen dunkeln Wald zu gehen, und als ich ſie fragte, ob ſie ſich vor Legba (der Teufel) fürchteten, da merkte ich bald, daß man mir ſelbſt ſpäter dieſen ſchmeichelhaften Titel zu teil werden ließ. Solche Namen gewinnen aber bisweilen dadurch eine ganz gewaltige Bedeutung, daß ſie vom Begründer einer Faktorei auf die Faktorei ſelbſt und das ganze Geſchäft übertragen werden und inſofern unter den Eingebornen dieſelbe Rolle ſpielen, wie bei uns der Begriff „Firma“. „Haimbu-Home“ heißen alle Faktoreien von Friedr. M. Victor Söhne, „Aſinkuvi-Home“ alle Faktoreien des Hauſes Wölber u. Brohm. Je bekannter dieſe Namen im Innern werden, deſto häufiger werden die Eingebornen gerade

der betreffenden Firma ihre Produkte zuführen. Daher das vergnügte Lächeln, welches ich bei meinen Ausflügen auf den Gesichtern meiner Begleiter zu bemerken glaubte, sobald in Dörfern, wo noch nie ein Europäer gewesen, die Worte „Haimbu“ oder „Asinkuvi“ ihr Ohr trafen.

In Klein-Povo hat man die schönste Gelegenheit, zu beobachten, wie der schon ein wenig von europäischer Kultur beleckte Schwarze, dem reichere Geldmittel zur Verfügung stehen, seine Häuslichkeit einzurichten liebt. Kultur und Barbarei vermischen sich hier auf wunderbare Art, ähnlich wie im Orient. Dem Leser wird wohl schon mehrfach die Frage nahegelegen haben, wovon denn eigentlich die Könige, Häuptlinge und sonstigen Vornehmen leben, mit welchen Mitteln sie bei dem Fehlen aller Steuern den für ihre Verhältnisse nicht unbedeutenden Aufwand bestreiten. Die Antwort ist, daß den Königen und Häuptlingen ihr Lebensunterhalt durch die Zölle, den auch von ihnen betriebenen Handel und besonders durch die Arbeit ihrer zahlreichen Weiber und Hausſklaven geliefert wird. Das gleiche gilt mit Ausnahme der Zölle von allen vornehmen Schwarzen, von denen einige außerdem noch als Agenten oder erste Kommis (Chief-Clerks) bei dieser oder jener europäischen Firma ein gutes Einkommen beziehen.

Das von diesen Leuten Verdiente wird nicht, wie man wohl denken sollte, in Geld oder Waren, sondern ebenfalls wieder in Frauen und Sklaven angelegt; eine andre Kapitalanlage als diejenige in Sklaven und Weibern ist unter den Schwarzen dieses Landes nicht üblich. Aus solchen Gebräuchen heraus muß es erklärt werden, wenn die Vielweiberei hier einen selbst im Orient unbekannten Umfang angenommen hat. In früheren Zeiten soll man sich mit sehr viel weniger Frauen begnügt haben, nach und nach aber haben die Sitten von Dahome sich auf die nahegelegenen Povo-Länder übertragen. Um bloß ein paar Beispiele anzuführen, hat der mehrere europäische Sprachen redende Chief-Clerk eines hiesigen deutschen Hauses 6 rechtmäßige Frauen, der Kommissionsagent eines französischen Hauses dagegen ungefähr 80. Da die Frauen von ihren Eltern erkauft und, sobald ein Schwarzer (der sie für sich arbeiten läßt), in Betracht kommt, ebenso teuer wie ein Sklave bezahlt werden, so steckt in solch ehelichem Glücke ein ganzes Vermögen. Europäer dagegen, die ihre schwarzen Frauen nicht für sich arbeiten

laſſen, ſondern ſie hübſch kleiden und gut pflegen, erhalten dieſelben als junge Mädchen ſchon zu dem landläufigen Preiſe von 16 Dollar bar und 6 Dollar in Waren. Die Eheſchließung geſchieht ohne jedes Zeremoniell, es ſei denn ein mit Muſik und Tanz verbundenes Rum-Gelage. In dieſem Teile von Weſt-Afrika kennt man übrigens unter den Schwarzen keine mit Notwendigkeit für das ganze Leben bindenden Ehen. Nur einem kleinen Teile von alle dem, was ſich hier Brüder nennt, ſind beide Eltern gemeinſchaftlich. Thatſächlich gibt es nur Ehen auf Kündigung.

Ebenſo barbariſch wie die ehelichen Verhältniſſe ſind nach unſern Begriffen die religiöſen Vorſtellungen der hieſigen Vornehmen. Während in Bezug auf die Predigt des Evangeliums das Togo-Gebiet noch völlig jungfräulicher Boden iſt, ſollte man bei Leuten, die in europäiſch gebauten, mit europäiſchem Komfort eingerichteten Häuſern wohnen, die ſich nach europäiſcher Art kleiden, mehrere europäiſche Sprachen reden und in Handelsbeziehungen mit London und Liverpool ſtehen, die Anbetung ihrer grotesken Fetiſch-Puppen für unmöglich halten. Männer wie Aité und die Mitglieder der d'Almeida-Famlie behaupten dem Europäer gegenüber, für ihre Perſon ſchon längſt nicht mehr an die Macht dieſer Götzen zu glauben. Aber teils leben auch noch in dieſen Schwarzen mit halber und Viertelsbildung die alten Anſchauungen, teils huldigen ſie denſelben um des ihrem Einfluſſe unterworfenen Volkes willen, das mit Genugthuung die auch in Aités Faktorei ſtehenden Fetiſche ſieht und gerade dort am tollſten ſeine Ernte- und andre ausgelaſſenen Feſte feiert. Dieſes Feſthalten an den überlieferten Sitten hat, mag es uns noch ſo ſeltſam vorkommen, eine gewiſſe Berechtigung. Anders mit jenen Negern, die es, ohne darum den landläufigſten Anſprüchen an europäiſchen Anſtand und europäiſches Ehrgefühl zu entſprechen, für eine Beleidigung anſehen würden, wenn man ſie als Schwarze bezeichnete. Solcher Leute gibt es beſonders viele unter der Lawſon-Partei. Jene beiden unfreiwilligen Beſucher Deutſchlands, Gomez und Wilſon (der letztere handelt für eigne Rechnung, der erſtere iſt Teilhaber der Trader-Firma Creppy und Gomez), laſſen, wenn einer von ihnen einen Gang durch die Stadt macht, des Prunkes halber, einen „Knaben“ (Diener) hinter ſich hergehen. Aber ihre Schulden bezahlen ſie nicht, und Wilſon, der früher mit großer

Achtung von Deutschland und namentlich von Caprivi gesprochen hat, beginnt jetzt seine Zahlungsunfähigkeit damit zu entschuldigen, daß während des Aufenthalts in Deutschland sein Geschäft vernachlässigt worden sei.

Auf der flußartigen, stellenweise bloß einige hundert Meter, stellenweise bis zu zwei Kilometer breiten Lagune gelangt man mit guten Bambu-Leuten (Männern, die das Bot durch Stoßen mit langen Bambustangen fortbewegen) in 1½ Stunden von Klein-Povo nach Agué (in der Hängematte auf kürzerem Wege in einer Stunde), in weiteren vier Stunden nach Abanage und von dort in etwas mehr als einer halben Stunde bis Groß-Povo. Auf der Landseite treten, stellenweise von Buschwerk und hohem Gras oder ganz kleinen Mangrovedickichten abgelöst, üppige Palmenwälder mit ihrer anmutigen Krone den Wasserspiegel beschattend bis dicht an das Ufer heran. Alligatoren und sonstiges Getier sind auf dieser häufiger befahrenen Strecke schon etwas seltener geworden; zum Entgelt für diesen Mangel sah ich hier zum erstenmal die praktische Durchführung eines der seltsamsten Rechtsgebräuche dieses Landes. Stirbt jemand Schulden hinterlassend, so kann seine Familie sich bloß dadurch vor der stillschweigenden Uebernahme aller Verbindlichkeiten schützen, daß sie den Toten abseits vom Dorfe unter freiem Himmel auf ein Gerüst legt und den Gläubigern sagt: „Dort liegt er, geht hin und laßt euch von ihm selbst bezahlen!“ Wer den Leichnam beerdigt oder auch bloß vom Gerüst herunternimmt, tritt dadurch in alle Verbindlichkeiten des Verstorbenen ein und mancher Europäer, der sich auf die anscheinend leichteste Weise ein Negerskelett aneignen wollte, hat dasselbe später recht teuer bezahlen müssen.

Noch ehe man nach Agué gelangt, muß bei einem eingebildeten, d. h. in Wirklichkeit nicht vorhandenen Zollzaun eine Flasche Genever gezahlt werden, die man, um den Zollbeamten — der danach tauchen muß — ein wenig zu necken, ins Wasser zu werfen pflegt. Das kleine Königreich Agué (von den Engländern Aghwey geschrieben) hat nach langem Kriege gegen Pedro Quadjo (1861), wobei dieser den größten Teil seines Vermögens einbüßte, seine Unabhängigkeit bewahrt, wird aber durch den vom Schlagfluß gerührten König Atande und seinen sogenannten Kriegsminister Todegereapu in solch schwächlicher Weise verwaltet, daß die Schwarzen selbst ihrem

Verlangen nach strammerem Regiment offen Ausdruck geben. Keiner von den kleinen Königen dieser Küste vermag die Nordgrenze seines Gebiets anzugeben, die französischen Missionare versicherten mir aber, daß Agué sich nordwärts bloß bis Akraku erstrecke, einem zwischen Agué und Groß-Povo landeinwärts gelegenen Orte, den man in 5—6 Stunden in der Hängematte erreichen könne.

Die Hauptstadt Agué, von den Schwarzen Azigo genannt, deren Einwohner größtenteils aus Klein-Povo, zum kleineren Teil aus Dahome und dem Innern eingewandert sind, ist mit ihren 9000 Bewohnern nächst Weida der volkreichste Ort an der Sklavenküste. Europäische Faktoreien und europäischen Handel gibt es in Agué nicht, wohl aber zieht sich hieher alles, was das allzu grelle Licht der Kultur scheut, namentlich Portugiesen und Mohammedaner. Agué spielt für ehemalige Sklavenhändler, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben, namentlich die aus Brasilien eingewanderten, genau dieselbe Rolle, wie Wiesbaden für pensionierte Offiziere.

Unter allen Nationen Europas hat sich keine so gut wie die Portugiesen auf die einzig richtige Behandlung des Negers (rücksichtslose aber gerechte und sozusagen patriarchalische Strenge ohne allzu große Vertraulichkeit) verstanden, aber — seltsamer Gegensatz — keine einzige ist während dieser Erfolge und durch diese Erfolge so tief gesunken. Der Einfluß der Portugiesen hat alle Sitten und Gebräuche der Küstenbewohner bis weit ins Innere hinein mit spezifisch portugiesischen Kulturformen durchtränkt und insofern, obwohl zur Zeit die Machtstellung Englands und Frankreichs unendlich viel größer ist, dennoch etwas Dauerhafteres geleistet, als alle andern europäischen Nationen miteinander. Aber die Portugiesen selbst sind dabei zu Negern geworden, sind auch, wo sie noch halbwegs ihre weiße Hautfarbe bewahrt haben, zu der denkbar traurigsten Rolle, zu gänzlicher Machtlosigkeit, ja, sogar zu Fetischdienst, Vielweiberei und Geschwisterehen herabgestiegen. Auch Engländer, Franzosen und Deutsche zeigen sich den Töchtern des Landes gegenüber nichts weniger als zurückhaltend, aber sie bewahren doch stets ihr europäisches Aristokratentum, sie kehren nach so und so viel Jahren wieder in ihre Heimat zurück, um durch neue Ankömmlinge, die noch keine Negergebräuche angenommen haben, ersetzt zu werden. Für den Kulturhistoriker gibt es nichts Inter-

eſſanteres, als jene beſonders zahlreich in Agué und Weida vertretene Menſchenklaſſe, die ſich Portugieſen nennt. Die leichten, angenehmen Umgangsformen und der Anſpruch auf Europäertum ſind nebſt der Sprache dieſen Leuten geblieben, aber die Hautfarbe wechſelt vom reinen Gelbweiß des Südeuropäers bis zum dunkelſten Braunſchwarz, das ſich überhaupt unter Negern vorfindet. Die Kleidung der Damenwelt wechſelt von allerlei Anklängen an Pariſer Toilette (wie z. B. der Federhut) bis zum einfachen Shlips der Negerjungfrau. Und doch unterzeichnete man kürzlich das zu einem Balle einladende Rundſchreiben (da Klaviere ſich in dieſem Klima nicht halten, ſo ſpielte man auf einem Harmonium) mit den Worten: „Die Blüte der Geſellſchaft von Agué“.

Eine andre weit zahlreichere und die Ausbreitung europäiſch-chriſtlicher Kultur ſtark gefährdende Bevölkerungsſchicht ſind die teils von Lagos, teils aus dem Innern eingewanderten Mohammedaner, die man ſofort an ihren wallenden hellblauen oder roſaroten, jedenfalls bunten und ſchlafrockähnlichen Gewändern erkennt. Wenn die evangeliſchen und katholiſchen Miſſionare ohnehin ſchon wenig genug bei den wie die Kinder in den Tag hineinlebenden, dem Fetiſchdienſt huldigenden Negern erreichen, ſo ſtellt doch das Auftreten des Islams jeder chriſtlichen Propaganda einen noch viel ſtärkeren, ja geradezu unüberwindlichen Damm entgegen. Meines Wiſſens hat noch niemals unter den Negern das Chriſtentum erfolgreich mit dem Islam zu wetteifern vermocht. Leider begünſtigt die engliſche Kolonialpolitik in Weſtafrika das kulturfeindliche Element des Islams, wo und wie ſie nur kann, und es iſt nicht ihr Verdienſt, wenn neuerdings durch die Schandthaten der mohammedaniſchen Hauſſas die Religion Mohammeds unter den Eingebornen an Anſehen verloren hat. Die franzöſiſchen Miſſionare könnten in dieſer Hinſicht für parteiiſch gehalten werden, aber auch andre jedenfalls unparteiiſche Leute bezeichnen das islamitiſche Element von Agué mit dem Geſamtnamen „Kanaille“. Eins kann allerdings nicht geleugnet werden, daß nämlich jene hohe Entwickelung des Ackerbaus, die ſich jenſeits der Lagune gerade bei Agué vorfindet und das Fehlen des Handels weniger fühlbar macht, teilweiſe den eingewanderten Mohammedanern zugeſchrieben werden muß.

Wenn die franzöſiſch-katholiſche Miſſion von Agué (missions

africaines de Lyon) sich unter Eingebornen und Europäern eines größeren Ansehens erfreut als die englisch-wesleyanische, so ist das vorwiegend dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse ohne Unterschied der Nationalität bloß liebenswürdige, gebildete, hochbegabte und vor allem duldsame Leute herausſendet. Man mag als Deutscher oder Franzose, als Protestant oder Katholik zu den Missionen von Agué, Weida, Porto Novo, Lagos u. s. w. kommen, so wird man doch stets dieselbe herzliche Aufnahme finden und mit völliger Unparteilichkeit durch Rat und That unterstützt werden. Allerwärts auf der Erde, wo ich Missionare gefunden, leben dieselben in geheimem Kriege mit den Kaufleuten, aber für die Missionare von Agué, die ihnen nicht selten durch ärztliche Hilfe beigestanden haben, zeichnen auch protestantische Kaufleute recht gern ihre Beiträge. Dem gegenüber machen sich die Wesleyaner dadurch verhaßt, daß sie ihre Stationen stets dort errichten, wo andre Leute — seien es nun die protestantisch-deutschen oder die katholisch-französischen Missionare — bereits vorgearbeitet haben. Auch besetzen sie ihre Missionen fast ausschließlich mit Schwarzen, die weder durch Würde noch durch Bildung hervorragen und eine jedes Anstandes entbehrende Propaganda für England betreiben.

Die Kleidung der französischen Missionare unterscheidet sich durch ein langes weißwollenes Gewand von derjenigen der übrigen Europäer; den weißen Tropenhelm haben sie mit diesen gemeinsam. Sie haben ihr früheres sehr bescheidenes Wohnhaus neuerdings durch ein stattliches zweistöckiges, der Seebrise besser zugängliches ersetzt und daneben eine schöne Kirche aus Ziegeln errichtet. In den zur Mission gehörigen Schulen werden von den „Pères“ gegen 80 Knaben und von den „Soeurs“ gegen 60 junge Mädchen, und zwar in portugiesischer Sprache unterrichtet.

Die Leistungen der großen „Baseler Missionsgesellschaft“ und der kleinen „Norddeutschen Missionsgesellschaft“ sind nur hoch anzuerkennen; nur möchte ich erwähnen, daß mir gemäß meinen in verschiedenen Erdteilen gesammelten Erfahrungen der Grundfehler aller deutsch-protestantischen Missionsthätigkeit darin zu bestehen scheint, daß sie sich, obwohl mit deutschen Geldmitteln arbeitend, krampfhaft an die Rockschöße der Engländer anklammert. Für die Goldküsten-Kolonie gilt das nicht, obwohl

der Verlauf der Weltgeschichte es so mit sich gebracht hat, daß auch dort die deutschen Missionare für England arbeiten, aber im östlichen Teile von Südafrika und auch anderwärts ist man mehrfach so weit gegangen, die deutschen Missionare geradezu als Abtrünnige und Verräter an den großen Zielen unsres Volkes zu bezeichnen. Wenn, wie das hoffentlich zu erwarten steht, auch in dem nunmehr unter deutschem Schutze stehenden Togogebiete (für das ja die Bremer Mission im benachbarten Lande schon so tapfer vorgearbeitet hat) eine protestantische Missionsthätigkeit beginnt, so möge man schon um des eignen Erfolges und der dann jedenfalls reichlicher fließenden Unterstützungen wegen das nationale Banner entrollen, nicht unduldsam wie die Wesleyaner, sondern in dem Sinne, daß, wenn Deutsche ihr Geld für eine deutsche Mission hergeben, alsdann auch die christliche Kultur in deutschem Gewande gelehrt und nicht bei jedem politischen Anlasse unter Hintansetzung der deutschen Interessen mit den Engländern geliebäugelt werde.

Auch mögen die Vorsteher und Leiter unsrer Missionsgesellschaften sich noch eine andre Lehre zu Herzen nehmen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, zu ergründen, woher denn eigentlich die in Südafrika, in der Südsee, in Indien, überhaupt allerwärts, wo es Missionare gibt, sich findende Feindschaft zwischen ihnen und den Kaufleuten herrührt. Der Grund scheint mir folgender zu sein. Der Kaufmann sagt zu den Eingebornen: „Ich bin der Herr und ihr seid die Diener. Bis auch ihr einmal Herren werdet, müßt ihr euch noch recht tüchtig plagen.“ Eins der wirksamsten Mittel der Missionare, Schüler herbeizuziehen, besteht aber darin, daß man ihnen erklärt, „vor Gott seien alle Menschen gleich“. Der Eingeborne überträgt diesen christlich-humanen Lehrsatz vom moralischen Gebiete auf das thatsächliche und glaubt nunmehr dem Europäer gleichzustehen. Es gehört ja schon ein ziemliches Maß von Bildung dazu, um zu verstehen, daß es trotz aller Gleichheit vor Gott dennoch Standesunterschiede geben kann. Die Kaufleute auf Java und in Niederländisch-Indien überhaupt erklären, daß der Eingeborne, der Christ geworden oder, falls er schon Mohammedaner sei, eine Reise nach Mekka gemacht habe, fernerhin, wenn nicht gerade ein Spitzbube, so doch für jede nützliche Thätigkeit verloren sei. Besonders unter Negern, die zwischen den zwei Extremen des blinden Gehorchens und der dünkelhaf-

testen Selbstüberhebung keinen Mittelweg zu finden wissen, würde es ein selbstmörderisches Beginnen sein, den durch die negerfreundliche Rechtspflege in den englischen Kolonien mehr als überflüssig genährten Dünkel der Schwarzen auch noch vermittelst der Religion zu vermehren. Demut und Bescheidenheit sind diejenigen Eigenschaften, die dem Neger gerade, wenn er einige Brosamen europäischer Kultur aufgelesen hat, am meisten not thun.

Ueber jene Religionsanschauungen des Negers, an deren Stelle durch die Thätigkeit der Missionare das Christentum treten soll, habe ich in verschiedenen Büchern die verschiedensten Ansichten vertreten gefunden. Interessant war es mir, die auf diesen Punkt sich beziehenden Veröffentlichungen der Missionare von Quitta mit denjenigen der Missionare von Ague zu vergleichen, um so interessanter, da beide Teile bloß bei verschiedenen Zweigen ein und desselben Volkes ihre Studien gemacht haben. Beide stimmen darin überein, daß der Neger anstatt, wie man früher behauptete, in seinen Fetischen die Materie anzubeten, einen ganzen Olymp von Göttern und Göttinnen, von Untergöttern und Untergöttinnen, von Genien und Heroen besitze, daß man an Stelle der rohen Fetisch-Götzen bloß die Meisterwerke griechischer Kunst zu setzen brauche, um ein Gegenstück der griechisch-römischen Mythologie vor sich zu haben. So weit also stimmen die aus protestantischer Quelle fließenden Angaben mit den katholischen überein und auch darin, daß der Neger über alle seine andern Götter ein höchstes Wesen setze, das so sehr gut sei, daß man sich gar nicht damit zu beschäftigen brauche. Aber die Missionare von Quitta nennen dieses höchste Wesen Mawu, die Missionare von Agué nennen es Olorun und betreffs aller übrigen Götter gehen die Angaben so weit auseinander, daß ich auch nicht einen davon in beiden Götterſystemen wiederzufinden vermocht habe. Es scheint, daß der Neger in allen möglichen Erscheinungen der Natur die Aeußerungen göttlicher Wesen erblickt und ebenso leicht neuen Phantasiegebilden den Eintritt in seinen Götterkreis gestattet, wie er ältere wieder vergißt.

Manche Reisende haben dieses Religionssystem „spiritualistisch“ genannt, obwohl man meines Erachtens mit demselben Rechte das griechische so nennen könnte. So viel ist aber sicher, daß alle jene Götter, zu denen der Neger betet und denen er

Opfer darbringt, eines der wesentlichsten Attribute der Göttlichkeit, nämlich der Güte und Barmherzigkeit, entbehren. Als sich einmal meine Hängemattenträger, trotzdem ich sie mit Geschenken überhäufte, sehr nachlässig und ungezogen benommen hatten, wurde ich erstaunt gefragt, weshalb ich sie denn nicht geprügelt hätte, und es wurde daran folgende, für den Charakter des Negers wirklich sehr bezeichnende Bemerkung geknüpft. Gott, hieß es, sei nach Ansicht der Schwarzen sehr gut, so gut sogar, daß man sich gar nicht um ihn zu bekümmern brauche. Dem Teufel aber oder vielmehr den verschiedenen Teufeln bringe man Opfer dar, damit sie sich nicht unliebenswürdig erwiesen. Es leuchte ein, daß der Weiße sich besser dabei stehen werde, wenn er dem Neger gegenüber die Rolle des Teufels, als wenn er diejenige des guten Gottes spiele.

Möge mich der geneigte Leser nach dieser Abschweifung auf der weiteren Fahrt nach Abanage und Groß-Povo begleiten. Nach dem Festlande hin zweigen sich mehrfach Seitenkanäle ab, betreffs deren niemand zu sagen weiß, ob sie Wasserläufe oder Sacklagunen darstellen. Abanage selbst, die 1500 Einwohner zählende Hauptstadt des kleinen Reiches Groß-Povo, liegt am westlichen Ufer der bedeutendsten dieser Abzweigungen, die den Namen Agome-Fluß führt und bis weit ins Innere hinein einen für Boote und Kanoes fahrbaren Wasserweg darstellt. Noch ehe wir zu jener Abzweigung gelangten, mußten wir bei einem ebenfalls bloß eingebildeten und thatsächlich nicht vorhandenen Zollzaun abermals eine Flasche Genever opfern. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber oberhalb Abanages hatte man neuerdings im Widerspruch zu den vom König Njamle mit den Kaufleuten abgeschlossenen Verträgen den Agome-Fluß durch einen den Handel stark schädigenden Zollzaun abschließen lassen. Da jedes Kanoe, ungerechnet alle sonstige Willkür, beim jedesmaligen Passieren des Zauns $1\frac{1}{2}$ Dollar (6 Mk.) bezahlen sollte, so wurden, nachdem Dutzende von Kanoes, auf eine Aenderung hoffend, Tage lang vor dem Zaun gewartet hatten, gar keine Landeserzeugnisse mehr den Agome-Fluß abwärts befördert, worunter der Handel von Groß-Povo nicht wenig zu leiden hatte. Njamle samt den Häuptlingen hatte zwar seiner Zeit dem Kommandanten der Sophie, als derselbe mit 40 Mann an Land gehend, von den Eingebornen selbst die Zollzäune bei Groß-Povo und Hevey wegreißen ließ, das Versprechen geben

müssen, künftig die Verträge innehalten zu wollen. Seit sich nun aber schon so lange kein deutsches Kriegsschiff mehr gezeigt hatte, war man wieder kühner geworden und hatte, in allabendlichen Palavers sich erhitzend, die Drohung laut werden lassen, daß man hinreichend Pulver und Steinschloßgewehre besitze, um, wenn abermals ein deutsches Kriegsschiff käme, Widerstand zu leisten.

Als ich in Begleitung des Hauptagenten einer deutschen Firma das Boot verlassen hatte, und zu einer der von Mulatten verwalteten deutschen Zweigfaktoreien gegangen war, um mit Bleistift und Kompaß eine Skizze der Lage von Abanage aufzunehmen, machte man mich auf das augenscheinliche Interesse aufmerksam, welches die von allen Seiten herbeieilenden und nur zuschauenden Eingebornen dieser meiner Thätigkeit entgegenbrachten. Nachdem der vorhin erwähnte Hauptagent neue Erkundigungen über neue Zollplackereien eingezogen hatte, ließ er den König Njamle zu einer Unterredung berufen, der auch ich beiwohnen möchte. Njamle, ein Mann in mittleren Jahren, erschien, begleitet von einer großen Menschenmenge, in blau und weiß gestreifter Schlafmütze, weißer Toga und ein paar klappernden Eisenringen am Handgelenk. Der Hauptagent aber befahl hinter dem König und einem ihn begleitenden Ratgeber die Thore des Hofes zu schließen, damit das Gedränge uns nicht belästige. Dem Könige schien dabei, trotzdem sofort einige Flaschen Bier herbeigebracht wurden, nicht ganz wohl zu Mute zu sein; er ließ, während ich stillschweigend bloß ab und zu verständnisinnig mit dem Kopf nickte, durch den Mund des als Dolmetscher wirkenden farbigen Faktoreihüters erklären, daß er sich der Nichtberechtigung des neuen Zollzauns wohl bewußt sei, daß aber andre Leute denselben gemacht hätten und daß er, da gerade diese Leute seine Herrschaft untergraben wollten, machtlos sei, den sowohl den Kaufleuten als dem Kommandanten der Sophie gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Während dessen entstand draußen ein gewaltiger Tumult und die Schwarzen der Faktorei berichteten, daß das Volk die Thore eindrücken wolle, weil es überzeugt sei, ich wolle den König gefangen nehmen. Die Thore wurden nun ein wenig geöffnet, um der Menschenmenge zu zeigen, wie wir alle gemütlich beim Bier saßen, und der König schied nach ernstlichen Ermahnungen des Hauptagenten mit dem Versprechen, am

folgenden Morgen seinem Volke in großem Palaver die Sache abermals ans Herz zu legen.

Um nicht später wieder darauf zurückkommen zu müssen, will ich gleich hier den weiteren Verlauf der Sache erzählen. Drei Tage später war der streitige Zollzaun verschwunden, und als ich von meiner Reise durch das Königreich Dahome zurückkehrend wieder nach Groß-Povo kam, beglückwünschten mich die dortigen Kaufleute, weil das Erscheinen eines einzigen Weißen, von dem die Leute gewußt hätten, daß er kein Kaufmann sei, hingereicht habe, um eine seit langer Zeit Aergernis und Streit erregende Angelegenheit in befriedigendster Weise zu schlichten. Wäre der Zaun auf dem Agome-Fluß nicht so bald schon entfernt worden, so würden auch andre Ortschaften im Reiche Groß-Povo, namentlich das große Dorf Hevey, das Beispiel der Abanage-Leute nachgeahmt haben.

Die politischen Verhältnisse von Groß-Povo sind zwar weniger verwickelt als diejenigen von Klein-Povo, aber doch auch nicht gerade besonders wohl geordnet. Njamle ist allerseits als König anerkannt worden, hat aber, weil er ein armer Mann ist, noch immer nicht die üblichen Festlichkeiten veranstalten lassen, was sein Ansehen ein wenig beeinträchtigt. Hieraus sucht ein hinterlistiger, einen großen Reichtum an Sklaven besitzender Häuptling von Abanage, namens John Doe, Vorteil zu ziehen, indem er gleichzeitig dem Volke erzählt, daß ein neuer König für die von seinem Vorgänger eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr haftbar sein würde. Der Handel leidet unter diesen schwankenden Zuständen, und selbst der Hauptagent eines französischen Hauses in Groß-Povo erklärte, daß er das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes nicht ungern sehen würde. Um fernerhin blühen zu können, bedarf der Handel vor allem einer feststehenden Herrschergewalt, an der nicht mehr jeden Augenblick gerüttelt werden darf. Um dieses Ziel zu erreichen, um in diesen kleinen Staatsgebilden einen und denselben Herrscher am Ruder zu halten, bedarf es bloß einer kleinen, wenn auch nur moralischen Unterstützung, wie sie sich durch Verträge und das gelegentliche Erscheinen eines Kriegsschiffes sehr leicht herstellen ließe, falls man nicht zu lange damit zögert. Njamles Reich erstreckt sich in östlicher Richtung bis zur Grenze von Dahome und ebenso wie frühere Könige von Gredji in Klein-Povo besondere Häuptlinge und Kabusiers eingesetzt haben, ebenso

schaltet in Hevey der Häuptling Quaku und in Groß-Povo der Häuptling Yaya, der den Titel „Schascha" (portugiesisch Chacha) oder „Beschützer der Weißen" führt. Ihre vertragsmäßigen Zollgebühren zahlen die deutschen Firmen an Njamle, die Firma Regis Aîné an Quaku und die Firma Fabre u. Co. an John Doe.

Die weitere Fahrt von Abanage nach Groß-Povo entrollte nur eines der lieblichsten Landschaftsbilder, die ich bisher an dieser Küste gesehen. Nirgendwo sonst ist die Lagune so vielverzweigt, so inselreich wie gerade hier. Dazu kommen die zahlreichen Palmen, schlanke Kokospalmen sowohl wie die eleganteren und üppigeren Oelpalmen, die hier so dicht stehen, daß man regelrechte Wälder vor sich hat; die schmalen und sehr tiefen Kanäle, die zwischen diesen palmenbestandenen Inseln hindurchführen, sind wahre Kabinettsstücke von landschaftlicher Schönheit und würden, wenn man ein Stück herausschneiden und in einen botanischen Garten Deutschlands versetzen könnte, dem kühnen Unternehmer zu einem fürstlichen Vermögen verhelfen.

Obwohl ich bei Abanage zur Zeit keinerlei Strömung im Agome-Fluß wahrzunehmen vermochte, so verursachen doch einesteils die von diesem Flusse abwärts geführte Wassermasse, anderseits der hinter Groß-Povo liegende Ausfluß der Lagune, daß in der Richtung von Abanage nach Groß-Povo eine nicht unbeträchtliche Strömung in der Lagune selbst bemerkbar wird. Der Agome-Fluß war mir um dessentwillen besonders interessant, weil man seinem Laufe folgend und dann weiter nordwärts den Landweg einschlagend nach Atakpame gelangen würde, jener Stadt, die nach den übereinstimmenden Angaben der landeskundigen Eingebornen genau nördlich vom Togo-Gebiet und bloß in Büchsenschußweite von der Westgrenze des Königreichs Dahome liegt. Atakpame, wo es schon ebenso wie in Sallaga Pferde in größerer Anzahl gibt und wohin auch zeitweilig Kamel-Karawanen kommen, ist von dem inzwischen verstorbenen Bremer Missionar Hornberger besucht worden, der von den nördlichsten Stationen der Norddeutschen Missions-Gesellschaft aus eine Reise in das unbekannte Gebiet nach Nordosten hin antrat. Hornberger kehrte auf dem nämlichen Wege wieder zurück. Das ganze zwischen seiner Reiseroute und der Küste gelegene Gebiet ist bis zu diesem Augenblick — von meiner eignen kleinen Expedition abgesehen — noch von keinem Weißen betreten worden und dem entsprechend gänzlich unbekannt geblieben.

Es würde mich überaus glücklich gemacht haben, wenn es mir beſchieden geweſen wäre, die Nordgrenze des deutſchen Schutzgebietes feſtzuſtellen, und dieſes Ziel würde ich unzweifelhaft erreicht haben, wenn ich bis Atakpame hätte vordringen können. Es war mein Plan alsdann, von Atakpame aus den Rückweg gerade nach jenem Dorf Agóme (nicht zu verwechſeln mit Agomé) zu richten, wo man früher mein weiteres Vordringen nach Norden gehemmt hatte. Ueber die Reiſe nach Atakpame habe ich mit unendlicher Mühe jene wenigen Erkundigungen eingezogen, die an der Küſte zu erlangen waren. Die Ausführung der Reiſe iſt mir aus Gründen, die den Leſer nicht intereſſieren werden, zum Teil auch wegen des Argwohns der hinter Abanage wohnenden Händler verſagt geblieben. Für meine etwaigen Nachfolger aber möchte ich erwähnen, daß man laut der mir gewordenen Angaben in einer Woche zu Waſſer (d. h. im Kanoe) bis Togo-tonu gelangen kann, wobei rechts und links vom Wege die Ortſchaften Adame, Pondave, Batonu, Agome-Seva, Akbetiko, Djonujui, Agome-Gloſe, Atieme, Ahoho, Dedepque, Topli, Eſſe, Jodji, Medenta und Alovi-Kote paſſiert werden. Von Togo-tonu aus daure die weitere Reiſe über Land bis Atakpame abermals eine Woche, wobei rechts und links vom Wege folgende Ortſchaften liegen blieben: Aliſaji, Pakko, Ahoma, Adonqueji, Holodu, Adidevo, Wuedeme, Tukadahui, Atjanu, Lohume, Sahue, Dahe, Edre, Omako, Kotafong, Adjo, Dobo, Sahomi, Hueiogbe, Gezen, Kuve und Lagada.

Als wir uns an dem 1500 Einwohner zählenden, am Süduſer der Lagune gelegenen Dorfe Muſuke (portugieſiſch Muſuquem) vorbeifahrend dem Orte Groß-Povo näherten, fiel mir die beträchtliche Anzahl des auf den Inſeln der Lagune und auf dem Feſtlande weidenden Rindviehs auf. Im ganzen Togo-Gebiet gibt es — außer einigen Kühen zu Porto Seguro — kein Rindvieh und zwar wie mir die franzöſiſchen Miſſionare erzählten deshalb nicht, weil der dortige Fetiſchdienſt das Züchten von Kühen und Ochſen verbiete. Hier aber ſoll man ſehr ernſtlich auf die Vermehrung der Herden bedacht ſein und damit ſchon recht ſchöne Erfolge erzielt haben.

Die beiden franzöſiſchen Faktoreien von Groß-Povo (die beiden deutſchen ſollen umgebaut und vergrößert werden) ſind gar nicht übel, aber das 1500 Einwohner zählende Dorf ſelbſt, bei dem die Lagune auch ganz dicht an das Meer herantritt,

iſt ſo unſauber wie nur irgend eines unter den Küſtendörfern. Auch ſteht die Bevölkerung, ebenſo wie diejenige des ſich öſtlich an Groß-Povo anſchließenden Dorfes Belfa, in dem Rufe, viel roher zu ſein als diejenige von Klein-Povo; es ſind die Flüchtlinge aus andern Ortſchaften, der Auswurf, was ſich hier angeſiedelt hat.

Obwohl alle Neger dieſer Küſte den Schlangen eine gewiſſe Verehrung widmen, ſo iſt dennoch Groß-Popo der weſtlichſte Ort bis zu dem ſich der Schlangenkultus von Dahome erſtreckt. Derſelbe tritt aber in Groß-Povo faſt noch auffallender hervor als in Weida, weil die gewaltige Boa Konſtriktor, die zu der Klaſſe der heiligen und giftloſen Schlangen gehört, hier bei weitem häufiger vorkommt. Noch in Agué dürfte jeder Weiße es ohne beſonders große Gefahr wagen ein ſolches Tier zu töten, in Groß-Povo dagegen würde er ſich dadurch ein ſchlimmes Palaver auf den Hals laden und ſich bloß mit großen Summen wieder freikaufen können. Häufig genug melden, nicht ohne Erregung, die Kru-Jungen, daß im Hofe, im Magazin oder wo immer es ſei, eine Boa Konſtriktor ſich befinde. Aber anſtatt ſie totſchießen zu dürfen, muß der Weiße alsdann einen Fetiſchprieſter rufen laſſen, der mit kühnem Griff die Schlange im Nacken packt, ſie in einen Sack ſteckt und zur Schlangeninſel befördern läßt, welche hier, ſoweit ich darüber Aufſchluß erhalten konnte, die Stelle des Schlangentempels von Weida zu vertreten ſcheint. Trotz aller Heiligkeit der nichtgiftigen Schlangen haben die in Groß-Povo wohnenden Europäer (aber noch niemals diejenigen von Weida) doch ſchon mehrfach beſonders ſtattliche Exemplare der Boa erſchoſſen und in der nächſtfolgenden Nacht von Kru-Jungen, denen die Schlangen nichts weniger als heilig ſind, in den See werfen laſſen. Solcher Schlangenkultus mag ſeltſam erſcheinen, aber es gibt in Weſtafrika noch weit ſeltſamere Dinge. Man denke ſich z. B. eine Veſtalin mit Cylinderhut, einem Shlips um die Hüften und Waſſerſtiefeln von einem geſtrandeten Schiffe.

Neuntes Kapitel.

Handel und Klima der Sklavenküste.

(Die Ausfuhrartikel. — Palmöl und Palmkerne. — Die Zubereitung des Oels. — Erzeugnisse des Innern. — Bambusnüsse. — Mais. — Elfenbein. — Einfuhrwaren. — Rum. — Genever. — Tabak. — Manufakturwaren. — Lome. — Bagida. — Klein- und Groß-Povo. — Geld. — Tauschhandel. — Kredit. — Zölle. — Geschichte des Handels. — Die deutschen Firmen. — Sklavenhandel. — Aussichten für deutsche Kaufleute. — Native Clerks. — Das Klima. — Pocken. — Fieber. — Die Jahreszeiten. — Die Regenperiode. — Der Harmattan. — Temperatur der Luft.)

Um sich über den Markt und die Bedeutung jenes Gebietes an der Sklavenküste, wo Deutschland seine Flagge gehißt hat, ein eignes Urteil bilden zu können, mögen die nachfolgenden, mühsam zusammengetragenen Daten dienen, die sich jedoch auf das ganze Gebiet der Sklavenküste erstrecken, an der deutsche Firmen Handelsfaktoreien besitzen.

Trotz der Schattenseiten des Klimas, trotz der Trägheit und Unehrlichkeit der Eingebornen werden von der Sklavenküste Landeserzeugnisse in ungeheuren Mengen verschifft, und zwar müssen zwei Ausfuhrartikel, Palmöl und Palmkerne, fast den ganzen Wert der Einfuhr decken. Was aus diesem Lande gemacht werden könnte, wenn ein regsam schaffendes Volk hier lebte, läßt sich heute kaum ermessen. Der freie Neger ist aber weit weniger zur Erzeugung von Gütern als zum Umsatz von Gütern beanlagt. Dieselbe Vorliebe, welche der mit Spanierblut vermischte Indianer Südamerikas der Beschäftigung mit politischen Dingen entgegenbringt, widmet der Neger dem Handel.

Nur ein Druck von außen her wird den Neger veranlassen können, seinem Boden außer dem Ertrage der mühelos gedeihenden Oelpalmen auch noch andre Erzeugnisse abzuringen.

Jene waldartigen Ansammlungen von Oelpalmen, denen das zum Markte gebrachte Oel entstammt, beginnen bei Quitta, Lome, Bagida und Klein-Povo etwa 20 bis 30 km abseits von der Küste im Innern, bei Groß-Povo und Weida treten aber die Palmenwälder viel dichter an die Küste heran, und wer dort eine Lagunenfahrt macht, wird sich von den eleganten Formen der Oelpalmen, namentlich wenn hoch aufgeschossene und noch jüngere Exemplare zu einer Gruppe vereinigt sind, entzückt fühlen. Die im reifen Zustande rotschwarzen Palmnüsse gleichen in der Form einer großen Eichel und werden durch Kochen oder eine Art von Gärung so weich, daß die Eingebornen — es geschieht das meistens in alten Kanoes und mit den Füßen — das Oel daraus auszupressen vermögen. Die härteren, ebenfalls ölhaltigen Kerne gleichen in der Form einem Sperlings-Ei; sie sind weit härter als Mandeln, aber doch nicht so hart, daß man sie nicht mit dem Messer zu durchschneiden vermöchte.

Das Oel wird meistens schon von denjenigen, die es herstellen, mit Wasser und Erde verfälscht, bis es endlich, durch so und so viel Hände seinen Weg nehmend, zur Küste gelangt. Hier muß es alsdann in den Faktoreien durch Kochen von Schmutz und Wasser gereinigt werden. Bloß in Weida und Lagos wird den Kaufleuten reineres und unverfälschtes Oel angeboten, weshalb denn auch Weida- und Lagos-Oel etwas höher im Preise steht als alles übrige. Da es hierzulande keine andern Transportmittel gibt, als den Menschen selbst, so wird alles Oel, werden alle Palmkerne auf den Köpfen der Eingebornen herbeigeschleppt. Meist sind es Weiber, die in langen Zügen mit thönernen oder aus Kürbisschalen gefertigten Kalebassen auf dem Kopfe zu den Faktoreien kommen. Die Mengen Oel, die ein jedes dieser Marktweiber mit sich schleppt, sind meistens sehr klein, häufig nicht größer als eine halbe Gallone. Und doch haben vor kurzem, von Westafrika kommend, in einer Woche nicht weniger als 600000 Gallonen Oel Madeira passiert — allerdings ein außergewöhnliches, von einer außergewöhnlich guten Ernte herrührendes Vorkommnis, welches denn auch in Europa die Oelpreise ein wenig gedrückt hat.

An einigen wenigen Plätzen, unter denen in erster Linie Weida zu nennen ist, beginnt sich immer mehr der Gebrauch Bahn zu brechen, daß einheimische „Traders“ für einen gewissen Betrag Waren erhalten und Oel oder Kerne dafür einkaufen, so daß die Faktoreien sich nicht mit dem Einkauf im kleinen, sondern bloß mit dem Versand ganzer Fässer zu befassen haben.

Küfer in der Faktorei Wölber u. Brohm, nebst Familie.

Das Oel ist sowohl vor wie nach dem Kochen sehr verschieden in Bezug auf Farbe, Schwere und Konsistenz. Es gibt gelbes, rotbraunes und sogar schwärzliches Oel, es gibt Oel, von dem 300, und es gibt solches, von dem 320 Gallonen auf eine Tonne (1000 kg oder 2240 Pfund englisch) entfallen, es gibt Oel, das auch nach dem Kochen vollkommen flüssig bleibt, und es gibt andres, welches in den Fässern bis zur Härte von

europäischer Butter oder sogar von Stearin erstarrt. Die Fässer, deren Dauben und Reifen aus Europa kommen, die aber hier von schwarzen Küfern zusammengesetzt werden, müssen vor dem Versand, um der Sonnenglut besser zu widerstehen, weiß gekalkt werden. In Europa bereitet man aus dem solchergestalt verschifften Oele Seife, Parfümerien, Stearin u. s. w. Das Oel der Palmkerne ist wertvoller als das aus den fleischigen Teilen der Palmnuß gewonnene Oel; da aber hier im Lande die Einrichtungen zum Auspressen der sehr harten Palmkerne fehlen, so werden dieselben, nachdem man sie von den betrügerischerweise beigemengten Schalen und Steinen gereinigt und auf steinernen Tennen abermals getrocknet hat, ohne weiteres in alten Salz- oder Kaffeesäcken nach Europa verschifft. Der Preis für Kerne stellt sich an Ort und Stelle auf 180 bis 200 Mk. für die Tonne, der Preis für Oel 1 ½ Mk. die Gallone oder etwa 500 Mk. die Tonne.

Nun gibt es für Oel und Kerne sowohl gute Ernten als auch Mißernten; aber auch in einem und demselben Jahre werden nicht in allen Monaten gleich viel Oel und Kerne angeboten. Das Angebot von Kernen verteilt sich etwas gleichmäßiger über alle Monate, für Oel aber gibt es zwei Saisons: eine große im März und April, eine kleine im November, Dezember und Januar. Die Kaufleute wissen sehr gut mit diesen Saisons zu rechnen und verwahren ihre Neuheiten, namentlich in Manufakturwaren, stets für den Zeitpunkt auf, wenn die Kaufkraft der Eingebornen am größten ist. Auch der Wasserstand der Lagune ist von großem Einflusse auf das Produktengeschäft; sobald die Lagune bei Quitta sehr hoch steht (was aber in den letzten Jahren nicht mehr der Fall war), blüht dort das Geschäft, weil die Lage der Oel erzeugenden Ortschaften zur Lagune derart ist, daß ein hoher Wasserstand den Transport erleichtert. Sobald aber bei Klein-Povo die Lagune recht voll ist (was in letzter Zeit mehrfach der Fall war) stockt dort das Geschäft, weil alsdann einige von den Marktweibern mit Vorliebe benutzte Straßen überschwemmt werden. Da der Neger den Wert der Zeit noch nicht kennen und schätzen gelernt hat, so ist es den mit den Landeserzeugnissen aus dem Innern Kommenden ziemlich gleichgültig, ob sie zu einem näheren oder zu einem etwas entfernteren Küstenplatze gehen. Wenn der Neger an dem entfernteren Küstenplatze die benötigten Waren um eine

verschwindende Kleinigkeit billiger zu erlangen hofft, so wird ihn die Entfernung nicht abschrecken. So kommen nach Lome häufig Händler von Agotime (3 Tagereisen) oder von Sallaga (10 Tagereisen); aber diese selben Händler erscheinen in Quitta oder Bagida, sobald an diesem oder jenem Platze diese oder jene Firma den Preis ihrer Waren etwas niedriger gestellt hat.

Trotz aller Trägheit sind die Schwarzen auf Geld oder Geldeswert versessen wie ein Armenier; zu einem Vermögen aber bringen sie es nur selten, da sie das Erworbene nicht zusammenzuhalten vermögen. Auch fehlt es den Schwarzen, die in Nachahmung europäischer Vorbilder als Kaufleute sogar großen Unternehmungsgeist zeigen können, dennoch an eigner Initiative. Da die Kaufleute bloß einen, wenige Hundert Schritte oder höchstens ein paar Kilometer breiten Küstenstreifen kennen und beeinflussen, da sie an der Sklavenküste niemals bis ins eigentliche Innere vordringen, so bleibt die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer des Innern einstweilen ausschließlich den Schwarzen überlassen. Bloß ein geringer Bruchteil von den Erzeugnissen des Innern findet seinen Weg zur Küste, das meiste verkommt unbenutzt oder unbekannt. Die wenigen Europäer, die jemals einen Versuch gemacht haben, neuen Ausfuhrartikeln Bahn zu brechen, oder einiges von den vielen Schätzen, die das Innere zweifellos umschließt, nutzbar zu machen, mußten sich nach herben Opfern enttäuscht zurückziehen. Eine Firma hat allein an Bambusnüssen ein kleines Vermögen verloren. Man benutzt aus andern Erdteilen stammende Bambusnüsse zur Herstellung von Knöpfen u. dergl., die afrikanischen aber, die zu ziemlich hohen Preisen in großen Mengen angekauft worden waren, zeigten, als sie in Europa an den Markt gebracht werden sollten, nicht die erforderliche Härte und erwiesen sich als völlig wertlos. Auch die Ausfuhr von Mais, der hier in ziemlich großen Mengen angebaut wird, hat sich nicht als lohnend erwiesen. Elfenbein wird nur selten angeboten und bei einem andern Ausfuhrartikel, jenen ölhaltigen Araschiden (Groundnuts), die von Senegambien in solch großen Mengen verschifft werden, macht sich die Faulheit der Eingebornen in unangenehmer Weise bemerkbar. Die Kaufleute behaupten nämlich, daß sich der Versand in der Schale nicht lohne (von Senegambien verschifft man allerdings die Araschiden mit der Schale), und doch sind geschälte Früchte ebenso schwer

zu bekommen, wie ungeschälte häufig angeboten werden. Von jenen angeblichen Arzneimitteln, mit denen die Eingebornen sich zuweilen in den Faktoreien einstellen, hat bisher noch keines den Versand gelohnt.

Unter den Einfuhrwaren spielen Rum (von Hamburg), Genever (von Hamburg oder aus Holland), Tabak (von Bremen), Pulver (aus Deutschland und England), Manufakturwaren (fast ausschließlich aus England, da die Deutschen nicht billig genug liefern), Parfümerien (aus Deutschland und England), Eisenwaren (von Solingen, Remscheid u. s. w.), Salz, Schmucksachen, namentlich Perlen, und Steinschloßgewehre (sogenannte Daneguns oder Dänen-Flinten) die Hauptrolle. Der Tabak kommt als eine gute, aber sehr schwere und dem Europäer nicht zuzusagende Sorte, als Blätter in riesige runde Fässer eingepreßt, in den Handel; das Tabakgeschäft im besondern ist eine der stärksten Seiten der Bremer Firma Friedr. M. Viktor Söhne, In andrer Hinsicht wird gerade dieser Firma das Gesamtgeschäft dadurch sehr erschwert, daß sie aus Humanitätsgründen und wegen ihrer Freundschaft für die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft außer Bier und Wein keine Spirituosen führt. Rum und Genever sind aber zwei der beliebtesten Einfuhrartikel, denen sowohl die französischen Firmen wie auch Wölber u. Brohm und C. Gödelt besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Gallone Rum wird zu $1\frac{1}{2}$ Mk., die zwölf Flaschen enthaltende Kiste Gin (etwa $2\frac{1}{2}$ Gallonen) zu $5\frac{1}{2}$ Mk. an die Eingebornen verkauft.

Es liegt in der Natur und Sinnesart des Negers, sehr genau die Quantität aber weniger genau die Qualität zu prüfen. Bei Rumfässern ist es Regel, daß man durch das Spundloch mit ausgestrecktem Daumen die Flüssigkeit erreichen muß. Diese Probe machen aber der Kaufmann und der Neger jeder nach seiner Weise. Auch die kleinen Fäßchen mit Pulver (sogenannte Kegs) werden beim Kaufe gerüttelt, um zu sehen, ob das Pulver nicht feucht geworden ist und aneinander klebt. In Schmucksachen wird der früher nach Afrika hinausgesandte Schund kaum mehr verkauft; schon beginnen echte und ziemlich teure Korallen immer mehr Absatz zu finden. Auch steigt der Bedarf an zweifelhaften Wohlgerüchen, mit denen (und außerdem mit dem einheimischen Mandelöl) die schwarzen Schönheiten sich gern Schultern und Nacken einreiben. Ueber Manufaktur-

waren möchte ich nur hier bemerken, daß für Afrika weit mehr auf richtiges Erraten des Geschmacks und der Mode als auf Dauerhaftigkeit der Gewebe zu sehen ist.

Was die einzelnen Plätze an der Sklavenküste anbelangt, so steckt in dem im deutschen Schutzgebiete liegenden Lome das Produktengeschäft noch in den Kinderschuhen, während jährlich nicht sehr viel weniger als eine Million Mark europäische Waren gegen bares Geld dort umgesetzt werden. Lome ist für Handel gegen bares Geld der bedeutendste Platz an dieser ganzen Küste. Der Grund dieses scheinbaren Mißverhältnisses liegt darin, daß die Eingebornen die Landeserzeugnisse lieber in Quitta u. s. w. verkaufen, wo sie höhere Preise dafür erzielen. Die benötigten europäischen Waren kaufen sie aber mit dem zu Quitta und an andern Plätzen eingenommenen Gelde in Lome, weil europäische Waren dort des fehlenden Zolles wegen billiger verkauft werden können. Während die Einfuhr von Lome sich dem Werte nach wie gesagt auf etwa eine Million Mark stellt, versendet der Platz in guten Monaten bloß etwa 75 Tons Kerne und 75 Faß Oel (gleich 45 Tons), in schlechten Monaten aber etwa 15 Tons Kerne und 60 Faß Oel.

In Bagida ist das Produktengeschäft schon bedeutender; man verschifft dort monatlich bis zu 150 Tons Kerne und 100 Faß (60—70 Tons) Oel. Die Eingebornen kaufen dort aber auch viele Waren und die gesamte Einfuhr an europäischen Industrie-Erzeugnissen wird sich kaum auf weniger denn 300000 Mk. belaufen.

Der bedeutendste Produktenplatz an dieser Küste ist Klein-Povo; es werden dort in guten Mitteljahren 250000 Gallonen Oel und 2500 Tons Palmkerne verschifft. Es wird auch viel bares Geld sowohl eingenommen als ausgegeben. Der jährliche Umsatz an europäischen Industrie-Erzeugnissen stellt sich niedrig gerechnet auf 1200000 bis 1400000 Mk. In einem Monat sind laut den mir behufs Einsicht vorgezeigten Büchern von einer Firma für 48000 Mk. europäische Waren verkauft worden; dieselbe Firma hatte in ihrem schlechtesten Monat doch noch einen Umsatz an europäischen Waren von 20000 Mk. Eine Eigentümlichkeit des Geschäftes von Klein-Povo besteht darin, daß die Kaufleute laut stillschweigender Uebereinkunft mit den Handelsweibern bloß ganze Stücke Zeug verkaufen

dürfen, während zu Badida und Lome die Manufakturwaren auch in ganz kleinen Abschnitten verkauft werden.

Der Handelsplatz Groß-Povo verschifft in guten Jahren 160—170000 Gallonen Palmöl und etwa 3000 Tons Palmkerne. Es werden dort jährlich für 800000 bis 900000 Mk. europäische Waren verkauft. Die in Europa vielfach verbreitete Ansicht, daß es an dieser Küste bloß Tauschhandel gebe, ist durchaus irrig. An manchen Plätzen (wie z. B. in Lome) wird bloß gegen Geld verkauft, an andern Plätzen, wie z. B. in Groß-Povo und in Weida, überwiegt der Tauschhandel, aber nirgendwo an der Küste ist Geld und Geldeswert unbekannt. Geht man eine kleine Strecke weit ins Innere hinein, so steigt der Wert des Geldes ganz bedeutend, bis man dann an jene Grenze gelangt, über welche hinaus thatsächlich so wenig Bargeld gelangt, daß die Leute dasselbe kaum kennen. Wer bis über diese Grenze hinaus vordringen will, muß europäische Industrie-Erzeugnisse, namentlich Manufakturwaren, zur Bezahlung der Lebensmittel und der von den Eingebornen geleisteten Dienste mitnehmen. Kauri-Muscheln, deren Wert von Jahr zu Jahr gesunken ist, sind das gewöhnliche Zahlungsmittel der Eingebornen unter sich, und wenn ein Eingeborner beispielsweise als Führer eines Weißen eine Reise machen soll, kann man stets beobachten, wie er sich vorsorglich mit einem kleinen Sack voll Kauri-Muscheln ausrüstet. Es gibt aber, schon der Umständlichkeit des Zählens wegen, keine einzige Faktorei, in der Kauris an Zahlungsstatt angenommen würden. Die Eingebornen besitzen im Zählen der Kauris eine außerordentliche Gewandtheit und auf jedem Marktplatze kann man beobachten, wie die dort sitzenden Weiber binnen unglaublich kurzer Zeit ganze Berge von Kauris unter ihren Fingern hinweggleiten lassen.

Die landläufige Münze in einem großen Teil von Westafrika sind halbe amerikanische Dollars, deren Einführung wahrscheinlich aus jenen Zeiten des Sklavenhandels stammt, als mit den Vereinigten Staaten ein äußerst reger Handelsverkehr bestand. An der Sklavenküste führen die Kaufleute ihre Bücher in englischer Währung, und zwar wird auffallender Weise zu Quitta und im Togo-Gebiet der halbe Dollar mit 2 Sh., im Povo-Gebiet aber mit 2 Sh. 3 ds. berechnet und als Zahlung angenommen. Außer den halben Dollars und englischem Gold sind noch 2 Sh.-, 1 Sh.-, $^1/_2$ Sh.- und $^1/_4$ Sh.-Stücke in Um-

lauf. Das 3 ds.-Stück (25 Pf.) ist aber auch, da Kupfergeld hier fehlt, die kleinste existierende Münze.

Kredit wird an der Sklavenküste viel weniger als weiter südwärts gewährt; immerhin ist es fast unvermeidlich, den männlichen und weiblichen Händlern (traders), welche die Märkte im Innern besuchen, wenigstens von einem Markttage zum andern einen gewissen Vorschuß einzuräumen. Es hält aber schwer, der nach und nach sich einschleichenden Erhöhung dieser Vorschüsse Einhalt zu thun, und manche Firmen, die in dieser Hinsicht nicht vorsichtig genug waren, haben dadurch große Verluste erlitten. Die Agenten der verschiedenen Häuser schwanken beständig zwischen zwei durch die starke Konkurrenz heraufbeschworenen Uebeln: entweder geben sie Kredit und setzen sich dadurch mit Notwendigkeit gelegentlichen und sogar recht häufigen Verlusten aus, oder sie geben keinen Kredit und müssen dann zusehen, wie die Marktweiber scharenweise zu den Faktoreien der Konkurrenten ziehen.

Im Togo- und Povo-Gebiet gibt es für den Weißen kein andres Mittel, säumige Schuldner zum Zahlen zu veranlassen, als durch Zureden und persönliche Energie. Besser gestellte Neger zahlen wohl schon aus persönlichem Ehrgefühl, betreffs der übrigen könnte auch der Weiße nach Landesbrauch Selbsthilfe anwenden, d. h. entweder den Schuldner selbst oder einen Angehörigen desselben einfangen und so lange festhalten, bis die Schuld getilgt ist. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dieses Mittel weit besser für Schwarze als für Weiße paßt. Als einmal ein Kaufmann ein Marktweib hatte aufgreifen und einsperren lassen, blieben die übrigen Händlerinnen eingeschüchtert seiner Faktorei fern, und es wurden ihm keine Landeserzeugnisse mehr angeboten, so daß er selbst von seinem Vorgehen den größten Schaden hatte.

Die auf dem Handel lastenden, aber durchaus nicht drückenden Auflagen bestehen in Zöllen und in Geschenken an die Könige oder Häuptlinge. Seit alter Zeit erheben die Mächtigeren unter den Schwarzen sogenannte „duties“ oder Zölle, meistens einen bestimmten Satz von jedem Boot, das nach Ankunft eines Dampfers Waren an Land bringt. In Klein-Povo wird 1 Mk. von jeder verschifften Tonne Kerne und jedem Faß Oel erhoben. Auch erwarten Könige und Häuptlinge an des schwarzen Mannes Weihnachtstag (Yams- oder Ernte-Fest) im September ein Geschenk

(dash) zu erhalten. Die Zölle werden nur selten an das Landesoberhaupt selbst — es gibt auch meistens kein allerseits anerkanntes —, sondern an diesen oder jenen Häuptling des Landungs- und Verschiffungshafens bezahlt. Der Häuptling sollte dann rechtmäßig einen Teil an den König abliefern, doch geschieht dies fast nie. Es ist das eine von jenen die Schwarzen allein betreffenden Angelegenheiten, in welche sich die Kaufleute nur ungern hineinmischen.

Meinungsverschiedenheiten und sogar ernstliche Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten und den eingebornen Königen oder Häuptlingen gehören zu den häufigsten Ereignissen des hiesigen Lebens. Eine der schlimmsten Maßregeln, welche solch eingeborner König dem europäischen Kaufmann gegenüber anwenden kann, ist die Unterbindung des Handels. Stellt der König einen mit seinem Stab ausgerüsteten Diener vor das Thor der betreffenden Faktorei, so bleibt dieselbe so lange verödet, bis das Einvernehmen — meistens durch einen dash — wieder hergestellt ist. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Könige und Häuptlinge wenigstens ebenso sehr, wenn nicht mehr, von den Kaufleuten abhängen, als diese von ihnen. Wären die Europäer unter sich einig, so würden sie ohne Widerrede und Widerstand das Land regieren; spielen sie doch trotz Konkurrenz und Eifersüchtelei eine weit größere Rolle als irgend ein König oder Häuptling des Togo- oder Povo-Gebietes. Nur in dem despotisch regierten und streng centralisierten Dahome bestehen in dieser Hinsicht andre Verhältnisse.

Der ursprünglich an dieser Küste betriebene Handel beschränkte sich auf Sklaven- und Tauschgeschäft. Beim Sklavenhandel wurden große Vermögen fast mühelos gewonnen und beinahe ebensoschnell verloren. Das damals noch geringfügige Warengeschäft lag in den Händen von Seeleuten, die mit den gangbarsten Artikeln herauskamen und so lange an der Küste umherfuhren, bis alles in Landes-Erzeugnisse umgesetzt war. Alle im Lande selbst ansässigen Firmen waren meines Wissens noch während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Händen von Portugiesen, die sich am besten auf den Verkehr mit den Eingebornen verstanden, dabei aber auch allmählich ihre weiße Hautfarbe und ihr Europäertum eingebüßt haben. In die Fußstapfen der nicht allzu energischen Potugiesen traten zuerst die Franzosen und ein wenig später die Engländer. Das

franzöſiſche Haus Regis Ainé u. Komp. beſetzte ſeit 1842 die meiſten Plätze der Sklavenküſte mit Faktoreien, die damals noch im alten Stil von weggelaufenen Kapitänen, Steuerleuten und Matroſen verwaltet wurden. Die Konkurrenz war gering, das franzöſiſche Haus ſoll während der erſten Jahrzehnte dieſer alten guten Zeit ganz fabelhafte Summen verdient haben. Noch heute gilt die Firma Regis Ainé als eine der reichſten und ſolideſten an dieſer Küſte. Ein ehemaliger Teilhaber der Firma gründete das Haus Cypr. Fabre u. Komp., welches heute, obwohl weniger reich als Regis Ainé, dennoch ebenſoviel Faktoreien und einen ähnlichen Geſchäftsumſatz beſitzt wie Regis Ainé. Von den früher ſehr bedeutenden engliſchen Firmen ſind die meiſten wieder entſchlafen; auch das jetzt noch beſtehende Haus F. u. A. Swanzy hatte früher mehr Faktoreien und war in jeder Hinſicht bedeutender als heute.

Während die Franzoſen in ruhiger Arbeit die einmal erworbene Machtſtellung zu behaupten vermochten, ſind als Nachfolger der Engländer, in deren Sinne aber mit mehr Umſicht weiter arbeitend, die Deutſchen aufgetreten. Nachdem ſchon 1828 die Baſeler Miſſions-Geſellſchaft in der damals däniſchen, jetzt zu England gehörigen Goldküſten-Kolonie ihre Thätigkeit begonnen hatte, wurden 1856, d. h. kurz nach der Gründung der Norddeutſchen Miſſions-Geſellſchaft, die erſten Faktoreien von Friedr. M. Vietor Söhne an dieſer Küſte angelegt. Im Jahre 1880 traten Wölber u. Brohm an dieſer Küſte auf und zur Zeit ſind zwiſchen der engliſchen Goldküſtenkolonie und dem franzöſiſchen Schutzgebiete von Porto Novo, alſo an dem teils unter deutſchem Schutz ſtehenden, teils unabhängigen Teil der Sklavenküſte, vier deutſche Firmen angeſeſſen. Es ſind das Friedr. M. Vietor Söhne, Bremen (Hauptfaktoreien in Quitta, Danoe, Lome, Bagida und Klein-Povo); Wölber u. Brohm, Hamburg (Lome, Klein-Povo, Groß-Povo), C. Gödelt, Hamburg (Quitta, Lome, Weida); Max Grumbach, Hamburg (Klein-Povo, Groß-Povo.)

Die Nachfolger der Portugieſen waren wie ſchon bemerkt Franzoſen, die Nachfolger der Engländer waren Deutſche, die Deutſchen aber ſind an dieſer Küſte die einzige Nation, die nichts mit dem Sklavenhandel zu thun gehabt haben. Man kann das Jahr 1863 als dasjenige anführen, in welchem die überſeeiſche Sklavenausfuhr von dieſer Küſte her aufgehört hat. Menſch-

image
not
available

Fig. 4: Ms. 1, fol. 1r (Courtesy of Bibliothèque de Genève, Switzerland, CC BY-NC-SA)

Fig. 5: Ms. 1, fol. 1r, detail (Courtesy of Bibliothèque de Genève, Switzerland, CC BY-NC-SA)

Ms. 1 has the greatest range of colors of the four manuscripts. Besides the standard palette of red, blue, green, and yellow, it also includes purple, orange, and brown. Ms. 2 has the same palette, but without brown. Ms. 3 has only red, blue, and green, and Ms. 4 has only red and blue.

Gewordenen nur schwer an die Entbehrungen und all die fremdartigen Seiten des hiesigen Lebens hineinschicken können. Die in Deutschland abgeschlossenen Verträge mit den angehenden Afrikanern lauten durchweg auf 3 Jahre, während die englischen Kaufleute an den Oel-Flüssen (den Mündungen des Niger) bloß 2 Jahre und alle englischen Offiziere und Beamten bloß 1 Jahr in Afrika zu bleiben brauchen. Manche Deutsche lassen sich, wenn ihre ersten drei Jahre abgelaufen sind, mit höherer Stellung und höherem Gehalt abermals anwerben, wie denn ein Haupt-Agent nicht weniger als 28 Jahre im Lande geblieben ist. Im großen und ganzen aber findet man, während bei den Franzosen vorwiegend Leute im reiferen Mannesalter angestellt sind, unter den Deutschen bloß solche, deren Lebensalter zwischen dem Anfang der Zwanziger und der Mitte der Dreißiger liegt. Tüchtige junge Leute erhalten oft schon nach ganz kurzer Zeit eine eigne Faktorei und damit die beste Gelegenheit, sich zu selbständigen Kaufleuten heranzubilden.

Aber auch hier in Afrika klagt man über allzu reichliches Angebot; junge Leute, die in Deutschland keine Stelle finden können, tragen für 1200 Mk. jährlich ihre Dienste zu Markt, ohne afrikanische Verhältnisse und afrikanisches Klima in Rechnung zu ziehen. Glücklicherweise haben bisher die mangelhaften Verkehrsverhältnisse und der Umstand, daß alle Neuangestellten bereits von Hamburg oder Bremen aus engagiert werden, einen Zustrom von beschäftigungslosen Leuten verhindert, und es ist sehr zu wünschen, daß namentlich durch die Presse solche Leute, welche die Absicht haben sollten, ohne Stellung nach Westafrika herauszukommen, eindringlich gewarnt würden. Wenn sie nicht mit sehr reichlichen Geldmitteln versehen sind, wird völliger Untergang ihr sicheres Los sein. Die den nach Afrika Herauskommenden gezahlten Anfangsgehälter pflegen nicht sonderlich hoch zu sein; es muß aber dabei berücksichtigt werden, daß Wohnung, Essen und teilweise auch Getränke völlig frei sind. Die in Westafrika lebenden englischen Kaufleute erhalten Tafelgelder und müssen dann selbst sehen, wie sie damit auskommen; bei den Deutschen aber ist der Haushalt einer jeden Faktorei Sache der Firma. Von den deutschen Kaufleuten, die in Westafrika Stellung finden wollen, verlangt man in erster Linie eine ausreichende Kenntnis des Englischen, ebenso wie von den Franzosen die Kenntnis des Portugiesischen. Unter

den Eingebornen der Küste spricht kaum ein einziger gut Englisch oder Portugiesisch, diejenigen Sprachen, mit deren Hilfe man versuchen muß, sich verständlich zu machen. In Lome, Bagida und Klein-Povo überwiegt die Kenntnis des Englischen; in Porto Seguro, Agué und Weida die Kenntnis des Portugiesischen; in Groß-Povo halten sich beide Sprachen die Wage. Auch verstehen die Eingebornen in der Nähe von Porto Novo einige Brocken Französisch. Der Versuch, den Eingebornen das Deutsche beizubringen, ist absichtlich niemals gemacht worden. Die deutschen Kaufleute verfolgen in dieser Hinsicht dasselbe System wie die Niederländer in Insel-Indien; es würde ihnen unbequem sein, wenn die Arbeiter und Diener, von denen sie den ganzen Tag hindurch umringt sind, die Sprache verständen, in der sie selbst sich unterhalten. Auch gibt es außer den Missionaren an der englischen Goldküste keinen Deutschen in diesem Lande, welcher der Sprache der Eingebornen vollkommen mächtig wäre: jedermann kennt ein wenig davon, namentlich die Zahlen, aber niemand spricht sie fließend.

Unterstützt werden die in Westafrika thätigen europäischen Kaufleute von eingebornen Kommis, die sehr häufig farbige Portugiesen oder sonstige Mulatten sind. Man nennt diese Kaufleute von geringerer Güte „Native Clerks“ oder auch bloß „Clerks“, ein Ausdruck, der niemals von einem Weißen, sondern bloß von Schwarzen oder Farbigen gebraucht wird. Diese Clerks, von denen gewöhnlich einer im Laden, einer für die Außensachen im Hofe, einer zum Kernemessen und einer zum Oelmessen angestellt ist, schreiben bisweilen eine sehr schöne Handschrift, rechnen auch ganz gut, gelten aber fast ausnahmslos als unehrlich. Die Waren im Laden, die ein solcher „Native Clerk“ verkaufen soll, werden ihm laut ganz genauer Aufnahme überwiesen, und er wird für alles Fehlende verantwortlich gemacht, dennoch aber pflegt an allen größeren Plätzen ein Weißer das Ladengeschäft zu beaufsichtigen. Geöffnet sind die Läden und die Faktoreien überhaupt von 6—12 und von 2—5 oder 6 Uhr, und namentlich am Vormittag, wenn die aus dem Inneren kommenden Handelsweiber zu erscheinen beginnen, entwickelt sich dort ein reges Leben. Mit diesen Handelsweibern und Handelsmädchen, die für ein freundliches Lächeln und ein Glas Genever gar nicht unempfänglich sind, muß man sich auf möglichst freundschaftlichen Fuß stellen, und es heißt,

daß die Franzoſen ſtets etwas billiger als alle übrigen einkauften, weil ſie ſich auf dieſe Kunſt am beſten verſtänden.

Bisweilen werden auch eigens dafür beſtimmte Kommis ausgeſandt, um die Händlerinnen aus den Dörfern, wo ſie zuletzt übernachtet haben, zu dieſer oder jener Faktorei zu bringen.

Wie ich aber ſchon früher bemerkt habe, wechſelt der Geſchäftsumſatz an den einzelnen Plätzen ganz außerordentlich; zu Zeiten kommen die öltragenden Weiber in ganzen Trupps und wieder zu andern Zeiten läßt ſich keine einzige blicken. Ebenſo geht es mit der als Verkehrsſtraße dienenden Lagune; bisweilen iſt dieſelbe bei Klein- und Groß-Povo ganz voll von Handelskanoes, bisweilen aber auch wie ausgeſtorben.

Was die an der Küſte der Povo-Länder anſäſſigen Kaufmannsfirmen betrifft, ſo finden wir in Klein-Povo: Friedrich M. Victor Söhne: (Herr Reimann, Herr Hille, Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu); Wölber und Brohm (Hauptagent Konſul Randad, Herr Bertheau, Herr Schramm, Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu); Max Grumbach oder Hanſafaktorei (Herr Eccarius, Herr Durchbach); Cypr. Fabre u. Co. (3 Weiße, denen auch die Zweigfaktorei in Porto Seguro unterſtellt iſt, unter ihnen der Konſularagent Herr Cantaloup). Die Firma Regis Aîné u. Co. iſt durch einen Mulatten (eins der Häupter der politiſch einflußreichen d'Almeidafamilie) namens Aite vertreten, der als Kommiſſionsagent 10 Prozent vom Bruttoertrag erhält. Von ſchwarzen Engländern (Sierra-Leone-Leute), die ſelbſt nach Europa verſchiffen, würden S. B. Cole, Gladſtone Cole und D. W. Munday zu nennen ſein. Die bedeutendſten eingebornen Händler ſind Creppy u. Gomaz, Albert Wilſon, Charles Wilſon, Manuel d'Almeida, Francisco d'Almeida, Joaquim d'Almeida ſowie die Frauenzimmer Menſavi und Agbegbe.

In Agué gibt es keine deutſchen, franzöſiſchen oder engliſchen Kaufleute, aber wohl ganz anſehnliche Faktoreien von S. B. Cole (ein Sierra-Leone-Neger), von John Ahy (einem Eingebornen), von Olympio (einem braſilianiſchen Mulatten, der früher Sklavenhändler in Porto-Seguro war), und von Garcia (einem Portugieſen, der früher auf einem Sklavenſchiff angeſtellt geweſen iſt).

Groß-Povo zählt vier Firmen, die alle auch wieder Zweigfaktoreien zu Abanage und „im Buſch" (im Innern) haben.

Es sind das: Wölber u. Brohm (Herr Callerholm, Herr Beck), Max Grumbach (Herr Wolff, Herr Eggers), Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co. (die beiden französischen Firmen haben zusammen fünf weiße Angestellte).

Wie aus obiger Zusammenstellung der Kaufmannsfirmen ersichtlich, finden wir an der Sklavenküste neben den Weißen auch Sierra-Leone-Neger als Handelstreibende, weswegen ich über diese letzteren hier einige Mitteilungen einflechten möchte. Denselben Versuch, den die Amerikaner mit Liberia gemacht haben, die Negerrasse ohne vermittelnde Uebergänge urplötzlich zu europäischer Kultur emporzuheben, haben die Engländer in Sierra-Leone angestellt. Der Erfolg wird verschieden beurteilt; im allgemeinen gelten die Pflänzlinge des Negertreibhauses von Sierra-Leone, welche sich, die Ehrfurcht vor dem Weißen untergrabend, immer häufiger an dieser Küste zeigen, als menschliches Ungeziefer. Denjenigen Sierra-Leone-Leuten, welche sich zu der Rolle selbständiger exportierender und importierender Kaufleute emporgeschwungen haben, ist Unternehmungsgeist ganz gewiß nicht abzusprechen, aber ihr Geschäftsbetrieb gleicht jenen Kleidermagazinen, die heute voll von unbezahlten Waren pilzartig emporsprießen und morgen bankerott sind.

In England wird auf ein schwarzes Gesicht hin sehr leicht Kredit gewährt, namentlich wenn der schlaue Schwarze den humanen Gedanken, welcher die Gründung von Sierra-Leone veranlaßt hat, nach Gebühr zu verwerten weiß. Nach Afrika zurückgekehrt, verkauft der Schwarze seine Waren etwas billiger und kauft die Landeserzeugnisse etwas teurer als alle übrigen. Da das aber nicht bis in alle Ewigkeit so fortgehen kann, so muß er binnen einiger Zeit abermals nach London oder Liverpool reisen, um eine neue Firma zu finden, die ihm Kredit gewährt. Die erste Firma befriedigt er alsdann auf Unkosten der zweiten und wiederholt dieses Spiel, so lange es eben angeht. Bei den Weißen sind diese Sierra-Leone-Leute wegen ihrer Unverschämtheit, bei den Kru-Jungen wegen ihrer Ungerechtigkeit unbeliebt. Es war eine zeitlang unter den Sierra-Leone-Leuten Sitte, mit ihren Krus, sobald deren Vertragsjahr sich seinem Ende näherte, Streit anzufangen und unter nichtigen Vorwänden den Lohn und die ausbedungene freie Rückfahrt zu verweigern. Unter den Eingebornen, deren Sitten und Sprache sie besser als die Weißen verstehen, haben die Sierra-Leone-

Leute bisweilen einigen Einfluß. Ihrer Kleidung nach rechnen sie sich zu den Weißen, wie sie denn zum wenigsten an Sonntagsnachmittagen Stiefel tragen und bisweilen mehr Sorgfalt auf ihre Toilette legen, als die Europäer selbst. Während unter den eigentlichen Eingebornen keine europäische Nation gründlicher verhaßt ist als die Engländer, machen alle von englischer Viertels- oder Achtels-Bildung angekränkelten Neger und fast alle Farbigen (soweit sie nicht von portugiesischer Abkunft sind) eine kräftige Propaganda für Großbritannien, beten in den wesleyanischen Kapellen der noch freien Gebietsteile für die Königin Viktoria und gebärden sich, als ob es selbstverständlich sei, daß die ganze nicht europäische Welt zu England gehöre.

Da für die Frage der weiteren Erschließung des neuen deutschen Schutzgebietes, wie überhaupt der Sklavenküste für den Handel das Klima von Bedeutung ist, so möchte ich über dasselbe noch einige Mitteilungen anschließen, zu denen ich außer meinen eigenen Beobachtungen die eingehenden schriftlichen Aufzeichnungen der in Agué thätigen katholischen Missionare (Mission Africaine de Lyon) benutzt habe.

Von allen Kennern Westafrikas wird behauptet, daß das Klima des Togo- und des Povo-Gebietes weit weniger schlimm sei als dasjenige von Senegambien, Sierra-Leone und Liberia; thatsächlich sieht man hier anstatt der bleichen Gesichter jener nördlicheren Gebietsteile ebenso frische Wangen wie bei uns. Des weiteren spricht es zum Vorteil des hiesigen Klimas, daß (außer den Pocken, die einmal unter den Schwarzen gewütet haben, aber sich nicht auf die Weißen übertrugen) noch niemals eine Epidemie hier geherrscht hat, während doch das gelbe Fieber sowohl nordwestlich von hier in Senegambien als auch weiter östlich in Bonny große Verheerungen angerichtet hat. Immerhin besitzt auch das hiesige Klima seine Tücken und hat noch niemand, der längere Zeit im Lande blieb, wieder losgelassen, ohne daß er die Krallen des Wechselfiebers gefühlt hätte. Eine Akklimatisation, welche vor neuen Angriffen des Wechselfiebers schützte, gibt es anerkanntermaßen nicht; die Eingebornen leiden ebenso gut am Wechselfieber wie die wenigen schon seit Jahrzehnten ansässigen Europäer. Die ersten Anfälle sind allerdings die schlimmsten, und wer schon einmal ein paar Jahre hier zugebracht und dann zur Kräftigung eine

Reise nach Europa gemacht hat, verträgt, wenn er zurückkommt, das Klima viel besser, als während seines ersten Aufenthalts an dieser Küste. Mir persönlich ist, trotzdem ich stundenlang in der schlimmsten Sonnenglut marschierte und vielfach trotz des Nachttaues unter freiem Himmel schlief, das hiesige Klima bisher ganz vortrefflich bekommen, was zum Teil auch von der fortwährenden Aufregung und Körperbewegung herrühren mag.

Mehrere Herren, die ungefähr gleichzeitig mit mir herausgekommen sind, haben aber schon stärkere Fieberanfälle gehabt. Das beste Kennzeichen des nahenden Fiebers sind heiße, trockene Hände; wer, sobald er einige Flüssigkeiten zu sich nimmt, zu schwitzen beginnt, hat gewiß kein Fieber. Des weitern folgen große Müdigkeit, Unlust zur Arbeit, Appetitmangel, gelbliche Gesichtsfarbe und schließlich Erbrechen von Galle, nach deren Entfernung die vom Fieber Befallenen sich wohl noch matt, aber dennoch wohler fühlen. Bier begünstigt die Gallenbildung, und ich habe mehrfach beobachtet, wie auf den Genuß einiger Glas Bier am folgenden Tage ein kleiner Fieberanfall folgte. Es ist aber nicht gesagt, daß ein Fieberkranker auch immer bettlägerig sein müsse; manche Leute haben Energie genug, trotz Müdigkeit, Kopfschmerz und Schüttelfrost nach wie vor ihrer Berufsthätigkeit obzuliegen. Der Missionar Père Menager von Ague, der sich bei 11jährigem Aufenthalt an dieser Küste viel mit ärztlicher Thätigkeit abgegeben hat, glaubt, daß es verschiedene Arten von Fieberkeimen gebe, die ihren ungünstigen Einfluß namentlich dann auszuüben begännen, wenn durch Naßwerden beim Umschlagen eines Bootes oder bei irgend einer andern Gelegenheit ein besonderer Anlaß dazu geboten wird.

Eine andre Form, in welcher die zahlreichen Krankheitskeime, die der Körper in sich aufnimmt, wieder ausgeschieden werden, sind jene Beulen, die man in Deutschland, wenn ich nicht irre, Schweinsbeulen nennt. Diese Beulen sind eben so häufig wie das Fieber, ja, manche Leute sind, namentlich an den Beinen, aber auch am Kopfe und an den Armen, über und über damit bedeckt. Dabei scheint insofern ein gewisser Zusammenhang zwischen Beulen und Fieber zu bestehen, als das Vorhandensein von Beulen nach vieljähriger Erfahrung das Fieber ausschließt.

Von den Krankheiten der Eingebornen ist eine, die man Krokro nennt (eine mildere Art von Flechten), sehr ansteckend

und findet sich auch bei Europäern. Die übrigen sehr zahlreichen Hautkrankheiten der Eingebornen scheinen aber weniger ansteckend zu sein. Auch die schwarzen Pocken übertragen sich nicht direkt von Negern auf Weiße oder umgekehrt, wohl aber durch die Vermittelung von Mulatten. Eine fast bloß bei den Schwarzen sich findende und sehr schmerzhafte Krankheit ist der Guineawurm, der sich meistens in der Kreuzgegend, aber unter der Haut rund um den Körper herum windet und durch allmähliches, sehr vorsichtiges Aufrollen (damit der Kopf nicht abbricht) entfernt werden muß.

Meine Ankunft an dieser Küste erfolgte im Oktober, als nach Beendigung der großen Regenzeit der Ueberschuß an Feuchtigkeit schon wieder verschwunden war. Schon im September beginnt der Himmel wieder wolkenfrei zu werden, und Leute, die das Klima von Grund aus kennen, halten die beiden Monate September und Oktober, die sich zwischen die große und die kleine Regenzeit einschieben, für die angenehmsten des ganzen Jahres. Die Nächte sind alsdann verhältnismäßig kühl und die Tage zwar warm, aber doch nicht übermäßig heiß. Gegen Ende Oktober beginnt die kleine Regenzeit, die bloß in einigen Dutzend über ein paar Wochen verteilten Regenschauern zu bestehen pflegt. Wenn diese Regenzeit ausbleibt, sollen die Tornadostürme besonders heftig und die Fieberanfälle besonders häufig sein. Im November pflegen sich kurz vor Eintritt des Harmattans oder Wüstenwindes einige Stunden vor Sonnenaufgang starke durchnässende Nebel zu zeigen, Nebel, die mir bei meinen Ausflügen ins Innere besonders lästig gewesen sind. Zu Anfang Dezember setzt gewöhnlich der von Norden kommende Landwind (Harmattan) ein und pflegt, obwohl sehr unregelmäßig und mit großen Unterbrechungen, etwa sechs Wochen lang zu wehen. Am Tage ist alsdann — und augenblicklich weht schon gerade ein Vorläufer des echten Harmattan — bei großer Trockenheit und lästigem (sonst hier gänzlich fehlendem) Staube die Hitze sehr groß. Die Nächte aber sind so kühl, daß Leute, die durch sehr langen Aufenthalt im Lande verweichlicht worden sind, sich davor fürchten. Der starke Umschlag in der Temperatur ruft leicht Erkrankungen hervor oder bringt verborgene Krankheiten zum Ausbruch.

Uebrigens bleibt der Harmattan, während dessen (im Dezember, Januar und auch noch im Februar) die an dieser Küste

ſo ſehr gefürchtete Brandung am ſchwächſten iſt, in manchen Jahren ganz aus. Im Januar dauert der Harmattan fort und der Februar gleicht wieder den beiden Monaten September und Oktober. März und April ſind die Zeit der häufigen Tornados, die aber in einigen Jahren mit unregelmäßiger Witterung gerade während dieſer Monate völlig ausgeblieben ſind. Die ſtärkſten Tornados gibt es ſtets einige Wochen vor Eintritt und nach Schluß der Regenzeit. Dabei iſt es nachts ſchwül und am Tage wenigſtens nichts wärmer als in der Nacht. Alle Tornados — bei deren Herannahen das Barometer nicht fällt, das Thermometer aber um etwa 5 Grad Celſius ſinkt — kommen von Oſt und Südoſt und verraten ſich durch einen hellen Bogen am Horizont, nach deſſen Wahrnehmung den Schiffen bisweilen kaum noch Zeit bleibt, die Segel zu reffen. Trotzdem werden die Tornados wohl Segelſchiffen, aber niemals Dampfſchiffen gefährlich; an Heftigkeit ſtehen ſie weit hinter den Cyklonen Oſtaſiens zurück.

Im Anfang Mai pflegt die von den Schwarzen „Winter“ genannte große Regenzeit zu beginnen und den Juni, Juli und Auguſt hindurch anzudauern. Die erſten Regen fallen im Innern viel früher als an der Küſte. Man darf nicht glauben, daß es etwa Monate lang unaufhörlich regne. Die ſtärkſten Regengüſſe, während deren bisweilen das Geſchäft in Palmöl und Palmkernen gänzlich ſtockt, bleiben in manchen Jahren ganz aus und erſtrecken ſich ſelten über mehr als zwei Monate. Das Wetter iſt während der Regenzeit naßkühl, aber gerade die neuen Ankömmlinge, deren Körper ſich noch nicht mit den hohen Wärmegraden vertraut gemacht hat, finden dieſe Temperatur und dieſe Witterung am angenehmſten. Uebrigens walten betreffs Eintritt, Dauer und Stärke der Regenzeit in verſchiedenen Jahren die größten Verſchiedenheiten. In einigen Jahren iſt auch die große Regenzeit faſt ganz ausgefallen. Manche Europäer halten den Monat Juni für beſonders ungeſund, andre hinwiederum die erſten Wochen nach Schluß der Regenzeit, wenn der Boden noch nicht wieder aufgetrocknet iſt. Die Witterung iſt im Juni, Juli und Auguſt milde, bei durchgängig ſehr friſcher Briſe und äußerſt heftiger, von Kaufleuten, Negern und Seeleuten gleich ſehr gefürchteter Brandung.

Die täglichen Schwankungen der Temperatur ſind mit Ausnahme jener vier bis ſechs Wochen, während deren alljährlich

der Harmattan zu wehen pflegt, nicht sonderlich groß. Die ganze übrige Zeit des Jahres hindurch beginnt gegen 10 Uhr morgens die Seebrise, um gegen 3 Uhr nachmittags ihre größte Stärke zu erreichen und bis spät abends ihren erfrischenden Einfluß auszuüben. Früh morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, wird die Seebrise von der Landbrise abgelöst. Aber auch für diese Regeln gibt es zahlreiche Ausnahmen. Ich habe sowohl ein durch schwülere Luft bemerkbares gänzliches Fehlen der Seebrise wahrgenommen, als auch beobachtet, daß die Landbrise mehrere Tage lang ganz ausblieb und auch früh morgens die Seebrise weht. Der kühlende und erfrischende Einfluß von See- und Landbrise ist so ziemlich der gleiche; die Seebrise glaube ich noch in einer Entfernung von 15 bis 20 km von der Küste aus deutlich verspürt zu haben. Während der Saison des vom Lande her kommenden Harmattans oder Wüstenwindes fehlt die Seebrise gänzlich.

Für gewöhnlich ist die Luft und zwar namentlich morgens sehr feucht, so feucht sogar, daß kurz vor Sonnenaufgang die Dächer tropfen, daß Briefumschläge von selbst zusammenkleben und Kleider und Schuhe sich mit Pilzen überdecken. Während des Harmattans finden wir das andre Extrem: die Luft wird so trocken, daß Thüren und Holzmöbel Risse bekommen und von selbst knarren.

Die örtlichen Verschiedenheiten sind schon in der geringen Entfernung von Groß-Povo bis Bagida so bedeutend, daß die Regenzeit bisweilen an dem einen Orte einige Wochen früher eintritt, als an dem andern.

Die Hitze wird durch die fast stets wehende Brise sehr gelindert und bleibt auch zur Mittagszeit in allen Jahreszeiten zwischen den Grenzen von 27 bis 32° Celsius. Ich habe mehrere Wochen lang täglich morgens um 6, mittags um 12 und abends um 6 Uhr die Temperatur gemessen oder messen lassen. Die Schwankungen betrugen während dieser ganzen Zeit für ein und dieselbe Tagesstunde nicht über 1° C. Morgens 6 Uhr maß ich 26 bis 27° C., mittags 12 Uhr 29 bis 30° C. und abends 6 Uhr 28 bis 29° C.

Die Temperatur der See steht während des ganzen Jahres derjenigen der Luft so ziemlich gleich, das Wasser der Lagune aber fühlt sich stets früh morgens sehr kalt an. Im Laufe des Tages steigt auch seine Temperatur bis zu derjenigen der Luft.

Zehntes Kapitel.

Rechtszustände in den Negerreichen der Sklavenküste.

(Die verschwindende kleine Zahl der Europäer gegenüber den Schwarzen. — Rechtsbegriffe der Neger. — Selbsthilfe. — Gefangennahme eines Familienmitgliedes des Schuldners. — Auge um Auge, Zahn um Zahn. — Väterliches Verhältnis der Weißen zu den Eingebornen. — Die Kru-Neger. — Die Bestrafung der Diebe. — Die Fetischpriester als Giftmischer. — Beschränkung des Eigentumsrechts. — Das Stabsenden. — Ende der überseeischen Sklavenausfuhr. — Innerafrikanischer Handel. — Preise und Herkunftsländer. — Die Missionare und die Sklaven. — Haussklaverei und Phäakenleben. — Abschaffung der Sklaverei verschlechtert das Los der Sklaven.)

Unter allen fremdartigen und fremdartigsten Dingen, die an dieser Küste dem Neuankommenden auffallen, imponiert nichts so sehr, als die Thatsache, daß eine Handvoll über ein ungeheures Gebiet zerstreuter Weißen den Mut und die Macht hat, sich selbst, ihre Häuser und Waren vor den etwaigen Angriffsgelüsten vieler Tausende von halbwilden Schwarzen zu schützen. Ein ähnliches Mißverhältnis zwischen der Größe des Handelsumsatzes und der geringen Anzahl der diesem Handel obliegenden Europäer findet sich, glaube ich, sonst kaum irgendwo auf der Erde. Ein Teil dieser Weißen ist ja stets auf Reisen, und so kommt es, daß beispielsweise hier in Lome für gewöhnlich 2, bisweilen auch 4 und in seltenen Fällen sogar 7 und 8 Europäer wohnen. Aber was sind sogar 7—8 Weiße bloß gegenüber jenen 3000 Bewohnern von Be, die mit ihren

schwarzen Nachbarn sehr häufig, mit den Weißen fast niemals im Streite liegen. Häufig genug muß auch ein einzelner Europäer viele Meilen abseits von allen Angehörigen seiner eignen Rasse mitten unter Schwarzen leben.

Und dennoch und trotz alledem fühlen sich die Weißen hier vollkommen sicher. Jenes Gefühl des Unbehagens, welches den Neuankommenden bei dem Bewußtsein des Alleinstehens unter all diesen Schwarzen ergreift, verliert sich, sobald man die Verhältnisse näher kennen lernt, schon nach wenigen Wochen. Daß die Weißen fast ohne Schutz seitens ihrer betreffenden Heimatländer hier zu leben vermögen, daß ihre Sicherheit und diejenige ihres Eigentums nur in seltenen Fällen von den Schwarzen bedroht wird, muß außer der verhältnismäßig friedlichen Sinnesart des Negers dem Gefühle, daß die Europäer unentbehrlich seien, und dem thatsächlichen Dasein eines, wenn auch sehr rohen und urwüchsigen Rechtsschutzes zugeschrieben werden.

Unentbehrlich sind dem Neger die europäischen Kaufleute, weil die Häuptlinge von ihnen ihre hauptsächlichsten Einnahmen, die Zölle beziehen, weil sie allein dem Volke jene europäischen Waren liefern, deren es nicht mehr entraten kann, und vor allem, weil der beliebteste Erwerbszweig aller Küstenneger, nämlich der Zwischenhandel, ohne die Thätigkeit der an der Küste lebenden Kaufleute gar nicht denkbar wäre. Was den thatsächlich, wenn auch nicht in europäischem Sinne vorhandenen Rechtsschutz anlangt, bestehen zunächst gewisse, von altersher überlieferte Rechtsbegriffe, an denen das Volk sehr strenge festhält. Auch gibt es in den Königen und Häuptlingen eine von den Weißen gar nicht selten angerufene vollstreckende Behörde, und schließlich schreckt auch die Gewißheit, daß auf die eine oder andre Weise fast stets Vergeltung geübt wird, wenigstens ebensosehr von dem Wege des Verbrechens ab, wie in Europa die Aussicht auf gesetzmäßige Bestrafung. Jene Art von Selbsthilfe, wie sie hierzulande geübt wird, ist, wenn auch mancherlei Roheit dabei mit unterläuft, dennoch ziemlich frei von jenen Ausschreitungen, die man anderwärts als die notwendigen Folgen jeder Selbsthilfe zu betrachten pflegt.

Bisweilen greift die Selbsthilfe zu recht seltsamen Mitteln. Es ist allgemeiner Landesbrauch, daß jemand, der eine ausstehende Forderung auf eine andre Weise nicht einzutreiben vermag, ein Mitglied der Familie des Schuldners gefangen nimmt

und so lange festhält, bis die Schuld bezahlt ist. Den Schuldner selbst gefangen zu nehmen ist man zwar berechtigt, doch wird dies als zwecklos betrachtet, da ja gerade er durch die Gefangennahme eines Familienmitgliedes gezwungen werden soll, die nötigen Geldmittel flüssig zu machen. Ist der Schuldner von anderm Stamme als der Gläubiger, so ist letzterer auch schon zufrieden, wenn er irgend ein Stammesmitglied des Schuldners in seine Gewalt bekommt. Wie groß oder wie klein die geschuldete Summe sein möge, so verbietet es dennoch eine humane Einschränkungsklausel, daß mehr als ein Geisel gefangen genommen werde. Hat etwa der Gläubiger das Unglück, bloß die Schwiegermutter zu fangen, auf die der Schuldner vielleicht weniger Wert legt, so ist dennoch mit der einmaligen Handlung des Gefangennehmens sein Anspruch auf diesen Rechtsweg erloschen. Ein zweites Mal darf er um einer und derselben Summe willen nicht mehr zum Menschenfang seine Zuflucht nehmen. Auch dem Europäer, für den die Eintreibung seiner Forderungen überhaupt sehr schwierig ist, steht der oben geschilderte Rechtsweg offen; aber aus schon früher erwähnten Gründen macht er fast niemals davon Gebrauch.

Fehlen einem Schwarzen, der keine Zahlung erhalten kann, die Mittel und die Macht, ein Familienglied seines Schuldners gefangen zu nehmen, so verfällt er auf die seltsamsten andern Mittel. Hörte ich doch in Gbome-Markt, wie ein sich halb wahnsinnig gebärdender Mann stundenlang aus Leibeskräften schrie und brüllte, weil er durch diese zarte Andeutung die übrigen Dorfbewohner zu moralischem Drucke gegenüber einem säumigen Schuldner veranlassen wollte. Von einem Weißen wurde mir erzählt, daß er seine Krus, sobald sie gestohlen hatten, dadurch zum Geständnis gebracht habe, daß er ihnen Rotwein oder sonst etwas nach ihrer Ansicht schlecht Schmeckendes (Rotwein mit Karbolsäure soll besonders geeignet sein) zu trinken gab unter der Behauptung, das sei Medizin, an der sie sterben würden, wenn sie lögen. Meistens habe das Geständnis nicht lange auf sich warten lassen.

Das Strafgesetz der Eingebornen, wenn man sich so ausdrücken darf, beruht auf dem Grundsatze „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Blut verlangt wieder Blut. Ist ein Schwarzer erschossen worden und hat man etwa 3 oder 4 Kugeln in seinem Rücken gefunden, so steckt auch der Rächer 3 oder 4 Kugeln in

den Lauf seiner Flinte und sucht den Mörder genau an derselben Stelle zu treffen, wo die Kugeln in des Ermordeten Körper eingedrungen waren. Zielt er nach Landesbrauch so schlecht, daß der Schuß fehlgeht, so ist damit jeder weitere Anspruch auf Rache oder Bestrafung erloschen: der Mörder ist frei.

Es leuchtet ein, daß diese in ihrer Art ganz humanen Rechtsbegriffe der Eingebornen nur in seltenen Fällen auch dem Europäer zu gute kommen werden. Anstatt dessen wirft der Weiße ein andres und sehr schwer wiegendes Gewicht in die Wagschale der Gerechtigkeit: das ganz ungeheure und dennoch dem auf thönernen Füßen stehenden Riesen gleichende Vorrecht der hellen Hautfarbe. Man mag noch so sehr für die Gleichheit aller Menschen schwärmen, so wäre es dennoch Wahnsinn, an diesem Vorrechte der weißen Hautfarbe zu rütteln; auf ihr allein beruht alle Aussicht auf eine dereinstige höhere Kulturentwickelung Afrikas. Der Neger ist ein Kind, das zum Strolche wird, wenn man ihm die Achtung vor Vater, Mutter und allem Höherstehenden nimmt. Der Neger pflegt in seiner bilderreichen Sprache das Gefühl der eignen Unterordnung so auszudrücken, daß der Fetisch des weißen Mannes stärker sei als derjenige des schwarzen; der für den Weißen jedenfalls recht angenehme Einfluß seines mächtigen Fetisch bringt es unter anderm mit sich, daß zwar häufig genug als Boten benutzte Kru-Leute ausgeraubt werden, aber niemals dann, wenn sich bei ihnen auch nur ein Weißer befindet. Mehrmals, wenn ich im Begriffe stand, in der Hängematte von diesem zu jenem Platze zu reisen, bat man mich, Kassetten mit Bargeld tragende Krus unter meinen Schutz nehmen zu wollen, weil sie auf diese Weise vollkommen sicher seien.

Das Verhältnis des Weißen zu den Eingebornen ist in den freien, noch nicht von englischer Heuchelei und After-Humanität angekränkelten Landesteilen dasjenige des Vaters zu seinen Kindern. Solange man ihn nicht durch künstliche Agitation verhetzt hat, achtet der Neger den Europäer und namentlich den Deutschen, in dessen Gerechtigkeitsgefühl er weit mehr Vertrauen setzt, als in dasjenige seiner eignen Stammesgenossen. Anderseits kann nicht geleugnet werden, daß, während Diebstahl von Schwarzen gegen Schwarze sehr streng geahndet wird, die gegen Weiße verübte und erfolgreiche Aneignung fremden Eigentums

als nicht entehrend gilt. Die Grundregel für die Behandlung des Negers ſcheint nur dahin zu lauten, daß man weder allzu vertraulich, noch aus Nachläſſigkeit allzu milde, aber auch jedenfalls nicht ungerecht ſein darf; gütige und gleichmäßige Behandlung, ſowie ein gelegentlicher, aber ganz von oben herab gemach-

Ein Europäer mit ſeiner eingebornen Frau.

ter Scherz erhalten den Schwarzen bei guter Laune. In ſeiner Natur liegt ohnehin eine gute Portion urwüchſiger Komik, und ſo ungeheuer ihm auch der Weiße imponiert, ſo lacht er doch gern über alles, was ihm noch fremd iſt. Der Umſtand, daß der Neger ſeine Sprache nicht verſteht und nicht verſtehen ſoll,

erhöht das Anſehen des Deutſchen gegenüber demjenigen des Engländers. Es iſt ein, allen mit den Negern auf gleicher Bildungsſtufe ſtehenden Völkern gemeinſamer Zug, daß ſie nach Aneignung der erſten und dürftigſten Brocken europäiſcher Kultur auch ſchon den Gipfel dieſer Kultur erklommen zu haben und von dort aus mit Dünkel auf die Weißen herabſehen zu dürfen glauben. Das gilt in erſter Linie von dem „gebildeten" Ungeziefer, der Sierra-Leone-Neger; aber es gilt in beſcheidenerem Maßſtabe und in faſt burlesker Form auch von den ſonſt ſo beſcheidenen Kru-Leuten. Ihr ſchauderhaftes Pidjin-Engliſch gilt ihnen als die Summe aller Sprachkunſt. Kommt ein wirklicher gutes Engliſch ſprechender Neuling hierher, ſo pflegen ſie zu ſagen: „them masser no use, him no sabe English at all" (der Maſſer taugt nichts; er verſteht ja gar kein Engliſch).

Auffallenderweiſe zeigt ſich die gelegentliche Unverſchämtheit des Negers am ſeltenſten als Anwendung ſeiner Ueberlegenheit an körperlicher Kraft. Ich vermag mir dieſes Rätſel nicht anders zu erklären, als daß es den Schwarzen einem Weißen gegenüber vollkommen an Mut gebricht. Wo einmal ſolch kräftiger Neger hinſchlägt, da wächſt kein Gras mehr; aber im Gebrauch ihrer Rieſenkräfte, deren ſie ſich gar nicht bewußt zu ſein ſcheinen, ſind die Leute ganz merkwürdig und auffallend ungeſchickt. Jeder gewaltſame Zuſammenſtoß zwiſchen einem einzelnen Weißen und einem einzelnen Schwarzen endet ohne Unterſchied und ohne Ausnahme mit der beinahe ſofortigen Niederlage des letzteren. Es iſt hierzu gar nicht einmal notwendig, daß der Weiße beſonders kräftig oder gewandt ſei. Man iſt neuerdings ganz und gar von dem Grundſatze, rohe und ungebildete, aber körperlich kräftige Leute, etwa ehemalige Matroſen u. ſ. w., hierher zu ſchicken, zurückgekommen, weil es ſich herausgeſtellt hat, daß unter allen Dingen, die ein Europäer beſitzen mag, die ſeiner eignen ähnelnde Muskulatur dem Neger am allerwenigſten imponiert.

Häufig genug habe ich geſehen, wie unter der Hand eines verhältnismäßig ſchwachen Weißen irgend ein baumſtarker Schwarzer mit Grazie zum Magazine heraus und die Treppe hinunter flog; drunten angelangt, wurde der Neger wohl noch ein bißchen unverſchämt, aber dabei blieb es auch. Als ſich einmal zwei Schwarze eine grobe Fahrläſſigkeit hatten zu ſchulden kommen laſſen, ſchritt der mich begleitende Kaufmann energiſch auf ſie

zu und teilte, trotzdem jeder der beiden Sünder ein Schwert in der Hand trug, ein paar schallende Ohrfeigen aus. Um etwaiges Unglück zu verhüten, griff ich zum Revolver, aber mein Begleiter lachte über diese unnötige Vorsicht, deren es bei ungebrochenem moralischem Uebergewichte des Weißen nicht bedurft habe.

Solche Bestrafungen würde der Neger nicht so ruhig hinnehmen, wenn nicht tief in seiner Seele das Gefühl lebte, daß sie gerecht und ganz in der Ordnung sind. Der Schwarze, der seiner nachlässigen und sanguinischen Natur gemäß leicht und gern sündigt, versteht sehr gut die Notwendigkeit der Strafe und hat ein äußerst feines Gefühl für gerechte und ungerechte Bestrafung. Während die erstere ohne jeden Gedanken an Rache ihn bloß aufmerksamer, fleißiger und liebevoller macht, ist die ungerechte Bestrafung oder auch nur eine Bestrafung, deren Grund er nicht ganz genau kennt, das beste Mittel um seinen Charakter zu verderben und zu verbittern. Es gibt allerdings auch Schwarze, die bei ungerechter Züchtigung sich einbilden, das sei für ein andres Mal, als die gerechte Strafe zufällig ausgeblieben war. Aber solche Naturen sind selbstverständlich eine Ausnahme.

Nur in einem Falle vergißt der Neger häufig genug jede Unterordnung und zwar, wenn er halbwegs betrunken ist. In diesem Zustande ist er eine wahrhaft fürchterliche Bestie, die man am leichtesten durch völlige in tiefen Schlaf übergehende Trunkenheit unschädlich macht. Glücklicherweise ist solche Unmäßigkeit unter Negern weit seltener als unter andern halbwilden Völkern; der Schwarze trinkt und schmaust mit vielem Behagen, aber ihn viehisch betrunken zu sehen, ist eine Ausnahme.

Der Neger steht dem amerikanischen Indianer gegenüber, wie ein pflanzenfressendes Tier (etwa der Elefant) dem fleischfressenden. Er ist träge, sehr häufig diebisch und lügnerisch, und zeigt wenigstens bei dem heutigen Mangel an Erziehung und Mannszucht nicht gerade sehr viel Mut. Aber böswillig ist er ebensowenig wie aus purem Vergnügen grausam. Die auch beim Neger sich findende Grausamkeit gegen Tiere ist mehr passive Gefühllosigkeit als die sehr aktive Quälsucht des Indianers. Der Neger wird niemals mit Willen und Bewußtsein ein Tier martern, aber er wird auch nur selten die Leiden eines

gefangenen oder ſterbenden Tieres verkürzen. Hühner und Enten, die zum Markte gebracht werden, befeſtigt man mit den Beinen an einen Stock und ſchleppt ſie, während der Kopf nach unten hängt, tagelang mit ſich herum. Auch ſollen die ſchwarzen mohammedaniſchen Metzger von Ague äußerſt brutal ſein. Für das Verhältnis des Negers zur Tierwelt iſt es bezeichnend, daß man niemals auch nur ein Kind mit den Haustieren ſpielen ſieht. Nicht viel anders als zur Tierwelt ſtellen ſich die Neger bisweilen zu ihren eignen Stammesgenoſſen. Als bei Klein-Povo einmal einige Zeitlang beſonders viele Leute von den Haifiſchen aufgefreſſen worden waren, veranſtaltete man große Fetiſch-Faxen. Mit Schaudern ſahen damals die Weißen, wie ein zum Strande fliehender Menſch, der als Opfer auserſehen war, dort buchſtäblich zu Tode geprügelt wurde.

Die Stellung, welche die Weißen an der freien noch unabhängigen Küſte einnehmen, würden ſie kaum zu behaupten vermögen, wenn ihnen nicht in den Kru- oder auch den Accra-Leuten ebenſo fleißige wie gehorſame Arbeiter zur Verfügung ſtünden. Die moraliſche Ueberlegenheit des Europäers beruht nicht zum geringſten Teil darauf, daß er, was die notwendigſten Arbeitskräfte anbelangt, von den Landesangeſeſſenen unabhängig iſt. Die Krus ſind völlig in ſeiner Gewalt. Er kann ſie prügeln oder prügeln laſſen, er kann ihnen durch Kürzung an dem ſtets für einen Monat rückſtändigen Lohne Geldſtrafen auferlegen und was dergleichen mehr iſt. Der Kru-Mann weiß das ſehr wohl und leiſtet ſelbſt der härteſten Beſtrafung gegenüber faſt niemals Widerſtand. Wie ſollte auch ein Kru-Mann der ſtrafenden Hand ſeines Herrn entgehen? Auf einem Dampfer kann er nicht ſo leicht entkommen, und wenn er landeinwärts entfliehen wollte, würde er binnen kürzeſter Zeit eingefangen und als Sklave verkauft werden. Kru-Leute fürchten ſich deshalb weit mehr vor den Eingebornen, als vor dem ſtrengſten und härteſten Europäer.

Das gewöhnlichſte unter allen Vergehen, die hier zur Beſtrafung kommen, iſt der Diebſtahl. In einer Nacht weckte mich ein auffälliger Lärm. Zum Hofe der Faktorei eilend fand ich, daß die Kru-Leute einen Dieb ertappt hatten, wie er gerade mit einem Hemde in der einen, einem Tuche in der andern Hand entwiſchen wollte. Die Krus hielten den Dieb wohl feſt, wagten aber nicht ihm etwas zuleide zu thun, und erſt als

einer ihrer weißen Herren herbeikam, wurde der schwarze Spitzbube mit einem eisernen Ringe um den Hals an eine Kette gelegt. In dieser Weise blieb er ein paar Tage „in Untersuchungshaft", bis man ihn nach einer tüchtigen Tracht Prügel mit dem landesüblichen Rochenschwanze wieder laufen ließ. Er hatte nach Art aller, in Ausreden sehr findigen Schwarzen bis zum Schlusse die Unverschämtheit, zu behaupten, daß er sich, als man ihn um 2 Uhr nachts mit dem gestohlenen Gute ertappte, bloß Feuer für seine Pfeife habe holen wollen.

Wenn Landesangesessene sich beim Diebstahle auf frischer That erwischen lassen, bindet man sie am folgenden Morgen an einen Baum und läßt sie, da die Krus allein sich fürchten würden, im Beisein eines Europäers mit einem gewöhnlichen Stocke oder in schweren Fällen mit dem elastischen, tiefe Striemen auf der Haut zurücklassenden Rochenschwanze durchpeitschen. Es ist das thatsächlich weniger hart und grausam als es klingt; der Neger, der für moralische Bestrafung durchaus unempfindlich ist, kann in körperlicher Hinsicht eine gute Portion vertragen, er selbst würde, wenn er die Wahrheit sagen wollte, jede von einem Europäer verhängte Züchtigung noch als sehr milde ansehen. Die Krus, die man nur bei leichteren Vergehen vom eignen Hauptmann bestrafen läßt, werden, wenn sie stehlen oder sich sonst eines schweren Verbrechens schuldig machen, zu den eingebornen Königen oder Häuptlingen gesandt, dort in Ketten gelegt und nicht gerade sanft behandelt. Manche Europäer verhängen überhaupt niemals selbst eine Strafe, sondern wenden sich in allen Fällen an die Häuptlinge, die für ein Geschenk recht gern zu diesen kleinen Dienstleistungen bereit sind.

Es gehört zu den Rechtsanschauungen des Negers, daß der Bestohlene den auf frischer That ertappten Dieb ohne weiteres töten darf. Erschießt jemand nachts einen Einbrecher, so wird der Leichnam morgens mit dem Gestohlenen vor das Thor der Faktorei gelegt und ein Häuptling zur Konstatierung des Falles herbeigerufen. Stirbt aber ein Dieb bei der später über ihn verhängten Züchtigung, so thut der betreffende Europäer gut daran, an einen andern Ort zu gehen, weil die Familie des Verstorbenen ihm sonst wenn möglich Gift beibringen würde. Es geschieht das durch Ueberredung oder Bestechung des Kochs, so daß, wer zwei Köche hat, weniger zu befürchten braucht. Die Fetischpriester gelten als wahre Meister der Giftmischerei

und man behauptet, daß ſie aus Alligatorgalle (dem hauptſächlichſten Beſtandteile aller Neger-Gifte), aus Strychnin und der feingehackten glasartigen Faſer des Bambusrohrs ſowohl über kurz als auch nach ziemlich langer Zeit wirkende Gifte herzuſtellen verſtänden. Greift der Neger dem Weißen gegenüber zu dem äußerſten Mittel der Vergiftung, ſo handelt es ſich entweder um Frauen oder um ſchwere Beleidigung, wie denn z. B. gleich hintereinander drei Agenten einer franzöſiſchen Faktorei vergiftet worden ſind. Weit häufiger wird das Gift bei den Streitigkeiten der Eingebornen untereinander angewandt. Von einem 27 Köpfe zählenden Trupp Krus ſtarben einmal binnen wenigen Wochen 23 und zwar alle unter den gleichen Symptomen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie von den übrigen vergiftet worden waren, weil dieſe ſich ihrer Kleider zu bemächtigen hofften. Wer aber hätte in dieſem Lande, wo es keine Leichenſchau und keine Obduktion gibt, den Beweis der Vergiftung erbringen wollen? Eine ſo unglaublich große Rolle in Afrika das Gift ſpielt, ſo bleiben doch faſt alle dieſe Verbrechen unbeſtraft.

Andre Strafen als Prügeln, Tod oder Verkäufe in die Sklaverei ſind an der Sklavenküſte unbekannt und in der That ſind ſie auch unter Negern die einzig wirkſamen. Das barbariſche Abhauen einzelner Körperteile iſt hier nicht üblich, höchſtens wird ab und zu ein Arm durch jene Art von Gottesgericht, welche in dem Eintauchen in ſiedendes Oel beſteht, verunſtaltet. Prügel ſind diejenige Strafe, die dem Neger ohne irgendwie dauernd zu ſchaden am meiſten zu Herzen geht. Proteſtantiſche ſowohl wie katholiſche Miſſionare haben mir mit ſeltener Einmütigkeit verſichert, daß ohne Prügel, die in wunderbarer Weiſe ſeine geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten ſchärften, mit dem Neger nicht auszukommen ſei. Tod und Verkauf in die Sklaverei ſind Strafen, die einzig und allein von den Häuptlingen oder dem Familienrate der betreffenden verhängt werden. Da es bisweilen vorkommt, daß Leute beim Brett- oder Ballſpiele, wenn ſie ihr ſonſtiges Hab und Gut verloren haben, Mitglieder ihrer Familie zum Pfande ſetzen, ſo wird ſolch ſchwarzes Schaf ſchließlich gemäß einem Beſchluſſe des Familienrates in die Sklaverei verkauft. Sklaven nämlich beſitzen nicht mehr jenes Recht über ihre Familienmitglieder, welches dem freien Manne zuſteht. Aus ähnlichem Grunde töten die Anglo-Leute unverbeſſerliche Schuldenmacher.

Noch wäre jener Beſchränkung des Eigentumsrechts zu gedenken, laut welcher es in Klein- und Groß-Povo nicht geſtattet iſt, ein Haus abzubrechen oder irgend etwas, was jemals mit dem Grund und Boden verwachſen geweſen iſt, außer Landes zu nehmen. In Weida erſtreckt ſich dieſe Vorſchrift auch auf alle Mobilien, ſofern dieſelben nicht zum direkteſten perſönlichen Gebrauch beſtimmtes Privateigentum ſind. Man darf ſoviel man nur immer will ins Land bringen, aber nichts, was nur halbwegs den Charakter von Waren hat, wieder hinaus.

Streitigkeiten zwiſchen Europäern und Eingebornen werden meiſtens durch Vergleich geſchlichtet, aber häufig genug kommt es auch zu großen Palavers oder Volksverſammlungen, bei denen den Königen und Häuptlingen, obwohl dieſelben anerkannte Richter über ihr Volk ſind, dennoch die Kaufleute als Gleichberechtigte gegenüberſtehen. Bisweilen haben ſich die Könige die Gerichtsbarkeit auch über die Weißen beizulegen geſucht, ohne daß dieſelbe jemals anerkannt worden wäre. Das Wort palaver (von dem ſpaniſchen palabra), mit dem hier ſo ziemlich alles und jedes bezeichnet wird, bedeutete urſprünglich eine Verhandlung zur Beilegung von Zwiſtigkeiten; nach und nach hat es aber ganz und gar die Bedeutung unſrer „Angelegenheit“ oder „Frage“ angenommen. Who sabe horse palaver heißt „wer verſteht ſich auf Pferde?“ und them rum-palaver settled „wir haben das Rum-Geſchenk ſchon erhalten.“

Sobald einer der einheimiſchen Könige oder Häuptlinge eine Botſchaft an die Kaufleute zu ſenden hat, wird als Beglaubigung, im Stile der früher bei uns gebräuchlichen Siegel oder Siegelringe, des Königs oder Häuptlings Stock mitgeſandt. In ähnlicher Weiſe geben die Kaufleute einem Boten den eignen Stab mit. Ob man dabei der Anſicht huldigt, daß die Zugehörigkeit der teilweiſe ſehr wertvollen Stöcke im ganzen Land bekannt ſei, iſt mir unbekannt. Dieſe Sitte des Stab-Sendens ſteht im Togo-Land und im Königreich Dahome noch in voller Blüte; in den Povo-Ländern iſt ſie zwar nicht ganz verſchwunden, aber doch ſeltener geworden.

Alles in allem und trotz der barbariſchen Formen ſteht die Rechtspflege in den unabhängigen Gebietsteilen höher als in den engliſchen. Was man in der Goldküſtenkolonie in dieſer Hinſicht zutage fördert, iſt ein Hohn auf jede Gerechtigkeit. Weiße und Schwarze ſollen dort gleiche Rechte haben und dieſer

praktisch undurchführbare Grundsatz, der, wenn er durchführbar wäre, jede Kultur vernichten würde, wird von Leuten gehandhabt, die man zur Westküste wie zu einer Versorgungsanstalt herausgesandt hat. Während meiner Anwesenheit in Accra saßen im dortigen Gefängnisse ein Deutscher und zwei englische Kaufleute, die, weil sie aus allerdings nicht zu rechtfertigenden Gründen einen mischblutigen Polizisten geprügelt hatten, auf 6, beziehentlich 18 Monate ins Zuchthaus gesteckt worden waren.

Das Bild der Rechtszustände an der Sklavenküste würde unvollständig sein, wenn ich nicht dem an derselben noch bestehenden Sklavenhalten Erwähnung thäte.

Die Sklavenausfuhr über See ist an dieser Küste heimlich bis vor wenigen Jahren (1863) betrieben worden, und noch heute leben viele ehemalige weiße und schwarze Sklavenhändler (Mensa von Porto Seguro, Pedro Quadjo, Garcia, Marques d'Andrada u. s. w.). Die Sklavenausfuhr verschwand nach und nach gänzlich, weil die Absatzgebiete (hauptsächlich Nordamerika, Kuba, Brasilien, die portugiesischen Besitzungen und der mohammedanische Orient) immer mehr zusammenschrumpften und schließlich der außerafrikanische Bedarf an Sklaven aufhörte. Zwangsmaßregeln allein und kreuzende Kriegsschiffe würden der Sklavenausfuhr kaum so schnell das Lebenslicht ausgeblasen haben. Uebrigens ist Sklavenausfuhr von innerafrikanischem Sklavenhandel zu unterscheiden, welcher fast in ganz Guinea, so auch beispielsweise an der Sklavenküste und namentlich in Dahome, noch immer schwunghaft betrieben wird. Auch an der übrigen Küste, in Klein-Povo, Groß-Povo, Porto Seguro, Be, Togo u. s. w., besitzen alle wohlhabenderen Leute ihre Sklaven, aber, wenn überhaupt, werden diese heutigestags nicht mehr in der Oeffentlichkeit verkauft.

Alle Sklaven an der Küste sind von den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen durch Kauf erworben worden. Die meistgeschätzten Sklaven kommen aus Dahome und kosten 80 Doll. (320 Mk.) für ein junges Mädchen oder einen jungen Mann. Aeltere Leute oder unerwachsene kosten bloß 40—50 Doll. Bisweilen kommen Händler mit Gold und Sklaven bis nach Lome, und zwar teils vom Sklavenmarkt Sallaga, teils durch englisches Gebiet hindurch aus dem Aschantiland. Auch in Groß-Povo, Aguè u. s. w. werden noch zuweilen Sklaven verkauft. Diesem Sklavenhandel der Eingebornen untereinander ist kaum

abzuhelfen. Selbst die Krus bringen Sklaven von Kap Mount mit herunter. Wer sollte sich auch darum kümmern, ob diese Gestalten, die alle gleich aussehen, Sklaven oder Freie sind?

Als ich zum Besuch bei den Missionaren von Agué war, wurden wir bei Tische von einem possierlichen kleinen Knaben bedient, der einige Tage vorher von den Patres gekauft worden war. Der Knabe wird selbstverständlich in der Mission erzogen werden und dann frei sein. Jene wenigen Weißen dagegen (es befindet sich darunter kein Deutscher), welche noch im alten Stil Sklaven halten, werden aufs tiefste verachtet. Es ist auch für den Weißen gar nicht schwer, so viel Sklaven zu kaufen, als er nur immer will, aber dieselben wieder zu verkaufen, dürfte für den Europäer dennoch heutigestags unmöglich sein.

Alle Sklaven im Togo- und Povo-Gebiet sind Haussklaven, die sehr gut behandelt werden und ein äußerst sorgenloses Phäakenleben führen, das von ihrem Standpunkte aus dem Leben unsrer deutschen Fabrikarbeiter vorzuziehen ist. Ihre Kinder dürfen nicht verkauft werden und sind überhaupt keine Sklaven mehr, sondern als Leibeigene eine niedere Art von Familienmitgliedern. Es gibt Sklaven, die selbst wieder Sklaven halten. Eigentlich hätte alsdann der Herr das Recht, den Lohn für die Arbeit der Sklaven seiner Sklaven selbst in Empfang zu nehmen. Ist aber der freie Herr, wie das häufig vorkommt, in nähere Beziehung zu einer Angehörigen eines seiner Sklaven getreten, so läßt man denselben schalten und walten, als ob er ein Freier wäre. Auch die „Boys" oder Stewards vieler Europäer sind Sklaven, der Lohn wird entweder sofort an den Herrn oder auch den Sklaven ausbezahlt, welche alsdann einen Teil an ihre Herren abzugeben haben.

Die Missionare von Agué sind der Ansicht, daß eine plötzliche Abschaffung der noch bestehenden Haussklaverei und des noch bestehenden innerafrikanischen Sklavenhandels, falls solche plötzliche Abschaffung überhaupt möglich wäre, ein Fehler sein und sich gerade gegen jene ihrer Freiheit Beraubten richten würde, deren Los in Europa so sehr bedauert wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß überall, wo die Sklaverei einmal in großem Stil eingeführt gewesen ist, ihre Abschaffung das Los der Sklaven zunächst nur verschlimmert hat. In Brasilien wurden die Sklaven früher verhältnismäßig milde behandelt,

aber seit keine Sklaven mehr geboren werden und alle neugebornen Kinder frei sind, sucht man aus ihrer Arbeitskraft, ohne sich um die Erziehung zu kümmern, soviel wie nur irgend möglich herauszuschlagen. In andern Ländern haben die Sklaven, die gewohnt waren, wie die Kinder in den Tag hinein zu leben, gar nichts mit ihrer neu gewonnenen Freiheit anzufangen gewußt und sind in das bitterste Elend geraten. In Jamaika hat das allzu plötzliche Ende der Sklaverei den gänzlichen Verfall der ehedem so blühenden Kolonie und einen geradezu unbeschreiblichen Grad von Faulheit mit sich gebracht. Etwas ähnliches zeigt sich auch in Dahome. Die als Sklaven betrachteten Gefangenen, mit denen der König von seinen jährlichen Kriegszügen zurückkehrt, stehen sich sehr übel dabei, daß der Absatz so schlecht ist, denn seit sie nicht mehr verkauft werden können, werden sie in viel größerer Anzahl als früher hingerichtet. In Dahome behandelt man die Sklaven überhaupt viel härter als im Togo- und Povo-Gebiet oder an der Goldküste.

Die Sklaverei ist hierzulande ein Bedürfnis, welches befriedigt werden will. Um die Sklaverei gründlich zu beseitigen, müßte man das Bedürfnis nach Sklaven beseitigen, d. h. die Eingebornen zur Arbeit erziehen. Solange das nicht geschieht, bleiben, wie das Beispiel der englischen Goldküste zeigt, alle gesetzlichen Maßregeln ohne Erfolg. Wenn aus dem unabhängigen Gebiet ein Sklave zur englischen Goldküste nach Quitta flieht und den Schutz des dortigen Kommandanten anruft, so ist er frei. Aber in Quitta und Accra selbst gibt es Sklaven in Menge. Dieser Widerspruch erklärt sich daher, daß, wenn ein Sklave von Quitta oder Accra beim englischen Kommandanten seine Freiheit beanspruchen wollte, die Rache sofort nachfolgen würde. Das wissen die Sklaven sehr wohl.

Daß sich, trotzdem die Haussklaverei sogar in den englischen Kolonien noch weiterblüht, dennoch die Verhältnisse recht gründlich geändert haben, dafür liefern die in Weida sehr zahlreichen und umfangreichen Ruinen jener „Barracones", in denen früher die Sklaven zur Verschiffung bereit gehalten wurden, den besten Beweis. Die heute noch bestehende Form der Sklaverei ist gewiß ein Uebel, aber kein so großes, als man in Europa anzunehmen geneigt sein dürfte.

Elftes Kapitel.

Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei.

(Die vielgefürchtete Brandung. — Ankunft eines Dampfers. — Die Minas-Neger und ihre dreizackigen Ruder. — Kampf zwischen Mensch und Natur. — Kentern der Boote. — Der letzte und schlimmste Brecher. — Elende Postbeförderung. — Die Einrichtung eines Faktoreigebäudes. — Die Wohnung der Krus. — Die Kleidung der Weißen. — Schwarze Frauen.)

Die Ostseite des südatlantischen Ozeans ist ein ruhiges, angenehmes, durchaus nicht tückisches Gewässer. Trotz starker Brandung, welche durch die Bildung der Küste veranlaßt wird, ist das Meer dort selten sehr unruhig. Obwohl der Strand ganz flach ist, so findet sich doch in nicht allzu großer Entfernung tiefes Fahrwasser ohne alle Sandbänke, Riffe u. dgl., so daß die Schiffe ziemlich dicht am Lande fahren können. Bloß an der Mündung des Volta-Flusses (englische Goldküste) hat sich eine ziemlich weit ins Meer hineinreichende Sandbank abgelagert. Auch ragt bei Danae und Porto Seguro je ein Felsen aus der Brandung empor, welche bisweilen darüber hinwegsaust.

Die vielgefürchtete Brandung ist am schlimmsten im Mai, Juni, Juli und August und am ruhigsten während des Harmattan-Windes im Dezember, Januar und Februar; während die Extreme sich vielfach verschieben und vielen Schwankungen unterliegen, kann man als Regel annehmen, daß die Brandung während drei Monaten sehr stark, während 6 Monaten schwächer und während 3 Monaten ganz schwach ist. Je 3 Tage vor

und nach dem Neumond ist die Brandung stets besonders heftig. Obwohl die Wellen an dieser Küste nicht gerade sehr hoch sind und die Brandung auch nicht, wie an felsigem Gestade, himmelhoch emporspritzt, so ist der Verkehr zwischen dem Strande und den Schiffen dennoch sehr schwierig, und zwar teils wegen des sehr flachen Strandes, teils auch weil keinerlei durch die Brandung hindurchgebaute Dämme oder Pfahlgerüste das Landen erleichtern. Wahrhaft berüchtigt ist der zahllosen dort sich ereignenden Unglücksfälle wegen der Strand von Adda (Goldküste) und Weida (Dahome); verhältnismäßig noch am leichtesten ist das Landen bei Accra (Goldküste), Quitta und Klein-Povo (Sklavenküste). Man pflegt an dieser Küste gewöhnlich von drei Brechern zu sprechen, die nicht zeitlich aufeinander folgen, sondern räumlich hintereinander liegen, und von denen der Landbrecher der schlimmste ist. Aber zur Harmattanzeit gibt es bisweilen gar keine Brecher oder höchstens einen, und anderseits erhöht sich die Zahl zur Regenzeit nicht selten auf 4, 6 und noch mehr.

Für gewöhnlich ist der sandige Strand solcher Orte, wie Lome, Bagida, Klein-Povo u. s. w., völlig menschenleer; bloß schwarze Schweine und Schweinchen sieht man bisweilen dort lustwandeln. Die Boote der Faktoreien liegen umgestürzt mit dem Kiel nach oben unter höchst primitiven Binsendächern.

Welches Leben aber, sobald das Aufsteigen einer Flagge am Signalmaste dieser oder jener Faktorei das Nähern eines Dampfers verkündet! Da die Ankunft von Schiffen und namentlich von Dampfern das einzige Ereignis ist, welches, von gleicher Wichtigkeit für alle, den gewöhnlichen Verlauf des hiesigen Lebens unterbricht, so sind aller Augen auf das Entdecken des winzigsten am Horizonte sich zeigenden Segelpünktchens, der kleinsten Rauchwolke eingeübt. Sobald erst der Ruf „ein Dampfer!“ laut geworden ist, stürzen in fieberhafter Eile, mit riesigen Fernrohren bewaffnet, alle Weißen zur Veranda. Zunächst bleibt noch Raum genug zu Vermutungen. Ist es ein gewöhnlicher Segelkasten oder wäre es etwa gar ein Kriegsschiff? Doch nein, die Takelage ist zu schwach, also bloß ein Segler! Aber dicht dahinter steigt jetzt ein leises, duftiges Wölkchen auf. Die Frage, ob Segler oder Dampfer, ist zu gunsten der letzteren Ansicht entschieden. Aber welcher? Ein ganz gemeiner Wochen-Engländer oder der bloß einmal im Mo-

nat erſcheinende vornehmere Landsmann? Noch eine Viertelſtunde und die graue Farbe des Schiffskörpers iſt deutlich erkennbar. Es iſt ein von Hauſe kommendes Woermannſches Schiff, „die Profeſſor“ oder „die Karl“, wie man ſich hier, dem engliſchen Sprachgebrauch folgend, auszudrücken pflegt. Schon zeigen alle Faktoreien ihre betreffende Nationalflagge und, durch einen Glockenſchlag benachrichtigt, ſind die verſchiedenen Kru-Trupps mit dem Hinunterrollen der Boote beſchäftigt. Ein eingeborner Kommis iſt zu der neben dem Flaggenſtocke befindlichen hölzernen Plattform hinaufgeſtiegen und hißt, je nach den ihm von der Veranda aus zugerufenen Befehlen, die verſchiedenſten Signale.

Inzwiſchen herrſcht an Bord des ankommenden Dampfers ein nicht weniger reges Getriebe. Noch ehe die Ankerkette geraſſelt hat, eilt, ſtolz einen glühend gemachten Draht ſchwingend, der Hauptmann der an Bord befindlichen Kru-Leute zu der kleinen Schiffskanone und ein ſcharfer Knall verkündet den Weißen und Schwarzen am Lande, was ſie ſchon längſt wußten, nämlich die Ankunft des Dampfers. Je nachdem man bloß Ladung löſchen oder einnehmen will, werden auch vom Dampfer aus Signale gemacht. Betreffs dieſer ergehen ſich dann, während die Weißen am Lande haſtig das Signalbuch nachſchlagen, die Schwarzen in allerlei kühnen Vermutungen. Da bekommt man ein ſolch wunderbares Engliſch zu hören, wie z. B. „them steamer go sleep here for night time“ (der Dampfer will hier ſchlafen), oder „them steamer him be hungry too much“ (der Dampfer iſt gar zu hungrig), oder gar „him belly be full too much“ („ſein Bauch iſt voll“, d. h. er kann keine Ladung mehr nehmen).

Jetzt endlich iſt die Zeit gekommen, die Boote ins Waſſer zu ſchieben. Aber vorher möge mir noch ein Wort über die Bootsleute und ihre Ausrüſtung geſtattet ſein. Außer den Krus verwendet man an der Sklavenküſte bisweilen auch Landesangeſeſſene, ſowie Accra-Leute (Minas-Neger). Die letzteren gelten in ganz Weſtafrika als die geſchickteſten Bewältiger der Brandung. Es ſind einzelne darunter, die mit ihrer gewaltigen Muskulatur, beſonders an Bruſt und Armen (auffallenderweiſe haben ſie ſogar Waden), einer aus Bronze gegoſſenen Statue des Herkules gleichen. Bei einigen findet man beinahe kaukaſiſche Geſichtszüge und gar keinen unangenehmen Ausdruck.

Die Farbe ist ein stark glänzendes und äußerst dunkles Braun, ähnlich der dunkelsten Bronze. Die Krus, die doch auch nichts weniger als schwach sind, erscheinen diesen Leuten gegenüber als Knaben. Doch muß dabei bemerkt werden, daß ein großer Teil der Krus auch erst kaum dem Knabenalter entwachsen ist. Was das Arbeitsgeräte dieser Ruderer anbelangt, so findet man von der Goldküste an und weiter südostwärts nicht mehr die langen Streichruder von Senegambien und Liberia, sondern ganz kurze, höchstens 3—4 Fuß lange und fast wie Neptuns Dreizack geformte Ruder, die sich bei der Bewältigung der Brandung besser bewähren sollen.

Da so sehr viele Boote umschlagen, so werden an einigen Orten, wie z. B. bei Cutanu (Dahome) Dynamitpatronen ins Wasser geworfen, um die Haifische zu betäuben. Zu gewissen Zeiten, namentlich von Ende Mai bis Anfang August, kommen die Haifische des Laichens wegen in großen Scharen zur Küste, und es gibt dann beim Umschlagen der Boote häufig genug tödliche Verletzungen; in allen übrigen Monaten gehört jedoch glücklicherweise das Erscheinen von Haifischen zu den Seltenheiten. Fragt man den Hauptmann eines jener Kru-Trupps, die, auf den richtigen Augenblick wartend, neben den bis zur Wasserlinie gerollten Booten stehen, ob man undurchnäßt an Bord und wieder von Bord an Land gelangen könne, so wird er mit der stehenden Redensart „this not my palaver, this be God's palaver" (das liegt in Gottes Hand) antworten. Uebrigens schlagen die Passagierboote zwar häufig genug, aber immerhin seltener um, als die schwerer zu handhabenden, mit Waren vollgepfropften.

Kurz vor dem Abschieben der Boote beginnen die Hauptleute mit ihren wunderbar scharfen Augen die Wasserfläche zu mustern und dabei zu zählen. Sie wissen durch langjährige Erfahrung ganz genau, welche am Horizonte sichtbar werdende Welle den stärksten Brecher abgeben wird. Sobald gerade eine den Strand bespülende Welle das Abschieben des Bootes erleichtert, stemmen sich die Leute mit aller Kraft dagegen und springen, sobald das Boot flott ist, mit ihren dreizackigen Rudern hinein. Nun beginnt einer der interessantesten Kämpfe zwischen Mensch und Natur, ein Kampf, den der unbeteiligte Zuschauer nicht müde wird, stundenlang zu beobachten.

Wer einmal am Meeresufer gelebt hat, der weiß, daß

Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

Digitized by Google

Digitized by Google

jede Welle in dem Grade, wie ſie ſich dem Lande nähert, an Breite abnimmt und an Höhe zunimmt, bis ſie ſich ſchließlich überſtürzt und bricht. Das Boot, welches gerade unter eine ſich brechende Welle zu liegen kommt, wird voll Waſſer geſchlagen oder umgeworfen. Der Hauptmann muß alſo das Boot ſo lenken, daß, wenn eine Welle herannaht, die einen ſtarken Brecher geben wird, das Boot entweder noch weit genug davon entfernt oder aber ſchon über die Stelle hinüber iſt, wo die Welle ſich brechen wird. Aus dem Geſagten kann man es ſich erklären, weshalb die Ruderer in dieſem Augenblicke auszuruhen ſcheinen und ſchon im nächſten ihre dreizackigen Ruder mit ſolcher Gewalt ins Waſſer tauchen, als ob ihr Leben davon abhinge. Die Ruder dieſer Leute ſind ſo kurz, daß ſie ſich beim Gebrauche derſelben nicht bloß über das Boot lehnen, ſondern auch, um die Waſſerfläche zu erreichen, namentlich bei hochgehender See, ein wenig bücken müſſen. Und da dies alles im ſtrengſten Takte geſchieht, ſo gewährt ſolches Boot mit den wilden Geſtalten der nackten, ihre Dreizacke ſchwingenden Herkuleſſe einen ganz abenteuerlichen Eindruck.

Kommt ein Boot auf der Höhe eines Brechers quer zu liegen, ſo wird es in den meiſten Fällen umgeworfen. Aber noch ehe das geſchieht, pflegen die Ruderer, um nicht zerſchmettert zu werden, herauszuſpringen, wobei es allerdings auch vorkommt, daß ſie nach der falſchen Seite ſpringen. Aber auch hierbei iſt weniger Gefahr, als wenn ſie ſitzen blieben, weil der einzelne Menſch ſo ſchnell unterſinkt, daß das umſchlagende und auch dann ſchwimmende Boot ihn, wenn er einmal heraus iſt, kaum mehr erreicht. Während der kurzen Zeit, ſeit ich an dieſer Küſte bin, habe ich doch wenigſtens ein Dutzend Boote auf dieſe Weiſe kentern ſehen. Für die nackten Ruderer iſt, wenn ihnen nicht von dem umſchlagenden Boote ein Arm oder Bein zerbrochen wird oder wenn nicht gar Haifiſche in der Nähe ſind, weniger Gefahr dabei, als man glauben ſollte. Den Weißen, der ſich etwa in einem umſchlagenden Boote befinden ſollte, laſſen rechtſchaffene Kru-Ruderer, namentlich wenn er ihr Herr iſt, nur ſelten im Stich. Ich habe manche Hauptleute (head-men) geſehen, die mit Gefahr ihres eignen Lebens ihren Herrn gerettet hatten. Der Weiße ſelbſt wird ſich, auch wenn er ein noch ſo guter Schwimmer iſt, in der Brandung nur ſchlecht zu helfen wiſſen. Die Krus tragen ihn aber

schwimmend und watend ans Land, mögen ihnen dabei noch so viele Spritzer um den Kopf sausen.

Es gibt keinen, längere Zeit an dieser Küste weilenden Europäer, der nicht schon ein oder mehrere Male ins Meer geschleudert (capsize ist der technische Ausdruck) worden wäre. Es geht dabei nicht immer so glatt ab, wie oben geschildert. Herr Leuze konnte einmal, als sein Boot kenterte, nicht aufgefunden werden, bis ein zufällig am Strande stehender Franzose auf den Gedanken kam, daß er sich vielleicht noch unter dem mit dem Kiel nach oben im Landbrecher liegenden Boote befinde. Als man zu dem Boote vordrang, über das beständig die Brandung hinwegsauste, fand man Herrn Leuze ohnmächtig, aber unverletzt; die unter dem umschlagenden Boote zurückgebliebene Luft hatte ihn gerettet.

In Weida verunglückten während meines dortigen Aufenthaltes zwei Accra-Leute. Dem einen wurde, als er aus einem landenden Boote heraussprang, der Brustkasten eingedrückt, dem andern, der in einem herausfahrenden Boote saß, wurde von einem hereinkommenden Boote ein Bein abgeschnitten. Das hereinkommende Boot befand sich nämlich gerade auf der Höhe eines Brechers, als das herausgehende tief unten an dessen Fuße lag. Und fast ohne daß die Insassen beider Boote sich gesehen hatten wurde das hereinkommende Boot quer über das andre hinübergeschleudert.

Wenn auch das Löschen der Ladung eines Dampfers nur in Ausnahmefällen durch die Stärke der Brandung gänzlich verhindert wird, so gehen doch dabei unglaublich viele Boote in Stücke, so daß immer und immer wieder neue herausgesandt werden müssen. Waren und Passagiere können, wenn die Brandung bloß halbwegs schlecht ist, nur halb oder ganz durchnäßt das Ufer erreichen. Bei der Verpackung vieler Waren ist auch schon von vornherein darauf Bedacht genommen, daß sie nötigenfalls schwimmend das Ufer erreichen müssen, wie denn z. B. die kleinen, in ungeheuren Mengen hierher gesandten Fäßchen (Kegs) Pulver sich wenigstens bei einem bloß kurze Zeit andauernden Bade als wasserdicht zu erweisen pflegen. Briefe wickelt man hier gewöhnlich in wasserdichtes Wachstuch ein und verkupfert sie auch wohl (wie das in Accra und Adda stets geschieht) in kleinen Fastagen.

Es ist sehr viel leichter, vom Schiffe her durch die Bran-

dung ans Land als hinauszukommen, namentlich deshalb, weil die hereinkommenden Boote Brise und Seegang mit sich haben. Die Hauptleute lieben es ganz besonders, wenn sie von der See her kommen, ihr Boot auf einer breiten Welle sozusagen an Land reiten zu lassen. Da aber die Welle schneller läuft als das Boot, so muß, um möglichst lange aus solcher Gelegenheit Nutzen zu ziehen, mit den Rudern flott nachgeholfen werden. Dabei saust das Boot, umzischt von dem Schaume der Brandung, wie ein Pfeil dahin und gewährt vom Lande her gesehen einen herrlichen Anblick.

Aber kurz vor dem Landen muß wieder Halt gemacht und hübsch aufgepaßt werden, denn der Landbrecher ist unter allen der schlimmste. Der Hauptmann mustert dann wieder einmal ganz genau die Umgebung. Ist der richtige Zeitpunkt gekommen, so läßt man das Boot mit aller Kraft, deren man fähig ist, in stumpfem Winkel auf den Strand laufen. Und kaum hat sich der Passagier von dem Stoß, der ihn beinahe von seinem Sitze herunterschleuderte, wieder aufgerichtet, so sind auch schon alle 10—12 Ruderer mitsamt dem Hauptmann ins Wasser gesprungen, reißen ihn, ehe er sich dessen versieht, aus dem Boote und schleppen ihn ans Land. Es steht ja bloß ein Zeitraum von wenigen Sekunden zur Verfügung, wenn nicht der nächste Brecher den Passagier durchnässen soll. Dann aber — das weiß der Schwarze sehr gut — gibts, wenn überhaupt einen, geringeren dash (Trinkgeld). Manche Leute an der englischen Goldküste, namentlich Missionare, haben sich aus Europa Bräute, die sie nie vorher gesehen hatten, herüberschicken lassen. Nun aber denke man sich das unvergleichlich schöne Bild, wenn solch triefende Braut aus den Armen der Schwarzen in diejenigen ihres nie vorher gesehenen Bräutigams sinkt. Und doch war den Schwarzen — man sagt mit Zuhilfenahme einer Puppe — vorher ganz genau beschrieben worden, wie sie die weiße Frau herausheben, anfassen und tragen müßten. Was aber versteht solcher Schwarze von dem Begriff „Dame". Bei den Negern besteht zwischen Mann und Weib weder in Kleidung noch in Behandlung ein so wesentlicher Unterschied wie bei uns.

Wer sich, ohne selbst den Versuch gemacht zu haben, überzeugen will, was es heißt, durch eine schwere Brandung zu fahren, der braucht bloß die ankommenden Boote, in denen

kein Fleckchen mehr trocken ist, oder die von Schweiß und Seewasser triefenden bronzefarbenen Leiber der Schwarzen zu betrachten. Auf dem kurzgeschorenen Wollhaar der Neger funkeln alsdann große und kleine Wassertröpfchen, aber naß wird dasselbe ebensowenig, wie es die Flaumfedern der Enten werden.

Wer etwa recht schnell das Fieber bekommen will, braucht bloß ein paar Mal durch die Brandung zu fahren und seine Kleider am Körper trocknen zu lassen. Zu bedauern sind deshalb die armen Verschiffungs-Kommis, die sich, wenn irgend möglich (aber bei sehr schlimmer Brandung doch auch nicht immer) an Bord der einlaufenden Dampfer begeben.

Beim Ausladen der Boote muß die größte Eile entwickelt werden, weil, wenn die See nicht außergewöhnlich gut ist, beständig Spritzer über die Ladung herüberfausen.

Die von Eisenreifen zusammengehaltenen Ballen mit Manufakturwaren, die großen und schweren Fässer mit Tabak, die Säcke mit Salz (das aber bloß von Segelschiffen herausgebracht wird) werden also förmlich aus den Booten herausgerissen. Ein wenig Nässe schadet nichts, aber sobald erst einmal ein Faß mit Tabak zu schwimmen beginnt, ist sein Inhalt so gut wie verloren. Ich habe gesehen, wie aus solchem Faß eine kaffeeartige Brühe herauslief und der ganze Inhalt in schnell improvisierter Auktion für einen Schleuderpreis an einen einheimischen Händler verkauft wurde. Auch sah ich einmal, wie ein Boot, das einen zur Heimat zurückkehrenden Trupp Krus und deren ganzen in Waren bestehenden Jahresverdienst trug, noch im letzten Brecher umschlug. Die Krus schwammen ans Land, aber ihr Jahresverdienst war verloren.

Beim Verschiffen macht es besonders viel Mühe, die schweren Oelfässer, deren jedes Boot zwei aufnimmt, hineinzurollen. Man legt dabei das Boot ein wenig auf die Seite. An denjenigen Plätzen, wo nicht Krus, sondern Landesangesessene als Ruderer verwandt werden, zahlt man für jede Fahrt einen Dollar, und wenn es auf der Hin- und Rückfahrt Waren zu befördern gibt, 1½ Dollars. Zwanzig Fahrten in einem Tage gelten, da die Dampfer selten näher als eine halbe Seemeile Entfernung vom Lande liegen, bei sehr schwacher Brandung als eine vorzügliche Leistung. Auch Passagiere zahlen beim Landen, wenn sie für sich allein ein Boot beanspruchen, einen Dollar.

Eine der schwächsten Seiten des hiesigen Handels- und Verkehrslebens ist die Beförderung der Post, die aller denkbaren Willkür und Unregelmäßigkeit unterliegt. Mit deutschen Dampfern gehende Briefe werden mit 20 Pfennig-Marken beklebt oder es wird, wenn solche fehlen, eine Bemerkung auf dem Briefe angebracht, laut welcher der Empfänger nicht wie sonst bei unfrankierten Briefen das doppelte, sondern bloß das einfache Porto zu zahlen hat. Briefe, die mit englischen Dampfern gehen, kosten 6 d (50 Pfennige). Es kommt aber bei diesen englischen Dampfern häufig genug vor, daß die Briefe an ganz Unberechtigte ausgehändigt werden, die alsdann wie noch kürzlich ein Engländer zu Bagida die Auslieferung der Briefe verweigern, falls man ihnen nicht so und so viel Dollars dafür zahle.

Die schönsten Faktoreien an der Goldküste gehören der „Baseler Missions-Faktorei", die schönsten an der Sklavenküste dem Bremer Hause Friedr. M. Vietor Söhne. Alle Faktoreien, die deutschen sowohl wie die französischen, sind nach einer und derselben Schablone angelegt; bei der nachstehenden Beschreibung habe ich besonders die Bremer Faktoreien von Bagida und Klein-Popo, deren Gast ich für längere Zeit gewesen bin, im Auge.

Zur Anlage einer Faktorei gehört ein sehr umfangreiches Grundstück; das deutsche Wort „Gehöft" kommt dem Begriff einer Faktorei noch am nächsten. Schon vor dem Beginn der Bauten umgibt man das Grundstück, welches die Faktorei darstellen soll, mit einem soliden Bretterzaun und pflanzt häufig auch noch eine Kaktushecke rund herum. Es wird besonderer Wert dauf gelegt, daß die zahlreichen Gebäude rings herum am Zaune liegen, damit der Hof frei bleibe und leicht übersehen werden könne. Besondere Schwierigkeiten verursacht sowohl beim Bauen wie beim späteren Verkehr in der Faktorei jener knietiefe Sand, der überall an der Küste zu finden ist. Man hat versucht, mit Benutzung des aus dem Inneren bezogenen roten Thons wenigstens quer über die Höfe der Faktoreien hinüber solidere Fußpfade anzulegen; die Ergebnisse haben aber der aufgewandten Mühe nicht entsprochen. Doppelt unangenehm ist der Sand in den Höfen der Faktoreien, weil er, wenn nicht völlig von Stroh- und Holzabfällen rein gehalten, überall dort, wo der Einschluß des salzhaltigen Meereswassers nicht mehr zu verspüren ist, von Sandflöhen wimmelt. Diese unange-

nehmen Insekten, die im vorigen Jahrzehnt von Brasilien her eingeschleppt worden sein sollen und sich immer weiter an dieser Küste verbreiten, werden Chikas oder Mamitoffus genannt. Sie bohren sich mit besonderer Vorliebe unter die Nägel der Zehen, aber auch an andern Stellen des Fußes ein und verraten sich dann durch einen schwarzen Punkt und ein leichtes Gefühl des Juckens. Sobald man dergleichen merkt, wird einer der schwarzen Hausknaben herbeigerufen, um mit einer Nadel das gar nicht schmerzhafte Werk des Herausziehens zu beginnen; später reibt man, um etwa zurückgebliebene Eier der Insekten zu zerstören, Tabaksasche in die kleine Wunde hinein.

Zu den Außengebäuden einer Faktorei gehören die Magazine für Oel, Kerne, Salz u. s. w., ein besonderes, gewöhnlich aus Wellenblech mit Holzverschalung gebautes Pulver-Magazin, eine unter freiem Himmel angebrachte, von einem Dach aus Palmblättern überschattete Einrichtung zum Oelkochen, eine zementierte Tenne zum Trocknen der Palmkerne, eine der Feuersgefahr wegen abseits vom Wohnhaus liegende Küche sowie eine beliebige Anzahl von Taubenschlägen, Affenhäusern, Hühnerstiegen u. s. w. In allen mir bekannten Faktoreihöfen sind Kokospalmen angepflanzt worden, auch wimmeln dieselben von Hühnern, Riesen-Enten, Tauben, Perlhühnern, Zibetkatzen, Hunden, Affen und anderm Getier. Am häufigsten sieht man die in keinem Zoologischen Garten Europas fehlenden Hundsaffen, etwas seltener sind jene schwarzen Affen, deren langhaariges Fell für die Muffe von Damen, die in Trauer sind, sehr gesucht wird. Die Nachtruhe störendes Ungeziefer ist mit Ausnahme der Moskiten hierzulande sehr selten, und zwar deshalb, weil die in keinem Hause fehlenden Kakerlaken das Aufkommen von Flöhen oder Wanzen verhindern. Auch die Moskiten und sonstigen fliegenden Insekten haben einen erbitterten Feind in jenen possierlichen und ganz harmlosen Eidechsen, die zu Dutzenden und Hunderten in jeder Faktorei zu finden sind.

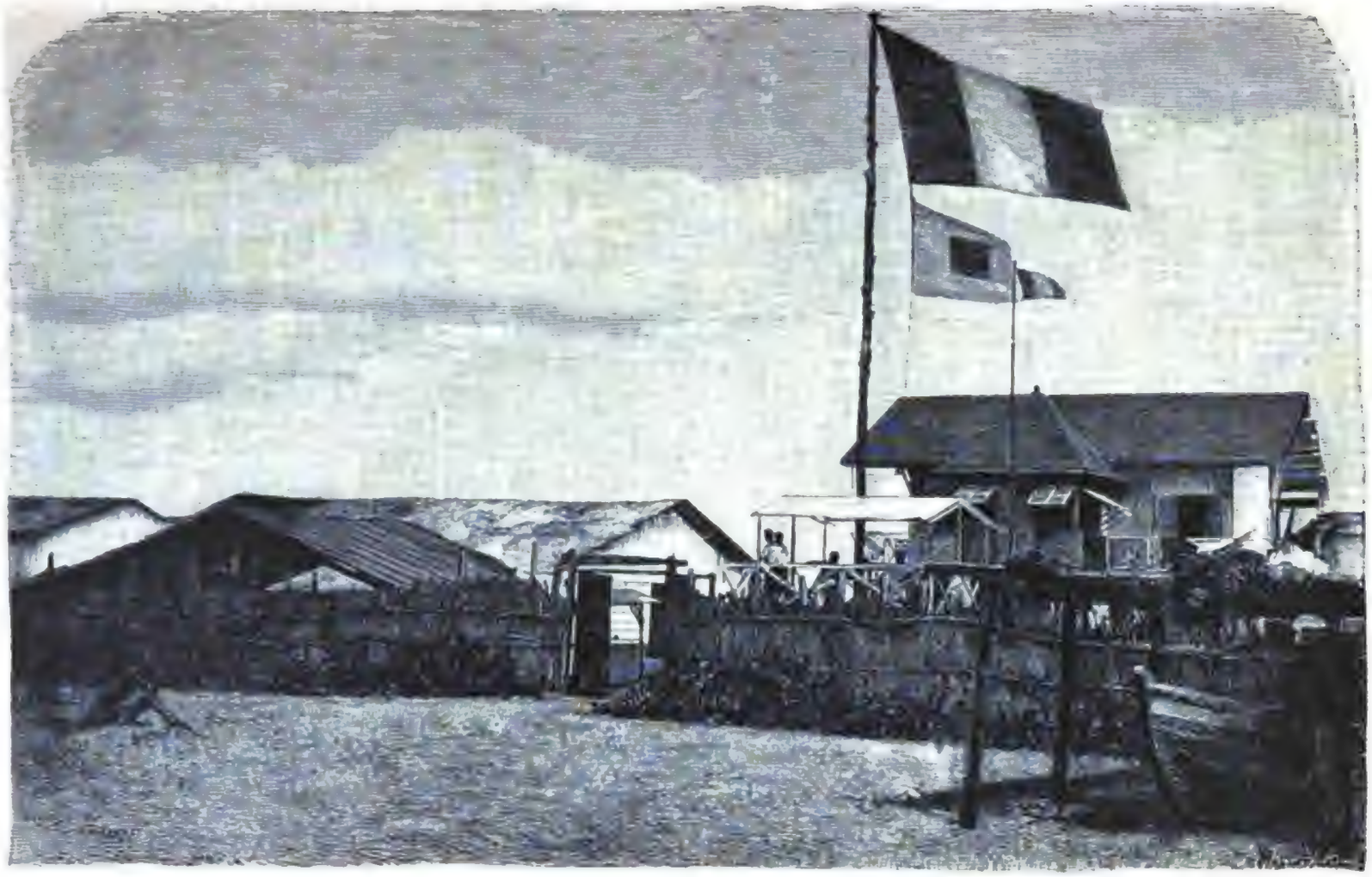
Wenn irgend möglich, erbaut man aus Gesundheitsrücksichten die Wohnhäuser der Faktoreien zweistöckig. Das Erdgeschoß enthält den Laden, das Kontor und die Vorratsräume für wertvollere Waren, besonders Manufakturwaren; das erste Stockwerk, um welches rund herum eine von Pfeilern getragene Veranda läuft, dient den Weißen nach Erledigung der Geschäfte als Aufenthaltsort. Man findet dort ein Wohnzimmer, in dem

gleichzeitig gespeist wird, und zwei bis drei Schlafräume. Die einstöckigen Faktoreigebäude von Lome sind, weil dort alles noch vorläufig ist, viel einfacher eingerichtet. Auch hier läuft rund um das Haus herum eine Veranda, auf der sich abends die Hausknaben ihre Schlafmatten ausbreiten, aber diese Veranda umschließt bloß zwei Räume, nämlich einen auch als Warenlager dienenden Laden und ein andres Zimmer, in dem gelesen, geschrieben, gespeist und geschlafen wird. In solchen Zimmern haben wir bisweilen bis zu vier Personen übernachtet, wie denn überhaupt der an dieser Küste Reisende es für ein großes Glück und eine große Aufmerksamkeit ansehen muß, wenn man im stande ist, ihm ein eignes Zimmer zur Verfügung zu stellen. Fenster mit Glasscheiben gibt es in Lome noch nicht, ihre Stelle nehmen hölzerne Laden ein, die am Tage offen stehen und bloß nachts geschlossen werden.

Das Material zum Bau dieser größtenteils aus Holz bestehenden Häuser wird fertig zugeschnitten aus Europa herübergesandt; nur die schweren Balken entnimmt man dem „Agobim" genannten und sehr dauerhaften Holze der Fächerpalme. Als die ersten Faktoreien an dieser Küste gegründet wurden, hat es viel Mühe gekostet, mit einheimischen Werkleuten den Bau europäischer Häuser zu stande zu bringen. Auch heute noch klagt man über die Nachlässigkeit und das geringe Verständnis der eingeborner Schreiner, aber ein wenig hat die Sache sich doch unter dem Einflusse der von der Baseler Mission gegründeten Handwerkerschulen gebessert. Vor allem gibt es hier, wo man zum Versand des Oels so sehr vieler Fässer benötigt (Dauben und Reifen kommen aus Europa), recht tüchtige Küfer. Daß das Bauen hierzulande nicht billig sein kann, ist einleuchtend; man behauptet, daß das Wohnhaus der Bremer Faktorei zu Klein-Povo nicht weniger als 60 000 Mk. gekostet habe. Und dennoch erweisen sich diese Häuser der mangelhaften Fundamentierung und der Einflüsse des Klimas wegen nicht als dauerhaft; wenn nicht alle kleinen und kleinsten Ausbesserungen so rasch wie möglich vorgenommen werden, verfallen sie sehr schnell. Die aus Quadern von rotem Thon hergestellten Mauern und Wände wiederstehen dem Klima vortrefflich, wenn man sie sorgsam verputzt; aber sobald erst einmal das Regenwasser einen Eingang gefunden hat, ist dem Verfalle kaum mehr Einhalt zu thun.

Die Möblierung der westafrikanischen Häuser ist mit Ausnahme der Rohrmöbel und Moskitonetze vollkommen europäisch. Obwohl man behauptet, daß unter allen Küstenplätzen besonders Bagida seiner Moskitos wegen berüchtigt sei, so habe ich selbst mich doch niemals eines Moskitonetzes bedient, sondern jeden Abend diese beengende, unsern Himmelbetten ähnelnde Einrichtung recht sorgsam entfernt. Und doch speisen zur Regenzeit, wenn die Moskitenplage am schlimmsten ist, manche Leute sogar unter dem Netze zu Mittag. Die Kru-Jungen, die ihre nackten Glieder viel weniger gut gegen Insektenstiche schützen können, schlafen, wenn es gar zu arg wird, am Strande, wo die Seebrise alle Moskiten verscheucht. Klein-Povo hat, obwohl dicht an der Lagune gelegen, die wenigsten Moskiten; am schlimmsten fand ich die Plage in der Nähe der Schilfdickichte von Lebbe, Gbome und Seva.

Mit Ausnahme der Sonntage verkündet jeden Morgen um $5^1/_2$ Uhr, d. h. kurz vor Sonnenaufgang, ein Glockenschlag, daß die Zeit des Arbeitens gekommen sei. Man nimmt dann bloß eine Tasse Kaffe, weist den Kru-Leuten ihre Arbeit an und setzt sich gegen 8 Uhr zum gemeinsamen Frühstück nieder. Um 12 Uhr folgt das zweite Frühstück und hinterdrein eine kleine Siesta. Aber schon um 2 Uhr sind die Kaufleute wieder vollauf in Thätigkeit, sei es im Hofe, wo Oel und Kerne gemessen werden, sei es im Laden, wo vom Anker bis zur Stecknadel alles und jedes zu finden ist, wonach das Herz eines Eingebornen sich sehnen mag. In einigen Faktoreien wird um 5 Uhr, in andern erst um 6 Uhr geschlossen. Es folgt, falls nicht die Bücher abgeschlossen oder Briefe nach Europa geschrieben werden müssen, die Zeit der Erholung und des Vergnügens. Man nimmt gegen $6^1/_2$ Uhr die Hauptmahlzeit ein und macht dann Besuche in andern Faktoreien, um bei einem Glase Bier, Rotwein, Sherry oder Kognak mit Wasser den Gang der Geschäfte, persönliche Angelegenheiten und die neuesten Kunststücke des Kochs (d. h. Kunststücke nach der negativen Seite hin) zu besprechen. Die äußerste Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Gesprächsstoffes ist für zwei oder drei gebildete Leute, die Woche um Woche und Monat um Monat außer dem Umgang mit Schwarzen bloß auf sich selbst angewiesen und außerdem sogar noch Konkurrenten sind, eine wahre Kalamität. Das Leben pulsiert hier an der Sklavenküste in volleren Schlägen als in



Die Faktorei von Fabre & Cie. in Groß-Popo.

Liberia, aber leider wirft auch die sehr stark entwickelte Konkurrenz viel dunkle Schatten rings um sich her. Hierin liegt eine Gefahr, vor der ich meine lieben und wackeren Landsleute warnen möchte. Von dieser Küste Abschied nehmend, möchte ich ihnen noch zurufen: „Haltet stets so brav wie bisher zusammen, vergeßt nie, daß legitime Konkurrenz euch nimmermehr verhindern darf, in allen nicht geschäftlichen Dingen Hand in Hand zu gehen.“

Je nachdem sie sich müde gearbeitet haben oder etwa einen Gast bewirten, suchen die in Westafrika lebenden Europäer entweder recht früh oder auch ziemlich spät ihr Lager auf. Aber unausgesetzt wird man daran erinnert, daß das hiesige Leben sich doch einzig und allein um Handel, Geschäft und Sicherheit der Faktorei dreht. Kurz nach Dunkelwerden wird in einigen Faktoreien eine große, den ganzen Hof beleuchtende Lampe angezündet, und in allen Faktoreien ohne Ausnahme sind die nächtlichen Wächter angewiesen, bei ihren Rundgängen beständig auf eine leere Flasche oder Blechkiste zu klopfen. Stockt dieses für den Neuling recht fremdartige Geräusch auch nur wenige Minuten, so kann man gewiß sein, daß der alsdann aus dem Schlaf aufwachende Verwalter der Faktorei hinauseilen wird, um die Ursache der Unterbrechung zu ergründen. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß die meisten Firmen beinahe gar nicht auf die Ausrüstung ihrer Faktoreien mit guten und modernen Waffen bedacht gewesen sind. Den Agenten und jungen Leuten kann das füglich nicht zugemutet werden. Und doch hängt die Sicherheit einer Faktorei häufig genug von dem bloßen Vorhandensein von Waffen ab, ohne daß dieselben benutzt zu werden brauchten.

Die zu jeder Faktorei gehörigen Kru-Trupps schlafen meistens innerhalb und bloß in sehr seltenen Fällen außerhalb der Umzäunung. Falls einmal besonders viel Arbeit vorliegt, werden auch einheimische Arbeiter und zwar Männer und Weiber untermischt zu einem Lohne von Mk. 0.75 bis Mk. 1.— gemietet, aber da diese Leute sowohl träger als unbescheidener sind, so gibt man in jeder Hinsicht den Krus den Vorzug. Die einzelnen Trupps, von denen jede Faktorei einen, wenn nicht zwei hat, bestehen aus 10 bis 12 Ruderern und je einem ersten und einem zweiten Hauptmann. Als Schlafstätte dient irgend ein leeres Magazin, welches alsbald durch die in keiner Kru-Kaserne feh-

lenden Zeichnungen von Dampfschiffen und jene täglich gemachten Striche, welche als Kalender und Zeitmaß dienen, bemerkbar wird. Obwohl die Krus im Dienste der Europäer sehr schnell alle möglichen Dinge (nur nicht das Christentum) auffassen und erlernen, so ist doch von dem Augenblicke an, wo sie ihre geliebte Heimat wieder betreten, dieser Firniß völlig verschwunden. In gleichem Umfange findet sich diese Anhänglichkeit an die Heimat und ihre Sitten bei keinem andern Negerstamme. Auch wenn ein Kru-Trupp sich einmal ausnahmsweise auf länger als ein Jahr verdingen sollte, so kehrt er in der Zwischenzeit doch stets wieder einmal in die Heimat zurück. Und wie sie sich auf diese Heimreise freuen! In Lome sah ich das am Abend vor der Abreise gefeierte Abschiedsfest eines heimkehrenden Trupps. Während auf einer leeren Kiste der Takt dazu geschlagen wurde, tanzten die schwarzen Teufel bei magischem Mondlichte einen cancanartigen und gliederverrenkenden, aber doch ganz rhythmischen Tanz. Der kleine Koch, einer der fröhlichsten unter allen, machte die tollsten Sprünge. War er jemals müde, so legte er sich platt auf die Erde, um schon nach wenigen Augenblicken wieder aufzuspringen und sich dem allgemeinen Reigen wieder anzuschließen. Der zweite Hauptmann dieses Trupps war schon vorher in die Heimat entsandt worden, um — fernerhin selbst als erster Hauptmann — eine neue Mannschaft anzuwerben und hinauszubringen. Als diese Leute anlangten, war das Erste, was man mit ihnen vornahm, die Aufzeichnung der schon vorhandenen oder die Verleihung neuer Namen. Alle Kru-Leute, deren wahre Namen zu schwer auszusprechen sind, haben außerdem noch englische „noms de guerre“. Bei dieser seltsamen Art von Taufe geht es etwa wie folgt zu:

„Wie heißt du denn?“ fragt der Weiße. — „Erbsensuppe!“ antwortet der Schwarze. — „Und du?“ — „Seebrise.“ — „Und du?“ — „Affenschwanz.“

Der vierte in der Reihenfolge hat noch keinen Namen und mein Landsmann schlägt, mich lächelnd ansehend, den Namen „Schmetterling“ vor. „All right, Masser,“ erwidert der Schwarze, „my name be butterfly“ (sehr schön, Herr, ich werde Schmetterling heißen). In dieser Weise geht es weiter fort, ich notierte mir die Namen Pfannkuchen, Sonntag, Weinglas, Papagei, Theetopf, Napoleon, Bratpfanne, Fünfgroschen, Fliegende Wolke, Bismarck und Moltke. Mit den zwei letzten, meinte der Ver-

walter der Faktorei, könne ich es ſchon wagen, durch die ſchlimmſte Brandung zu gehen.

Da die Krus der Togo- und Povo-Sprache nicht mächtig ſind, ſo unterhalten ſie ſich mit den „gebildeteren“ Eingebornen in einem Engliſch, deſſen Stil der obigen Namengebung ziemlich nahe ſteht. Man wird dabei häufig genug ſolche Dinge wie here be my brother, him be girl („hier iſt mein Bruder, aber er iſt ein Mädchen,“ anſtatt „hier iſt meine Schweſter“), oder he live for die („er lebt um zu ſterben,“ anſtatt „er liegt im Sterben“) u. ſ. w. zu hören bekommen. Der Himmel der Kru-Leute iſt Eſſen und Trinken, obwohl man von ihrer Koſt durchaus nicht behaupten kann, daß ſie luxuriös wäre. Es iſt etwas Außerordentliches für den Kru-Jungen, wenn er auch nur 3 D. (25 Pfg.) für ſeinen täglichen Unterhalt ausgibt. Dabei ſtehen die Kru-Leute in dem Rufe, alle mögliche Dinge zu eſſen, vor denen wir Abſcheu haben, mit beſonderer Vorliebe auch die friſch geſchlachteten Tieren abgezogenen Häute, die ſie in der Erde halb verweſen laſſen und alsdann in kleine Stücke ſchneiden, um eine ſtark gepfefferte Suppe davon zu kochen.

Obwohl unter den einzelnen Kru-Trupps Streitigkeiten häufig genug ſind, halten dieſelben doch andern Schwarzen gegenüber treu zuſammen. Bei jeder Kleinigkeit, die ſie außer Faſſung bringt, appellieren dieſe Leute, nicht ohne ſich ſtarker Uebertreibungen ſchuldig zu machen, an den Weißen, als an ein höheres Weſen. Als ich zu Gaſt in der Bremer Faktorei von Klein-Povo wohnte, erſchien plötzlich vor meinem Schreibtiſche ein Schwarzer mit einem rieſigen, ganz verroſteten Säbel und der ſeltſamen Zumutung, daß ich in dem zwiſchen den Kru-Trupps zweier Faktoreien ausgebrochenen Streite als Vermittler dienen möge.

Was die Stellung des Untergebenen zu ſeinem Herrn anbelangt, ſo wird die landläufige Anſicht von der Treue und Anhänglichkeit des Negers, die uns von Amerika her überkommen iſt, hier für unzutreffend erklärt. Dennoch aber habe ich Beiſpiele, daß auch hier ſolche Neger, die abſeits von ihrer Heimat unter und mit Europäern leben, ſich ſelbſt in höchſter Gefahr treu und anhänglich erweiſen. An dem Zaune einer deutſchen Faktorei, die über und über mit Pulver gefüllt war, wurde Feuer angelegt, welches der aufwachende Hauptmann der Kru-Leute erſt bemerkte, als es zu ſpät war, um an die Mög-

lichkeit des Löschens denken zu können. Er eilte in das Zimmer seines schlafenden Herrn, der sich, aufspringend und beinahe nackt, durch die Flammen hindurch in den nahegelegenen Wald rettete. Der Neger eilte zurück, um auch noch die Kasse zu retten. Aber es war zu spät, das Gebäude flog in die Luft und mit ihm der treue Schwarze.

Der Haushalt einer jeden Faktorei ist die vollendetste Junggesellenwirtschaft, die man sich nur denken kann. Als Köche erfreuen sich die Leute von Accra, namentlich die in den Schulen der Baseler Mission unterrichteten, des besten Rufes. Da aber diese nur schwer zu haben sind, begnügt man sich mit einheimischen Köchen, die notdürftig Brot backen, Suppe kochen und Hühner braten können. Eignes Nachdenken darf von diesen Schwarzen nicht erwartet werden und wenn der Europäer nicht selbst beaufsichtigend mitwirkt, werden ihm Tag für Tag die nämlichen Speisen vorgesetzt werden. Zur Bedienung bei Tische und zur Reinigung des Hauses und der Zimmer gibt es für jeden Weißen je einen „Boy" (Knaben) von 10 bis 15 Jahren. Das hiesige Klima macht bequem und einen Fremden mutet es zuerst ganz wunderlich an, wenn man abends einen „Boy" in sein Zimmer schickt, der die Stiefel ausziehen und die Kleider für den folgenden Tag zurechtlegen soll. Mir ist es stets viel lieber gewesen, mich selbst zu bedienen, besonders wenn ich sah, wie viel Augendienerei diese Boys treiben, von denen sehr viele Sklaven sind. Sie sorgen sehr gut für die Interessen ihres Herrn, wenn derselbe dabei steht, und sehr schlecht, wenn er entfernt ist.

Die Kleidung der hier lebenden Weißen ist viel einfacher und sorgloser als diejenige der schwarzen Sierra-Leone-Leute. Im Hause tragen sie ein Strohkäppchen und draußen in der Sonne den Helm. Bei der Arbeit tragen sie wollene Unterjacken, weiße Beinkleider und rote Leibbinden, wozu beim Ausgehen noch Hemd und Rock hinzukommen. Kragen und Manschetten werden als überflüssig erachtet. Nachts legt man ebenso wie in Indien die weiten, Bygamas genannten, Unterhosen an. Als das wesentlichste Kennzeichen, durch welches sich die Kleidung des Weißen von derjenigen des Schwarzen unterscheidet, gelten dem Neger die Stiefel; es gilt als der schlimmste Schimpf für einen Weißen, wenn man ihn durch gewaltsames Ausziehen der Stiefel zwingt, barfuß zu gehen.

Ein durchaus nicht unbedeutender Teil der für längere Zeit hier lebenden Kaufleute ist nach Landesbrauch mit eingebornen Frauen verheiratet; bloß den Angestellten einer einzigen mit der Mission in Verbindung stehenden Firma ist dies ausdrücklich untersagt. Das Heiraten ist hier, wie allenthalben unter Negern, eine Geld- und Geschäftssache. An die ihre Töchter anbietenden Eltern wird für Jungfrauen ein Geschenk von 16 Dollars in Geld und 6 bis 8 Dollars in Waren gemacht, so daß also der Besitz einer Jungfrau auf etwa 100 Mk. zu stehen kommt. Zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, wenn man dieselben so nennen darf, versammelt sich die ganze Familie der jungen Frau, um die sogenannten „Customs" zu begehen, die in Tanzen und übermäßigem Genusse von Bier und Rum bestehen. Das Verhältnis der weißen Kaufleute zu ihren schwarzen Frauen ist in den Augen des Volkes ein vollkommen legitimes ohne jeden entehrenden Beigeschmack. Diese Frauen sind keine bezahlten Dirnen, sondern gehören durchweg den ersten Familien des Landes an. Außer dem geringen an die Eltern bezahlten Kaufpreise braucht der weiße Mann bloß in mäßiger Weise für den Unterhalt seiner schwarzen Frau zu sorgen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die bessere Behandlung, die im Gegensatze zu allen übrigen Weibern den Frauen der Weißen zu teil wird, dabei ihre Rolle spielt, so gilt es unter den Eingebornen doch auch in jeder übrigen Hinsicht als Ehre, die Frau eines Europäers zu sein. Diesem Ideengange entsprechend zeigt man an der Sklavenküste eine große Vorliebe für die in der Gestalt von Mulatten sich darstellende Verbesserung der Rasse, während man im Kamerungebiete gerade umgekehrt auf reine Rasse sieht und alle neugebornen Mischlinge tötet.

Die schwarzen Frauen wohnen nicht bei ihren weißen Ehegatten, sondern gehen jeden Morgen in einer Kleidung, die sich durch verhältnismäßigen Luxus von der ihrer Mitschwestern unterscheidet, in ihr Dorf zurück, um erst abends wieder zur Faktorei zu kommen. Die Weißen pflegen mit ihren schwarzen Frauen bloß dann gemeinsam zu speisen, wenn sie fieberkrank sind und sich von denselben verpflegen lassen.

Die Kleidung der von den Weißen Auserwählten ist diejenige der übrigen jungen Frauen, ausgenommen, daß zu dem kurzen Hüftentuche noch ein andres toga-ähnliches, beim Ausgehen über die eine Schulter geschlagenes Gewand hinzukommt.

Perlen und sonstiger Schmuck umgeben Nacken und Handgelenke. Auch möge man nicht glauben, daß dürftige Kleidung in allen Fällen die Toilettenkosten auf das geringste Maß herabsetze; ich habe Mädchen gesehen, die nichts weiter als eine um die Hüften gewundene Schnur Korallen und Perlen trugen und deren Tracht dennoch kostspieliger war als das eleganteste, mit echten Spitzen besetzte Seidenkleid. Der Frisur ihres kurzgeschorenen Haares und der Pflege des Mundes widmen die schwarzen Frauen besondere Sorgfalt; sie haben fast stets einen stabartigen Zahnstocher aus einer gewissen Holzart, die gleichzeitig als Zahnbürste und als Zahnpasta dient, zur Hand und verwenden zehnmal mehr Zeit auf die Pflege ihrer Zähne, als ein Europäer dies thun würde. Leute aus dem niederen Volke reiben sich wohl ab und zu den Körper mit Palmöl ein, die Vornehmen aber und namentlich die Frauen der Europäer mit wohlriechender Salbe und Sandelholz. Ihr nackter Oberkörper sieht dann häufig so aus, als ob er mit Kreide beschmiert wäre.

In Bezug auf gutes und schlechtes, hübsches und häßliches Aussehen herrscht unter Negern fast noch eine größere Verschiedenheit als unter den Europäern. Dem Neuankommenden mißfällt die ganze Rasse, aber nach und nach findet er Figuren und Gesichtszüge heraus, die gar nicht so übel sind. Ich habe manche Photographien mit den Bildnissen europäischer Kaufleute und ihrer eingebornen Gefährtinnen gesehen. Letztere erscheinen aber auf allen diesen Bildnissen weit vorteilhafter als in Wirklichkeit. Für besonders hübsch gelten die einer gut beanlagten und nicht schlecht entwickelten Rasse angehörigen Togo- und Povo-Mädchen.

Die Geistes- und Charakterbildung der schwarzen Lebensgefährtinnen ist nicht so vernachlässigt, als man denken sollte; während sie sich anfänglich wie wilde Tigerkatzen gebärden, besänftigt sich allmählich ihr Nervensystem, und es tritt eine natürliche Anlage zu harmlosem Scherze hervor, die den von der Geschäftsarbeit ausruhenden Weißen manche heitere Stunde bereitet. Da die schwarzen Frauen nicht englisch sprechen, so sind ihre Gatten gezwungen, sich mit der Togo- und Povo-Sprache zu beschäftigen, die sie im Verkehre mit ihren Frauen am leichtesten und angenehmsten erlernen, um sie dann später im Geschäfte auch auf nutzenbringende Art anzuwenden.

Als ich einmal einen Kaufmann, der sogar eifersüchtig, sehr

eifersüchtig auf seine schwarze Gefährtin war, fragte, wie er denn mit einem Wesen leben könne, das an Geistes- und Herzensbildung so tief unter ihm stehe, erwiderte er: Bringt es nicht die Gewohnheit mit sich, daß man einen treuen, anhänglichen Hund zu lieben beginnt? Und anhänglich, wenn auch nicht immer treu sind diese Frauen. Als ich das letzte Mal fieberkrank war, hat dieses arme Geschöpf fünf Nächte hindurch schlaflos an meinem Lager gesessen, zeitweise unterstützt von dem Hauptmann meiner Kru-Jungen, und als es endlich wieder frei in meinem Kopfe wurde, da war das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt wurde, daß eine zitternde Hand liebevoll über meine mit Schweiß bedeckte Stirne strich.

Digitized by Google

II.

Forſchungs-Reiſen im Kamerun-Gebirge.

Von demſelben Verfaſſer ſind früher erſchienen:

Rund um die Erde. 2 Bände.

Der Panama-Canal.

Die Deutſchen im braſiliſchen Urwald. 2 Bände.

Pampas und Anden. Sitten- und Culturſchilderungen aus dem ſpaniſchredenden Südamerica mit beſonderer Berückſichtigung des Deutſchtums.

Das Togoland und die Sklavenküſte. Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafricaniſchen Küſte. I.

Die

deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste.

II.

Die deutsche Colonie Kamerun.

Erster Teil.

Das Kamerun-Gebirge

nebst den Nachbar-Ländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w.

Leben und Sitten der Eingebornen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller.

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann.

1885.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Sr. Durchlaucht

dem Reichskanzler Fürſten v. Bismarck

dem Begründer der deutſchen Colonialpolitik

ehrerbietigſt

gewidmet von dem

Verfaſſer.

Vorrede.

Zu Anfang August 1884, als ich mich auf einer Erholungsreise befand, traf mich die telegraphische Anfrage, ob ich binnen wenigen Tagen im Auftrag der Kölnischen Zeitung nach Westafrica abreisen wolle, und zwar ebenso wie bei meinen frühern Reisen sowohl mit unbeschränkten Mitteln als mit unbeschränkter Freiheit des Handelns. Die Telegramme über die von dem Reichscommissar Dr. Nachtigal vorgenommenen Flaggenhissungen waren erst soeben eingetroffen und um des Ruhmes willen, der erste Erforscher von Deutsch-Africa zu sein, zögerte ich keinen Augenblick, im Dienste nicht bloß der Kölnischen Zeitung, sondern, wie ich die Sache auffaßte, im Dienste des Vaterlandes Leben und Gesundheit aufs Spiel zu setzen.

An Ort und Stelle angelangt, habe ich ungefähr ein Jahr lang unter Strapazen, wie kein Kaufmann und kein Marine-Officier sie sich zuzumuten braucht, allen Unbilden eines nichts weniger als freundlichen Klimas getrotzt, hauptsächlich bemüht, das noch gänzlich unerforschte und an vielen Puncten noch niemals vorher von weißen Männern betretene Binnenland von Togo und Kamerun der Kenntnis meiner Landsleute zu erschließen. Bald überreichlich mit Lebensmitteln versehen, bald hungernd und durstend, bald vor Hitze fast vergehend, bald vor Kälte zitternd, bald in den weichen Betten der Factoreien, bald, das Gewehr im Arm, unter dem Laubdach feuchtigkeittriefender Urwälder oder auf dem Fußboden elender Negerhütten schlafend, so habe ich, allen Genüssen Europas entsagend, Tage um Tage, Wochen um Wochen, Monate um Monate dahingehen sehen. Während eines siebenwöchentlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens mit dem unvergeßlichen Dr. Nachtigal habe ich, zu einer politischen Rolle kleinern Stils berufen, mit der unzuverlässigen, niemals auf mehr als 25 Köpfe sich belaufenden Schar der von mir angeworbenen Leute unter

Tausenden bewaffneter und von deutschfeindlicher Seite aufgehetzter Schwarzen für die deutsche Sache arbeitend, bis zur Neige jenes Gefühl zu kosten bekommen, welches der Tierbändiger im Löwenkäfig empfinden mag, das Gefühl nämlich, daß man bei dem geringsten Anzeichen von Schwäche oder Unentschlossenheit überfallen und in Stücke gerissen werden würde.

Die Vorsehung ist meinen Bestrebungen in dem Grade hold gewesen, daß ich im Vollbesitz aller Kraft und Gesundheit eine ziemlich vollständige Karte des bis dahin gänzlich unerforschten Togo-Landes aufnehmen, daß ich den erst dreimal vorher bestiegenen Gipfel jenes Berglandes, auf dessen Fruchtbarkeit und besserm Klima ein Teil der Zukunft von Kamerun beruht, erreichen, daß ich, vom Reichscommissar Dr. Nachtigal bevollmächtigt, aber mit eignen Geldmitteln acht kleine Staatsgebilde unter den Schutz meines Vaterlandes stellen und in dem fast noch gar nicht bekannten südlichen Kamerun-Gebiet außer andern wichtigen Entdeckungen einen Fluß von der Größe und Wassermenge unseres Rheinstroms auffinden durfte.

Erst in Gabun, als die mir gestellte Aufgabe in allen größern Zügen gelöst war, packte mich die tückische Malaria, die mich seitdem nicht mehr verließ, und als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen jenes perniciösen Fiebers auftraten, dem Dr. Nachtigal erlegen ist, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ich nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig längern Aufenthalt verloren gewesen sein würde.

Bei alledem ist mir in schwieriger Lage von den Befehlshabern und Officieren unserer Kriegsschiffe, sowie namentlich auch von den deutschen, niederländischen, englischen und französischen Kaufleuten so viel Liebenswürdigkeit erwiesen worden, daß die Liste derjenigen Personen, denen ich zu tiefstem Danke verpflichtet bin, mehrere Seiten ausfüllen würde.

Das Ergebnis meiner Reisen habe ich in vier Bänden niedergelegt, von denen der erste das Togoland und der zweite (vorliegende) das Kamerun-Gebirge behandelt, während der dritte, binnen Monatsfrist erscheinende das Flußgebiet von Kamerun und der vierte das südliche Kamerun-Gebiet schildern wird.

Berlin, im October 1885.

Der Verfasser.

Von den vielen Hundert Zuschriften, welche dem Verfasser nach seiner Rückkehr nicht nur von den hervorragenden Geographen Deutschlands, sondern auch aus allen Schichten der Bevölkerung zugegangen sind, möge ein Brief unseres großen Africareisenden und Africaforschers Prof. Schweinfurth hier mitgeteilt werden. Er lautet:

Kairo, 22. August 1885.

Hochgeschätzter Herr und Freund!

Willkommen auf deutscher Erde alten Stils! Mit Bangen sah ich Ihre Spuren sich im Dickicht gistiger Urwälder verlieren. Endlich tauchen dieselben wieder auf am Rhein. Ich beeile mich, Sie zu beglückwünschen, denn Sie können von Glück sagen, in so kurzer Zeit so Großes und so Rühmliches vollbracht zu haben. Jetzt gehören Sie in die erste Reihe der Vorkämpfer für deutsche Cultur in fernen Landen. Ist von der Gröben zu so nachhaltigem Ruhme gelangt, einer der ersten gewesen zu sein, wieviel mehr erst Sie, der Sie die Welt mit den ausführlichsten, von der Unbeugsamkeit Ihres brillanten Temperaments so recht Zeugnis ablegenden Berichten über so gut wie unbekannte Länderstriche von ungeheurer Ausdehnung beglückten. „A source of inexhaustible interest for the Germans“ sagte die Times einmal von Ihren Berichten, und das ist ganz wahr. In der That, Sie haben uns kaum zu Atem kommen lassen. Immer waren wir mit Ihnen voran und vorauf, durch dick und dünn. Eine ähnliche Uebereinstimmung in allen Gesichtspuncten auf africanischem Gebiet, wie Ihre Berichte sie mir gewährten, ist mir noch nicht vorgekommen.

Digitized by Google

Ich hätte Ihnen nie widersprechen mögen. Der vortreffliche, nie genug zu beklagende Nachtigal hat sich gewiß zu wenig geschont. Ist es wahr, daß er eine individuelle Abneigung gegen Chinin hatte und es deshalb vielleicht (meine Vermutung) unterließ, prophylaktisch in besonders verdächtigen Gegenden welches zu nehmen? Weshalb verschaffte er sich nicht auch etwas mehr Bequemlichkeit? Wer auf der Erde schläft, darf sich nicht wundern, vom Fieber befallen zu werden. Bettstellen sind in Africa doch in 10 Minuten zu beschaffen und auch Matratzen lassen sich einrollen und mitnehmen. Wenn ich nicht verstanden hätte, mich zu schonen, wären mir meine Strapazen gewiß nicht ungestraft verziehen worden. Mein Ruhm ist, in Central-Africa nie ohne eine auf ein Gestell gelegte Matratze geschlafen zu haben. Haushälterisch hat der Reisende mit seinem Comfort umzugehen. Also Nachtigal verstand es, die Neger lachen und tanzen zu lassen. Dann allerdings war sein Erfolg gewiß. Mürrische Leute taugen nichts. Leben und Lebenlassen muß der Wahlspruch sein, la joie de vivre (et pour les autres). Ich könnte Bände füllen, um das aufzuschreiben, was mir beim Lesen Ihrer so reichen Mitteilungen besonders zu Herzen gegangen ist, und um die Schlüsse zu ziehen, die sich daraus ergeben. Um nur eine Thatsache herauszugreifen: Also die braven Schweden mußten erst kommen, um die Welt zu belehren, daß es in jenen Wildnissen nicht bloß Exportbier abzuzapfen gab, sondern auch Kautschuksaft. Dies führt mich dahin, wo seit Monaten bereits alle meine Gedanken sich concentriren. Es ist der Schmerzensschrei eines Botanikers, dem allein von allen Musicanten die Mitwirkung bei diesem großen Concert (im Sinne der französischen Dichter) versagt geblieben ist. Man sendet Mineralogen, Ornithologen, Ethnologen und andere Logen (nach Stanleys Ausdruck) hinaus und vergißt die allein maßgebenden Botaniker, denn wenn es im tropischen Africa Schätze zu heben gibt, so sind diese in erster Linie vegetabilische. Was soll der Geologe in Ländern, wo fast nur Laterit und Gneis? Der Zoologe? der den Spiritus zum Einmachen entweder selbst austrinkt oder von seinen Begleitern consumiren läßt? Der Jäger ohne Jagd? Mit bestem Gruße Ihr treu ergebener

(gez.) G. Schweinfurth.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		VII
1. Capitel.	Die engliſche Goldküſten-Colonie	1
2. „	Unter den Amazonen von Dahome	18
3. „	Lagos, Porto-Novo und Mahin-Gebiet	62
4. „	Die Niger-Mündungen	83
5. „	Die Spanier auf Fernando Po	92
6. „	Victoria und Bimbia	99
7. „	Am Lagerfeuer im africaniſchen Urwald	127
8. „	Zum Gipfel des Götterbergs	145
9. „	Das Bakwiri-Volk	167
10. „	Die Alpendörfer des Hochgebirges	198
11. „	Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun-Gebirge	242
12. „	Dr. Nachtigal	275

Beigegebene Karten.

Das Kamerun-Gebirge.
Die Togo- und Povo-Länder. Nach einer neuern Aufnahme des Verfaſſers.
Des Verfaſſers Reiſen im Kamerun-Gebirge.
Das Königreich Mahin.

Verzeichnis der Illuſtrationen.

Groß-Friedrichsburg.
Klein-Popo.
Der Neger Wilſon.
Der Mulatte Gomez.
Ein Kru-Mann (Bruſtbild).
" " "
" " (ganze Figur).
Profil des Götterbergs von der See aus geſehen.
" " " von Bimbia aus geſehen.
" " " von der Inſel Mondole aus geſehen.
Religiöſer Mummenſchanz der Kru-Leute von Kamerun.
Das Wohnhaus der Woermannſchen Kaffeeplantage bei Gabun.
Der am 20. December 1884 von den Deutſchen erſtürmte Abhang bei König Bells Stadt.
Die engliſche Baptiſten-Miſſion bei König Acquas Stadt (Kamerun).
Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen.
König Acquas Haus in Kamerun.

Capitel I.

Die englische Goldküsten-Colonie.

(Englische Verwaltung, aber vorwiegend deutscher Handel. — Der Zerfall des Aschanti-Reichs. — Geringer Ertrag der Goldbergwerke. — Englische Colonialbeamte und ihre Gehälter. — Gesundheitsstationen in 1400 Fuß Höhe. — Accra und Christiansburg. — Wahre und wirkliche Gasthäuser. — Europäische Damen. — Die westafricanische Presse. — Hohe Verdienste der Baseler Missionsgesellschaft. — Handel und Zölle. — Adda am Volta-Fluß. — Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta. — Die Schwankungen der Lagune. — Englisches Fort, englische Verwaltung und doch bloß zwei englische Einwohner. — Deutsche Kaufmannshäuser. — Der Anglo-Stamm des Ewe-Volks. — Die Bremer Mission.)

Das Gebiet der Goldküsten-Colonie — der bedeutendsten englischen Besitzung in Westafrica — ist mehrere Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen Franzosen, Portugiesen, Holländern und Brandenburgern gewesen, während die Engländer verhältnismäßig spät dort Fuß gefaßt haben. Erst 1750 wurde einer „African Company" Charter verliehen und 1821 sind die Besitzungen dieser Gesellschaft mit Cape Coast Castle als damaliger Hauptstadt in den Besitz der englischen Regierung übergegangen. 1850 erwarb England die dänischen und 1872 zum Entgelt für Zugeständnisse in Insel-Indien die holländischen Niederlassungen, deren Hauptort bis dahin das Fort Elmina gewesen war.

Es scheint, als ob England damals an dieses neue Colonialreich große Hoffnungen geknüpft hätte, — Hoffnungen, die sich bisher, wie wir gleich an dieser Stelle bemerken wollen, in keiner Weise erfüllt haben. Denn erstens bietet die Goldküste das selt-

Digitized by Google

ſame und vielleicht auf der ganzen Erde vereinzelt daſtehende Beiſpiel einer engliſchen Colonie, deren Handel größtenteils in deutſchen Händen ruht und in welcher der engliſche Handel nur ſchwer mit dem deutſchen zu wetteifern vermag, und zweitens haben die goldführenden Quarzſchichten, die ſeit Jahrhunderten ſo ſehr viel beſprochen worden ſind und denen das Land ſeinen Namen verdankt, bisher weit häufiger den Verluſt als den Erwerb großer Vermögen verurſacht. Sei es, daß man die Verhältniſſe für England günſtiger geſtalten zu können glaubte, ſei es, daß man zu Anfang des vorigen Jahrzehnts noch nicht ſo gut wie heute über die Natur des Landes Beſcheid wußte, jedenfalls hat England, als es den koſtſpieligen Aſchanti-Krieg begann, die Bedeutung der Colonie bei weitem überſchätzt.

Soviel iſt allerdings richtig, daß ohne die Niederwerfung des Aſchanti-Reichs eine befriedigende Entwicklung der Colonie kaum denkbar geweſen wäre, während eine ſolche heutigentags zwar langſam aber ſtetig von ſtatten geht. Denn als Wolſeley am 4. Februar 1874 Kumaſſi, die Hauptſtadt des Aſchanti-Landes, genommen hatte, waren die Anſiedlungen an der Küſte nicht bloß von einem ſchlimmen Feinde befreit, ſondern es eröffnete ſich auch die immer mehr ſich verwirklichende Ausſicht, daß das zerfallende Despotenreich, welches das Hinterland der Goldküſten-Colonie bildet, in nicht allzu ferner Zeit auf friedlichem Wege in engliſchen Beſitz übergehen werde. Schon König Menſa, der Nachfolger des kriegsluſtigen Koffi Kalkalli, war nichts weiter als eine machtloſe Puppe, und die Zeit, wo engliſche Beamte auch in Kumaſſi befehlen werden, dürfte faſt mit mathematiſcher Gewißheit voraus zu beſtimmen ſein. Größern Wert als Kumaſſi haben allerdings die nördlich und nordweſtlich vom deutſchen Togoland gelegenen Marktplätze Atakpame und Sallaga, mit denen ein geregelter Handelsverkehr wegen der Unſicherheit der Verhältniſſe bisher noch nicht eingerichtet werden konnte.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß trotz zahlreicher Funde jene Goldlager, in die bloß engliſches und glücklicherweiſe gar kein deutſches Capital geſteckt worden iſt, bisher keine günſtigen Ergebniſſe geliefert haben, ſo mag gleich hier hinzugefügt werden, daß nach engliſcher Anſicht die bisherigen Mißerfolge einzig und allein auf Verkehrsſchwierigkeiten zurückzuführen ſein dürften. Eine Eiſenbahn von Axim nach Tacquah (72 Kilometer) iſt ſchon lange

geplant, und als die ersten Schienen gelandet wurden, hat die ohnehin schon übereifrige Speculation in Bergwerksanteilen einen neuen Aufschwung erhalten. Aber große Fortschritte hat namentlich wegen des häufigen Wechsels der Gouverneure der Eisenbahnbau nicht gemacht. So plante z. B. ein Gouverneur eine schmalspurige Bahn von Accra nach Cape Coast Castle, und es war bereits ein großer Teil des benötigten Materials gelandet worden, als sein Nachfolger die ganze Sache wieder fallen ließ.

Ueber die Art der Verwaltung wird sehr viel und, wie es scheint, mit einigem Recht geklagt. Hauptsächlich macht man der englischen Colonialregierung den Vorwurf, daß sie angeblich zur Deckung der durch den kostspieligen Aschantikrieg verursachten Auslagen einen großen Teil der reichlichen Zollgefälle — welche hier fast die einzige Einnahmequelle der Regierung bilden — nach England sende, anstatt den Ueberschuß über die Verwaltungsunkosten zur wirtschaftlichen Hebung des Landes zu verwerten. Des weitern heißt es, daß man nach Westafrica, wo es in den höhern Stellungen bei wenig Arbeit sehr reichliche Gehälter gibt, bloß die weniger tüchtigen Beamten, so z. B. die weniger befähigten Söhne aus guten Familien zu senden pflege. Der in Christiansburg bei Accra wohnende Gouverneur bezieht jährlich 60 000 ℳ Gehalt und außerdem 10 000 ℳ Repräsentationsgelder. Der Untergouverneur (Lieutenant Governor) und der oberste Richter (Chief Justice) erhalten jeder 30 000 ℳ. Auch die übrigen Beamten und Officiere haben insofern eine sehr angenehme Stellung, als sie bloß auf ein Jahr herausgesandt werden und sogar von dieser Zeit noch mehrere Monate Urlaub zu erhalten pflegen. In den niedern Stellungen und namentlich beim Zollwesen findet man der Ersparnis halber fast lauter mäßig gut oder auch sehr gering besoldete Schwarze. Während in frühern Zeiten die aus westindischen Negern recrutirten Regimenter den Garnisondienst in den westafricanischen Forts leisteten, ist seit dem Aschanti-Krieg eine besondere westafricanische Truppe eingerichtet worden, deren Officiere Engländer, deren Mannschaften mohamedanische Haussas sind. Als amtlichen Titel dieser Truppe hört man bald „Houssa armed and civil police“, bald „Gold Coast Constabulary“.

Die vielfachen Klagen, welche von den Kaufleuten über die englische Verwaltung geäußert werden, halte ich zum größten Teil für übertrieben. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in einem

Lande, wo englische Interessen doch eigentlich bloß in geringerm Grade vertreten sind, eine handvoll Beamte und Officiere nicht bloß eine wahre und wirkliche Verwaltung eingerichtet haben, sondern daß einem auch auf Schritt und Tritt eine in Anbetracht des geringen Menschenmaterials, vermittelst dessen solches geleistet wird, gradezu wunderbare Ordnung entgegentritt. Bloß aus der ungeheuren Erfahrung und Routine, welche England sich im Verlauf einer mehrhundertjährigen Colonialthätigkeit erworben hat, vermag man sich ein solches Wunder zu erklären. Trotzdem es in einem so ausgedehnten Verwaltungsbezirk, wie z. B. derjenige von Quitta, neben einer ganzen Anzahl Deutscher bloß zwei Engländer, einen Beamten und einen Civilisten, gibt, so ist die englische Staatsautorität dennoch kein Phantom, sondern eine von Jahr zu Jahr mehr in Fleisch und Blut der Eingeborenen übergehende Thatsache.

Nur in einem Puncte glaube ich die Klagen gegen das englische Verwaltungssystem vollauf bestätigen zu können. Während der Weiße in den unabhängigen Gebieten als eine Folge der dort geübten summarischen Rechtspflege das größte Ansehen genießt, führt in den englischen Colonieen der thatsächlich unausführbare Grundsatz, daß für Weiße und Farbige das gleiche Recht herrschen soll, zu Zuständen, die schon jetzt beinahe ungeheuerlich sind und die in Zukunft das Prestige der weißen Haut völlig untergraben dürften. In Gegenden, wo einzelne Weiße unter Tausenden von kindischen und abergläubischen Schwarzen leben müssen, wo ihre Sicherheit beinahe einzig und allein von einem leicht zerstörbaren Nimbus abhängt, ist das zähe Festhalten an einem solchen theoretisch richtigen, aber praktisch hinfälligen Grundsatz nicht bloß verwerflich, sondern beinahe verbrecherisch. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß das Gerichtsverfahren in den westafricanischen Colonieen der Engländer ein Hohn auf jede Gerechtigkeit, daß es die in Gesetzesform festgestellte Vergewaltigung des Weißen durch den Schwarzen ist. Mit dem Eide treibt man einen gradezu komischen Mißbrauch, indem der Schwur eines schwarzen Mohamedaners oder Heiden genau ebenso viel gilt wie derjenige eines Christen. Wie ist es mit solchen Rechtsanschauungen vereinbar, daß man im bürgerlichen Leben den meines Erachtens allein richtigen Standpunct vertritt, der Weiße dürfe angesichts von Schwarzen bei rauher Arbeit nicht selbst mit

Hand anlegen? Als einem Kaufmann von seinem schwarzen Diener eine große Geldsumme gestohlen worden war, die dann durch strammes Vorgehen wieder in die Hände des Besitzers zurückgelangte, da ließ der englische Richter den Schwarzen frei ausgehen und bat den seinen Untergebenen anklagenden Kaufmann, selbst wegen Einschüchterung auf der Anklagebank Platz zu nehmen.

Ein tieferer Sinn liegt allerdings auch in solchem Rechtsverfahren, denn die Engländer haben ihre unleugbar großen Erfolge unter schwarzen Völkern nicht zum wenigsten dadurch erreicht, daß sie ihnen in geschickter Weise zu schmeicheln verstehen. Namentlich die von englischer Cultur beleckten Mischlinge betreiben für England eine gradezu fanatische Propaganda. Aber es ist sehr die Frage, ob man mit solchem System auf die Dauer wird auskommen können, und ob nicht das System der Portugiesen, welche auf dem Höhepunct ihrer Macht die Eingeborenen stets in strammer Zucht und Ordnung gehalten haben, bei weitem vorzuziehen sein würde.

Der Küstensaum der englischen Goldküsten-Colonie — deren Flächenraum man auf 40 000 Quadratkilometer mit annähernd 450 000 Bewohnern berechnet — ist von demjenigen Liberias so verschieden wie nur möglich. Bis beinahe zum Volta-Fluß treten allenthalben Berge bis dicht an die Küste heran, die viel weniger eintönig ist als in andern Teilen Westafricas. Aber diese Berge sind nicht grün wie die Küste von Liberia, nicht überwuchert von Pflanzenwuchs, sondern teils kahl, teils mit dürrem Gestrüpp bestanden und durchweg von Farbe dunkelbraun. Am Fuße dieser Berge zieht sich ein schmaler, den Strand bildender und ab und zu von Felsen unterbrochener Sandstreifen hin. Weiter landeinwärts steigt das Land bis zu einer Höhe von 1350 Fuß (bei Aburi) oder auch 1400 Fuß (bei Akropong), von der es sich dann wieder um etwa 1000 Fuß abwärts senkt. Dürr sind übrigens bloß die Küstenberge, während im Innern nicht bloß Buschwerk und Ackerfelder, sondern auch ausgedehnte Strecken mit Hochwald bestandenen Landes vorkommen. Die höchsten Berge dürften sich kaum mehr als 2000 bis 2500 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Die oben erwähnten Ortschaften Aburi und Akropong besitzen insofern eine gewisse Bedeutung, als sie an der ganzen Gold- und Sklavenküste die einzigen Gesundheitsstationen darstellen. Wenn auch das oft gehörte Lob, daß es eine

Kunſt ſei, dort oben krank zu werden, ein wenig übertrieben ſein mag, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß viele fieberkrank von der Küſte kommende Kaufleute und Miſſionare hier Geneſung und Kräftigung gefunden haben. Noch weiter landeinwärts ſoll man wieder zu ungeſunderm Lande kommen. Uebrigens gilt im Vergleich zu andern Küſtenplätzen auch Accra, die jetzige Hauptſtadt der engliſchen Goldküſten-Colonie, nicht als ſonderlich ungeſund. Manche Leute ertragen trotz gelegentlicher Fieberanfälle das Klima ohne weſentliche Beſchwerden, wie denn z. B. Herr Rottmann, der Vorſteher der Baſeler Miſſionsfactoreien, ſchon ſeit länger als 25 Jahren im Lande verweilt.

Was die Jahreszeiten anbelangt, ſo dauert die große Trockenzeit von December bis März und die kleine von Juni bis October, die kleine Regenzeit dagegen von October bis December und die große von März bis Juni. Im Januar und Februar pflegt der Harmattan genannte Landwind zu wehen. Die Brandung, die an dieſer Küſte ebenſo ſehr wie bei Lome, Bagida, Klein-Popo, Weida u. ſ. w. gefürchtet wird, iſt im November und December am ſchwächſten, von März bis Juni iſt ſie aber bisweilen ſo ſtark, daß gar keine Waren gelandet oder verſchifft werden können.

Wie beinahe im ganzen tropiſchen Weſtafrica, ſo gibt es auch an der Goldküſte bloß ſehr wenig Viehzucht. Noch in Senegambien findet man arabiſche und einheimiſche Pferde, Buckelochſen und ſogar Kamele, die einmal des Jahres (Mitte Januar) in ganzen Karawanen aus dem Innern kommen. Aber weiter ſüdwärts ſchienen Klima, ſchlechte Beſchaffenheit des Futters und das Auftreten eines Inſects, welches man für die echte Tſetſefliege zu halten geneigt iſt, eine Viehzucht größern Stils zur Unmöglichkeit zu machen. Pferde werden zwar bei ſolchen Plätzen wie Accra oder Cape Coaſt Caſtle in immer größerer Anzahl gehalten, ſterben aber leicht und können des oben erwähnten Inſects wegen nicht zu Reiſen ins Innere verwandt werden. Erſt eine gute Strecke landeinwärts bei Sallaga und Atakpame geſtattet das veränderliche Klima nicht bloß die Zucht von Pferden, ſondern auch die Verwendung von Kamelen, die jedoch niemals zur Küſte heruntergebracht werden. Uebrigens tötet die Tſetſefliege nicht etwa, wie häufig angenommen wird, durch ein beſonders kräftiges Gift, ſondern bewirkt, wenn ſie, in größern Mengen auftretend, den

Tieren keine Ruhe zum Schlafen und zum Fressen läßt, Abmagerung und Tod durch Entkräftung.

Während es in frühern Zeiten zu den Eigentümlichkeiten der Goldküste gehörte, daß man dort in Wagen fuhr, die von Trab laufenden Negern gezogen wurden, pflegt, seit von Madeira, von Teneriffa oder von Sallaga neue und stets neue Pferde eingeführt wurden, europäisches Fuhrwerk immer häufiger zu werden.

Als wir von Liberia kommend vor Accra, und zwar in der Entfernung von 1½ Seemeilen vom Lande Anker warfen, lagen dort bereits ein englischer Dampfer, ein kleiner Regierungsdampfer (der den Dienst zwischen Cape Coast Castle und Accra versieht) sowie drei americanische Segelschiffe. Unglücklicherweise stand grade die schlimmste Brandung an, die unser Capitän sich entsinnen konnte, jemals beobachtet zu haben. Ueber der Baseler Mission wehte die deutsche und über der Factorei von J. J. Fischer zunächst bloß die Woermannsche Comptoir-Flagge. Gar bald aber stiegen daneben auch einige Signal-Zeichen auf. Wir schlugen im Signal-Verzeichnis ihren Sinn nach. Sie lauteten: „capsized". Wie sich später herausstellte, waren zwei Herren der Firma J. J. Fischer, die sich an Bord begeben wollten, mit ihrem Boote gekentert und hatten bloß gänzlich durchnäßt das Ufer wieder erreichen können. Die Accra-Ruderer verhießen zwar, uns lebend und sicher durch die Brandung hindurch und wieder zurück zu bringen, ermutigten aber durchaus nicht zu solchem Unternehmen. Es wäre schon schwer genug gewesen, von Deck aus in die beständig zwischen dem Abgrund und unserem eigenen Standpunct auf und ab tanzenden Boote zu gelangen. Die Unmöglichkeit aber, meine Briefe, die ich befördern wollte, undurchnäßt durch die Brandung zu bringen, gab den Ausschlag. Ich blieb, während unser halb ausgeladenes Schiff ganz fürchterlich rollte, bis zum nächsten Tage an Bord und bereute diesen Aufschub auch dann nicht, als schließlich doch noch vom Lande her — und zwar selbstverständlich ganz durchnäßt — ein farbiger Missionar zu uns an Bord kam.

Mit seinen flachen Dächern und weiß angestrichenen Häusern gewährt Accra, wenn man es vom Meere her betrachtet, den Eindruck einer orientalischen Stadt. Es gleicht in dieser Hinsicht dem senegambischen Hafenplatz Gorée, ist aber grundverschieden von Monrovia. Accra und Lagos sind die bedeutendsten und volkreichsten Städte an der Gold- und Sklavenküste; von andern

weſtafricaniſchen Ortſchaften können ihnen höchſtens noch St. Louis, Loanda und Moſſamedes an die Seite geſtellt werden. Dieſe verhältnismäßig große Bedeutung von Accra äußert ſich auch darin, daß man hier zwei wahre und wirkliche Gaſthäuſer findet, nämlich erſtens das „African-American-Hotel" des Herrn Alex. Bruce und zweitens den Gaſthof der ſchwarzen Frau Adoo. Da manche engliſche Officiere und auch die Capitäne der vielen hier verkehrenden americaniſchen Segelſchiffe in dieſen Wirtshäuſern zu wohnen und zu ſpeiſen pflegen, ſo iſt man mit dem Bau zweier neuen Hotels beſchäftigt, deren Raumverhältniſſe jedoch das vorhandene Bedürfnis weit überſteigen dürften. Die deutſchen Kaufleute ſpeiſen nicht, wie die engliſchen Officiere dies vielfach thun, in den Wirtshäuſern, ſondern führen mit ihren Accra-Köchen eigene Haushaltungen. Es wird dies im Gegenſatz zu den meiſten andern Küſtenplätzen ſehr dadurch erleichtert, daß man nicht bloß — von mohamedaniſchen Metzgern — täglich friſches Fleiſch, ſondern auch andere Lebensmittel in verhältnismäßig reichhaltiger Auswahl erſtehen kann.

In Accra und dem nahegelegenen Chriſtiansburg mögen, einſchließlich der engliſchen Officiere, insgeſamt etwa 40 Europäer leben, die ſich natürlich alle untereinander perſönlich kennen. Unter dieſen Weißen gibt es aber zur Zeit bloß 6 Damen, nämlich 3 Engländerinnen, 1 Franzöſin und 2 deutſche Miſſionarsfrauen. Die engliſchen Beamten ließen früher ihre Frauen und Kinder in England zurück, wie dies auch noch der jetzige Gouverneur gethan hat. Neuerdings aber ſcheut man ſich doch immer weniger, auch europäiſchen Damen die Unbilden des vielleicht nicht mehr ganz ſo ſchlimmen Klimas zuzumuten. Die Miſſionare kommen ohnehin ſchon meiſtens verlobt hinaus und erbitten dann nach einem Jahre oder mehrern Jahren die Erlaubnis, ſich verheiraten und ihre Frauen herüber kommen laſſen zu dürfen. Neuerdings ſollen ſogar allein für Accra nicht weniger als 6 Bräute unter Kreuzband von Europa verſchrieben worden ſein.

So gering auch die Zahl der europäiſchen Einwohner in ſolchen Städten wie Accra, Cape Coaſt Caſtle oder Lagos ſein mag, ſo ſind dieſelben dennoch ebenſo ſehr Brennpuncte eines gewiſſen geiſtigen Lebens, wie innerhalb ihres Bezirks jede deutſche Provincial-Hauptſtadt. So werden z. B. in der engliſchen Goldküſtencolonie zwei Zeitungen veröffentlicht, nämlich die von einem Engländer und einem Mulatten redigirte, je einmal wöchentlich in

Groß-Friedrichsburg.
(Aus der Gartenlaube.)

Digitized by Google

Cape Coast Castle gedruckte „Gold Coast Times" und der ebenfalls wöchentlich, aber in Lagos erscheinende „Lagos Observer". Außer diesen beiden Blättern beschränkt sich die westafricanische Presse auf einige portugiesische Zeitungen in Loanda und Mossamedes. Da, wie das wohl kaum des nähern dargelegt zu werden braucht, die Kunst der Redigirung hier nicht sonderlich hoch steht, so bezieht jeder Weiße, auch wenn er auf solch africanisches Blatt abonnirt ist, doch stets noch mehrere europäische Zeitungen. Ziemlich verbreitet ist die in London gedruckte „African Times".

Die Eingeborenen der Goldküstencolonie, die größtenteils zu dem mit den Aschanti verwandten, aber viel feigern Stamme der Fanti gehören, sind durch Missionare und Kaufleute bis zu einem gewissen geringen Grade mit europäischer Cultur vertraut geworden. Sie werden unter englischer Aufsicht teils von eigenen kleinen Königen regiert, teils haben sie sich zu ebenso kleinen republicanischen Staatswesen zusammengeschlossen. Wörterbücher und Grammatiken der verschiedenen Dialekte sind von den Missionaren ausgearbeitet worden und einer der verdienstvollsten Sendlinge der Baseler Mission, nämlich der verstorbene deutsche Missionar Zimmermann, hat sogar die Bibel in die Ga-Sprache des Fanti-Volkes übersetzt.

Die seit 1828 an der Goldküste thätige Baseler Missionsgesellschaft, die auch Stationen in China und in Englisch-Indien besitzt, arbeitet zu 3/4 mit deutschen und zu 1/4 mit schweizerischen Mitteln. Sie hat in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, so außerordentlich Tüchtiges geleistet, daß sie mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden darf. In 10 zwischen Cape Coast und dem Volta-Flusse gelegenen Hauptstationen, von denen die entfernteste in 5 Tagereisen von der Küste aus erreicht werden kann, erzieht man die Eingeborenen nicht bloß, wie dies seitens der englischen Baptisten so vielfach geschieht, zu den äußern Formen der Religion, sondern auch zur Demut und vor allem zur Arbeit. Aus den Handwerkerschulen der Baseler Missionsgesellschaft sind fast alle jene Schmiede, Schreiner, Küfer u. s. w. hervorgegangen, die man heutigentags an der westafricanischen Küste vorfindet. Außer ihrer seelsorgerischen und erzieherischen Thätigkeit betreibt die Mission auch eine Anzahl Factoreien — größere in Cape

Coast Castle, Accra, Christiansburg und Acusey, kleinere in Salt Pond, Winnebah, Barracoe, Pram Pram und Pong —, die sich von den übrigen Handelshäusern dadurch unterscheiden, daß sie, und zwar nicht ohne Schaden für ihre Rentabilität, zwar Bier und Wein, aber keinen Rum und auch kein Pulver verkaufen. Diese letztere Einschränkung, die früher, als die Eingebornen noch häufig untereinander Krieg führten, sehr am Platze war, hat heute ihre Bedeutung und ihren Sinn verloren. Das Personal der Mission bestand zur Zeit meiner Anwesenheit aus 8 Kaufleuten, mehrern Handwerkern und 13 europäischen Missionaren (außer sehr vielen eingeborenen), die größtenteils verheiratet waren. Außer der Baseler Gesellschaft arbeiten zwischen Cape Coast und dem Volta-Fluß bloß noch englisch-wesleyanische Missionare, die jedoch, weil sie sich überall ungerufen eindrängen und allzu weltliche und herrschsüchtige Ziele verfolgen, nicht sonderlich beliebt zu sein scheinen.

Außer der Baseler Missionsfactorei gibt es in Accra bloß noch zwei weitere Factoreien, nämlich diejenige von J. J. Fischer (schweizerisch) und von F. und A. Swanzy (englisch).

Die hauptsächlichsten Hafen- und Handelsplätze des Landes sind in der Reihenfolge von Westen nach Osten: Apollonia, Axim, Dixcove, Elmina, Cape Coast Castle, Winnebah, Barracoe, Accra, Christiansburg, Adda, Jellacoffee, Quitta, Elmina Chica und Danoe. Die hier erhobenen sehr hohen Zollgebühren bilden, wie bereits früher erwähnt wurde, fast die einzige Einnahmequelle der Regierung. Für Pulver und Tabak werden 6 Pence vom Pfund oder 100 pCt. vom augenblicklichen Wert, für Wein und Bier 6 P. die Gallone und für Rum 2½ Sh. die Gallone oder etwa 150—200 pCt. vom Wert erhoben. Von so ziemlich allen übrigen Einfuhrwaren, namentlich auch von baumwollenen Geweben wird ein 4procentiger Wertzoll berechnet. Bloß sehr wenige Dinge, wie z. B. Faßdauben für die zum Verschiffen des Oels benötigten Fässer, dürfen zollfrei eingeführt werden. Salz, welches früher einen der hauptsächlichsten Handelsartikel bildete, wird neuerdings gar nicht mehr gekauft, da die Eingebornen es gelernt haben, an den Ufern der Lagune deren salzhaltiges Wasser einzutrocknen. In den Läden der Factoreien wird so ziemlich alles zur Schau ausgestellt, was überhaupt hierzulande verkäuflich ist. Denn der Neger, der in Bezug auf

Mißtrauen und Eigensinn dem deutschen Bauer gleicht, kauft mit Vorliebe, was zufällig seinen Blicken begegnet. Uebrigens betreiben die Nordamericaner den Handel auch noch ohne Factoreien in einer ältern und höchst eigenartigen Weise. Ihre Segelschiffe kommen mit Rum, Tabak, Petroleum u. s. w. befrachtet heraus, um, wenn sie nach so und so viel Monaten diese Waren gegen Landeserzeuguisse umgetauscht haben, die Heimreise anzutreten. Von dieser ausgedehnten Handelsthätigkeit der Nordamericaner mag es herrühren, daß, obwohl größenteils englische Münzen in Umlauf sind, dennoch fast ausschließlich nach Dollars gerechnet wird. Die Münze, mit welcher der Neger am vertrautesten geworden, ist der halbe nordamericanische Dollar, für den neuerdings auch häufig das englische Zweischilling-Stück eintritt.

Etwas östlich von Accra liegt das ganz ähnlich, bloß kleiner aussehende Christiansburg, welches früher durch seitdem niedergebrannte Hütten mit Accra zusammenhing. Als nämlich bei der Uebernahme des Landes durch die Engländer Zölle eingeführt werden sollten, brach ein Aufstand los, in dessen Verlauf die früher viel größere Einwohnerzahl auf 10 000 für Accra und 6000 für Christiansburg zusammenschmolz.

Von Accra an ostwärts wird die Küste nicht bloß ganz flach, sondern man gewahrt auch hinter dem busch- oder palmenbestandenen Strande gar keine Berge mehr. Der nächste Hafenplatz ist Adda oder vielmehr der Strand von Adda (Adda Beach), während die eigentliche Stadt eine gute Strecke flußaufwärts am Volta liegt. Die Baseler Missionsfactorei zu Adda ist eins der schönsten Gebäude, das ich in Westafrica gesehen habe. Zweistöckig, mit schöner Veranda und einer langen Flucht von Fenstern, deren Läden freundlich grün angestrichen sind, würde sie jedem südeuropäischen Orte zur Ehre gereichen. Die dicht daneben liegende Factorei von Chevalier (ein Stuttgarter Haus) ist etwas kleiner, aber durchaus nicht weniger sauber gehalten. Des weitern folgt ein Gewirr von dunkelbraunen, viereckigen Negerhütten mit sehr hohem und steilem Dach. Den Hintergrund aber, von dem alle diese Häuser sich sehr hübsch abheben, bildet ein prächtiger Wald von Kokos- und Fächerpalmen, deren monumentale Formen sehr gut zu den lebhaften Farben des Himmels und des Strandes passen. Und wenn ich von lebhafter Farbe des Strandes spreche, so ist das durchaus nicht bloß bildlich zu verstehen. Es

sind zwar bloß zwei Farben, blau und weiß, die sich hier durcheinander mischen, aber es herrscht in ihrer Verteilung ein Leben, eine Abwechslung, wie man das kaum für möglich halten würde.

Das erste vom Lande kommende Boot brachte ein kleines Fäßchen, aus dem zu meinem Erstaunen, als es vom Küfer geöffnet worden war, ein Postbeutel herausgenommen wurde, den man auf diese Weise vor dem Naßwerden im Gischt der Brandung geschützt hatte. Ein anderer, die Briefe für Adda enthaltender Postbeutel wurde hineingesteckt und das Faß wieder regelrecht vermittelst aufgeschlagener Eisenreifen verschlossen. Ein zweites Boot zeigte durch das auf den dreizackigen Rudern angebrachte Schweizer Wappen, daß es der Baseler Mission gehöre. Beim Löschen der Ladung machte eine Sendung in riesige Fässer verpackter Steinkohlen die meiste Mühe. Diese Kohlen waren für jene fünf kleinen Dampfer bestimmt, welche (der Regierung, der Mission und den Firmen Chevalier, F. und A. Swanzy und Williams gehörend) den Volta befahren. Dieser Fluß, der größte der Goldküsten-Colonie, führt eine Menge Sand und Gerölle in die See hinaus, was man auch daraus ersehen kann, daß vor seiner Mündung über den sich bis weit ins Meer hinaus erstreckenden Untiefen eine ganz fürchterliche Brandung ansteht.

Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta, die etwa 1200 Einwohner zählen mag, nimmt sich, vom Meer und ebenfalls von der Lagune aus gesehen, recht hübsch aus. Von dem Strande, der so überaus niedrig und flach ist, daß man ihn, wo nicht Bäume stehen, aus einiger Entfernung gar nicht sieht, heben sich in überraschender Klarheit, fast wie eins jener häufig gezeichneten Bilder einer Sahara-Oase, freundliche verandageschmückte Factoreien, braune Hütten und vor allem eine stattliche Ansammlung hochstämmiger Kokospalmen ab. Das Landen kann auch hier, wo die Dampfer wie fast überall an der Gold- und Sklavenküste etwa eine Seemeile weit vom Land entfernt bleiben müssen, unter Umständen recht schwierig sein. Doch gehört Quitta in dieser Hinsicht noch mit zu den bessern Plätzen dieser Küste, und von den drei Malen, daß ich hier die Brandung passirte, bin ich bloß einmal recht tüchtig, einmal ein wenig und einmal gar nicht durchnäßt worden.

Dicht am Strande liegt die große und sehr gut eingerichtete

Factorei von Friedr. M. Vietor Söhne. Eine hohe Mauer umschließt einen Hof und verschiedene mit weißgekälkter Asphaltpappe bedeckte Häuser, von denen das größte im Erdgeschoß die Lagerräume und im ersten Stockwerk, um welches sich eine herrliche Veranda rund herum zieht, die geräumigen, luftigen und äußerst gemütlich eingerichteten Wohnräume enthält. Als ich hier seit Indien und Westindien zum erstenmal wieder in einem von feinem Moskitonetz überspannten Bette schlief, erklang das Rauschen der Brandung und das Säuseln der Kokospalmen so laut, daß ich aufwachend mehrfach glaubte, ein Tornado sause über das Haus dahin.

Außer dem Hause Friedr. M. Vietor Söhne sind in Quitta noch die Firmen C. Gödelt, Daake u. Comp. (in Liquidation) und F. u. A. Swanzy vertreten. Da die Angestellten dieser Factoreien zum überwiegenden Teil Deutsche sind, so fehlte es weder an Geselligkeit noch an bereitwilligen Begleitern bei größern und kleinern Ausflügen. Das beliebteste Ziel für die vier oder fünf auf der Lagune von Quitta schwimmenden Vergnügungsboote ist die in der Nähe des jenseitigen Lagunen-Ufers gelegene Insel Anjako. Die ausgedehnte aber sehr flache Lagune von Quitta, die außer einigen kleinern Zuflüssen auch von einem Arm des Volta gespeist wird, zeigt in verschiedenen Zeiträumen auffallend verschiedene Größen- und Wasserstandsverhältnisse. Für gewöhnlich beginnt sie im Juni zu steigen und im October wieder zu fallen. Aber außer diesen jährlichen Schwankungen gibt es auch noch viel größere, die sich erst in einer längern Reihe von Jahren bemerkbar machen und deren Ursache völlig unaufgeklärt ist. Als ich die Lagune befuhr, erstreckte sich, so weit das Auge reichte, eine 6 bis 8 Fuß tiefe, aber scheinbar endlose Wasserfläche, in deren Hintergrund hier und dort als winzige Pünctchen kleine mit Palmen bestandene Inseln wahrzunehmen waren. Und doch konnte man sich noch wenige Monate vorher in der Hängematte zum anderen Ufer hinübertragen lassen, indem damals der größte Teil der Lagune zu einer knochenharten Morastmasse ausgetrocknet war.

Quitta, welches bloß in politischer Hinsicht zur englischen Goldküsten-Colonie, aber in geographischer Hinsicht zur Sklavenküste gehört, liegt wie beinahe alle Handelsplätze der Sklavenküste auf dem schmalen Streifen zwischen Meer und Lagune. Die Häuser der Eingeborenen werden auf die allernachlässigste Weise aus

gestampftem und mit Wasser vermischtem Lehm hergestellt, während die sogenannten Straßen, für die von der englischen Colonialverwaltung niemals auch nur das geringste geschehen ist, ein schwer zu durchwatendes Sandmeer darstellen. Die ganze Thätigkeit der Engländer beschränkt sich außer dem von ihrem Militär und ihrer Rechtspflege angerichteten Unheil auf die Erhebung der durchaus nicht unbedeutenden Zollgefälle. Da bei der Zollverwaltung fast bloß Mischlinge angestellt sind, so mag man sich vorstellen, wie es dabei hergeht. Als ich bei der Landung die am Ufer stehenden Kaufleute begrüßte und während dieser doch gewiß sehr kurzen Zeit meine Koffer außer acht gelassen hatte, benutzte ein rothosiger Mulatte die Gelegenheit, um einen funkelnagelneuen Lederkoffer mit scharfem Messer derart entzwei zu schneiden, daß der Inhalt untersucht werden konnte. Er entschuldigte sich später damit, daß der Eigentümer des Koffers nicht, wie sich das gehöre, zur Stelle gewesen sei und daß er (der Mulatte) nicht habe warten können. Der Bezirkscommissar, dem ich die Sache vorlegte, erklärte, daß, wenn ich es wünsche, eine Untersuchung eingeleitet werden solle, daß er mich aber alsdann bis zur Entscheidung in Quitta werde zurückhalten müssen. Da dies meinen ganzen Reiseplan durchkreuzt haben würde, so habe ich in einer Sache, die, so geringfügig sie auch war, doch meine Entrüstung erregt hatte, keine Gerechtigkeit erlangen können. Es hätte sogar nicht viel daran gefehlt, daß der Mulatte wegen des von einem mir befreundeten Kaufmann gebrauchten Wortes „Nigger" klagbar geworden wäre.

Streitigkeiten zwischen den Schwarzen werden von zwei eingeborenen Häuptlingen, kleinere Streitigkeiten zwischen Weißen oder zwischen Weißen und Schwarzen vom Bezirkscommissar und Rechtsfälle, bei denen es sich um mehr als 25 L. handelt, von dem Gerichtshof der weit entfernten Hauptstadt Accra geschlichtet. Obwohl die Engländer in Quitta kaum eine weniger directe Herrschaft ausüben als in der ganzen übrigen Goldküsten-Colonie, so wird dennoch in amtlichen Actenstücken bloß von einem Protectorat gesprochen, das sich zur Zeit meiner Anwesenheit landeinwärts nicht über die Lagune hinaus erstreckte. Die Engländer glauben eben des Binnenlandes so sicher zu sein, daß sie sich der Mühe und der Kosten einer noch so einfachen Verwaltung nicht ungern entschlagen. Auch stellt ja, da es ihnen bloß um die

Zölle zu thun ist, einzig und allein die Küste einen wertvollen Besitz dar. Uebrigens ist man, seit in Togo die deutsche Flagge gehißt wurde, in größter Eile dazu übergegangen, das westlich von der Westgrenze des Togogebiets gelegene Land der directen englischen Herrschaft zu unterstellen.

Der geneigte Leser wird, falls er mit englischen Colonialverhältnissen nicht ganz genau vertraut ist, erstaunt sein, zu hören, daß in einer Stadt, wo es ein englisches Fort mit schwarzer Besatzung, wo es eine Post, ein Zollbureau und noch viele andere Bureaux gibt, dennoch alles in allem bloß zwei Engländer leben, nämlich erstens der Bezirkscommissar (district-commissioner), der gleichzeitig der Befehlshaber der kleinen Haussa-Truppe ist, und zweitens der Agent des Hauses F. und A. Swanzy. Die Zahl der Deutschen belief sich dagegen zur Zeit meiner Anwesenheit auf 10. Der Bezirkscommissar, Capitän Campbell, der den durch Dr. Nachtigals Bericht berühmt oder vielmehr berüchtigt gewordenen Firminger ersetzt hatte, schien ein ebenso freundlicher wie wohlwollender Herr zu sein, über den die Kaufleute in keiner Weise Klage zu führen hatten. Das kleine weißgekälkte, mit 4 Geschützen ausgerüstete und von stachlichten Cactushecken umgebene Fort hatte 40 bis 60 Fuß hohe Mauern aus Lehm und aus Steinen, die mit vieler Mühe und großen Kosten von Accra herbeigeschafft worden waren. Daß derartige Befestigungen dem Angriff einer mit noch so kleinen Geschützen ausgerüsteten europäischen Truppe Widerstand leisten könnten, ist völlig ausgeschlossen, aber den Eingebornen gegenüber leisten sie dieselben Dienste wie bei uns eine regelrechte Festung.

Ostwärts vom Volta-Fluß wohnen keine Fanti mehr; das Volk gehört zum Anglo-Stamm des Ewe-Volks, zu dem auch die Eingebornen von Togo, Povo und Dahome zu rechnen sind. Nichts Interessanteres für den Ankömmling als einer der alle 4 Tage abgehaltenen Märkte, zu denen von jenseit der Lagune die wild aussehenden Buschleute herüberkommen, um für ihr Palmöl und ihre Palmkerne europäische Zeuge, Kauri-Muscheln, Krimskrams oder auch solche Nahrungsmittel wie z. B. junge getrocknete Haifische einzutauschen. Dem Neuling erscheint dieses Schauspiel zunächst als eine plumpe Ausstellung unverhüllter menschlicher Körperformen, denn das Anstandsgefühl der Buschleute ist noch nicht bis zu jenen breiten, den größten Teil des

Körpers bedeckenden Hüftentüchern vorangeschritten, die bei den civilisirtern Bewohnern von Quitta die Regel sind. Allerdings soll es, wie mir die Missionare erzählten, auch in Quitta vorkommen, daß die Mädchen aus einem Beweggrund, den man bei uns Koketterie nennen würde, bloß unverhältnismäßig schmale Hüftentücher anlegen.

Dicht am Markte liegt das von jungen und hübschen Sklavinnen wimmelnde Haus Akolatses, des sogenannten „englischen" Häuptlings, der sich durch seinen im Schacher erworbenen Reichtum zur angesehensten Persönlichkeit unter den Schwarzen von Quitta emporgeschwungen hat. Er bewirtete mich, als ich ihn besuchte, mit deutschem Bier, das von der jüngsten unter seinen zahlreichen Frauen credenzt wurde, und zeigte mir einen Säbel, der ihm im Auftrag der Königin von England geschenkt worden sei.

Neben mehrern von Sierra Leone-Negern gehaltenen Schänken, für die ebenso wie in England eine hohe Abgabe bezahlt werden muß, liegt das in neuerer Zeit immer seltener besuchte Haus des Fetischpriesters, der früher, als es noch keine Mission gab, eine große Rolle gespielt haben soll.

Der Volta-Fluß bildet, wie bereits vorher erwähnt, die Ostgrenze des Wirkungskreises der Baseler Missionsgesellschaft. Im Ewe-Land sind dagegen bisher bloß Bremer Missionare thätig gewesen. Es ist bezeichnend für den Opfermut dieser Pioniere europäischer Cultur, daß von 65 insgesamt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf africanischer Erde begraben liegen. Die nach langjähriger aufopferungsvoller Thätigkeit in ihre deutsche Heimat Zurückkehrenden finden zwar häufig Stellung als Pastoren, aber es ist sehr zu beklagen, daß sie nicht mit Gewißheit darauf rechnen können. Die in sehr viel bescheidenern Verhältnissen, obwohl mit gutem Erfolg arbeitende Bremer Mission unterscheidet sich von der Baseler hauptsächlich dadurch, daß sie keine Factoreien und, soviel mir bekannt, auch keine Handwerkerschulen besitzt. Ihre Ware bezieht die Bremer Mission von dem auch in anderer Hinsicht aufs engste mit der Mission in Verbindung stehenden Hause Friedr. M. Vietor Söhne in Bremen. In den Schulen der Mission wird teils von europäischen Missionaren, die der Ewe-Sprache vollkommen mächtig sind, teils auch von eingeborenen Lehrern Unterricht erteilt.

Digitized by Google

Sonntags predigt man abwechſelnd in Engliſch und im Ewe-Idiom; daß die Miſſionare ſich, ſoweit der Unterricht über die Sprache der Eingebornen hinausgeht, des Engliſchen und nicht des Deutſchen bedienen, iſt, wenn es auch an der engliſchen Goldküſte vielleicht nicht anders möglich war, dennoch ſehr bedauerlich. Hoffentlich aber wird dieſer Fehler im Togo- und Kamerun-Gebiet vermieden werden.

Capitel II.

Unter den Amazonen von Dahome.

(Weida und seine Sümpfe. — Abschließungspolitik. — Eine Boa Constrictor im Badezimmer. — Heute nur noch eine Stadt von 20 000 Einwohnern. — Die Ruinen der Sklavenpaläste. — Das portugiesische Fort. — Das Schreckensreich Dahome. — Eine absolute Monarchie africanischen Stils. — Abwechselnd Kriegszüge und Festlichkeiten. — Die Abschlachtung der Sklaven. — Das Unheimliche der Reisen nach Abome. — König Gelelé und sein Thronfolger. — Ptolemäische Geschwister-Ehen. — Die Uniform der Kriegerinnen von Dahome. — Amazonen-Tänze. — Der Gesang der jungen Frauen. — Der Handel von Dahome. — Die drei großen Firmen. — Ein Wort an unsere Industriellen. — Im Schlangentempel. — Anklänge an die altägyptische Religion. — Mahu und Leba stellen das gute und böse Princip dar. — Bachstelzen, Krokodile und Schlangen genießen göttliche Verehrung. — Meine Reise quer durch Dahome. — Gespensterfurcht meiner Leute. — Godome und Abome-Callavi. — Die Seeräuber von Ketemu.)

Wie aus den Ruinen unserer mittelalterlichen Burgen irgend ein gewaltiger Turm hervorragt, trotzig und unempfindlich die unsolidern Wohnstätten eines neu aufsprießenden Geschlechts überblickend, so lebt in Westafrica, unberührt von allen Strömungen der modernen Zeitgeschichte, ein Ueberbleibsel aus jener guten alten Zeit der Sklaverei und der Autorität, welche man heute als die Jahrhunderte der Barbarei und des Despotismus bezeichnet. Dieser der ringsumher sich breitmachenden Civilisation trotzende Wartturm uralter africanischer Barbarei ist Dahome — eine Ruine, wenn man es so nennen will, obwohl in seiner Regierung und Verwaltung neben aller Grausamkeit mehr Leben, Thatkraft und

Weisheit steckt als in der ganzen englischen Goldküsten-Colonie; ein Schreckensreich, wenn man es so nennen will, obwohl der Fremde sich innerhalb seiner ausgedehnten Grenzen der größten persönlichen Sicherheit erfreut. Wie lange wird diese aus verschollenen Zeiten gerettete Säule noch stehen bleiben, dieses märchenhafte Reich mit seinen Amazonen und Menschenopfern, seinem Hofceremoniell und seiner geordneten Verwaltung?

Dahome erstreckt sich bis ans Meer, wo es in Weida, Avrikete, Cutanu u. s. w. einige keiner andern Macht unterthänige Seehäfen besitzt. Man sollte denken, daß dieses Land, welches äußerst fruchtbar und ziemlich dicht bevölkert ist, schon mancher europäischen Macht, besonders Engländern und Franzosen, als ein verlockender Bissen erschienen wäre. Was Dahomes Unabhängigkeit bisher gerettet hat, ist der Ruf, ein Wespennest zu sein, in das eben niemand seine Hand hineinstecken will.

Ohne dieses interessante Stück Erde kennen gelernt zu haben, wollte ich nicht von der Sklavenküste Abschied nehmen. Aber da meine kaufmännischen Freunde von Klein- und Groß-Povo mir behufs Erforschung des Togo-Gebiets schon so viel von ihrer knapp bemessenen freien Zeit geopfert hatten, so wollte ich für das weniger einladende Dahome ihre Güte nicht mehr in Anspruch nehmen und machte mich in einem von drei Schwarzen aus Groß-Povo gerunderten Boote der Firma Wölber und Brohm allein auf den Weg.

Von Groß-Povo aus kann man sowohl zur See als auch — und zwar mit guten Bootsleuten in 5½—6, mit schlechten in 7—7½ Stunden — auf der Lagune nach Weida gelangen; letztere Reiseart ist, trotzdem die Ufer der Lagune nicht mehr jene Fülle tropischen Pflanzenwuchses aufweisen, wie sie mich zwischen Klein- und Groß-Povo entzückt hatte, bei weitem die angenehmere. Der gelbe sandige Streifen zwischen Meer und Lagune ist auf weite Strecken hin vollständig kahl und bietet keinerlei Abwechslung, bis man sich nach einstündiger Fahrt dem hauptsächlichsten und zur Zeit einzigen Ausfluß der Lagune des Togo- und Povo-Gebiets nähert. Schon von weitem vernahm ich ein beunruhigendes Rauschen. Als wir näher und näher an die durch den Widerstreit der ausfließenden Wassermassen und der hereinströmenden Flut sich bildende schaumgekrönte Riesenwelle herankamen, ließ mich dieser in der 500m breiten Oeffnung sich ab-

ſpielende Aufruhr der Elemente für unſer kleines ſchwankendes Boot erzittern. Die Lagune behielt, auch als weiterhin an beiden Ufern Mangrovegebüſch auftrat, fortwährend ihr flußartiges Ausſehen.

Nach dreiſtündiger Fahrt zahlte ich bei dem quer über die Lagune ſich erſtreckenden und bloß dicht am Lande eine ſchmale Durchfahrt freilaſſenden Grenzzaun des Königreichs Dahome dem dort wartenden und meine Leute nach dem Reiſeziel fragenden Beamten — einem halbnackten Neger, der ſich in nichts von ſeinen Stammesgenoſſen unterſchied — die übliche Gebühr von einer Flaſche Branntwein. Nach einer weitern halben Stunde wiederholte ſich die Sache bei einem zweiten Zaun, nur mit dem Unterſchied, daß, als ich geraume Zeit auf den ſäumigen Beamten gewartet hatte, meine Leute die Flaſche in deſſen Hütte trugen. Sie benutzten dieſe Gelegenheit, um Kinke (Maisbrot) und übelriechende getrocknete Fiſche zu kaufen, die ſie, während ich auf einer Matte ſitzend meine Koffer als Eßtiſch benutzte, in geſchickter Weiſe mit der Hand zum Munde führten. Da das Eßgeſchäft (Chop-Palaver) bei allen Schwarzen als eine höchſt wichtige Angelegenheit gilt, ſo wurde die Fortbewegung unſeres Bootes während der nächſten Stunde ſo langſam, daß eine ganze Anzahl Canoes unter dem Spott der ſie vorwärts ſtoßenden Weiber und Mädchen zu wiederholten Malen an uns vorüberfuhr, ohne daß ich meine des Engliſchen unkundigen Leute zu energiſcherer Thätigkeit anzuſpornen vermocht hätte.

Bei der Annäherung an Weida traten auf der Landſeite die Kokospalmen immer dichter zuſammen, bis ſie ſchließlich förmliche Wälder bildeten, die aufs angenehmſte gegen die Troſtloſigkeit des bisherigen Landſchaftsbildes abſtachen. Eben waren in weiter Ferne die Flaggenſtangen des Strandes von Weida in Sicht gekommen, als meine Leute das Boot an einer ſumpfigen Stelle aufſetzten und die Sorge, auf trockenen Boden zu gelangen, mir ſelbſt überließen. Schnell ſchrieb ich ein paar Zeilen an den jüngern Randad, Hauptagenten der Firma C. Gödelt, und harrte, nachdem ein Bote durch bruſttiefes Waſſer hinweggewatet war, des Erſcheinens einer Hängematte.

Die eigentümliche Lage von Weida erleichtert die Abſchließungspolitik der Regierung von Dahome und läßt es als eine Unmöglichkeit erſcheinen, daß europäiſche Beſucher anders als unter ge-

wissen Vorbedingungen, zu denen vor allem die Verfügung über eine Hängematte und deren Träger gehört, zur Stadt gelangen könnten. Am Seestrande von Weida befinden sich bloß die Warenlager der drei großen Kaufmannsfirmen des Landes, während die Stadt, in der auch alle fremden Kaufleute wohnen, noch $3^1/_2$km entfernt ist. Ueber den an dieser Stelle 1km breiten Sandstreifen zwischen Meer und Lagune gelangt man zu dem etwa 500m breiten Binnengewässer und hat dann noch 2km abwechselnd über festen Boden und durch mehrere Fuß tiefen Sumpf zurückzulegen. Obwohl die Lagune so seicht ist, daß sie von den Hängematten-trägern durchwatet werden kann, ohne daß man erst in ein Boot zu steigen brauchte, so nimmt der Weg, der von den Kaufleuten oft genug zurückgelegt werden muß, dennoch beinahe eine Stunde in Anspruch und ist auch, wenn sich grade besonders viele Krokodile in der Lagune befinden, nicht ganz gefahrlos.

Auch nach Westen und in der Richtung nach Abome wird Weida von Sümpfen eingeschlossen — merkwürdigerweise ist es trotzdem ein verhältnismäßig gesunder Aufenthaltsort —, Sümpfen, die der Regierung des Landes wahrscheinlich als die beste Schutzwehr gegen einen kriegerischen Angriff erscheinen, denn so häufig das auch von den fremden Kaufleuten angeregt worden ist, so hat sie dennoch einer Verbesserung der Wege den zähesten Widerspruch entgegengestellt. Da die europäischen Kaufleute gemäß einem alten und aufs strengste gehandhabten Landesgesetze bloß in der Stadt wohnen dürfen und mit Einbruch der Dunkelheit ihre am Strande gelegenen Magazine verlassen müssen, so mag man sich vorstellen, wie sehr dieselben den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse verwünschen. Aber auch von der Unbequemlichkeit abgesehen würde die Anlage einer Pfahlbrücke erwünscht und sogar kaufmännisch rentabel sein, denn gegenwärtig muß für jedes Faß Oel, das unter großer Gefahr des Zerbrechens zum Strande gerollt und geschleift wird, 1 Dollar (4 ℳ) bezahlt werden.

In der Gödeltschen Factorei zu Weida genoß ich während eines zweimaligen Aufenthaltes jene liebenswürdige Gastlichkeit, welche den Ankömmling um so mehr entzückt, weil sie dem Einheimischen als etwas Selbstverständliches erscheint und in der einfachsten, natürlichsten Form dargeboten wird. Diese deutsche Factorei ist mit ihrem großen prächtigen Speisesaal die schönste, die ich bisher an der Sklavenküste gesehen. Aus den Zeiten, als

der Platz, wo jetzt die Factorei steht, ein englisches Fort war, stammen die hohen Umwallungsmauern und die zahlreichen, dem Hofe zur Zierde gereichenden Kanonenrohre. Die englische Firma F. und A. Swanzy begann das seit langer Zeit leerstehende Fort zu friedlichern Zwecken zu gebrauchen und verkaufte dann, um ihren übrigen zahlreichen Factoreien eine größere Aufmerksamkeit zuwenden zu können, das ganze Dahome-Geschäft an das oben genannte Hamburger Haus. Im Garten der Factorei wuchsen vortreffliche Ananas, Bananen und Orangen, es blühten dort duftende Rosen, während Radieschen binnen einer Woche nach der Aussaat zur Reife gediehen und selbst ein Weinstock zweimal im Jahre (Januar und September) seine etwas verkümmerten Früchte spendete. Ein tiefer Brunnen lieferte besseres Wasser, als man es sonst in diesen Gegenden zu finden gewohnt ist, und ein geräumiges Badezimmer lud jeden Morgen zu willkommener Erfrischung ein.

Aber damit dieses verlockende Bild den Leser nicht zu einem voreiligen Besuch in Dahome anspornе, möge auch gleich die Kehrseite hier nachfolgen. Wenn auch nicht unter den blühenden Rosen, so lauerten doch — was mir weit unangenehmer war — im Badezimmer unheimliche Schlangen. Eines Morgens, als einer der „Boys" des Hauses mit Seife und Handtüchern vor mir herschreitend die Thür des Badezimmers geöffnet hatte, sah ich denselben mit entsetzten Gebärden zurückprallen. Ich schaute hinein und gewahrte eine mächtige Boa Constrictor, die seitwärts von der Badewanne ausgestreckt nichts Arges zu sinnen schien. Mein Erstaunen wuchs, als meine Landsleute (Herr Randad und Herr Bödecker), zu denen ich zurückeilte, gar nichts Besonderes in der Sache fanden und mir thatsächlich zuredeten trotz der Schlange mein Bad zu nehmen. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß sich beinahe täglich größere und kleinere Schlangen in der Factorei einfinden und, anstatt dem Tode zu verfallen, von einem herbeigerufenen Fetischpriester in den Schlangentempel, von dem später die Rede sein wird, zurückgebracht werden. Bloß giftlose Schlangen erfreuen sich der göttlichen Verehrung, und da sie recht ausgiebig gefüttert werden, so wird selbst die größte Boa Constrictor demjenigen, der sie in Ruhe läßt, nichts zuleide thun. Immerhin scheinen die in den Factoreien angestellten Kru- und Accra-Leute, in deren Heimat der Schlangencultus unbekannt ist,

der Sache nicht recht zu trauen, und auch die Europäer warnten mich davor, abends ohne eine Laterne über den Hof zu gehen, weil ich sonst unversehens auf eine Schlange treten könnte.

Weida, von den Eingebornen Gle-Chue genannt, ist noch immer nicht bloß die volkreichste Stadt Dahomes, sondern der ganzen unabhängigen Sklavenküste überhaupt. Der Höhepunct seiner Blüte fällt aber in die Jahrhunderte des Sklavenhandels, als es nach der geringsten Schätzung 35 000 Einwohner zählte. Durch das Aufhören des lohnenden Sklavenhandels, die Bedrückungen des Königs und die starke Auswanderung — allein in Ague wohnen 3000 Weida-Leute — schrumpfte die Bevölkerung auf ihren heutigen Stand von 19- bis 20 000 Seelen zusammen.

Gleich allen westafricanischen Städten ist auch Weida äußerst weitläufig gebaut, indem, was bei uns ein einzelnes mehrstöckiges Haus sein würde, hier einen Complex von Häusern und Hütten, also ein Gehöft darstellt. Statt der Holzzäune von Groß- und Klein-Povo umgeben hier drei bis vier Fuß hohe Mauern aus rotem Thon die Gehöfte. Die mäßig breiten Straßen, die durch zahllose Löcher und Abfallhaufen nicht grade wegsamer werden, führen überall zwischen solchen Mauern hindurch, die nur selten einen Einblick in die Gehöfte gestatten und dem Ort einen orientalischen Anstrich geben. Der Untergrund ist der überall an der Sklavenküste in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste sich findende rote Thon, der sich unter den Fußtritten der Menschen zu einer Art von macadamisirten und keinerlei Staub entwickelnden Wegen gestaltet. Diesem Umstande und vielleicht auch einer bessern Veranlagung seiner Bevölkerung verdankt Weida eine größere Reinlichkeit, als sie in Groß-Povo zu finden ist; immerhin kann Weida in dieser Beziehung auch nicht im entferntesten mit den peinlich saubern Dörfern im Innern des Togo-Gebiets verglichen werden.

Den Eindruck, den eine europäische Stadt mit ihren regelrechten Straßen hervorbringt, kann man schon deshalb von Weida nicht erwarten, weil die alle Häuser und alle Straßen überwuchernde Vegetation bei dem Mangel aller Aussichtspuncte eine Uebersicht ganz unmöglich macht. Nicht nur wuchern Gras und Buschwerk neben den Straßen und in den ausgedehnten Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gehöften, sondern auf Schritt und Tritt

findet man ganze Gruppen von Riesenbäumen, jenen Baobabs, Yuccas und Eriodendren, unter deren Laubkronen die nächstgelegenen Häuser fast verschwinden. Uebrigens soll in der Harmattan-Zeit die alsdann eintretende Dürre das Dahinschwinden eines großen Teiles dieses üppigen Pflanzenwuchses mit sich bringen.

Trotz der auf drei Seiten die Stadt umgebenden Sümpfe mangelt es nicht an hübschen Spazirgängen auf hartgetretenen, leicht gangbaren Pfaden. Einer der anmutigsten unter diesen Spazirwegen führt zu dem größten, nicht weniger als 60 Schritt im Umfang messenden Baumriesen dieser Gegend, einem Eriodendron oder Bombax-Baum, dessen teilweise über der Erde sich fortsetzende Wurzeln nicht bloß Nischen, sondern förmliche, für ein Dutzend Maiwein trinkende Gesellschaften vollkommen ausreichende Zimmer bilden.

Die Häuser der Weißen, die Wohnung des Schascha (des ersten Beamten) und ein oder zwei andere abgerechnet, sind alle Gebäude bloß einstöckig. Der Besitz eines zweistöckigen Heims gilt als ein besonderes Vorrecht, das nicht jedermann zusteht, und man hält um so strenger darauf, da zwar das eine Haus etwas besser gehalten sein mag als das andere, da aber im übrigen die Bauart bei allen die gleiche ist. Sowohl die Wohnungen der Eingebornen als diejenigen der Weißen sind aus rotem, mit Wasser gekneteten und zu Quadern geformten Thon hergestellt, einem sehr gebrechlichen Baumaterial, wenn die Regenwässer ungehindert Zugang finden, aber einem ganz vortrefflichen und dauerhaften, wenn nach Abschluß der sehr langsam vor sich gehenden Austrocknung jede sich bemerkbar machende Lücke aufs sorgfältigste verputzt wird. Sich selbst überlassene Häuser gewähren schon nach wenigen Jahren ein Bild des Verfalles, wie man es sich schlimmer gar nicht vorstellen kann. In solchem Zustande befinden sich fast alle die alten Sklavenpaläste, von denen viele ein ganzes Stadtviertel dargestellt haben müssen und deren braune massive Ruinen mich aufs lebhafteste an die Ueberbleibsel der Kaiserwohnungen in Rom erinnerten. Die Schablone ist überall die nämliche, aus Portugal überlieferte. Durch ein anspruchloses Thor tritt man in den mäßig großen, an drei Seiten vom Wohnhaus, an der vierten von der Straßenmauer umschlossenen Hof, wo es sofort auffällt, daß das ganze Erdgeschoß aus Galerieen besteht, die mit schweren Eisenstangen vergittert sind. Hinter diesen an die Raubtierhäuser

Digitized by Google

unserer Zoologischen Gärten erinnernden Gittern lebten die Sklaven, welche genau ebenso, wie man einen Löwen oder einen Tiger anschaut, von etwanigen Käufern aufs ungenirteste besichtigt werden konnten. Die in portugiesischem Stil eingerichteten und möblirten Wohnräume der Sklavenhändler befanden sich hinter und über diesen Galerieen. Viele von diesen ehemaligen Sklavenmagazinen werden noch heute, wenn auch zu andern Zwecken benutzt. Die Insassen der leer stehenden und verfallenen oder verfallenden sind wahrscheinlich einem Rufe des Königs folgend zur Hauptstadt Abome gereist und nicht mehr von dort zurückgekehrt.

Zur Straßenphysiognomie von Weida gehören außer allem Geschilderten noch grasende Kühe (deren Milch jedoch niemals von Europäern getrunken wird), schnell einherhuschende und je nach dem Untergrund, über den sie laufen, ihre Farbe verändernde Chamäleons, die Straßenpolizei besorgende Aasgeier und vor allem Hunderttausende von fliegenden Hunden. An manchem Baume hängt wohl, mit dem Kopf nach unten, ein halbes Tausend solcher lebenden, der Größe nach einem Aasgeier beinahe gleichkommenden Früchte. Anfänglich, als man mir solche Bäume zeigte, wollte ich gar nicht glauben, daß diese Tausende und Abertausende von schwarzen baumelnden Gestalten lebende Wesen sein könnten. Aber ein Schuß, und in dichten, die Sonne verfinsternden Wolken fliegen die Tagesschläfer aufwärts.

Die Zahl der zu vorübergehendem Aufenthalt angesiedelten Europäer ist in Weida größer als an irgend einem andern Puncte der Sklavenküste. Abgesehen von den Kaufleuten, über deren Thätigkeit ich später sprechen werde, gibt es eine portugiesische Besatzung und eine französische Mission. Das von den Portugiesen noch heute ausgeübte Besatzungsrecht in dem ihnen gehörigen Fort ist, wenn man so sagen darf, bloß eine Erinnerung an entschwundene Zeiten und darf keineswegs so aufgefaßt werden, als ob die Portugiesen irgendwelche Hoheitsrechte in Weida besäßen oder auch nur beanspruchten. Ebenso unrichtig ist es aber auch, wenn noch vielfach die neuesten Auflagen unserer Atlanten Weida, oder wie es nach englischem Gebrauch bisweilen geschrieben wird, Whydah, als englischen Besitz verzeichnen. Dahome ist ein durchaus unabhängiges Reich, dessen volle Souveränetät über Weida und die ganze Küste einschließlich von Cutanu von keiner europäischen Macht beanstandet worden ist.

Das Beſatzungsrecht hatte in jenen Zeiten, als es Portugieſen, Franzoſen und Engländern eingeräumt wurde, eine ganz andere Bedeutung, als man ſie ihm heute zuſchreiben würde. Genau eben ſo gut wie jene drei Nationen hätte damals jede andere nach vorheriger Verſtändigung mit der Regierung von Dahome ein Fort erbauen und eine Beſatzung hineinlegen können. Die Anweſenheit einer ſolchen Beſatzung ſchien der König von Dahome eher als eine Ehrenbezeigung denn als eine Beſchneidung ſeiner Souveränetätsrechte anzuſehen. So lange noch in Weſtafrica das Fauſtrecht in ſeiner roheſten Form herrſchte, waren die Beſatzungen zur Beſchützung des Handels von thatſächlichem Wert. Als mildere Zuſtände einkehrten, zogen die Franzoſen und die Engländer ſich zurück; im franzöſiſchen Fort befindet ſich zur Zeit die Factorei von Regis Aîné, im engliſchen die Factorei von C. Gödelt.

Bloß die Portugieſen haben, ohne ſeit dem endgültigen Aufhören des Sklavenhandels (1863) irgendwelche Handelsverbindung mit Dahome zu beſitzen, an ihrem Beſatzungsrecht feſtgehalten, ſpielen aber dabei eine ſo traurige Rolle, daß man ſich wohl fragen darf, ob der gänzliche Verzicht auf dieſe bloß Koſten verurſachende Stellung nicht bei weitem am zweckmäßigſten ſein würde. Das dicht an der Peripherie der Stadt gelegene portugieſiſche Fort mit ſeinen dünnen, weißgekalkten und jeden Erdſchutzes entbehrenden Mauern, ſeinen Vorderladergeſchützen und ſeiner geringen Beſatzung von 30 Mann (10 deportirten Portugieſen und 20 Schwarzen) würde vorausſichtlich ſelbſt dem Angriff einer Handvoll ſchlecht bewaffneter Neger unterliegen. Man erzählt ſich, daß unter dem frühern Commandanten die europäiſchen Soldaten, um ſich einen Nebenverdienſt zu verſchaffen, barfuß für die ſchwarzen Marktweiber Säcke getragen hätten. Im Gegenſatz hierzu fand ich das Fort recht ſauber geputzt, die Soldaten, deren Verbrecherphyſiognomieen mich allerdings abſtießen, ordentlich in weiße leinene Uniformen mit ſchwarzem Lederzeug gekleidet und ihre Snidergewehre in gutem Zuſtande. Der Commandant, der in ſeiner Heimat Lieutenantsrang gehabt hatte, ein hochgewachſener Mann mit den angenehmen Umgangsformen des Südländers, wartete, da ſeine Dienſtzeit in Africa längſt abgelaufen war, recht ſehnſüchtig auf das Erſcheinen jenes Kanonenbootes, das ihn zur Heimat zurückbringen ſollte. Sein Sohn diente ihm als Adjutant und als einziger Officier; außerdem waren ihm noch ein Arzt

und für die kirchlichen Bedürfnisse der Deportirten zwei Patres beigegeben. Die Kirche oder Capelle des Forts fand ich in der That nicht übel, auf ihre innere Ausschmückung hatte man augenscheinlich viel Mühe und Sorgfalt verwandt, wobei es allerdings vorgekommen war, daß man die zum Altarschmuck verwandten korinthischen Säulen, die, wer weiß von welchem Orte hierher verschlagen worden, mit dem Capitäl nach unten aufgestellt hatte.

Sind nun auch die in Weida vorhandenen militärischen Machtmittel der Portugiesen nicht grade der Art, daß sie den auf ihre volle Unabhängigkeit pochenden Dahome-Leuten zu imponiren vermöchten, so stehen dennoch meines Erachtens die Portugiesen in größerm Ansehen als irgend eine andere europäische Macht. Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner andern europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Commandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich notwendig erachtete Staffage zu allen größern Festlichkeiten, wie denn auch noch kürzlich der Commandant und nach ihm der Arzt dem König einen Besuch in Abome abgestattet haben. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutz des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrechterhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, anderseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchtrute zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo jedermann vom König abwärts bis zum Händler über den entschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise teilen, so ist damit ein Anknüpfungspunct gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt.

Von ganz anderm Schlage als die Portugiesen sind die Väter und Schwestern der französischen Mission; nicht als ob ich behaupten wollte, daß sie auch nur annähernd einen ebenso großen Einfluß ausübten oder sich auch nur annähernd ebenso gut auf die Behandlung der Neger verständen. Die französischen Missionare sind Männer von besonderer und ausgezeichneter Begabung, im Vollbesitz aller modernen Bildung und Wissenschaft bilden sie einen seltsamen Gegensatz zu den formgewandten, aber auf eine beinahe mittelalterliche Schulbildung zurückblickenden Portugiesen. Wenn sie in ihren langen weißwollenen Gewändern mit Sonnenhelm und einem schwarzen Kreuz auf der Brust über die Straßen schreiten, grüßen viele Schwarze aufs ehrerbietigste, aber mir scheint es, daß sie trotz aller Achtung, die man ihnen entgegenbringt, nicht so tief in die Herzen des Volkes hinabsteigen, als es die weniger gebildeten Portugiesen thun würden.

Alle katholischen Missionen an der Sklavenküste sind von der „Mission Africaine de Lyon“ gegründet worden und beschäftigen sich, von der Heidenbekehrung abgesehen, ausschließlich mit Schulunterricht. Nachdem die Katholiken vor einigen Jahren aus Dahome vertrieben worden waren, ist seit dem August 1884 wiederum eine unter Père Ménager, dem „Préfet apostolique du royaume de Dahome“ stehende Station dort eingerichtet worden, in der während meines Aufenthaltes außer dem genannten Vorsteher noch Père Dorgère und Père Sattler (ein Luxemburger) thätig waren. Drei Schwestern, von denen die Mère Supérieure trotz des für eine europäische Frauennatur wahrhaft entsetzlichen Klimas bereits zehn Jahre in dem benachbarten Ague gelebt hat, beschäftigen sich in einem zweiten Hause (auch einem ehemaligen Sklavenpalast) mit dem Unterricht der jungen Mädchen. Sie klagten mir, daß der jugendliche Teil der weiblichen Bevölkerung aus wahrhaften Tigerkatzen bestehe und weit schwerer zu erziehen sei als die Knaben. In beiden Schulen der Mission darf auf Befehl des Königs bloß Portugiesisch oder allenfalls auch Französisch unterrichtet werden, da das Englische völlig verpönt ist. Die Fußböden in der Mission fand ich, wie das hierzulande vielfach üblich ist, mit schnell trocknendem Kuhmist überstrichen — einem vortrefflichen Mittel zum Fernhalten aller lästigen Insecten.

Bei meiner Beschreibung der Togo- und Povo-Gebiete wird der Leser sich über den nahezu vollständigen Mangel jeder staat-

lichen Gewalt und Autorität gewundert haben. Grade das Gegenteil findet man in Dahome: in ganz Africa ist kein so vollendeter, kein so systematischer Despotismus zu finden. Alles und jedes in diesem Lande dreht sich um das Wort „König". Und doch ist dieser König selbst wieder durch alte, aufs strengste festgehaltene Ueberlieferungen, durch eine aus Fetischpriestern und Mitgliedern der alten Häuptlingsfamilien bestehende Aristokratie in seinem Thun und Lassen so sehr beschränkt, daß jede wesentliche Neuerung ihm Thron und Leben kosten würde. Die mit der Ausführung der Bestimmungen des Königs betrauten Menschen, einerlei, welche Rangstufe sie in der Verwaltungs-Hierarchie einnehmen mögen, werden „Königsleute" genannt. Ob diese ganze Staatsmaschinerie durch wirkliche Kraft oder durch den Schrecken, den sie von alters her ausstrahlt, ihr Ansehen auch bei feindlichen Völkerstämmen behauptet, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt es nicht an Anzeichen für wirkliche Energie, wie denn z. B., als 1855 ein Aufstand der Mohamedaner auszubrechen drohte, kurz vor dem Losschlagen über 3000 Personen auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Daß aber die eigentlichen, hinter den Coulissen stehenden Machthaber, d. h. die Fetischpriester und die Aristokratie, nicht auf die Energie allein vertrauen, sondern zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft jede Art von Terrorismus benutzen, geht aus vielerlei Kleinigkeiten hervor. Damit nicht etwa der König unter die Herrschaft der an Bildung überlegenen Weißen gerate, besteht ebenso wie in Porto-Novo, in den kleinen Staatsgebilden des Kamerun-Gebirges und an vielen andern Puncten Westafricas die Bestimmung, daß der Monarch unter Gefahr der Entthronung und des Todes weder das Meer sehen noch auch das Geräusch der Brandung hören dürfe. Vom Volke, dem schon die alljährliche Abschlachtung der Kriegsgefangenen einen mit Vergnügen gemischten Schauder einflößt, ist, wer das geringste gegen den König unternimmt oder spricht, unwiderruflich verloren.

Da zu dieser über dem Haupt eines jeden schwebenden Gefahr eine drückende Recrutirung und ein drückendes Steuersystem hinzukommen, so übersteigt die Auswanderung trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes dermaßen den gar nicht unbeträchtlichen Nachwuchs, daß in einigen Gegenden, die früher einen sehr fleißigen Ackerbau aufwiesen, eine Art von Entvölkerung eingetreten ist.

Ich will jedoch gleich hierbei erwähnen, daß die Angaben über diese Verringerung des Volkes von Dahome, aus so guter Quelle sie mir auch zugekommen sind, dennoch etwas unbestimmt und schwankend erscheinen, weil meine Gewährsleute die Unterscheidung zwischen ursprünglich von Dahome-Leuten bevölkerten Gebietsteilen und solchen, die durch die alljährlichen Kriegszüge des Königs entvölkert, später mit Dahome-Leuten besiedelt wurden, nicht genau innegehalten zu haben scheinen.

Zu dem mit ebenso strenger Folgerichtigkeit wie unerbittlicher Barbarei aufgebauten Mechanismus des Staatswesens von Dahome gehört auch die Spionage, die ebenso wie bei den Jesuiten zu einem vollkommenen System entwickelt worden ist. Ein Häuptling beaufsichtigt stets den andern, in allen Berufsschichten finden sich Spione, und die europäischen Kaufleute weigern sich, Eingeborne von Dahome als Dienstboten oder Frauen in ihr Haus zu nehmen.

Der hauptsächlichste, bloß von Sklaven, Eunuchen und Weibern bewohnte, sehr weitläufig gebaute Palast des Königs befindet sich in Abome, der Hauptstadt des Landes, die nach den übereinstimmenden Angaben der portugiesischen Officiere, der katholischen Missionare und der Hauptagenten der beiden französischen Kaufmannshäuser wohl nicht mehr als 10 000 Einwohner zählt. In dem eine starke Tagereise hinter Abome ansteigenden Gebirge besitzt der König noch mehrere andere Paläste, die abwechselnd in verschiedenen Jahreszeiten von ihm bewohnt werden. Zu den Pflichten des Königs gehört es, alljährlich im ersten Semester (nach einheimischer Zeitrechnung) einen Kriegszug und im zweiten Semester großartige Festlichkeiten, die in militärischen Aufzügen, Tänzen, Gesängen und Massenabschlachtungen gipfeln, zu veranstalten. Der Zeitpunct, wann der König ins Feld rückt, entzieht sich der Kenntnis der Europäer, die ja nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nach Abome hinaufkommen. Weit besser ist die Zeit der Festlichkeiten bekannt, da zu diesen eine ganze Anzahl Leute vermittelst königlichen Befehls von Weida aus hinaufbeordert werden. Gewöhnlich geschieht das im Januar oder Februar; 1884 aber begannen die Schaustellungen erst ausnahmsweise im Mai, weil der König auf einem Kriegszuge zurückgeworfen worden war und, um die betreffende Stadt dennoch einzunehmen, erst neue Truppen hatte sammeln müssen.

Seitdem im Westen alles Land bis dicht vor Atakpame (mit

Atakpame besteht jetzt ein freundschaftliches Verhältnis) und im Südosten bis einschließlich Cutanu erobert worden ist, richten sich die Kriegszüge des Königs, wenn man dieselben so nennen darf, vorwiegend nach den dichtbevölkerten, nördlich und nordwestlich von Lagos gelegenen Yoruba-Ländern. Nach unsern Anschauungen ist diese Kriegführung unbeschreiblich feige und entwürdigend. Man darf aber nicht vergessen, daß der unter andern Verhältnissen aufgewachsene Neger andere Anschauungen besitzt, daß bei den nordamericanischen Indianern, deren Mut gewöhnlich so hoch gerühmt wird, zwischen der Wertschätzung eines Männer-, Weiber- oder Kinder-Skalps kein Unterschied besteht. Begleitet von seinen Amazonen und einer bloß mit Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren bewaffneten, aber wohlgedrillten und wohldisciplinirten Armee überfällt der König irgendeine wehrlose und nichts ahnende Stadt, deren Einwohner mit Einschluß der Weiber und Kinder erbarmungslos hinweggeschleppt werden.

Der Gebrauch, einen Teil dieser Kriegsgefangenen abzuschlachten, scheint sich erst mit dem Aufhören des Sklavenhandels zu seiner spätern Ausdehnung entwickelt und auch seitdem wieder ein wenig nachgelassen zu haben. So lange die Kriegsgefangenen in unbeschränkter Anzahl als Sklaven verkauft werden konnten und dementsprechend für den Kopf ein kleines Capital darstellten, mußte die Versuchung, sie als Gladiatoren oder Schlachtopfer zu benutzen, in der tief eingewurzelten Habgier des Negercharakters ein natürliches Gegengewicht finden. Als der Sklavenhandel mit dem Anfang der sechziger Jahre zu erlöschen begann, ließ man aus Ueberlieferung und Gewohnheit die jährlichen Kriegszüge fortbestehen, sodaß die Versuchung, sich der Gefangenen zur Ausdehnung der dem Volke nun einmal lieb gewordenen Hinrichtungsschauspiele zu bedienen, sehr nahe lag. Es wird behauptet, daß ursprünglich, d. h. in einer schon ziemlich weit hinter uns liegenden Zeit, bloß die während eines ganzen Jahres angesammelten Verbrecher zu den einmaligen festlichen Abschlachtungen benutzt worden seien. Wahrscheinlich hat sich dann die Sache in ganz ähnlicher Weise weiter entwickelt, als die nicht viel weniger rohen spanischen Stiergefechte. Ursprünglich ist das Pferd des Picadors ganz gewiß nicht dazu bestimmt gewesen, seine Eingeweide unter den Hörnern des Stiers hervorquellen zu lassen. Aber die Blutgier des Publicums brachte es mit sich, daß der Picador, welcher

sein Pferd opferte, mehr beklatscht wurde als jener andere, der mit geschicktem Lanzenstoß den Anprall des Stiers abwehrte. Daß dem so ist, sehen wir in Spanien an den Spielen der „Aficionados" oder Stierfechterei-Dilettanten, die, wertvolle Vollblutpferde reitend, deren Leben selbst dem wildesten Stier gegenüber niemals aufs Spiel setzen. Und daß man in Africa ohne Gewissensbisse darauf verfiel, die Zahl der Verbrecher durch unschuldige Kriegsgefangene zu vermehren, bedarf für denjenigen, der Land, Leute und namentlich die Geringschätzung des menschlichen Lebens kennt, keinerlei Erklärung.

So gut oder so schlecht die Sklaven — und als solche gelten die Kriegsgefangenen — behandelt werden mögen, so sieht man sie doch stets als eine „Sache" an im Gegensatz zu den Freien, die „Personen" sind. So beträgt beispielsweise am Kamerun-Fluß das Sühngeld für die Erschlagung eines Sklaven bloß 5 Kru (etwa 60—80 ℳ), während für einen Freien überhaupt kein Sühngeld angenommen wird. Daß die allmähliche Einschränkung und gänzliche Verhinderung des Sklavenhandels den Kriegsgefangenen von Dahome ein leichteres Los geschaffen habe, mag nach dem Gesagten füglich bezweifelt werden. Auch die Behandlung der Sklaven soll, seit man nicht mehr unumschränkt über sie verfügen kann, härter und schlechter geworden sein. Genau das gleiche finden wir in Brasilien, wo, seitdem alle neugeborenen Sklavenkinder vom 21. Jahre an frei sind, die Arbeitskraft der ältern Sklaven bis zur letzten Neige ihrer Kräfte ausgenutzt und für das junge Geschlecht weit weniger gut gesorgt wird als früher. Unter dem Aufhören des Sklavenhandels darf selbstverständlich bloß der überseeische Teil des Geschäftes verstanden werden.

In Africa selbst und besonders ein wenig landeinwärts von der Küste ist der Sklavenhandel, wenn nicht ganz, so doch fast ebensosehr in Schwung wie vor 30 und 40 Jahren. Es sind jedoch durch die Verschließung aller bedeutendern Absatzgebiete die Preise ganz außerordentlich gedrückt worden, sodaß augenblicklich eine hübsche Jungfrau oder ein kräftiger Mann schon für 80 Dollars (320 ℳ) zu erstehen sein würde. Selbst in Weida, also dicht an der Küste, könnte, wer eine Verwendung dafür hätte, ohne Schwierigkeit, wenn auch bloß unter der Hand, jede gewünschte Anzahl von Sklaven kaufen. In dieser Hinsicht

Sun Yat-sen, 1911
Frontispiece

Digitized by Google

erhielt ich interessante Aufschlüsse bei einem für mich besonders veranstalteten Gastmahl, zu dem alle ehemaligen Sklavenhändler von Weida Einladungen erhalten hatten. Wohlmeinend und alles Ernstes riet mir ein alter portugiesischer Marquis, selbst wenn, wie er hoffe und wisse, der Sklavenhandel wieder eingeführt würde, mich nicht damit abzugeben, denn aus eigener Erfahrung könne er versichern, daß das Geschäft schlecht, d. h. auf die Dauer nicht lohnend sei.

Habe ich im vorstehenden die wesentlichsten Scheußlichkeiten der despotischen Regierung von Dahome aufgezählt, so ist es eine Sache der Gerechtigkeit, auch deren hohe Vorzüge und, wenn man sie so nennen will, Tugenden nicht unerwähnt zu lassen. So weit ich Westafrica kennen gelernt habe, gibt es dort, die europäischen Colonieen nicht ausgeschlossen, kein Land, wo Ordnung und Gerechtigkeit besser gehandhabt würden, als in Dahome. Der europäische Ansiedler lebt dort zum wenigsten ebenso sicher wie in Gorée, Accra und Lagos und erfreut sich außerdem einer bessern Rechtspflege. Das große Problem, bei gleichem Recht für Weiße und Schwarze dennoch deren ganz verschiedene Stellung zu berücksichtigen, ist hier in praktischer, wenn auch vielleicht theoretisch nicht zu rechtfertigender Weise gelöst worden. So sehr das auch von der Schule der englischen Humanitätsfreunde geleugnet werden mag, so ist es dennoch ganz unthunlich, die Handlungen von Weißen und Schwarzen mit gleichem Maße zu messen. Auch bei uns findet niemand etwas Entwürdigendes darin, daß ein böses Kind mit der Rute gezüchtigt wird, während die gleiche Strafe bei Erwachsenen, falls sie nicht etwa rohe Verbrecher sind, nicht am Platze sein würde. Nun ist und bleibt aber der Neger im Vergleich zum Weißen ein Kind, wie hoch auch immer sein Alter sich beziffern möge. Zudem benötigt seine rohere Natur ein höheres Maß von Autorität und andere Strafen als diejenigen, welche bei Europäern die wirksamsten und zweckmäßigsten sind. Neger in europäischem Stil mit verantwortlicher Regierung und gesetzgebenden Körperschaften regieren zu wollen, ist ein Unding, fast möchte man sagen, ein Wahnsinn. Den Erfolg solches Versuches kann man an jenen unverschämten Neger-Lümmeln, die von Sierra Leone aus Westafrica überfluten, auf Schritt und Tritt studiren. Meines Erachtens hätten die europäischen Colonialregierungen, bevor sie solch gefährliche, die Autorität der weißen

Rasse untergrabende Versuche anstellten, die einheimischen, aus der Negerrasse selbst hervorgegangenen und ihrer Natur jedenfalls am besten angepaßten Regierungsformen etwas näher studiren sollen.

Von solch einheimischen Regierungsformen habe ich in Africa zwei ganz verschiedene kennen gelernt, die sich aber beide recht gut zu bewähren schienen. Die eine Form ist diejenige der scharf ausgeprägten, ihre Autorität bis ins kleinste zur Geltung bringenden Monarchie. Die andere Form, die wir außer in Dahome, Aschanti und Porto-Novo an der ganzen Sklavenküste finden, ist mehr republicanischer Art und gestattet fast ohne jede staatliche Autorität sowohl den Individuen wie den kleinen Gemeinwesen das denkbar größte Maß von Freiheit. Sowohl unter den einzelnen Individuen wie unter den Gemeinwesen waltet der Grundsatz, ein gewisses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Ausschreitungen durch die Gewißheit einer allerdings etwas umständlichen Vergeltung zu verhindern. Sowohl in den despotisch regierten Neger-Monarchieen als in den mehr republicanischen Staatsgebilden vermag der Weiße die Autorität seiner Rasse weit besser aufrechtzuerhalten als dort, wo, wie z. B. in Sierra Leone oder in Victoria, der Schwarze künstlich und ohne genügende Vorbildung zur Rangstufe des Weißen hinaufgeschraubt werden soll.

In den nicht von Europäern bewohnten Ortschaften des Königreichs Dahome ruht die Verwaltung in den Händen eines von mehrern Spionen beaufsichtigten Vertreters des Königs, der den Titel „Avoga“ (das Wort ist von den Portugiesen eingeführt und gleichen Ursprungs wie unser „Advocat“) führt. In Weida dagegen gibt es einen ebenfalls Avoga genannten Vertreter für die Schwarzen und einen zweiten, dem der Titel Chacha (ausgesprochen Schascha) zukommt und der gleichzeitig so etwas wie Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist, für die Weißen. Dem Range nach steht der Chacha unter dem Avoga, die Verhältnisse aber bringen es mit sich, daß thatsächlich sein Einfluß bei weitem der größere ist. Man kann das Verhältnis der beiden Beamten auch so darstellen, daß der Avoga, dem das Recrutirungsgeschäft obliegt und der ein Schwarzer sein muß, die höchste Militärbehörde, der Chacha dagegen, der fast immer, wenn nicht ein Weißer, so doch ein Mischling ist, die höchste Civilbehörde darstellt. Da der Chacha dem Avoga an Bildung weit überlegen

ist, so empfindet er jene wenigen Kleinigkeiten, die an seine geringere Rangstellung erinnern, fast als eine Kränkung. Er muß beispielsweise seinen Stock, der allen Weißen, die das Land verlassen wollen, als Paß dient, zuerst behufs Erfüllung einer schwer verständlichen Formalität an den Avoga, oder falls derselbe verreist ist, an dessen Stellvertreter senden, der ihn nach wenigen Stunden zurückzuschicken pflegt.

Sowohl dem Chacha wie dem Avoga und den dem letztern zur Seite stehenden Häuptlingen (so etwas wie Geheimen Räten) ist je ein Viertel der Stadt behufs Schlichtung der von Schwarzen gegen Schwarze angestrengten Klagen zugewiesen. Alle Rechtsfälle, die auf Europäer Bezug haben, kommen jedoch ohne Rücksicht auf das Stadtviertel vor den Chacha, der außer seinen sonstigen Obliegenheiten als der vom König eingesetzte Anwalt und Beschützer der Weißen gilt. Wie der Neger überhaupt ein verhältnismäßig feines Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, so halten namentlich die Beamten von Dahome streng darauf, daß einerseits die Autorität der weißen Rasse von ihren schwarzen Stammesgenossen nicht angetastet und anderseits diese selbe Autorität von den Weißen nicht mißbraucht werde. Der Eingeborne von Dahome, der sich eines Unrechts schuldig macht, wird in den meisten Fällen recht streng bestraft werden. Aber es gilt als unzulässig, daß der Weiße die Bestrafung selbst in die Hand nehme und einen Dahome-Mann ebenso ungescheut prügele, wie er das mit Kru- und Accra-Leuten, für welche die Regierung von Dahome bloß in sehr beschränktem Maße eintritt, ohne weiteres thun darf. Zu wichtigern Verhandlungen, wie deren während meines Aufenthaltes Père Ménager eine im Interesse der französischen Nonnen veranlaßt hatte, beruft der Chacha alle in Weida lebenden Weißen mit Ausnahme solcher Individuen, die (wie z. B. ein Holländer) durch schlechten Lebenswandel des Vorrechtes ihrer weißen Haut verlustig gegangen sind und sich auf den Standpunct von Schwarzen gestellt haben. Bei solchen Verhandlungen ist der Wunsch, Gerechtigkeit, und zwar strengste Gerechtigkeit zu üben, so klar ersichtlich, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Aufrichtigkeit des Gerichtsverfahrens aufkommen kann.

Weniger gut als die Rechtspflege ist das Steuersystem entwickelt. Von den Eingebornen werden Abgaben in der Weise erhoben, daß der König jedem Häuptling befiehlt, eine gewisse

Menge Palmöl einzuliefern. Der Häuptling verteilt die Abgaben wieder auf die ihm unterstellten Unterthanen, und da meistens nicht freiwillig gezahlt wird, so muß ein wenig mit Gewalt nachgeholfen werden. Von den Weißen werden hier wohl Abgaben für die von ihnen betriebenen Handelsgeschäfte, aber keine solche Steuern wie von den Schwarzen erhoben, es sei denn, daß sie sich, wie der oben erwähnte Holländer, durch ihren Lebenswandel auf den Standpunct von Schwarzen gestellt hätten.

Ob den zahlreichen Vorrechten, deren sich die in Dahome angesiedelten Weißen erfreuen, bloß die Anerkennung der Ueberlegenheit der weißen Rasse zugrunde liegt oder ob die Furcht, bei anderartigem Verhalten mit jenen Regierungen, deren Unterthanen die Weißen sind, in Verwicklungen zu geraten, dabei eine Rolle spielt, dürfte schwer festzustellen sein. Sogar der König, der im übrigen für seine Wünsche und Liebhabereien, soweit sie nicht gegen die Ueberlieferung verstoßen, kaum irgendwelche Schranke kennt, befleißigt sich den Weißen gegenüber einer großen Mäßigung und Zurückhaltung. Jeder Schwarze, den der König an seinen Hof nach Abome beruft, muß bei Strafe des Todes Folge leisten, obwohl er niemals völlig davon überzeugt sein kann, daß er wieder zurückkehren werde. Aber so gern auch der König namentlich bei Festlichkeiten die Anwesenheit von Weißen sehen würde, so gilt es dennoch als Landesgesetz, daß ein Europäer niemals gezwungen werden dürfe, nach Abome zu reisen. Begibt sich jemand freiwillig dorthin, so glaubt der König durch diese Thatsache ein gewisses Recht über ihn zu haben und fesselt ihn oft Monate lang an seinen Hof. Dieses Ungewisse, in das man hineingeht, hat manche mit ihrer Zeit nicht allzu freigebige Besucher von Dahome und unter andern auch den Verfasser dieses Buches von einem Besuche der Hauptstadt zurückgeschreckt. Man kann wohl vorausbestimmen, wann man nach Abome abreisen, aber niemals, wann man wieder zurückkehren werde. Im günstigsten Falle mag die Sache 2 bis 3 Wochen, im ungünstigsten, d. h. wenn man das Unglück hat, durch irgendwelchen Zufall den König zu interessiren, mag sie Monate über Monate dauern. Es ist Sitte, bei Besuchen in Abome ein Geschenk mitzubringen, das jedenfalls etwas Neues und noch nicht von den Factoreien Angebotenes sein muß. Auch wird durch die große Anzahl der Träger, die man besolden und beköstigen muß, die Reise ziemlich kostspielig. Als Gegengeschenk

pflegt der König gleich nach der Ankunft Lebensmittel und kurz vor der Abreise ein paar Sklaven (meistens zwei Jungfrauen) zu senden. In dieser Weise brachte der Hauptagent eines Bremer Hauses ein paar Sklaven mit herunter, denen er natürlich gleich nach der Rückkehr die Freiheit schenkte. Obwohl der König es sehr erwünscht findet, daß die in Abome weilenden Europäer allen Festlichkeiten beiwohnen, so scheint doch auf diejenigen, welche sich dem Anschauen der Menschenschlächtereien entziehen wollen, neuerdings kein Zwang mehr ausgeübt zu werden. So berichteten mir sowohl der Commandant und der Arzt des portugiesischen Forts wie auch Herr Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co., der mehrere Wochen in Abome gelebt hat, ohne ein einziges Menschenopfer zu sehen.

Trotz der greulichen, von ihm veranstalteten und geleiteten Festlichkeiten soll der sehr alte König Gelelé im Grunde genommen ein ganz wohlwollender Herr sein. Auch behauptet man, daß der Thronfolger, der ungefähr ebensoviel Macht hat wie der König, einer Abschaffung der alten Gebräuche nicht abgeneigt sei. Versuche in dieser Richtung sind namentlich von den Engländern schon mehrmals gemacht worden. Am 13. Januar 1852 kam zwischen England und dem damaligen Könige Gezo ein Vertrag zustande, wonach der Sklavenhandel abgeschafft werden sollte. Am 12. Mai 1877 folgte ein mit dem noch jetzt regierenden Könige Gelelé abgeschlossener Vertrag, wonach die Sklavenausfuhr endgültig verboten und kein Engländer gezwungen werden sollte, den in Abome stattfindenden Menschenopfern beizuwohnen.

Trotz dieser Verträge, zu denen man sich herbeiließ, sind die Engländer in Dahome niemals besonders beliebt gewesen. Als 1876 der Agent des Hauses F. u. A. Swanzy die öffentliche Meinung stark gegen sich aufgeregt hatte, zog man ihm in großer Versammlung die Stiefel aus (es gilt das als die größte Schmach, die man einem Weißen anthun kann). Das kurz darauf an der Küste erscheinende englische Geschwader verhängte eine Blockade über alle Hafenplätze von Dahome und forderte einen Schadenersatz von 400 Puncheons Oel (in Geldeswert etwa 80 000 Mark). Aber der König von Dahome kümmerte sich wenig um die Blockade, die den europäischen Kaufleuten weit mehr Schaden zufügte als ihm selbst, und machte gar keine Anstalten, die geforderte Summe aufzutreiben. Schließlich übernahmen die zwei französischen

Firmen, denen die Wiedereröffnung des Handels am Herzen lag, die Zahlung von 200 Puncheons, womit sich die Engländer stillschweigend für befriedigt erklärten. Ein neues Gegenstück zum Aschantikriege würde ihnen um so weniger erwünscht gewesen sein, da im allgemeinen die Ansicht vorherrscht, daß Dahome wegen der den Vormarsch nach Abome fast unmöglich machenden Sümpfe nur sehr schwer angegriffen und niedergeworfen werden könnte.

Trotzdem man den Deutschen im großen und ganzen sehr viel Achtung und Vertrauen entgegenbringt, wurden im Februar 1883 doch auch zwei Deutsche, die Herren Elliott und Meyer, und zwar von Leuten des Königs mißhandelt. Wegen eines angeblichen Fetischfestes hatte man den genannten Herren den Weg zum Strande verlegen wollen und sie, als sie dennoch durchzudringen versuchten, gefangen genommen. Sechs Monate später erschien die „Elisabeth" vor Weida, ohne daß jedoch die Sache eingehender untersucht worden wäre.

In neuester Zeit haben bloß die Franzosen, und zwar in ziemlich unbefriedigender Weise mit der Regierung von Dahome Unterhandlungen geflogen. 1883 boten sie eine Schutzherrschaft an und wollten dem Könige für die Abtretung der vier Küstenplätze des Landes (Weida, Avrikete, Godome-Strand und Cutanu) eine Jahresrente von 40 000 ℳ zahlen. Der von Porto-Novo herübergekommene Hauptagent der Firma Regis Aîné, der diesen Antrag überbracht hatte, wurde des Landes verwiesen. Im October 1884 soll der Vorschlag erneuert worden sein. Man suchte, wie es heißt, mit Umgehung des grade in Abome weilenden Chacha einen in französischer Sprache geschriebenen Brief (das Schreiben vom vorhergehenden Jahre war portugiesisch abgefaßt) an den König zu befördern. Geleló aber gab diesen Brief dem Chacha zur Uebersetzung und erklärte, daß er sein Land selbst verwalten könne.

Der jetzige Chacha von Weida, Juliano de Souza, meistens bloß „Juliano" genannt, stammt aus einer alten portugiesischen Familie, die aber seit Generationen mit Negerblut durchtränkt worden ist und so ziemlich in allem und jedem die Sitten der eingeborenen Vornehmen angenommen hat. Der große, durch Sklavenhandel erworbene Reichtum, dessen sich die Familie de Souza während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfreute, ist durch allzu verschwenderisches Leben verloren gegangen, sodaß sogar nach und nach jene Diamanten, auf welche die Familie besonders stolz

war, verpfändet und verkauft werden mußten. Dem klugen Juliano gelang es jedoch am Hofe von Abome, wo er bis dahin ziemlich mißbeliebt war, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und jene Chacha-Würde zu erlangen, die sein verstorbener Bruder bereits bekleidet hatte. Seitdem wächst das Ansehen der Souza-Familie von Jahr zu Jahr; jedermann huldigt dem zum zweiten Mal strahlenden Stern.

Ein Gehalt in unserm Sinne beziehen die Beamten von Dahome nicht, ihr Verhältnis zum König und zur Centralregierung erinnert an die alten persischen Satrapen. Daß die Beamten auch von jenen Geschenken, die sie in Abome zu erhalten pflegen, nicht leben können, ist um so einleuchtender, als die Geschenke, die sie selbst mitbringen müssen, von höherm Werte zu sein pflegen. Trotz alledem gelten hohe Stellungen wie diejenige des Avoga oder Chacha als eine Quelle des Reichtums. Es würde zu weit führen, wenn ich den Leser noch tiefer in dieses Labyrinth orientalisch-barbarischer Finanzkünste hineingeleiten wollte. Nur so viel sei erwähnt, daß in ganz Westafrica auch die größten und angesehensten Persönlichkeiten den aus dem Handel sich ergebenden Verdienst nicht verschmähen. Selbst der stolze Juliano erachtet es nicht unter seiner Würde, einen allerdings etwas versteckt gelegenen Laden zu unterhalten, in welchem seine mischblütigen portugiesischen Gattinnen die aus den Factoreien bezogenen Waren feilbieten.

Einen großen Teil dessen, was ich von Dahome gesehen und über Dahome erfahren habe, verdanke ich dem Chacha, der sich mir gegenüber als ein ebenso energischer wie liebenswürdiger Anwalt der Weißen erwiesen hat. Man möge sich aber nicht wundern, wenn ich trotz des Gefühls der Dankbarkeit, die ich für ihn empfinde, den Mann ohne jede Beschönigung so schildere, wie er ist. Ich würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn für einen Europäer ausgäbe und meine Leser veranlaßte, europäische Sitten und Lebensgewohnheiten bei ihm vorauszusetzen. Berücksichtigt man, daß er als Africaner aufgewachsen und erzogen ist, so muß man seiner Thatkraft, seiner Klugheit, seinem würdevollen Benehmen und seiner Liebenswürdigkeit das höchste Lob zollen. Als ich den Wunsch geäußert hatte, jene Amazonen, die der König dem Chacha bei verschiedenen Gelegenheiten zum Geschenk gemacht, kennen zu lernen, veranstaltete Juliano mir zu Ehren Festlichkeiten, die drei Tage lang ganz Weida in eine gewisse

Aufregung versetzten. Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft sollten die 60 Amazonen des Chacha bei Fackelbeleuchtung einen kriegerischen Tanz aufführen.

Kurz nach Dunkelwerden ließen sich Herr Randad, Père Menager, Herr Bödecker und meine Wenigkeit in Hängematten zum Hause des Chacha tragen. Es ist in Dahome nicht üblich und so zu sagen nicht gestattet, daß Weiße auf längere Entfernungen zu Fuße gehen. Mit allen zugehörigen Häusern und Hütten stellt der Wohnsitz des Chacha ein rings von hoher Mauer umschlossenes Gehöft dar, dessen Umfang demjenigen eines großen europäischen Bauerndorfes zum mindesten gleichkommt. Das eigentliche zweistöckige Wohnhaus sieht ein wenig verfallen aus und ließ in diesem ruinenhaften Zustande die Scenen, die sich dicht davor auf dem Hofe abspielten, noch phantastischer erscheinen, als dies ohnehin schon der Fall gewesen sein würde.

Juliano, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann von dunkelgelber, ein klein wenig bräunlicher Hautfarbe, empfing uns in der freundlichen und zuvorkommenden Manier eines prunkliebenden Aristokraten. Er trug ein langes, buntes, bis auf die Füße reichendes hemdartiges Kattun-Gewand, dazu europäische Zugstiefel, ein buntgesticktes Troddel-Käppchen und — obwohl er ganz zweifellos Fetisch-Anbeter ist — auf der Brust ein großes schwarzes Metallkreuz. Diese Kleidung mochte ihm selbst nicht ganz zweckentsprechend erscheinen, denn er entschuldigte sich, daß er krankheitshalber die bequemen losen Gewänder den engen europäischen vorgezogen habe. Neben dem Chacha saß sein ältester, in einem englischen Knabenpensionat erzogener und ganz europäisch gekleideter Sohn, der, von einer schwarzen Oberstin der Amazonen geboren, weit dunkler als sein Vater und schon beinahe kaffeebraun ist. Dieser junge Mann hat seine Vorliebe für europäische Sitten auch dadurch bethätigt, daß er sich in kirchlicher Form bei den französischen Padres trauen ließ. Durch diesen Vorgang kamen dann überhaupt für einige Zeit die kirchlichen Eheschließungen in Aufschwung, und die Kaufleute hatten nichts Eiligeres zu thun, als sofort einige Dutzend Brautkränze und Brautschleier aus Europa zu bestellen. Diese Mode der Eheschließung, die auch gegenwärtig noch als guter Ton gilt, wird voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, denn schon beginnen diejenigen, die zuerst damit angefangen hatten, wieder zu den Sitten der guten alten Zeit zurückzukehren.

Es iſt ſchwer, ohne Zuhülfenahme der bildlichen Darſtellung jenen Kranz von ſogenannten, d. h. gelben und ſchwarzen Europäern und Europäerinnen zu beſchreiben, der als Staffage und Hofſtaat den Chacha umgab. Jedermann, der ſo eine Ahnung hat, als ob in den Adern ſeiner Vorfahren europäiſches Blut gefloſſen ſei, und auch ein großer Teil der aus Braſilien gekommenen Miſchlinge betrachten ſich als Weiße. Die Zahl dieſer ſogenannten Europäer würde noch viel größer ſein, wenn nicht ſeitens der Regierungs-Beamten mit einer gewiſſen Strenge gegen jeden Mißbrauch dieſes Adelstitels der weißen Hautfarbe vorgegangen würde. Daß der dunkelbraune Sohn des Chacha ein Weißer ſei, daß die gelbbraunen Schweſtern, Gattinnen und ſonſtigen Verwandten des Chacha Portugieſinnen ſeien, gilt als ausgemacht und ſelbſtverſtändlich. Aber wehe dem, der ohne anerkanntermaßen ein Weißer zu ſein, europäiſche Stiefel anlegen oder ſich einer Hängematte bedienen wollte! Selbſt der König und alle ſeine Avogas werden niemals Stiefel tragen, die Hängematten ſind dagegen auch den höhern einheimiſchen Beamten, ſowie allen reichern Leuten geſtattet, wenn ſie krankheitshalber nicht zu Fuße gehen können.

Die Hautfarbe der oben erwähnten Portugieſinnen, die nicht recht zu wiſſen ſcheinen, ob ſie ſich als Negerinnen oder als Europäerinnen benehmen ſollen, wechſelt zwiſchen dunkelgelb und ſchwarzbraun. Obwohl die Geſichtszüge noch immer den edlern Schnitt der europäiſchen Raſſe zeigen, ſo kann man dieſe miſchblütigen Portugieſinnen nicht grade hübſch nennen. Bei voller Kraft und Geſundheit ſehen ſie dennoch klein, mager, welk und melancholiſch aus, was zum Teil von der unvorteilhaften Art, wie ſie ſich kleiden, zum Teil auch von den ſeit Generationen unter den weſtafricaniſchen Portugieſen üblichen Verwandtſchafts- und ſelbſt Geſchwiſter-Ehen herrühren mag. Die Kleidung der Frauen glich derjenigen des Chacha: ein ſehr langes, bis auf die Füße reichendes Hemd, unförmliche, ſchleppende Pantoffeln, äußerſt ſorgfältig im Pompadour-Stil friſirtes Haar und eine Ueberfülle von Schmuck.

Die Geſchwiſter-Ehen, von denen ich ſprach, mögen auch unter Negern vorkommen, gelten aber bei dieſen als Ausnahmen, während ſie unter den ſchwarzgewordenen Portugieſen vollkommen eingebürgert ſind, etwa im Sinne der ägyptiſchen Ptolemäer. Unter den Frauen eines hochgeſtellten Portugieſen findet ſich, wenn nicht

immer, so doch häufig genug eine seiner Schwestern, allerdings mit der Einschränkung, daß sich bloß Geschwister, die denselben Vater haben, ehelichen, aber niemals solche, denen die Mutter gemeinsam ist.

Aus allem, was ich bereits über Dahome gesagt habe, wird man entnommen haben, daß dort streng auf Rangordnung gehalten wird. Die Eingebornen erfreuen sich, selbst von dem größern oder geringern Reichtum ganz abgesehen, bei weitem nicht der gleichen Freiheit wie alle Fremden. Nahte dem Chacha ein Diener oder ein Mann aus dem Volke, so kroch er ehrerbietig auf allen Vieren herbei. Die höhergestellten Eingebornen begnügten sich mit einfachem Niederknieen, die sogenannten Portugiesen und Portugiesinnen sowie alle sonstigen Fremden dagegen mit Verbeugung und Handkuß. Dabei darf man nicht vergessen, daß in Abome, wo doch auch die Weißen bloß eine Verbeugung machen, der Chacha selbst wieder niederkniet, wenn nicht gar auf Händen und Füßen zum Throne des Königs heranrutscht.

Die ehrsamen Bürger von Weida, von denen sich im Kreise herumstehend wohl mindestens ein halbes Tausend eingefunden haben mochte, betrachteten uns mit ehrerbietigem Staunen. Viele von ihnen hatten dressirte Schafe bei sich, die ihren Herren gleich unsern Hunden folgen und höchst gelehrig zu sein scheinen.

Kurz bevor das Schauspiel der Amazonentänze begann, ließ der Chacha deutsches Bier und Bahia-Rum ausschenken. Dieser letztere ist in Dahome, das ehedem eine rege Verbindung mit Brasilien hatte, das gewöhnliche Getränk, welches bei Besuchen herumgereicht wird.

Meines Wissens ist Dahome zur Zeit das einzige Land auf der Erde, wo es ein weibliches Kriegsheer gibt. Die Amazonen von Abome, deren Zahl höchst verschieden angegeben wird und jedenfalls nicht höher als 6000 ist, gelten dem Namen nach als Frauen des Königs und bilden eine Leibgarde, die durch Mut, Disciplin und Anhänglichkeit den männlichen Soldaten überlegen sein soll. Obwohl die Amazonen den König auf allen Kriegszügen begleiten, so glaube ich doch, daß sie mehr als Staatstruppe denn als Feldtruppe verwendet werden. Bei allen wilden und halbwilden Völkerschaften werden Gesang und Tanz als ebenso unumgängliche Hülfsmittel zu kriegerischer Schulung angesehen, wie bei uns Exerciren und Trommelwirbel. Da aber die Ama-

zonen von früheſter Kindheit an zu Kriegerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen erzogen werden, ſo iſt es natürlich, daß ſie in Bezug auf Drill und Exercitium den männlichen Soldaten ebenſo ſehr überlegen ſind, wie ein Garde-Regiment der Landwehr.

Die Amazonen des Chacha, die früher ſämtlich in der Armee von Abome gedient haben, ſind Frauen von 18—25 Jahren und werden, da ja der Chacha keine Kriege führt, ſelbſtverſtändlich bloß zum Pomp unterhalten. Sie beſitzen keine gemeinſchaftliche Caſerne, ſondern wohnen ebenſo wie die 30 männlichen Soldaten Julianos in verſchiedenen Stadtvierteln, von wo ſie jedesmal, wenn der Chacha ein Feſt gibt, herbeigerufen werden. Schon als ſie, in langem Zuge aufmarſchirend, ihren Herrn und Gatten begrüßten, ſetzte mich die Exactheit ihrer an unſere eigenen Militärgebräuche erinnernden Bewegungen in Erſtaunen. Man denke ſich 60 junge, ſchlanke und ausgeſucht kräftige Frauen, die, ohne unweiblich zu werden, dennoch einen unbezweifelt kriegeriſchen Eindruck hervorrufen. Dieſe Vereinigung des Weiblichen und des Kriegeriſchen würde bei Europäerinnen kaum denkbar ſein, ſie erklärt ſich, ſo wie ich mir die Sache vorſtellte, durch die eigentümliche Bildung des Negerſkeletts und beſonders durch die Schmalheit des weiblichen Negerbeckens. Negerinnen von unvermiſchtem Blut (bei Mulattinnen iſt es grade umgekehrt) haben nur ſelten üppige Formen und ähneln in Bezug auf den Knochenbau in auffälliger Weiſe den Männern. Man muß ſich daher die Amazonen ungefähr ſo vorſtellen, als ob die erwachſenen Zöglinge eines deutſchen Mädchenpenſionats turnten oder kriegeriſche Spiele veranſtalteten. Die Behauptung, daß bei den Kriegerinnen von Dahome ebenſo wie bei den mythologiſchen Amazonen der alten Griechen eine Bruſt abgeſchnitten werde, iſt unrichtig.

Eine eingehende Schilderung verdient die auffallend hübſche Uniformirung, die unſere Theaterdirectoren behufs etwaniger Ballettaufführungen zum Muſter nehmen könnten. Unter einer weißen, ſchirmloſen, mit ſchwarzgeſtickten Tierbildern (Eidechſen, Vögel u. ſ. w.) geſchmückten Jockeykappe lugen die friſchen jugendlichen Geſichter recht freundlich hervor. Die Füße ſind nackt, aber die Beine mit kurzen bis oberhalb der Kniee reichenden grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens geſtreifte, die Arme und den Hals unbedeckt laſſende Tunica von Seide oder Samt umſchließt den von einem Corſett

(einheimisches Fabricat) gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird nach ganz besonders durch einen ebenfalls vielfarbig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert steckt und an dem vorn die schwarzlederne Patrontasche befestigt ist. Eine weißseidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie von unserer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung besteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren, welch letztere jedoch beim Tanzen zur Seite gestellt werden. Der Chacha schenkte mir, als ich Interesse dafür zeigte, eines der kurzen, an die bekannte römische Form erinnernden Schwerter und eine Streitaxt. Die letztere war eigentlich bloß eine aus hartem Holz gefertigte Keule, in die man einen spitzen Eisenstift eingefügt hatte.

Ich bin fest überzeugt, daß der unternehmende Impresario, der zuerst einen Trupp Amazonen nach Europa brächte, damit auf jeder Bühne Furore machen würde. Abgesehen davon, daß Gesang und Tanz hier zusammenwirkten, waren die Leistungen, die uns Stunde um Stunde lang in ununterbrochener Reihenfolge vor Augen geführt wurden, ganz im Stile unserer Balletts. Nur tanzt vielleicht kein anderes Corps de ballet so exact. Voran eine hochgewachsene, etwas ältliche Gestalt. Das war die Oberstin, betreffs deren mir der Sohn des Chacha die mein Gefühl verletzenden Worte ins Ohr flüsterte: „Sehen Sie bloß, wie gut meine Mutter tanzt.“ Dahinter folgten mit geschwungener Streitaxt die jüngern Lieutenants und die noch jüngern Mannschaften, bald in nachgeahmtem Angriff auf uns Zuschauende losstürzend, bald abschwenkend, sich zerstreuend und sich wieder vereinigend. Und das alles mit rhythmischen, halb kriegerischen, halb kokett-graziösen, jedenfalls nicht unschönen Bewegungen, bei denen das anmutige Spiel der nackten gerundeten Arme an die classischen Statuen des Altertums hätten erinnern können. Alle Tänze, die ich bisher bei wilden und halbwilden Völkerschaften gesehen hatte, waren eigenartig, grotesk und bis zu gewissem Grade unzüchtig gewesen. Hier zum ersten Mal führte man ein Schauspiel auf, das auch vor einer ernstern Kritik und einem ernstern Schönheitssinn standgehalten haben würde.

Die Gesänge, die mit auffallender Reinheit der Kehlen vorgetragen wurden, besaßen, wenn auch vielleicht keine complicirte Melodie, so doch verschiedene aufregende und an die Marseillaise

erinnernde Rhythmen. Ihr einziger Inhalt war die Verherrlichung des Vaterlandes und der Tapferkeit seiner Kriegerinnen. Bei jedem Scheinangriff, bei dem die Tänzerinnen dicht vor uns auf den Fußspitzen sich aufrichtend ihre Streitäxte über unsern Köpfen emporhoben, wurde mit äußerster Betonung das Wort „Dáhŏmä“ gesungen. Trotz der nach unsern Begriffen ungeheuren Anstrengung schienen doch selbst nach mehrern Stunden weder die Muskeln zu ermüden noch die Kehlen heiser zu werden.

Die Abendunterhaltung endete mit einem Zwischenfall, den der Chacha wohl selbst bestellt hatte, um diesen ersten Tag des Festes mit Glanz beschließen zu können. Auf Händen und Füßen sich vorwärtsbewegend, nahte ein Bote, der sich aufrichtend geraume Zeit mit dem Chacha zu plaudern schien. Juliano schien nachzusinnen, dann aber erhob er sich und forderte uns in portugiesischer Sprache auf, unsere Köpfe zu entblößen, weil er eine Botschaft vom König erhalten habe. Einer von des Chachas geheimen Räten sprach zum Volke, ein anderer zu den Amazonen, die, nachdem zuerst eine feierliche Stille gefolgt war, urplötzlich, während gleichzeitig das Eingebornen-Orchester Tusch spielte, ein unbeschreibliches Freudengeheul anstimmten und das wildeste Stück ihrer Kriegs- und Tanzkunst losließen. Ich bin überzeugt, daß das Ganze bloß ein Theatercoup war, aber selbst als solcher machte es einen ausgezeichneten Eindruck. Kaum war es wieder ruhig geworden, als der Chacha mir auf die Schultern klopfend mich auf eine neue Ueberraschung vorbereitete. In langer Linie kamen die Amazonen, die sich zur andern Seite des Hofes zurückgezogen hatten, herangestürmt und stürzten, etwa wie man ein wildes Roß parirt, vor uns fremden Gästen auf die Kniee nieder, indem sie gleichzeitig ihre Streitäxte vor unsere Füße legten. Das ist eine Huldigung, die für gewöhnlich außer dem Könige bloß ihrem Herrn und Meister zuteil wird und die sie auch diesem gegenüber wiederholten.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß ein Geschenk meinerseits nicht ungünstig aufgenommen werden würde, bat ich den englisch sprechenden Sohn des Chacha, seinem außer der Landessprache bloß des Portugiesischen mächtigen Vater mitzuteilen, daß man drinnen in den Gemächern einige von mir mitgebrachte Stücke Samt niedergelegt habe. Gleichzeitig bat ich um die Erlaubnis, den Amazonen ein in Zeug und — Rum! bestehendes Geschenk

überreichen lassen zu dürfen. Der Chacha nickte freundlich zustimmend mit dem Kopfe und die Amazonen machten, als ihnen die Kunde verdolmetscht wurde, vergnügte Gesichter. Ich bin überzeugt, daß diese energischen Damen fast so gut wie ich selbst geschlafen haben werden.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten die Festlichkeiten fortgesetzt werden, aber der Chacha bat mich, etwas früher zu erscheinen, weil er mir sein im Bau befindliches neues Wohnhaus zeigen wolle. Besondern Wert schien er auf das Empfangszimmer zu legen. Die Wände waren dort bereits mit goldglitzernden Tapeten bekleidet, während der Fußboden aus getrocknetem Kuhdünger bestand. Ein großes und nicht übel gemaltes Oelgemälde in breitem Goldrahmen stellte den Bruder Julianos und frühern Chacha dar. Da Juliano einige Kronleuchter bestellen wollte, so hatte Herr Randad die mit Bildern geschmückten Preislisten einiger Berliner Lampenfabriken mitgebracht, und es war höchst interessant, sowohl die Geschmacksrichtung der Ratgeber des Chacha wie auch die selbstbewußte Art und Weise zu beobachten, mit welcher er durch einen Fingerzeig diejenigen Gegenstände andeutete, die er zu besitzen wünschte.

Als wir aus dem Hause auf den Hof traten, sahen wir einige Dutzend dort niedergehockte und ganz niedliche Frauengestalten, von denen keine einzige erheblich älter als 16 oder 17 Jahre sein mochte. Der Chacha verfehlte nicht, mir ganz besonders übersetzen zu lassen, daß dies alles, alles, alles seine Frauen seien. Auch diese Schönen begannen zu singen und auch ein wenig zu tanzen oder wenigstens ihren Gesang mit theatralischen Bewegungen zu begleiten, aber im Gegensatz zu den wilden, aufregenden Scenen des vorhergehenden Tages waren ihre Leistungen sanfterer und ein wenig erotischer Natur. Selbst im Rhythmus der Gesänge, zu denen ein einheimisches Orchester auf orgelpfeifenartig abgestuften Trommeln den Tact angab, prägte sich dieser Unterschied aus. Der Text der Gesänge sei, wie man mir sagte, am frühen Morgen von den Damen selbst gedichtet worden und preise uns als die Gäste des Chacha.

Etwa eine Stunde lang mochten wir zugeschaut haben, als der Chacha mich fragte, welches Schauspiel ich vorziehe, das gestrige oder das heutige. Arglos erwiderte ich, der Wahrheit entsprechend, daß, so hübsch auch seine (des Chachas) Frauen sein

möchten, die kriegerischen Spiele der wilden Amazonen mich doch weit mehr interessirt hätten, da ich niemals vorher etwas Aehnliches gesehen habe. Der Chacha schien über diese Antwort verstimmt, befahl den jungen, hübschen Frauen, sich zurückzuziehen, und ließ seine männlichen Krieger vortreten. Das waren baumlange, tölpelhafte, in ähnlicher Weise wie die Amazonen uniformirte Gestalten, die in beunruhigender Weise mit ihren Steinschloßgewehren in der Luft herumfuchtelten. Als der Chacha zu bemerken glaubte, daß auch dieses Schauspiel seine Wirkung verfehle, ließ er, trotz meiner Einwendung, daß dieselben wohl zu ermüdet seien, abermals die Amazonen rufen.

Ich will Gesagtes nicht wiederholen. Es genüge, daß ich zum zweiten Mal einige Stunden lang dem seltsamen Tanze, der dennoch kein Tanz war, zuschaute. Die Erregung der im Kreise herumstehenden Menge wuchs mit der Dauer des Schauspiels, und als es Nachmittag wurde, sah ich die portugiesischen Schwestern des Chacha Streitäxte ergreifen, um, umringt von den Amazonen und ohne deren feuriges Ungestüm zu erreichen, die kriegerischen Bewegungen nachzuahmen. Es soll vorkommen, daß eine Streitaxt dem Chacha selbst gereicht wird, der alsdann einige als Tanz geltende Schritte und Bewegungen mache. Das gleiche thäten in solchen Fällen die anwesenden Weißen.

Die Festlichkeit schloß an diesem Tage damit, daß der Chacha mir einen Ochsen schenkte — eine alte Landessitte, die auch in diesem Falle, wo sie doch ziemlich gegenstandslos war, innegehalten werden sollte. Herr Randad hatte den Chacha zur Tafel geladen, und unter gewaltigem, von einem halben Dutzend seiner Krieger getragenen Sonnenschirm schritt er, umringt von der tanzenden und singenden Amazonenschar, über die Straßen. Zu seiner Rechten ging Père Ménager, zu seiner Linken der Verfasser dieses Buches, der in ähnlichem Aufzuge noch niemals zuvor zu seinem Mittagsmahl ausgezogen war.

Weida ist der bedeutendste Ein- und Ausfuhrhafen von Dahome; bloß ein sehr kleiner Theil des Handels geht über die ebenfalls zu Dahome gehörigen Hafenplätze Godomestrand, Avrikete und Cutanu. Ab und zu sind auch Waren von Groß-Povo bezogen worden, ja, ich habe sogar Palmkerne verkaufende Händler des Königs in Klein-Povo gesehen, aber das sind doch immerhin seltene Ausnahmen. Die Küste von Dahome ist noch in höherm

Grade als diejenige des Togo- und Povo-Gebiets wegen ihrer gefährlichen Brandung berüchtigt; Weida eifert mit dem an der englischen Goldküste gelegenen Adda um die Berühmtheit, den schlechtesten Strand zu besitzen. Da hier auch die Haifische häufig sind und bei dem oft genug vorkommenden Umschlagen der Boote schon recht viel Unheil angerichtet haben, so pflegt man nach Ankunft eines Dampfers und ehe die Brandungsboote ihre Fahrten beginnen, Dynamitpatronen ins Wasser zu werfen, um die Haifische, wenn nicht zu töten, so doch zu betäuben. Den Verkehr Weidas mit Europa vermitteln außer den wöchentlich anlaufenden englischen und den monatlich anlaufenden Woermannschen Dampfern die namentlich von den beiden französischen Firmen gecharterten Segelschiffe, deren bei meiner Anwesenheit fünf dort lagen.

Drei große Kaufmannsfirmen monopolisiren so ziemlich den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel von Dahome. Es sind das die Hamburger Firma C. Gödelt, ferner die seit 1847 an dieser Küste arbeitende Firma Regis Aîné u. Co. und die Firma Cypr. Fabre u. Co. Das deutsche Haus hat zwei, jedes der beiden französischen dagegen vier europäische Angestellte; die Factorei von Weida ist die größte des Gödeltschen Hauses; dort wohnt der Hauptagent, Herr Randad, dem Herr Bödecker zur Seite steht. Die beiden Gödeltschen Factoreien in Quitta (englische Goldküsten-Colonie) und Lome (deutsches Togo-Gebiet) werden von dem in Quitta wohnenden Herrn Meyer verwaltet. Die Franzosen besitzen außer ihren Hauptfactoreien in Weida auch noch Zweigfactoreien in Godome (Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.), in dem Seeplatze Avrikete (Mantes Frères et Borelli de Regis Aîné u. Co.), in dem Seeplatze Cutanu (Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.) und in dem Lagunenplatze Abome-Callavi (ebenfalls Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.).

Während Weida den Höhepunct seiner Blüte zur Zeit des schwunghaft betriebenen Sklavenhandels erreicht hat, beschränkt sich die gegenwärtige Monats-Ausfuhr auf etwa 40 000 Gallonen Palmöl, 150 Tonnen Palmkerne und ab und zu etwas Elfenbein. Am Markte von London, Liverpool und Hamburg steht das rote und gelbe Palmöl von Lagos und von Weida am höchsten im Preise, und zwar deshalb, weil es, unverfälscht in den Handel kommend, nicht gekocht zu werden braucht. An der übrigen Sklavenküste wird so ziemlich alles Oel behufs Ausscheidung der Unrei-

nigkeiten vor dem Einkauf gekocht; in Weida dagegen macht man bloß mit kleinen Mengen eine Probe und weist erbarmungslos alles gefälschte Oel zurück.

Nur ein geringer Teil der zur Verschiffung gelangenden Landeserzeugnisse wird in den zu jeder Factorei gehörigen Verkaufsläden eingekauft; meist bedient man sich mischblütiger Zwischenhändler, denen europäische Waren geliefert werden und die dieselben nicht teurer, als dies in den Factoreiläden geschieht, verkaufen dürfen. Trotz der Vermittlung dieser „traders“, die alle portugiesisch, aber nur selten englisch sprechen, ist es eine Ausnahme, wenn das Oel schon in einer größern Anzahl von Fässern herbeigebracht wird. Meist bringen die Eingebornen bloß ganz kleine Mengen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der größte Teil jener 600 000 Gallonen Oel, die einmal in einer Woche Madeira passirt haben, in solch verschwindend kleinen Mengen wie eine halbe oder ganze Gallone angesammelt worden ist. Die sogenannte große Oel-Saison umfaßt die Monate December und Januar, ohne daß auch in der übrigen Zeit des Jahres das Geschäft zu stocken pflegte. Die Kaufleute pflegen jedoch Manufacturwaren in neuen, Erfolg versprechenden Mustern, auch wenn sie dieselben schon früher erhalten haben, doch erst in der großen Oel-Saison an den Markt zu bringen.

Da in Dahome beinahe gar kein bares Geld vorhanden ist, so würde man das dortige Geschäft nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Tauschhandel nennen müssen. Ich möchte jedoch daran erinnern, daß es zwei sehr verschiedene Stufen des Tauschhandels gibt, je nachdem man nach einer feststehenden Werteinheit rechnet oder nicht, und daß der reine, keinerlei feststehende Werteinheit kennende Tauschhandel an der Küste wohl kaum mehr vorkommt. Solche Art von Tauschhandel findet man im Innern, wo dem Eingebornen der größere oder geringere Grad seiner Begehrlichkeit als einziger Maßstab für die Wertschätzung und Bezahlung europäischen Gutes dient. Anders an der Küste, wo trotz des Mangels an Bargeld die Preise ebenso genau und fast noch genauer festgestellt sind, als in Europa. Angenommen, ein Eingeborner bringe so und so viel Faß Palmöl, so wird der Preis ganz ebenso, wie das bei uns geschehen würde, der Menge und der Beschaffenheit des Oels entsprechend in der Werteinheit des betreffenden Landes, also bei Dahome-Leuten in Dollars, festgestellt.

Als Bezahlung kann der Eingeborne sich je nach Bedarf und Geschmacksrichtung europäische Waren aussuchen, deren Preis ihm meistens ebenso gut bekannt ist wie der des von ihm gebrachten Oels. Es ist unschwer einzusehen, daß die letztere Art von Tauschhandel, wenn man sie überhaupt noch so nennen kann, bloß eine vorübergehende Zwischenstufe zwischen echtem Tauschhandel und der Benutzung geprägter Münzen, die ja auch im Grunde bloß eine Ware sind, darstellt.

Von den in Dahome umgesetzten europäischen Waren stammt dem Werte nach mehr als die Hälfte aus England. Aber die Deutschen könnten mit verhältnismäßig geringer Mühe Boden gewinnen, und den Weg, wie das geschehen könnte, zu skizziren, ist der Beweggrund, der mich die nachstehenden, im übrigen gewiß recht langweiligen Notizen schreiben läßt. Was Pulver, Spirituosen, Eisenwaren und Parfumerieen anlangt, so brauchen die Deutschen nur auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu verharren. Für Spirituosen beherrscht Hamburg den Markt der ganzen Welt in dem Grade, daß Holland dabei kaum mehr in Betracht kommt und selbst die französischen Häuser Westafricas ihre Segler zur Befrachtung nach Hamburg senden. Ebensowenig vermag französisches Pulver erfolgreich mit deutschem zu wetteifern. Auch die Remscheider und Solinger Eisenwaren sowie die hübsch aufgemachten, von den hiesigen, höchst eitlen Mulatten mit Vorliebe gekauften Parfumerieen von Frankfurt a. M. und Berlin stehen in Bezug auf Preis und Beschaffenheit unerreicht da.

Anders mit dem bedeutendsten aller Einfuhrartikel, den Manufacturwaren. Die Engländer stehen in dieser Hinsicht noch immer auf der Höhe und liefern den größten Teil des Bedarfs von Dahome. Nicht als ob die Ware der Deutschen schlechter wäre. Im Gegenteil. Aber einesteils berechnen die Deutschen zu hohe Preise und andernteils wissen sie auch noch nicht recht, wie man die Sache anfangen muß. Mode und Geschmack spielen in Africa eine ebenso große Rolle wie bei uns. Der in Africa arbeitende europäische Kaufmann, bei dem die Entscheidung darüber liegt, welche Waren zu beziehen seien, wird stets derjenigen Firma den Vorzug geben, die ihm mit dem geringsten Aufwand von Mühe und Arbeit die Befriedigung der Wünsche der Eingebornen ermöglicht. Die Engländer verstehen sich hierauf ganz ausgezeichnet. In den Privatcomptoirs der deutschen und französischen Haupt-

agenten ſah ich ganze Haufen und kleine Berge von Zeugmuſtern und Zeugproben, die direct vom engliſchen Fabricanten herausgeſandt worden waren. Dieſes Syſtem ſollten auch unſere Induſtriellen nachahmen. Die Warenmuſter, mit denen ſowohl die europäiſchen Mutterhäuſer wie die africaniſchen Factoreien förmlich überſchwemmt werden, haben den Zweck, daß an Ort und Stelle das am beſten dem Geſchmack der Eingebornen Entſprechende herausgeſucht werden kann. Von Dahome im beſondern weiß ich, daß der größte Teil aller Beſtellungen auf Muſterſendungen hin erfolgt, die den Hauptagenten der drei großen Firmen gefallen haben. Ein anderer Kunſtgriff der Engländer beſteht darin, daß ſie mit jeder beſtellten Warenſendung hübſch ausgeſtattete Bücher herausſenden, in welche Proben der verſchiedenen Zeugmuſter eingeklebt ſind, ſodaß um die Zeuge vorzuzeigen, nicht erſt in den Säcken nach dem betreffenden Stück geſucht zu werden braucht.

In Dahome iſt für Negerverhältniſſe der Geſchmack ſchon ziemlich verfeinert, und jene grellfarbigen roten und gelben Zeuge, die in Quitta einen guten Abſatz finden, würden hier unverkäuflich ſein. Zur Zeit ſind die blauen, blaugeſtreiften und blaucarrirten Muſter recht beliebt. Die Zeuge dürfen trotz billiger Preiſe nicht grade ſolcher Schund ſein, wie er an andern Teilen der Küſte immerhin noch verkäuflich iſt. Baumwollene oder halbſeidene Zeuge, ferner ſchlechter Damaſt und ſehr ſchlechter Samt werden am meiſten begehrt, wollene Zeuge ſind beinahe unbekannt.

Jede der drei früher genannten Firmen hat mit des Königs Stellvertreter einen Vertrag abgeſchloſſen, in dem die Höhe der jährlich zu zahlenden Abgaben feſtgeſtellt iſt. Außerdem müſſen noch an den König und deſſen höchſtgeſtellte Beamte Geſchenke entrichtet werden, deren Höhe zwar dem Belieben der Kaufleute überlaſſen bleibt, die aber nicht allzu ſchlecht ſein dürfen, weil der König ſie ſonſt zurückzuſenden pflegt. Ein ſolches kurz vor meiner Ankunft abgeſandtes Geſchenk an den König beſtand in einem reichgeſchnitzten Bett mit ſeidenem Zubehör. Die höhern Beamten erhalten häufig goldene, mit großen Edelſteinen beſetzte Ringe. Dabei kommt es vor, daß ſie, beſonders wenn das Geſchenk recht ſchön war, ein zweites und drittes Exemplar erbitten. Dieſe Bettelei wurzelt nun einmal tief im Grunde jeder Negernatur; zum Entgelt dafür hat man in Dahome nur verhältnismäßig wenig mit jenen Chicanen zu kämpfen, die in andern Negerländern

auch den geduldigsten Kaufmann auf eine harte Probe stellen. Selbst die Eintreibung rückständiger Forderungen wird in ausgiebigster Weise von des Königs Leuten besorgt, die allerdings die Hälfte dessen, was dabei herauskommt, für des Königs Casse beanspruchen.

Eingangszölle gibt es in Dahome nicht. Ohne Abgaben und ohne jede Schwierigkeit kann man so viel Waren als man nur will ins Land bringen. Anders steht es mit der Ausfuhr. Aus dem Königreich Dahome darf nichts anderes als Landeserzeugnisse hinweggenommen oder versandt werden. Alle fremden Waren oder Güter, die einmal über die Grenze gebracht wurden, müssen im Lande bleiben. Eine Ausnahme macht man bloß mit dem Gepäck der Reisenden, vorausgesetzt, daß es nicht allzu umfangreich sei. Der dieser Bestimmung zugrunde liegende Rechtsbegriff ist, daß, was einmal in das Land eingeführt worden, dem Könige, beziehentlich der Verwaltung verfallen sei und höchstens noch (weil ja andernfalls der Handel stocken würde) gegen Landeserzeugnisse umgesetzt werden dürfe.

Eine andere, schon vorher erwähnte drückende Bestimmung ist die, daß alle fremden Kaufleute in der Stadt wohnen müssen, während sich ihre großen Vorratsmagazine an dem $3^1/_2$km entfernten Strande befinden. Ohne Erlaubnis der königlichen Beamten darf niemand und dürfen auch die Capitäne der Weida anlaufenden Schiffe nicht an Land kommen. Mit Eintritt der Dunkelheit müssen die Kaufleute ihre am Strande gelegenen Magazine, die in der Nacht von Königsleuten bewacht werden, verlassen. Diebstähle sollen beinahe gar nicht vorkommen; wird aber doch einmal etwas gestohlen, so macht man dafür die Regierung verantwortlich. In der Stadt selbst und in den dortigen Factoreien pflegt sich an Waren nur das Allernötigste zu befinden. Während anderwärts Palmöl und Palmkerne am Strande gekauft, verpackt und verschifft werden, wickelt sich in Weida das ganze Geschäft in der Stadt ab, von wo, wie früher erwähnt, der Verkehr mit dem Strande recht schwierig ist. Zur Dienstleistung in den Factoreien sowie zum Transport nach dem Strande werden auch hier wegen der Faulheit der Eingebornen vorwiegend Kru- oder Accra-Leute, und bloß in Ausnahmefällen und zur Aushülfe von den Regierungsbeamten leihweise zur Verfügung gestellte Sklaven verwandt.

Als die erste Sehenswürdigkeit von Weida gilt der größte der

zahlreichen Schlangen-Tempel, der, obwohl als Bauwerk höchst unbedeutend, mich dennoch wegen der seltsamen, seinen Bewohnern entgegengebrachten Verehrung zu mehrfachen Besuchen angelockt hat. Deutsche, englische und französische Missionare, welche nur die im allernächsten Umkreise ihres Wohnsitzes lebenden Eingebornen kennen, haben die Behauptung aufgestellt, daß in einem großen Teil von West- und Inner-Africa ein und dieselbe Religion herrsche, daß jene Götter, an deren Stelle sie das Christentum gesetzt haben, auch Hunderte von Meilen weiter südlich und nordwärts verehrt würden. Wenn mich nun schon die Thatsache in Erstaunen setzte, daß die auf die Götterwelt der Eingebornen bezüglichen Veröffentlichungen den verschiedenen Missionsgesellschaften beinahe gar keine Vergleichungspuncte, z. B. beinahe gar keine gleichlautenden Götternamen, darboten, so bestärkten mich meine eigenen, an den verschiedensten Orten eingezogenen Erkundigungen in der Ueberzeugung, daß nicht einmal unter den verschiedenen Stämmen des an der Sklavenküste wohnenden Ewe-Volks, geschweige denn in ganz Westafrica ein und dieselbe Religion verbreitet sei.

Gewisse Grundzüge, die aber noch der nähern Erforschung harren, scheinen allen diesen Religionssystemen gemeinsam zu sein und auf einen gemeinsamen Ursprung schließen zu lassen. Aber der Olymp des einen Stammes ist von seinen Fetisch-Priestern in ganz anderer Weise als derjenige der rechts- oder linksseitigen Nachbarn ausgebildet worden, sodaß von Göttern, die von einer größern Anzahl von Stämmen verehrt würden, nicht die Rede sein kann. Die vielleicht bloß scheinbaren Anklänge an altägyptische Religionsformen, die von protestantischen und katholischen Missionaren mit besonderer Vorliebe studirt worden sind, so z. B. die Tierverehrung und ähnliches, finden sich, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt, an der ganzen Sklavenküste. Die Tierverehrung scheint in der Religion aller Stämme des Ewe-Volks wiederzukehren, aber es ist auffallend, welche Verschiedenheit doch auch hierbei wieder obwaltet. Im Togo-Gebiet, wo Leoparden und in einzelnen Gegenden Krokodile heilig sind, darf ungestraft jede Schlange getötet werden, während in Dahome selbst der Schutz des Königs den Weißen, der auf eine nicht giftige Schlange schösse, nicht zu retten vermöchte.

Der Schlangencultus, der sogar in Klein-Povo noch unbekannt ist, beginnt, obwohl in milderer Form, bei Groß-Povo. Auf dem

Höhepunct seiner Entwicklung finden wir ihn in Weida, wo den nicht giftigen Schlangen und namentlich den sehr zahlreichen Boas eine ähnliche Verehrung entgegengebracht wird, wie im alten Aegypten dem Apis oder den Katzen. Die von mir befragten Eingebornen stellten die Sache so dar, daß die Schlangen nicht etwa selbst Götter, wohl aber Verkörperungen, Erscheinungen oder Versinnbildlichungen eines sehr mächtigen und einflußreichen göttlichen Princips seien, vermittelst dessen nicht nur Krankheiten geheilt, sondern auch an diejenigen, welche ihm huldigten, Reichtümer ausgeteilt würden. Ob man sich dieses Princip als eine Person, als einen Gott gleich den übrigen Göttern vorstelle, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Olymp von Dahome kennt eine Unzahl von Heroen, Unter-Göttern und Göttern, unter welch letztern zwei, nämlich Mahu der gute und Legba der böse Gott, die wichtigsten zu sein scheinen. Mahu ist sehr gut, so gut, daß man sich, da er ohnehin nichts Böses thut, gar nicht um ihn zu kümmern braucht. Dem Legba wird dagegen in Weida und seiner nächsten Umgebung vor Hunderten von abscheulichen, aus rotem Thon gefertigten und mit allerlei Lumpenkram ausgeschmückten Statuen geopfert. Meist habe ich den africanischen Gevatter unseres Satans in sitzender oder hockender Stellung, und zwar auffallenderweise fast immer priapisch dargestellt gesehen. Nächst ihm scheint sich der Kriegsgott Bo (der auch, da das Wort Ahua Krieg bedeutet, Ahua Bo genannt wird) des größten Ansehens zu erfreuen. Von allen weiblichen Gottheiten zählte Nna, „die Mutter alles dessen, was ist", die meisten Verehrer.

Die Zahl der auf allen öffentlichen Plätzen, vor den Häusern und an den Scheidewegen stehenden Fetisch-Puppen ist gradezu Legion; ich möchte fast behaupten, daß es deren in Weida allein mehrere Hunderte gebe. Außerdem gilt eine besondere Art von Laubbäumen, deren botanischen Namen ich nicht erfahren konnte, als heilig, und auch verschiedene andere, weder durch Größe noch durch Schönheit hervorragende Bäume wurden mir als „Fetisch" bezeichnet. Außer den nicht giftigen Schlangen gelten in Weida die Bachstelzen und etwas weiter landeinwärts bei den in die Lagune mündenden Flüssen die Krokodile als Verkörperung der Göttlichkeit.

Welche Rolle in solchem Lande die Fetisch-Priester spielen, braucht kaum erst des nähern dargelegt zu werden. Meist sollen

es ſchlaue Leute ſein, die, ſo ſtreng ſie auch das Volk in ihrer Gewalt behalten, dennoch ebenſowenig wie weiland die römiſchen Augurn ſich ſelbſt zu täuſchen lieben. Aehnlich wie das Königtum dort mit größerer Autorität auftritt, ſo hat ſich auch das Prieſtertum in Dahome mit mehr Glanz und Pomp zu umgeben gewußt, als in den benachbarten Ländern. Wenn großer Fetiſch „gemacht" werden ſoll, ergeht vorher eine Benachrichtigung an die Weißen, daß ſie während der und der Zeit zu Hauſe bleiben müßten und ſich unter keinen Umſtänden auf der Straße zeigen dürften. Wie in allen übrigen Einrichtungen des Landes, ſo tritt auch hierin ein gewiſſer gewaltthätiger Ordnungs- und Gerechtigkeitsſinn hervor. Zu einer Zeit, wann die religiöſen Gefühle des im übrigen nichts weniger als unduldſamen Volkes erregt ſind, ſchützt man den Europäer vor Beläſtigung und Gewaltthat, indem man ihn zwingt, zu Hauſe zu bleiben. Er könnte ſonſt, ohne zu wollen, irgend eine Handlung begehen, die von den Fetiſch-Prieſtern als ſchwere Verſündigung aufgefaßt werden müßte. So würde es beiſpielsweiſe, während ſonſt dem weiblichen Geſchlecht gegenüber viele Freiheiten erlaubt ſind, im höchſten Grade gefährlich ſein, ein Fetiſchmädchen auch nur beim Vorbeigehen auf der Straße unverſehens zu berühren. Das Mädchen würde ſich ganz gewiß auf die Erde werfen, Krämpfe bekommen und behaupten, behext zu ſein.

Die Fetiſchhäuſer von Weida gleichen außer den Schlangentempeln den ſchon früher beſchriebenen des Togo- und Povo-Gebiets. Der große Schlangentempel iſt ein gewöhnliches, nur ſehr langes Wohnhaus, an das ſich eine kreisförmige, bloß einen Raum enthaltende Hütte anſchließt. In das wohnhausähnliche Gebäude, das Räume für die Prieſter und auch eine Art von Allerheiligſtem zu enthalten ſcheint, iſt mir der Zutritt nicht geſtattet worden. Die kreisförmige Hütte dagegen, in die ich mit Herrn Randad, begleitet von einem durch reichliche Trinkgelder zur Freundlichkeit geſtimmten Prieſter, hineingetreten bin, wimmelte buchſtäblich von Schlangen, die ſich namentlich dort, wo unter dem Dache ein Abſatz rings herum lief, zuſammengerollt hatten oder auch einen Teil ihrer Rieſenleiber herunterhängen ließen. In ähnlicher Weiſe war dicht unter dem ſchrägen, kegelförmigen Dache die Außenſeite des Gebäudes mit Schlangen beſpickt. Man behauptet, daß deren allein in dieſem Tempel über 1000 und in ganz Weida etwa

3000 lebten. Unserer Aufforderung, eine der großen Boas herunterzunehmen, stellte der uns begleitende Medicinmann unverständliche Einwände entgegen; fast schien es, als ob er sich fürchtete. Mit den kleinern Schlangen, die ihm bis zu gewissem Grade zu gehorchen schienen, begann er in ziemlich ungenirter Weise, wie ich es aber auch schon in Ostindien gesehen hatte, zu spielen, indem er sie um seinen Arm wand oder sich in einer durch seinen Stab angezeigten Richtung vorwärtsbewegen ließ. Wie aus den schlecht verdolmetschten und auch mit einem gewissen Zögern abgegebenen Mitteilungen des Mannes hervorzugehen schien, würden die Schlangen mit Hühnern und kleinem, in den Sümpfen gesammeltem Getier gefüttert. Mich dünkt aber, daß die Priester selbst das Geflügel aufessen und den Schlangen das kleinere Getier überlassen.

Sei es nun, daß die Fütterung nicht ausreicht oder daß auch Schlangen eine gewisse Veränderung lieben, jedenfalls machen dieselben sehr häufig Streifzüge in die Stadt, sodaß fast stündlich dort aufgefangene Tiere wieder zum Tempel gebracht werden. Die ganz großen, die unter Umständen gefährlich werden könnten, steckt man bei solchem Transport in einen Sack; die kleinern wurden, wie ich das häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, auf dem Arme getragen. In welcher Weise die Verehrung der Schlangen stattfindet, vermag ich nicht anzugeben. Eine Andeutung, wie das geschehe, erhielt ich, als die schwarze jugendliche Geliebte eines Franzosen, die krank zu sein glaubte, von ihrem Herrn und Gatten ein Geschenk erbat, weil sie ein Huhn und andere Dinge kaufen wollte, um beim Schlangentempel „Fetisch zu machen". Selbst der verhältnismäßig hochgebildete Chacha huldigt dieser Sitte und soll bei besonders wichtigen Gerichtssitzungen, indem er sich für längere Zeit in seine Privatgemächer zurückzog, durch Fetischmachen die Wahrheit und ein gerechtes Urteil herauszufinden versucht haben.

So lange es in Dahome Europäer gibt, erinnert man sich nicht, daß einer von ihnen jemals eine heilige, d. h. nicht giftige Schlange getötet hätte. Die Schwarzen oder Farbigen, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten, sollen sämtlich hingerichtet, das heißt lebendig verbrannt worden sein. Es besteht aber auch noch eine besondere Form, wie diejenigen, welche unschuldiger Weise, etwa bei der Feldarbeit eine Schlange getötet haben, ihrer Schuld ledig werden können. Sie müssen sich frei-

Mrs. Ann Bailey
Pen. Mrs. Ann Bailey

Digitized by Google

willig beim ersten der Schlangenpriester melden und einmal im Jahre wird alsdann für alle gleichzeitig das Verfahren der Reinigung vorgenommen. Bis dahin bleiben sie auch äußerlich als Ausgestoßene gekennzeichnet. Die Reinigung besteht darin, daß alle gleichzeitig, und zwar zusammen mit Schweinen und Hühnern in ein Haus eingesperrt werden, an das man Feuer legt. Sobald die Zerstörung des Hauses so weit vorangeschritten ist, daß die Ausgestoßenen hindurchbrechen können, rennen sie, von den Umstehenden mit Prügeln empfangen, zur Lagune, um sich hineinstürzend ihre halbverbrannte Haut zu kühlen. Mit der Kahlscherung des Kopfes ist die Reinigung beendet und die bis dahin Ausgestoßenen erfreuen sich wieder derselben Rechte, wie alle übrigen.

Anstatt zur Weiterreise von Weida aus den Seeweg zu benutzen, entschloß ich mich, zu Lande quer durch Dahome hindurch nach Abome-Callavi zu reisen, um von dort aus mit einem Canoe nach Porto-Novo zu gelangen, von wo es wiederum Dampferverbindung mit Lagos gibt. Die Schwierigkeit, Hängematten-träger zu bekommen, wurde dadurch gelöst, daß der Chacha mir, allerdings zu außerordentlich hohen Preisen, acht Sklaven und einen englisch sprechenden Dolmetscher zur Verfügung stellte.

Die Entfernung bis Godome, welches der größte Ort im südöstlichen Dahome ist, beträgt nach meiner Berechnung 21 km und kann in fünf Stunden, oder mit Hinzurechnung des zum Ausruhen der Träger unumgänglich notwendigen Aufenthalts in sechs Stunden zurückgelegt werden. Die zwei kleinern Dörfer, durch welche unser Weg führte, fand ich höchst armselig und bloß aus Binsenhütten bestehend. Ein kleines weißes im Winde flatterndes Fähnchen verkündete, daß auch hier ein Vertreter des Königs wohnte. Die Gegend, die wir durchzogen, war völlig flach und nur allzu reich an langgestreckten und flußartigen aber stehenden Gewässern, durch welche, da sie mit Vorliebe als Wege benutzt zu werden schienen, meine Leute hindurchpatschen mußten, trotzdem das Wasser ihnen häufig genug bis zur Brust reichte. Die äußerste Mannigfaltigkeit des üppigen Pflanzenwuchses verlieh selbst dieser eintönigen Ebene alle Schönheiten eines verwilderten Parks. Die weiten Strecken, auf denen frischaufsprießendes Gras mit dürrem oder auch abgebranntem abwechselte, wurden in angenehmster Weise durch hübsch abgezirkelte Palmenbosketts belebt, deren unvergleichliche Anmut jeder Beschreibung spottet.

Lange habe ich darüber nachgedacht, wie es wohl gekommen sein könne, daß auf stundenweite Entfernungen überall Bosketts von genau derselben Zusammensetzung und Größe und genau in der gleichen Entfernung voneinander liegend auftreten. Ich habe mir die Sache in der Weise erklärt, daß eine jede unter den Oelpalmen, welche hier in bestimmten Entfernungen voneinander angepflanzt worden zu sein scheinen, ihren Samen rund herum ausstreuend in regelrechtem Kreise ein neues jüngeres Geschlecht aufsprießen ließ, unter dessen Wipfel sich auch jenes Buschwerk flüchtet, welches anderwärts durch das in gewissen Zeiträumen erfolgende Niederbrennen des dürren Grases vernichtet werden mußte. In der Mitte steht jedesmal eine gigantische Palme, die in mehrfachen Kreisen von niedrigern und immer niedrigern Exemplaren ihrer eignen Gattung umringt wird, bis schließlich ein üppiger Gürtel von Schilf und Buschwerk den Abschluß des wahrhaft künstlerisch aufgebauten Vegetationsbildes darstellt. Mir sind die eleganten Oelpalmen stets viel sympathischer erschienen, als die fremdartigen Fächerpalmen, deren etwas steife, den in der Mitte ausgebauchten Riesenstamm beschattende Blätterkrone im Abendwinde zu rauschen und zu rasseln pflegt, als ob sie aus dünnem Metall bestände.

Zu Godome rastete ich in der Factorei von Cypr. Fabre u. Co., die von einem eben so einsichtsvollen wie liebenswürdigen und ganz nach europäischer Art lebenden Schwarzen, nämlich einem bereits grauhaarigen Sohne Pedro Quadjos von Klein-Popo, verwaltet wird. Von Godome gelangt man in 1 1/2 Stunden nach Abome-Callavi, welches an der mit der Lagune von Lagos in Verbindung stehenden und die Ostgrenze von Dahome darstellenden Denham-Lagune liegt. Diese Denham-Lagune hat für gewöhnlich keine Verbindung mit der Togo- und Povo-Lagune, doch sollen sich bisweilen in der Regenzeit die Ausläufer beider Gewässer zu einer ununterbrochenen Wasserfläche vereinigen. Der Weg von Godome nach Abome-Callavi wird etwas umständlich dadurch, daß man ein breites, keinen Abfluß zeigendes und sehr tiefes Gewässer passiren muß, was bloß im Boote geschehen kann. So viel ich weiß, unterhält dort jede der beiden französischen Firmen ein kleines Fahrzeug; mir wurde dasjenige von Cypr. Fabre u. Co. zur Verfügung gestellt.

Der weitere, in der Hängematte zurückgelegte Weg führte durch

herrlichen Palmenwald, deſſen Waldesdunkel jedoch, da es inzwiſchen Nacht geworden war, meine Leute in Schrecken zu ſetzen ſchien. Die Dunkelheit war thatſächlich ſo groß, daß man in dem Laubengang unter und zwiſchen Bäumen und Gebüſch ſich fortbewegend in einer endlos langen unterirdiſchen Halle zu wandeln glaubte. Beſtändig hörte ich von meinen Leuten, die ich jeden Augenblick anſpornen mußte, die Worte Legba (Teufel) und Bedé (wildes Tier). Einmal ſetzten ſie ſogar recht unſanft die Hängematte auf den Boden nieder, forderten eine Laterne von mir und ſuchten mich, da ich ihnen dieſelbe natürlich nicht geben konnte, zur Umkehr zu beſtimmen. Aber wohl wiſſend, daß ſie nicht den Mut beſitzen würden, allein zurückzukehren oder auch nur allein im Walde zu bleiben, ſchritt ich eine Strecke weit zu Fuß fürbaß. Die Folge war denn auch, daß alle ſehr bald hinter mir hergelaufen kamen, und nachdem ich ſie recht tüchtig wegen ihres Legba und Bedé verſpottet hatte, wurde der weitere Weg bis Abome-Callavi ohne Schwierigkeit zurückgelegt.

Es mochte gegen Mitternacht ſein, als ich an dem fremden Orte, wo ich niemand perſönlich kannte, eintraf, bloß ausgerüſtet mit einem an Herrn Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co. gerichteten Schreiben des Père Menager. Zu ſolcher Stunde und mit ſolchem Troß von Dienern Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen zu müſſen, iſt eine heikle und etwas peinliche Sache. Aber ich fand in Herrn Gaillat einen franzöſiſchen Gentilhomme, der ſich mit all jener feinfühligen Liebenswürdigkeit, welche die höhern Claſſen ſeines Volkes auszeichnet, meiner annahm.

Mein Plan, auf der Lagune nach Porto-Novo zu gelangen, ſtieß jedoch auf unvorhergeſehene Schwierigkeiten. In gewöhnlichen Zeiten mangelt es nicht an Canoeführern, die ſich zu dieſer mehrere Stunden dauernden Fahrt erbieten. Es war aber ſeit einigen Tagen ein Krieg zwiſchen franzöſiſchen und engliſchen Schutzbefohlenen ausgebrochen, und da man einige Bedienſtete der franzöſiſchen Factorei erſchoſſen hatte, ſo wollte mir weder der Vertreter des Königs von Dahome, der für meine Sicherheit verantwortlich zu ſein glaubte, den Austritt aus dem Lande geſtatten, noch würde ich trotz der hohen Summen, die ich als Preis ausſetzte, Canoeleute gefunden haben. Ich mußte mich daher ſchließlich, nachdem alle Verſuche, durchzudringen, vergeblich geweſen waren,

entschließen, zu Lande durch ganz Dahome hindurch nach Klein-Povo zurückzukehren, um mich von dort aus einzuschiffen.

Der französische Resident im Schutzgebiete von Porto-Novo befindet sich in der traurigen Lage, nachdem die Engländer vor kurzem widerrechtlich den zu Porto-Novo gehörigen Küstenstrich von Ketenu, Ketonu oder Kotonu (nicht zu verwechseln mit Cutanu) besetzt haben, gänzlich vom Meere abgeschnitten zu sein. Die Engländer bemühen sich augenscheinlich, den Franzosen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Besitz von Porto-Novo zu verleiden. So haben sie mehrfach die Bewohner von Ketenu, die als ein wildes, zur Seeräuberei neigendes Volk gelten, zu Gewaltthätigkeiten gegen die Angestellten der französischen Factoreien aufgereizt und dadurch eine völlige Unterbrechung alles Verkehrs auf der Denham-Lagune veranlaßt.

Die Ketenu-Leute, die wegen der sumpfigen Natur ihres Landes in Pfahlbauten leben, sind desselben Stammes wie die Bewohner von Groß-Povo. Ihr König Suningun soll zu einer Zeit, die nicht näher festgestellt werden kann, aus Groß-Povo ausgewandert sein und sich in Godome, welches damals noch nicht zu Dahome gehörte, niedergelassen haben. Einer seiner Nachfolger namens Abo floh, von Dahome mit Krieg überzogen, zuerst nach Elpe und dann nach Ketenu. Während nun die Franzosen behaupten, daß Ketenu ein Vasallenstaat des Königs Tofa von Porto-Novo sei, begründen die Engländer ihre Ansprüche darauf, daß der seit 1854 regierende König Seton sein Land im September 1879 unter englischen Schutz gestellt habe. Da nun wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß die Engländer das von einer kleinen Haussa-Truppe besetzte Ketenu wieder herausgeben, so haben sich die Franzosen, aber bisher vergeblich, bemüht, von Dahome die Abtretung des Hafenplatzes Cutanu zu erreichen, durch dessen Besitz ebenfalls eine directe Verbindung zwischen Porto-Novo und der See hergestellt werden würde. Abgesehen von Ketenu streiten sich Engländer und Franzosen auch um jene tiefern Wasserstraßen, welche durch die größtenteils ganz seichte und inselreiche Lagune hindurch nach Porto-Novo führen.

Uebrigens möge daran erinnert werden, daß auch Deutschland sich schon einmal veranlaßt gesehen hat, den seeräuberischen Leuten von Ketenu eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Als die Mannschaft des gestrandeten deutschen Schiffes Ernte dort ausgeplün

dert worden war, veranstaltete die 1883 an dieser Küste erscheinende Hertha in höchst geschickter Weise eine Landung.

Als ich nach endlosen Bemühungen, den Weg nach Porto-Novo zu erzwingen, dennoch nach Weida hatte zurückkehren müssen, wurde ich dort noch mehrere Tage lang durch Paßformalitäten und den Mangel eines Fahrzeuges zurückgehalten. Der Einfluß der französischen Missionare verschaffte mir ein Boot und Bootsleute, aber wie man nur selten aus Dahome hinausgelangt, ohne daß die Beamten noch zum Schluß und trotz aller äußerlichen Freundlichkeit eine recht deutliche Probe ihrer Macht gäben, so mußte auch ich, als alles zur Abfahrt bereit war, noch einen halben Tag lang in glühendem Sonnenbrande am schattenlosen Lagunenstrande auf den als Paß dienenden Stab warten. Man kann ohne jede Schwierigkeit nach Dahome hineinkommen, aber (wenigstens auf dem Landwege) bloß mit dem Stock des Chacha, der ungefähr dieselbe Bedeutung hat wie in alten Zeiten ein Siegelring, wieder herausgelangen. Auf der Lagunenfahrt von Weida nach Groß-Povo muß man den Stab bei den ersten beiden Lagunenzäunen vorzeigen (und je eine Flasche Rum bezahlen) und beim dritten oder Grenzzaun, von wo er zurückgesandt wird, abgeben.

Capitel III.

Lagos, Porto-Novo und Mahin-Gebiet.

(Die Lagunenstadt Lagos und die schlimmste Barre von Westafrica. — Deutscher Handel, deutsche Schiffahrt, deutsche Firmen. — Die französische Schutzherrschaft über Porto-Novo. — Der König der Nacht. — Erwerbungen des deutschen Hauses G. L. Gaiser. — Ein noch ganz unerforschter Küstenstrich. — Schlittenfahrt über zähen, aufgeweichten Thon. — Die gastfreundlichen Leute von Gogoro. — Ein Festmahl im Negerstil. — Unheimliche Besucher. — Ein abgestorbener Wald. — Moderne Pfahldörfer. — Endlich zeigen sich Oelpalmen und festeres Land. — König Amapetu und die Edlen seines Volks. — Der rosarote Cylinder des wirklichen Geheimen Rats. — Die jungen Mädchen von Mahin.)

Lagos, die größte, beziehentlich volkreichste Stadt von Westafrica, liegt $2^1/_2$ Seemeilen vom Meere entfernt jenseit der Lagune und würde durch diese Lagune einen vortrefflichen Hafen besitzen, wenn nicht die Barre zwischen der See und dem Binnengewässer so außerordentlich gefährlich wäre. Die Folge ist, daß alle größern Schiffe draußen im Meere vor der Barre ankern und ihre Ladung durch kleinere, den Kaufmannsfirmen von Lagos gehörige Dampfer löschen lassen. Fremde Kriegsschiffe dürfen ohne besondere Erlaubnis des Gouverneurs überhaupt nicht in die Lagune hineinfahren. Zur Verbesserung des Fahrwassers über der Barre ist seit Einrichtung der englischen Herrschaft so gut wie gar nichts geschehen. Die Tiefe wechselt von Zeit zu Zeit und es wird alsdann seitens der Regierung bekannt gemacht, welche Schiffe, d. h. Schiffe von welchem Tiefgang, die Barre passiren dürfen. In Westafrica, wo es keine Docks gibt, pflegen die Seeleute doppelt

vorsichtig zu sein; kleinere Ausbesserungen können allerdings in Dakar (Senegambien), in Lagos und in Akassa (am Niger) besorgt werden.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Lagos (das Wort ist portugiesischen Ursprungs; die Eingebornen sagen Eko) die größte Stadt von Westafrica sei, so bezieht sich das bloß auf die Gesamtzahl der Bevölkerung. Die meisten Weißen wohnen dagegen in Loanda, welches überhaupt weit mehr das Aussehen einer europäischen Stadt hat. Nach der Volkszählung von 1881 lebten in Lagos 117 Weiße, 68 Mulatten und 75 085 Schwarze. Von den 117 Weißen waren 45 Engländer, 45 Deutsche, 9 Franzosen, 4 Schweizer, 3 Portugiesen, 3 Italiener, 2 Dänen, 4 Americaner, 1 Brasilier und 1 Norweger. Wenn auch die westafricanische Lagunenstadt — wie man Lagos häufig zu nennen pflegt — keine Gasthäuser besitzt, so wird dennoch den dort wohnenden Europäern durch einen reichlich mit Lebensmitteln ausgestatteten Markt die Sorge um ihr materielles Dasein sehr erleichtert. Täglich frisches Fleisch und Ananas von solcher Güte, wie sie von Porto-Novo kommen, sind Dinge, die man in Westafrica nicht so leicht wiederfindet.

Auch in Bezug auf Lagos haben die Engländer ihren außerordentlich scharfen Blick und ihr Talent für das Herausfinden solcher Plätze, welche gemäß ihrer geographischen Lage zu Mittelpuncten des Handels und Verkehrs gemacht werden können, aufs glänzendste bethätigt. Die Geschichte der Besitzergreifung kann mit wenigen Worten erzählt werden. Als der alte König Oluwole von Lagos gestorben war, wurde sein Nachfolger Akitoye im Jahre 1845 von einem andern Thronbewerber namens Kosoko vertrieben. Diesen forderte der damalige englische Premier Palmerston auf, den Sklavenhandel, der in Lagos gradezu schwunghaft betrieben wurde, abzuschaffen, und ließ, als er ablehnte, die Stadt durch englische Marinetruppen (am 26. und 27. December 1851) angreifen. Akitoye wurde zurückgeführt, starb aber nach mehrfachen Bürgerkriegen an Gift. Sein Sohn Docemo trat am 6. August 1861 gegen eine Jahresrente von 20 000 ℳ seine königlichen Rechte an England ab. Dreiundzwanzig Jahre später, nämlich im December 1884, wurde ein von den Gegnern Docemos angezettelter, gegen die Regierung und das Leben der Weißen gerichteter Aufstand entdeckt und — ohne regelrechten Proceß — durch

zahlreiche Hinrichtungen, Landesverweisungen und Einkerkerungen im Keime erstickt.

Die Engländer behaupten ihre Herrschaft mit Hülfe von 500 mohamedanischen Haussa, die von zwei weißen Officieren befehligt werden. Lagos ist der eigentliche Recrutirungsplatz für alle jene Haussa, die in den englischen Colonieen zu militärischer oder halbmilitärischer Thätigkeit verwandt werden. Der Name „Haussa" ist aber eigentlich gar nicht zutreffend, denn die wirklichen, im innern Sudan wohnenden Haussa sind durchaus nicht kriegerischer Natur. Mit den wirklichen Haussa haben die sogenannten bloß den Namen und die mohamedanische Religion gemeinsam.

Es gibt in Lagos folgende deutsche Firmen:

G. L. Gaiser, Hamburg, 15 Deutsche; Hauptagent Consul Bey, Stellvertreter Herr Zimmer;
Witt und Büsch, Hamburg, 9 Deutsche;
Voigt, Schabert und Co., Hamburg, 2 Deutsche;
Röthlisberger und Monnier, Hamburg, 3 Deutsche;
Gebr. Lüderitz, Bremen, 3 Deutsche.

Von den englischen sind die bedeutendsten:

Lagos Warehouse and Commission Co., Liverpool;
Banner brothers and Co., Glasgow;
Mc Iver & Co.;
Kerk, Fairley & Co.

Dann folgen:

Mantes frères et Borelli de Regis aîné (Franzosen);
Cypr. Fabre & Co. (Franzosen);
J. A. Colonna de Lecca (Franzosen);
Yates (Americaner);
Madame Pitaluga;
Santanna e filho (Portugiesen);
William brothers (schwarze Engländer).

Auf der Lagune fahren folgende Dampfer: Gaiser, King Tofa, Ebute Ero (Firma G. L. Gaiser); Oscar (Witt und Büsch); Rose (Leigh); Forcados, Ramos, Dodo, Benito (Eigentum der zwei englischen Dampfergesellschaften); Gertrud (Regierungsdampfer).

Der Schiffsverkehr von Lagos stellte sich 1882 wie folgt:

Eingelaufen:	79	Segler	mit 20 691	Tonnen, darunter
	1	Engländer	„ 217	„ und
	30	deutsche	„ 8024	„
	262	Dampfer	„ 156 299	„ darunter
	146	Engländer	„ 136 053	„ und
	116	deutsche	„ 20 246	„

Mary Rowlandson's House
as it was before it was burned

Digitized by Google

Ausgelaufen:	73	Segler	mit	19 117	Tonnen, darunter
	1	Engländer	„	217	„ und
	26	deutsche	„	6 875	„
	267	Dampfer	„	157 381	„ darunter
	149	Engländer	„	136 777	„ und
	118	deutsche	„	20 604	„

Der Wert der Einfuhr und der Ausfuhr, bei der es sich hauptsächlich um Palmöl, Palmkerne und Baumwolle handelt, bezifferte sich 1882 auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
Gesamt	L. 428 883	L. 581 064
Englisch	„ 279 978	„ 267 243
Deutsch	„ 99 337	„ 136 264.

Obwohl die Engländer auf ihr angebliches Freihandelssystem so sehr stolz sind, so verstehen sie es doch, ihren eigenen Industrie-Erzeugnissen gewisse Vorrechte zuteil werden zu lassen. Dies geschieht vermittelst verschiedener Kunstgriffe. Der am häufigsten angewandte beruht darauf, daß man alle vorwiegend in England erzeugten Waren zollfrei ins Land läßt, während jene Waren, die, wie z. B. Pulver und Alkohol, größtenteils fremdländischen (beziehentlich deutschen) Ursprungs sind, mit erdrückenden Abgaben, die man beinahe als Prohibitiv-Zölle bezeichnen könnte, belastet werden.

Englische Zollbeamte sollen, wie ich aus vertrauenswürdiger Quelle erfuhr, die Aeußerung gethan haben, daß, wenn das (nachstehend beschriebene) Mahin-Gebiet deutsch geblieben wäre, der Zollcasse von Lagos ein Schaden von 400 000 ℳ jährlich erwachsen sein würde.

Fünfzig Seemeilen westlich von Lagos liegt, ebenfalls jenseit der Lagune und sechs Seemeilen vom Meere entfernt, die 40- bis 50 000 Einwohner zählende Stadt Porto-Novo, die ein eigenes, kleines, unter französischem Schutz stehendes Königreich darstellt. Obwohl das Protectorat sehr viel ältern Datums ist, so wurde Porto-Novo doch erst am 4. Juli 1884 von französischem Militär mit Beschlag belegt und es ist auch, trotzdem die von den Engländern beanspruchte Seeküste von diesen besetzt gehalten wird, ein französischer Resident, dem 15 schwarze Soldaten zur Verfügung stehen, dort zurückgeblieben. Obwohl Frankreichs Recht auf die Seeküste stichhaltiger zu sein scheint, als dasjenige der Engländer, so ist Porto-Novo doch, wie die Dinge zur Zeit liegen, vom Meere abgeschnitten — ein Mißverhältnis, dem Frankreich am liebsten

dadurch abhelfen möchte, daß es von dem benachbarten Dahome einen Hafen erwürbe.

Wenn, wie das alle Jahre ein paar Mal vorkommt, durch den Gegensatz zwischen Engländern und Franzosen Unruhen entstehen, so können bloß Lagunen-Dampfer, aber keine Canoes nach Porto-Novo gelangen, obwohl grade die letztern den größten Teil des Handels vermitteln. Zölle werden zur Zeit nicht erhoben, und man behauptet, daß, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Handel mit Zöllen zu belasten, die Eingebornen den König Tofa mitsamt den Franzosen vertreiben würden.

Dieser König, der kaum 35 Jahre zählen mag, gilt als außerordentlich grausam, sorgt aber für Ordnung und Ruhe, wie das in den englischen Colonieen bei weitem nicht in gleichem Maße geschieht. Eine der seltsamsten Einrichtungen, die ich unter Negern kennen gelernt habe, besteht darin, daß Porto-Novo noch einen zweiten König besitzt, der den romantischen Titel „König der Nacht" führt und dessen Obliegenheiten, soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, vornehmlich in der nächtlichen Polizei und Rechtspflege zu bestehen scheinen. Der König der Nacht darf am Tage seine Wohnung nicht verlassen und auch unter keinen Umständen dem König Tofa vor Augen kommen. Wenn er Einkäufe macht, so pflegt er kurz nach Eintritt der Dunkelheit die Factoreien aufzusuchen. Seine Beamten laufen, indem sie die nächtliche Polizei besorgen, in kleinen, sie unkenntlich machenden Korbhäuschen herum und sprechen, um ihre Stimme zu verstellen, durch ein aus Kürbisschalen gefertigtes Instrument. Dem König der Nacht obliegt dann die Schlichtung aller in der Nacht vorgekommenen Streitigkeiten. Ob der König der Nacht dem König des Tages unterthan oder ihm gleichgestellt sei, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Fetischwesen steht in und bei Porto-Novo in größter Blüte und gegen den Willen der eine wahre Kaste bildenden Fetischpriester kann selbst König Tofa nichts durchführen.

Als Aufenthaltsort für Weiße ist Porto-Novo der vielen Moskiten wegen weit weniger angenehm als Lagos. Die Firmen, die von hier aus Oel und Palmenkerne verschiffen, sind außer fünf englischen Häusern:

G. L. Gaiser (deutsch),
Witt u. Büsch (deutsch),

Voigt Schabert u. Co. (deutsch),
J. A. Colonna de Lecca (franz.),
Cypr. Fabre u. Co. (franz.),
Regis aîné (franz.),
L. D. Lartigue u. Co. (franz.).

Oestlich von Lagos erstreckt sich das auf dem Lagunenwege am leichtesten erreichbare Mahin-Gebiet, welches, nachdem die Hamburger Firma G. L. Gaiser den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ihre dortigen Landerwerbungen unter deutschen Schutz gestellt würden, im Januar 1885 von dem inzwischen gestorbenen Generalconsul Dr. Nachtigal besucht worden ist. Obwohl Deutschland seitdem gegen anderweitige Zugeständnisse seinen Ansprüchen auf das Mahin-Gebiet entsagt hat, so glaube ich die abenteuerliche Fahrt des opfermutigen Africareisenden, an welcher auch der Verfasser dieses Buches teilnahm, dennoch etwas ausführlicher schildern zu dürfen.

Am 19. Januar 1885, als wir auf der Möwe von Bimbia nach Victoria abdampften, kam, und zwar der Richtung nach von Kamerun her, ein Dampfer in Sicht, der uns augenscheinlich zu suchen schien und beim Näherkommen als der „Gaiser" von Lagos erkannt wurde. Capitän Hoffmann ließ „Folgen Sie uns" signalisiren und setzte die Fahrt nach Victoria fort, wo beide Schiffe kurz vor Dunkelheit Anker warfen. Mit äußerster Spannung harrten wir der Ankunft der gleich nach dem Ankerwerfen sich uns nähernden Gigg des Gaiser. Was mochte der Grund sein, weshalb man von dem weit entfernten Lagos, und zwar augenscheinlich bloß mit der Absicht, uns aufzusuchen, einen Dampfer entsandte? Der Gigg entstieg Herr Fischer, ein Angestellter des in Lagos etablirten Hamburger Hauses G. L. Gaiser, und ging behufs längerer geheimer Beratung mit dem Generalconsul in dessen Kajüte hinunter. Schon bald verbreitete sich, da die Sache nicht geheim gehalten zu werden brauchte, das Gerücht, daß es westlich vom Niger etwas für uns zu thun gebe.

Herr Fischer hatte sich behufs Erschließung dieser Länder für den deutschen Handel seit vielen Wochen in den kleinen Königreichen Mahin und Jtebu aufgehalten, er hatte für das Haus Gaiser die ganze Seeküste von Mahin angekauft und auf die Bitte der Könige von Mahin und Jtebu versprochen, alles, was in seinen Kräften läge, zu thun, damit ihr Land unter deutschen Schutz gestellt werde. Während der Anwesenheit des Herrn Fischer

in Mahin war der kleine englische Regierungsdampfer Gertrud (Raddampfer von vier Fuß Tiefgang mit einer Revolverkanone) mit dem Gouverneur an Bord bis Aboto hinaufgedampft und hatte seine Dampfbarkasse sogar bis halbwegs Mahin entsandt. Die Eingebornen wollten jedoch von der englischen Flagge, mit der hohe Zölle und allerlei Handelsbeschränkungen einziehen würden, nichts wissen. Da jedoch bei der Abreise des Herrn Fischer die Gertrud abermals auf der Mahin mit Lagos verbindenden Lagune erschienen war, so befürchtete man, daß die Engländer Gewalt anwenden würden.

Es wurde beschlossen, daß beide Schiffe, der Gaiser sowohl wie die Möwe, in gerader Richtung nach Mahin dampfen sollten. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß noch nie ein Weißer von der gänzlich unbekannten Seeküste des Mahin-Gebiets aus zur Hauptstadt vorgedrungen war und daß dieser Versuch jetzt zum ersten Mal unternommen werden sollte. Der Verfasser dieses Buches begab sich auf die Einladung des Herrn Fischer schon am Abend des 19. an Bord des Gaiser. Am 20. Januar, um 6 Uhr morgens, verließen wir die Ambasbucht, erreichten mit dem 250 Tonnen haltenden Dampfer, acht Knoten in der Stunde zurücklegend, am Nachmittag des 21. Januar die Hauptmündung des Niger und suchten am Morgen des 22. dicht am Strande vorbeifahrend die noch wenig bekannte Küste von Mahin aufzufinden.

Es war das keine kleine Aufgabe, da die ganze Küste flach ist und nirgendwo im Hintergrunde Höhenzüge auftauchen. Es hält schon schwer genug, auch nur die einzelnen Niger-Mündungen voneinander zu unterscheiden. In der Nacht ist das ganz unmöglich. Am Tage müssen allerlei kleine Anzeichen, ein Baum, ein Haus oder dergleichen den Ausschlag geben. Das beste Mittel, um stets zu wissen, wo man sich befindet, besteht darin, die einzelnen Niger-Mündungen zu zählen. Da wir aber in der Nacht vorbeigelaufen waren, so hatte man die Küste nicht deutlich erkennen können, und als es Tag wurde, war man im Zweifel, ob man sich vor der Escardos- oder Benin-Mündung befinde. Ein Fischerboot, das wir anriefen, nannte die Benin-Mündung, an die sich in nicht allzu großer Entfernung die Küste von Mahin anschließen sollte. Herr Fischer hatte mit dem König Amapetu von Mahin vereinbart, daß dort, wo der beste Anlegeplatz sei, um nach Mahin zu gelangen, eine deutsche Flagge aufgezogen werden sollte. Wir

musterten demnach in der Entfernung von vier Seemeilen vorüberfahrend mit allen vorhandenen Fernrohren und Operngläsern den Küstensaum. Die geringe Tiefe des Fahrwassers gestattete uns nicht, näher an das Land heranzukommen.

Das Ufer zeigte hinter schmalem Sand- oder vielmehr Schlickstreifen hohen dunkeln Wald und auch häufig dicht an der See Dörfer, die schon von weitem durch aufwirbelnden Rauch zu erkennen waren. Der nebelbringende Harmattan und die Rauchsäulen größerer Buschbrände verschleierten zeitweilig die Küste. Immerhin vermochte man zu erkennen, daß sich Dorf an Dorf reihe, und zwar so dicht, daß ich etwas Aehnliches noch nirgendwo an der westafricanischen Küste gesehen und es am allerwenigsten in dieser geographisch völlig unbekannten Gegend erwartet hätte. Am 22. Januar begab sich Herr Fischer, um den Weg nach Mahin ausfindig zu machen, dreimal an Land, getäuscht durch allerlei Phantasieflaggen, die, wie das in Africa sehr häufig vorkommt, von den Eingebornen aus purer Kinderei aufgehißt werden. Das erste Dorf, mit dem wir auf diese Weise in Verbindung traten, hieß Ubo. Dann ankerte das Schiff etwa vier Seemeilen weiter westlich unter 6° nördl. Breite und 4° 52′ östl. Länge. Nach einigen Stunden schickte Herr Fischer einen Zettel an Bord, des Inhalts, daß das Schiff vorwärtsfahren möge, während er selbst am Lande weitergehen werde. Am Nachmittag verkündete uns das Aufhissen der deutschen Flagge, daß wir Herrn Fischer wieder aufnehmen sollten. Er kehrte über und über mit Schlamm bedeckt zurück. Das Land sei unbeschreiblich sumpfig und er habe sich auch nicht von den ihn begleitenden Minas-Negern tragen lassen können, weil dieselben mit solcher Last allzu tief im Uferschlick eingesunken sein würden. Es halte hier grade so schwer, zuverlässige Auskunft zu erhalten, wie überall anderwärts in Africa. Man habe ihn stets von einer Ortschaft zur nächstfolgenden verwiesen. Es sei viel von einem Wasserweg die Rede gewesen, der in gerader Richtung nach Mahin hinführe und der stets beim nächstfolgenden Dorfe hätte zu finden sein sollen. Aber in solchen noch unerschlossenen Gebieten lögen die Eingebornen, teils aus Grundsatz, teils aus Besorgnis für ihren Handel. Das Land sei einem kürzlich verstorbenen König unterthan gewesen, stehe aber jetzt unter Amapetu von Mahin.

Wir waren sehr besorgt wegen des Ausbleibens der Möwe,

die wir gleich nach unserer Abfahrt von Victoria aus Sicht verloren hatten. Für gewöhnlich kommen in dieser Gegend niemals Schiffe bis so dicht an die Küste heran, daß man sie von dort aus sehen könnte. Es ist das ja auch nicht zu verwundern, da die ersten Handelsbeziehungen erst kürzlich von dem Hause G. L. Gaiser angebahnt worden sind. Als daher am 23. gegen 9 Uhr morgens die Mastenspitzen eines Dreimasters am Horizont auftauchten, wußten wir auch sofort, daß dies bloß die Möwe sein könnte. Herr Fischer war an diesem Tage schon zum zweiten Mal an Land gegangen. Zu unserer großen Freude signalisirte er jetzt grade herüber, daß er den richtigen Ort gefunden habe. Hinter dem sumpfigen, einer grünen Wiese gleichenden Strand erblickten wir dunkeln Hochwald. Die braunen Dächer der Neger-Häuser erinnerten an Norddeutschland und man hätte sich, wäre nicht an der einen Seite die offene See gewesen, an die Ufer der untern Elbe versetzt denken können.

Die Küste senkt sich ganz sachte abwärts, und näher als bis auf 2—3 Seemeilen können Schiffe von 8—10 Fuß Tiefgang nirgendwo ans Land herankommen. Die Möwe warf Anker etwa $3^1/_2$ Seemeilen von der Küste und etwa 5 Seemeilen in südsüdöstlicher Richtung von jenem unter 6^0 8′ 52″ n. Br. liegenden und „Gogoro" genannten Orte, wo die nach Mahin führende Wasserstraße bis dicht ans Meer herantreten sollte.

Nachdem zuerst der Capitän des Gaiser und der Verfasser dieses Buches und dann auch Herr Fischer sich an Bord der Möwe begeben hatten, wurde beschlossen, daß der Generalconsul, begleitet von Herrn Fischer, meiner Wenigkeit und zehn Minas-Negern, die Reise landeinwärts antreten sollte. Der schwierigste Punct schien die Landung zu sein. Die Dampfpinasse der Möwe brachte uns zur Küste. Wie aber über den 40—50 Schritt breiten Streifen zähen, aufgeweichten Thones, in dem die Minas-Neger bis zum Bauche versanken, hinüber gelangen? Sich aus dem Boote hinaus an Land tragen zu lassen, wie das sonst überall an dieser Küste geschieht, erschien unmöglich, weil damit eine Kraftanstrengung verknüpft gewesen sein würde, der die schwächlich, aussätzig und verwildert aussehenden Minas-Leute keineswegs gewachsen waren. Am Ufer stand um die dort wehende deutsche Flagge herum eine zahlreiche Menschenmenge.

Nach einigem Ueberlegen verfielen wir auf das Auskunfts-

mittel, von der andern Seite des Dorfes, wo die Lagune an dasſelbe herantritt, eines der kleinen Canoes der Eingebornen herbeiſchaffen zu laſſen. Es war dies ein winziges Ding, in dem mit größter Mühe ein Menſch Platz finden konnte. Dieſes Canoe wurde über den Schlickſtreifen herüber langſeits von unſerm Boote gebracht. Beim Einſteigen mußte man, um nicht umzukippen, mit äußerſter Vorſicht das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten ſuchen. Hatte man ſich glücklich niedergeſtreckt, ſo ſchoben die bis zum Bauch in der unglaublich zähen Maſſe einherwatenden Minas-Neger das ſeltſame Fahrzeug zum feſten Land herüber. Auf dieſe Weiſe gelangten zuerſt Herr Fiſcher, dann der Generalconſul, dann der Verfaſſer dieſes Buches und ſchließlich auch unſer Gepäck nach Gogoro. Ich hatte mir eingebildet, mit Einſchluß von Kamelen, Hängematten u. ſ. w. alle auf unſerer Erde angewandten Verkehrsmittel kennen gelernt und benutzt zu haben, aber dieſe Art der Beförderung war mir denn doch noch neu. Und ich möchte auch nicht grade behaupten, daß ich dafür zu ſchwärmen begonnen hätte. Die geringſte falſche Bewegung, und man lag unrettbar im Sumpf. Das Land hinter dem Schlickſtreifen, der in ähnlicher Weiſe auch an unſern norddeutſchen Küſten vorhanden und bei Hochwaſſer teilweiſe überdeckt ſein ſoll, war nicht ſehr viel anziehender. Ein 100—200 Schritt breiter Sandſtreifen, auf dem, ſoweit nicht Häuſer der Eingebornen darauf ſtanden, ſeltſame Strandpflanzen raſenartig den Boden bedeckten, und dann die abermals von einem Schlickgürtel eingefaßte mangrovebeſtandene Lagune. Der ſandige Strand von Lome und Bagida ſieht ſchon unfreundlich genug aus. Aber wie gern hätten wir den ſoliden Sand der Togo-Küſte an Stelle dieſes Schlicks geſehen! Und erſt welcher Gegenſatz gegen die herrlichen Gebirgslande von Victoria und Bimbia!

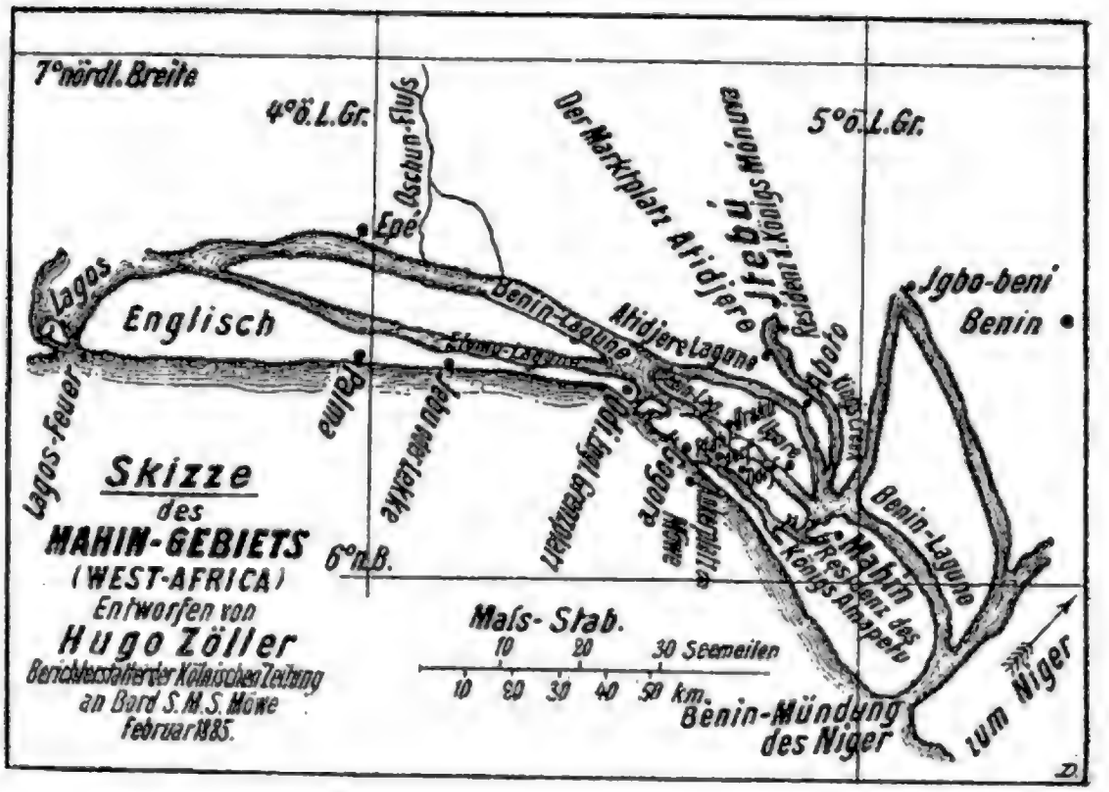
Die am Ufer ſtehenden Leute, mit denen wir uns durch die Vermittlung eines von Herrn Fiſcher geſtellten Dolmetſchers verſtändigten, waren von dunkelbrauner Hautfarbe und ein in körperlicher Hinſicht gar nicht ſchlecht ausgeſtatteter Menſchenſchlag. Aber welch phantaſtiſcher Aufputz zu Ehren unſerer Ankunft! Noch nirgendwo habe ich ſo viel verſchiedene Haartrachten geſehen. Einige trugen hohe Wulſte an beiden Seiten des Kopfes, andere hoch aufſtehende Hörner und wieder andere hatten einen Teil des Kopfes raſirt, ſodaß ein Kreis, ein Viereck oder andere geome-

trische Figuren, von denen das Haar in wurmartig geflochtenen Zöpfchen herunterbaumelte, übrig blieben. Zu dieser verwickelten Frisur stand der Mangel an Bekleidung in schreiendem Gegensatz. Manche trugen blutrote Hemden, manche einen alten Bedientenrock, manche eine Hahnenfeder im Haar, manche einen Cylinder von unbeschreiblichem Aussehen, die meisten aber waren bis auf einen um die Hüften gewundenen schmutzigen Schurz völlig unbekleidet.

Ganz besonders fiel uns die außerordentliche Höflichkeit auf, welche diese Leute nicht bloß uns gegenüber, sondern auch untereinander an den Tag legten. Dem Greisenalter schien man ganz besondere Hochachtung zu zollen, und bei jeder Begrüßung knieete der Ankommende oder Geringergestellte nieder, sogar vor den Frauen, die doch sonst in Africa nicht grade mit Ritterlichkeit behandelt werden. Die Cultur der Leute schien mir, nach den ersten äußern Anzeichen zu urteilen, niedriger zu stehen als diejenige der Dualla, aber höher als diejenige der Bakwiri. Bald fanden wir auch heraus, daß die Mahin-Leute insofern schon die Einwirkung von Culturvölkern verraten, als sie in ihrem Denken und Fühlen nicht mehr ganz so einfach sind, wie z. B. die Togo-Leute, und weit mehr als diese auf das Einhalten gewisser Formen Wert legen.

Herr Fischer hatte ursprünglich vereinbart, daß uns noch am gleichen Tage (23. Januar) zur Fahrt nach Mahin Canoes zur Verfügung gestellt werden sollten. Anfänglich sträubten sich die Leute mit dem Hinweis darauf, daß es über der Reise Nacht werden würde. Als sie aber sahen, daß wir uns dadurch nicht abhalten ließen, entstand unter ihnen selbst ein großer Streit, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte und dessen Sinn und Bedeutung wir anfänglich nicht verstanden. Der etwa 18jährige Sohn des Königs Amapetu, der im Auftrage seines Vaters mit der deutschen Flagge zur Küste gekommen war, trat im Verein mit einigen andern Vornehmen für unsere baldige Abreise ein. Aber alle übrigen schienen dagegen zu sein und machten so unendlich viel Schwierigkeiten, daß wir uns schließlich, als es thatsächlich dunkel zu werden begann, zum Bleiben entschließen mußten.

Erst jetzt erfuhren wir den wahren Grund, weshalb man uns nicht hatte ziehen lassen wollten, — ein Grund, der auf alles andere eher denn auf Feindseligkeit hinauslief. Ein Häuptling,


7° nördl. Breite
4° ö. L. Gr.
5° ö. L. Gr.
Epe
Aschun-Fluss
Der Marktplatz Afidjere
Ingai
Königs Mahun
Lagos
Englisch
Benin-Lagune
Afidjere Lagune
Igbo-beni
Benin
Lagos-Feuer
Jalima
Jebu nde Lekke
Old Liyo Grenzplatz
Agoro
Ikoro
Creek
Wasserstraße
Mahun
Residenz des Königs Almapetu
Benin-Lagune
Skizze
des
MAHIN-GEBIETS
(WEST-AFRICA)
Entworfen von
Hugo Zöller
Berichterstatter der Kölnischen Zeitung
an Bord S. M. S. Möwe
Februar 1885.
6° n. B.
Maís-Stab.
10 20 30 Seemeilen
10 20 30 40 50 km.
Benin-Mündung des Niger
zum Niger

Digitized by Google

in dessen Hause wir wohnen sollten und welcher der erste Beamte des Ortes zu sein schien, erklärte uns nämlich, daß er ein „Festmahl" hergerichtet habe und er sich tief beleidigt gefühlt haben würde, wenn wir, ohne ihn zu besuchen, weitergereist sein würden. Wie aber soll ich dieses „Festmahl" beschreiben? Ueber mehrere alte Kisten kletterte man zu einem dunkeln, erst später (durch einen in Palmöl liegenden Docht) notdürftig erhellten Raum hinauf, in dem auf weiß gedecktem Tisch eine Unzahl halb leerer Branntweinflaschen und außerdem Wasser sowie saurer Palmwein standen. Die im Kreise herum aufgestellten Holzschemel und Koffer, auf denen wir uns nebst den Häuptlingen niederließen, waren mit weißen Servietten bedeckt. Bald war das Gemach so dichtgedrängt voll von Zuschauern, daß wir uns kaum zu rühren und in der erstickend heißen Luft kaum zu atmen vermochten. Aber wer möchte Leute beleidigen, die es wirklich von Herzen gut meinen? Der erste Gang bestand in einem Thee-Aufguß, der durch ein als Sieb dienendes Taschentuch hindurch in einen Waschnapf gegossen und mit einer Tasse, die alsdann im Kreise herumging, wieder herausgeschöpft wurde. Der zweite Gang war Fisch mit Oelsauce, der dritte Hühner-Ragout mit Pfeffersauce und der vierte ein klößeartiges Yams-Gericht, das hierzulande die Stelle des Brotes vertritt. Da bei der schnellen Improvisation dieser Reise die Messer und Gabeln vergessen worden waren, so mußten wir uns der Finger bedienen, was auch beim Hühner-Ragout ganz gut anging, aber bei dem weichgekochten Fisch seine Schwierigkeiten hatte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß wir den größten Teil der Speisen unsern Minas-Negern überließen, ohne daß unsere Gastgeber, nachdem wir einmal selbst eine Kleinigkeit genossen hatten, darin einen Verstoß gegen die Höflichkeit gefunden hätten. Aber nun begann, während wir drei Weiße Bier tranken, von seiten der Eingebornen ein kleines Rumgelage, das nicht enden zu wollen schien und dem wir auch keinen Einhalt zu thun vermochten. Selbst als wir unter dem Vorgeben, uns zur Ruhe legen zu wollen, die Schwarzen aus dem uns angewiesenen, bloß einen Raum enthaltenden Hause entfernt hatten, konnten wir die stark angeheiterten Gesellen doch noch nicht los werden. Immer und immer kamen sie nach diesem oder jenem fragend zurück und umdrängten uns, ihre Dienste beim Aufhängen der Hängematten

anbietend, so dicht, daß wir um unsere Cigarre zu rauchen, bloß mit Mühe ein wenig auf- und niederzugehen vermochten.

Da von der See her eine kühlende Briese zu wehen begann, so ließen wir unsere Hängematten außerhalb des Hauses an den Dachsparren befestigen und wiesen unsern Leuten, damit wir sie am folgenden Morgen zur Hand hätten, ganz in der Nähe ein Lager an. Aber als endlich die allzu freundlichen Gogoro-Leute sich verzogen hatten, begann ein Tanz der Moskiten, wie ich ihn schlimmer kaum erlebt habe. Ermüdet von den Anstrengungen und Eindrücken des Tages, war ich trotz der Moskitenstiche schließlich in tiefen Schlaf versunken, als mich urplötzlich eine heftige Erschütterung meiner Hängematte aufwachen ließ. Mich aufrichtend sah ich, daß unser Nachtquartier von einem Dutzend mit Gewehren bewaffneter Schwarzen umstellt war, von denen mir einer in gebrochenem Englisch etwas zurief. Inzwischen waren auch Dr. Nachtigal und Herr Fischer aufgewacht, und da man in diesen Gegenden seine Waffen stets zur Hand zu haben pflegt, ohne erst danach greifen zu müssen, so begannen wir in aller Ruhe mit den nächtlichen Besuchern zu verhandeln. Die Sache klärte sich dahin auf, daß aus einer am Benin gelegenen Stadt zwei Sklaven entlaufen waren, die man wieder einfangen wollte und von denen man vermutete, daß sie sich unter unsern Leuten versteckt hätten. Wir schalten die Sklavenjäger, daß sie uns wegen einer so thörichten Vermutung aus dem Schlaf aufgeweckt hätten, gebrauchten aber doch die Vorsicht, für den Rest der Nacht einen unserer Leute wachen zu lassen. Die Sklavenjäger zündeten ein flackerndes Feuer an, um das herum sie sich schwatzend niederstreckten, und da auch wohl viele Gogoro-Leute geweckt worden sein mochten, so gab es die ganze Nacht hindurch dicht hinter unserm Hause ein heftiges Palaver.

Jene Lagune, die bei Gogoro bis auf wenige hundert Schritte ans Meer herantritt, ist das seltsamste Gewässer, das man sich vorstellen kann. Man denke sich hinter schlammigem mangrovebestandenen Ufer eine seeartige Fläche, die, nach Tausenden von Baumstümpfen zu urteilen, ehemals ein Wald gewesen sein muß. Es heißt, daß ein weiter landeinwärts gelegener See früher mit dem Meer in Verbindung gestanden habe. Aus der Verstopfung des Ausflusses und der dadurch hervorgerufenen Ueberschwemmung könnte man sich das Absterben des Waldes, der früher bis zur

Küste reichte, vollauf erklären. Aus dem höchstens 60—80 Centimeter tiefen Wasser ragen allenthalben Mangrovebüsche sowie auch anderes Buschwerk, Schilfrohr und noch nicht völlig abgestorbene Bäume hervor. Außerdem mangelt es weder an Wasserlilien noch an andern Sumpfpflanzen, deren Namen ich nicht anzugeben vermag.

Man hatte für uns, unsere Diener, das Gepäck und die uns begleitenden Gastfreunde 5 Canoes zurechtgemacht. Die Gastfreunde hatten zu Ehren des Tages so ziemlich alles angelegt, was sie an Kleidungsstücken besaßen, Strohhüte, Cylinderhüte, rote Hemden, Vatermörder und sogar ein Paar buntcarrirte Beinkleider. Aber der dringende Wunsch, alle ihre Reichtümer vorzuführen, veranlaßte, daß sie uns auch diesmal wieder einen Streich spielten. Nach kaum halbstündiger Fahrt wurde bei einem inmitten der allgemeinen Ueberschwemmung auf Pfählen stehenden Dorfe, wo der mächtigste der Gastfreunde ein Haus besaß, unter dem Vorgeben, daß die übrigen vier Canoes zurückgeblieben seien, eine einstündige Rast gemacht. Das Leben in diesen Pfahldörfern scheint kaum menschenwürdig zu sein, und doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Insassen sich für ihre Verhältnisse recht wohl fühlen und daß das Land äußerst dicht bevölkert ist. Vor den Häusern war durch Aufschütten von Dünger und Reisig eine Art von elastischer Plattform geschaffen worden, auf welcher mit allen Anzeichen des Behagens räudige Pfahl-Hunde, fette Pfahl-Schweinchen und krähende Pfahl-Hähne einherspazirten. Als wir endlich weiterfuhren, nachdem sämmtliche Canoes herangekommen waren, folgte nach einer halben Stunde ein zweites und bald ein drittes, ein viertes und fünftes Pfahldorf.

Jetzt endlich lenkten wir aus dem Ueberschwemmungsgebiet heraus in einen breiten Canal ein, allerdings auch keinen Canal mit festen Ufern. Was man Ufer hätte nennen können, war thatsächlich mit den Wurzeln im Wasser stehendes Schilfrohr und Mangrovegebüsch. Dabei passirte man jeden Augenblick Fischzäune (wie sie sich auch im Togo-Gebiet finden), die den Bewohnern des Landes Krabben, Taschenkrebse und verschiedene Fischarten in kaum glaublichen Mengen liefern. Aller und jeder Verkehr in dieser Gegend geschieht durch Canoes, ohne solche kann man nicht von einem Hause zum andern gelangen. Ein ähnliches Mittelding zwischen Land und Wasser, wie diese Landschaft es darstellt,

dürfte man nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche wiederfinden: Venedig verhält ſich dazu wie ein Teich zum Ocean. Vorwärts bewegt wurden die ſchmalen Canoes zeitweilig mit herzförmigen Rudern, meiſtens aber mit langen Bambusſtangen. Und grade dieſe Bambusſtangen werden von den am Vorder- und am Hinterteil des Fahrzeuges ſtehenden cylinderbekleideten Canoeführern mit ſolcher Geſchicklichkeit gehandhabt, daß auch bei den ſchlimmſten Wendungen der teilweiſe recht ſchmalen Canäle kein noch ſo kurzer Aufenthalt vorkommt. Zuweilen, wenn die Leute eine Art von Wettfahrt veranſtalteten, ſchoſſen ihre Canoes mit wahrhaft pfeilartiger Geſchwindigkeit dahin. Im großen und ganzen war die Richtung unſerer Fahrt der Küſte parallel (nach Südoſt); einmal kamen wir ſogar ſo nahe an die See heran, daß wir die Strandörfer der Eingebornen ſehen und das Geräuſch der Brandung hören konnten.

Aber um 12 Uhr, alſo nach 5½ſtündiger Fahrt, änderte ſich der Curs, und während in ſüdöſtlicher Richtung ein Seitenarm abzweigte, der, wie man ſagt, zur Benin-Lagune führt, ſchlugen wir ſelbſt eine nordöſtliche Richtung ein. Bald merkten wir an der üppigern Vegetation, daß hier nicht mehr Sumpfgebiet, ſondern feſter Boden ſei. Hinter den Mangrovebüſchen traten allmählich auch Palmen auf, bis ſchließlich das von der ſalzigen Natur des Waſſers Zeugnis ablegende Mangrovedickicht ganz verſchwand und einem mehr als üppigen Durcheinander von Oelpalmen, tropiſchen Farnen, Orchideen und andern Tropengewächſen Platz machte. Pandanus-Arten bildeten hier wie auch anderwärts den Uebergang von der Brackwaſſer- zur Süßwaſſer-Vegetation. Fiſchzäune gab es hier nicht mehr, dafür aber wand ſich die ſchmale Waſſerſtraße in ſolch hundertfältigen Windungen zwiſchen und unter einer alles überwuchernden Vegetation durch, daß man ſich jeden Augenblick bücken mußte, um nicht von einem Aſt, von Lianenſträngen oder einem quer über den Weg liegenden Baumſtamm aus dem Canoe hinaus ins Waſſer geſchleudert zu werden. Die mit abgefallenen Blättern, mit Mooſen und Waſſerpflanzen bedeckte Oberfläche des Waſſers glich an einzelnen Stellen einer dicken Erbſenſuppe, an andern einem Salat, durch den die Bambu-Leute recht mühſam ihren Weg hindurchbahnten.

Der Sonnenbrand war, wo nicht das Laubdach der Bäume Schatten ſpendete, während der acht Stunden, die wir ruhig und

mäuschenstill — denn bei der geringsten unbedachten Bewegung liefen wir Gefahr, mit dem schmalen Fahrzeug umzuschlagen — in diesem Canoe verbrachten, wahrhaft fürchterlich. Jeder von uns drei Weißen befürchtete, soweit die pochenden Kopfschmerzen solchen Gedanken aufkommen ließen, einen Sonnenstich davongetragen zu haben. Um 12 Uhr 20 Minuten passirten wir zur linken Hand einen nach Aboto führenden Wasserarm. Die Zahl der Wasseradern in diesem Lande ist Legion und ihre genaue Aufzeichnung würde, abgesehen davon, daß man sich dabei bloß eines Canoes, aber keines Bootes bedienen könnte, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Das Mahin-Gebiet steht durch größere und besser zu befahrende Lagunen-Arme in directer Verbindung einerseits mit der Benin-Mündung des Niger-Stroms und anderseits mit der Lagune von Lagos. Aber die innerhalb des Mahin-Gebiets zur See führenden Wasserarme scheinen sämtlich seicht und wenigstens für größere Boote nicht benutzbar zu sein. Wie hoch hinauf in dem nach Mahin führenden Wasserlauf der Einfluß von Ebbe und Flut reicht und ob es auch einen durch den Zufluß von Regenwassern erzeugten Abwärtsstrom gibt, haben wir nicht feststellen können. Je näher wir an Mahin herankamen, desto mehr nahm der vielgeschlängelte und immer schmaler werdende Wasserlauf das Aussehen eines regelrechten kleinen Flusses an. Aber auffallenderweise hatten wir anfänglich eine starke Strömung gegen uns und später eine noch viel stärkere Strömung mit uns. Da der Canal, den wir befuhren, bei Mahin sein Ende erreicht, so vermag ich mir dieses Rätsel nicht zu erklären. Auf welche Weise sind überhaupt jene Lagunen genannten, größtenteils sehr tiefen und parallel oder nahezu parallel mit der Küste verlaufenden Wasserrinnen entstanden?

Den Eingebornen von Mahin, die wahre Amphibien zu sein scheinen, gewähren diese Wasserrinnen ein bequemes, vielbenutztes Verkehrsmittel; ich glaube kaum, daß während einer achtstündigen Fahrt zehn Minuten vergingen, ohne daß, durch freundlichen Zuruf von unsern Bambu-Leuten begrüßt, einige mit Waren, mit Fischen, mit Früchten oder Palmwein beladene Canoes an uns vorübergeschossen wären. Um 1½ Uhr passirten wir die Mündung eines zweiten nach Aboto führenden Wasserweges und erreichten eine Stunde später, nachdem wir, den einstündigen Aufenthalt beim ersten Pfahldorf abgerechnet, sieben Stunden unter-

wegs gewesen waren, das Ziel unserer Reise. Ich will hier gleich erwähnen, daß die Rückfahrt 7½ Stunden in Anspruch nahm.

Das Land, welches wir zuletzt passirt hatten, wäre, trotzdem die allgemeine Stimmung danach angethan war, es so zu bezeichnen, weder häßlich noch arm zu nennen gewesen. Im Gegenteil! Eine Fülle von Oelpalmen, Bananen u. s. w. und eine allgemeine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die trotz des glühenden Sonnenbrandes und der Unbequemlichkeit des Fahrzeuges nicht verfehlen konnte, Eindruck zu machen. Alle später von mir gesammelten Angaben stimmen darin überein, daß Mahin ein sehr wohlhabendes Land sei. Das Dorf Mahin, wo der König wohnt, ist weitläufig gebaut, aber die Hütten liegen doch nicht ganz so zerstreut wie bei den Bakwiri des Kamerun-Gebirges. Häuser, Wege und Pflanzungen sind sauber und gut gehalten; alles atmet ein hohes Maß von Ordnung und Wohlstand. Auch habe ich kaum irgendwo in Africa so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie hier.

König Amapetu, ein gut aussehender Mann von etwa 40 Jahren, empfing uns, nachdem wir vorher (damit er sich inzwischen ankleiden könne) einen Besuch beim ersten Häuptling gemacht hatten, in dem großen hallenartigen Hofe seines Hauses, in dem bereits alle Vornehmen des Ortes versammelt waren. Es waren zur rechten Seite des Königs Sitze für uns hergerichtet und mit schönen Tüchern überdeckt worden. Amapetu saß auf einem Lattengestell, über das man ein großes Stück Tuch gebreitet hatte, bekleidet mit einem sehr langen, bis zu den Füßen herunterreichenden blauseidenen Hüftentuch, einer hohen, in Silber gestickten und die Stelle der Krone vertretenden Mütze und einer schmalen Halskette von kostbaren echten Korallen. Des Königs würdevolle Haltung mochte ein wenig erkünstelt sein, aber der Ausdruck seiner Züge und sein Benehmen zeugten von einem Maß von Einsicht und Selbstbewußtsein, dessen sich nur wenige unter den schwarzen Königen erfreuen. Im Kreise herum saßen die Häuptlinge und sonstigen Vornehmen des Landes, von denen der mächtigste unter den am Orte selbst lebenden, ein fettwanstiger alter Herr mit gutmütigem Gesicht — so etwas wie Wirklicher Geheimer Rat — eine besondere Vorliebe für die seltsamsten Arten von Hüten zu haben schien. Er trug einen Droschkenkutscherhut, den er mit einer Goldborte umwunden hatte. Später aber zeigte er uns

seine größte Kostbarkeit, bestehend in einem cylinderförmigen, vielleicht vorher einmal zu carnevalistischen Zwecken benutzten Bauwerk, das an der Vorderseite rosenrot, an der Rückseite himmelblau war. Sein sehnlichster Wunsch, sagte er zum Generalconsul, sei es, noch einen solchen Hut zu erhalten. Uebrigens wohnt der mächtigste aller Häuptlinge des Mahin-Landes, ohne dessen Rat Amapetu niemals etwas entscheidendes unternimmt, für gewöhnlich nicht in der Hauptstadt Mahin, sondern in Aboto.

Als Generalconsul Dr. Nachtigal, Herr Fischer und der Verfasser dieses Buches den König begrüßt und sich niedergelassen hatten, brachte man einen Teller mit sehr schönen Früchten (namentlich ausgezeichnete Bananen) und bot uns aus vergoldeter Milchkanne Wasser an. Zu Häupten eines jeden stand mit gewaltigem, wenigstens 2—3 kg wiegenden Fächer ein Kühlung zuwedelnder Diener. Fächer von derselben runden Form und demselben Gewicht hatte ich bereits zu Bonny am Niger gesehen; sie werden aus Schafleder gefertigt, dem man die Haarbekleidung gelassen hat.

Nachdem der Zweck unserer Reise erreicht und die amtliche Aufgabe des Generalconsuls erledigt war, mußten wir auf dringendes Bitten dem Wirklichen Geheimen Rat, der uns mit (sauer gewordenem) Palmwein bewirten wollte, einen abermaligen Besuch abstatten. Auch seine Wohnung enthielt einen an andalusische Vorbilder erinnernden hallenartigen Hof, wie ich ihn sonst niemals bei Negern gesehen habe.

Körper- und Gesichtsbildung der Mahin-Leute fanden wir nicht unschön und bei manchen Individuen edler, als man sie sonst unter Negern zu sehen gewohnt ist. Einige Frauen hatten ganz eben so ausdrucksvolle und scharf geschnittene Gesichtszüge, wie man sie nur in Europa zu erwarten geneigt ist. Wir sahen eine ganze Anzahl erwachsener Mädchen völlig nackt einherspaziren. Ob das hier Sitte ist oder ob auch hier ähnlich wie im Kamerun-Gebirge nach einem Sterbefall die weiblichen Mitglieder einer Familie ihre Kleider ablegen, habe ich bei der kurzen Dauer des Aufenthalts nicht erfahren können. Die verheirateten Frauen, die wir in Mahin sahen, waren mit einem Hüftentuch und die ältern und besser gestellten Männer sogar mehr als ausreichend bekleidet. Ein paar Albinos, auf die man uns aufmerksam machte, hätten, von dem rötlichen Schimmer der Hautfarbe und einem gewissen

ſtupiden Ausdruck der Geſichtszüge abgeſehen, für nackte Nordeuropäer gehalten werden können.

Wie bei den Dualla von Kamerun iſt auch hier die Beſchneidung ganz allgemein, ohne daß dieſe Uebereinſtimmung als etwas anderes denn etwas rein Zufälliges anzuſehen wäre. Sie findet ſich bei ſo ſehr vielen und verſchiedenen Völkern der africaniſchen Weſtküſte, daß ſie als beſonderes Merkmal gar nicht zu verwerten iſt. Die Sprachgrenze zwiſchen Bantu-Negern und ſogenannten echten Negern (einen andern Unterſchied als den der Sprache gibt es nicht) iſt irgendwo bei den öſtlichen Mündungen des Niger, alſo etwa bei Alt-Calabar, oder zwiſchen Alt-Calabar und dem Rio del Rey zu ſuchen, wo aber, das weiß man noch nicht genau. Jedenfalls ſprechen die Bewohner von Mahin keine Bantu-Sprache mehr und ſtehen den Togo-Leuten weit näher als den Kamerun-Leuten. Das Idiom von Mahin ſcheint mir ein Dialekt der Anagó-Sprache von Lagos und inſofern mit der Ewe-Sprache verwandt zu ſein. Im folgenden einige Worte: Omi (Waſſer), Oguró (Palmwein), Oibuni (weißer Mann), Odjó (Sonne), Ené (eins), Edschi (zwei), Etá (drei), Ené (vier), Anú (fünf), Oefá (ſechs), Edjé (ſieben), Edjó (acht), Essong (neun), Eguá (zehn), Okoná (Mann) u. ſ. w.

Wie Herr Fiſcher, der das Mahin-Gebiet mehrfach von Lagos aus beſucht hat, mir mitteilte, kann man von Amapetus Reſidenz Mahin bloß im Ruderboote (7 1/2—8 Stunden) nach Aboto gelangen. Von Aboto weſtwärts iſt die Waſſertiefe ausreichend für Dampfbarkaſſen und man gelangt in 2 1/2 Stunden bis zu jenem Puncte der Atidjere-Lagune, wo die der Firma G. L. Gaiſer gehörige Hulk „Tender" verankert worden iſt. Von der Atidjere-Lagune gelangt man nach halbſtündigem Fußmarſch durch hübſche Scenerie und ſchönen, von Affen, Papageien und wilden Schweinen belebten Wald zu dem „Atidjere" genannten vielbeſuchten Marktplatz, wo es aber keine ſtändige Anſiedlung gibt. Die Engländer haben ſich inſofern ein gewiſſes Verdienſt um den Marktplatz Atidjere erworben, als ſie auf der oben erwähnten Strecke einen Weg durch den Wald ſchlugen. Vom Marktplatz Atidjere gelangt man mit Dampfpinaſſe oder Boot in 1 3/4 Stunden nach Itebú, der Reſidenz des Königs Mónuwa, der Amapetus Bruder und Vaſall iſt. Mónuwa hat einmal von der Königin von England einen Stock zum Geſchenk erhalten, während Amapetu mit großer

Charakterfestigkeit alle noch so oft angebotenen Geschenke der Engländer zurückgewiesen hat. Die Thatsache, daß in Lagos, dem Hauptsitz der Engländer an dieser Küste, eine Verschwörung angezettelt werden konnte (December 1884), hat die Eingebornen darüber aufgeklärt, daß trotz aller Verhätschelung der Negerrasse doch auch bei den Engländern nicht alles Gold sei. Die Verschwörung hat durch umfangreiche Verhaftungen, durch zahlreiche Hinrichtungen und Verbannungen (ohne jedes gerichtliche Urteil) im Keime erstickt werden können, aber der üble Eindruck ist geblieben und wird sich nicht so leicht wieder verwischen lassen.

In Itebú hat ein schwarzer Missionar namens Williams 15 Eingeborne zum Christentum bekehrt. Sonst gibt es im Mahin-Gebiet weder Missionsstationen noch (außer der Gaiserschen Hulk) irgendwelche Factoreien. König Mónuwa von Itebú lebte zu Anfang dieses Jahres in Feindseligkeiten mit einem andern sehr mächtigen Vasallen Amapetus, nämlich dem in Oketoro wohnenden Häuptling Olose-Ekun. Mónuwas Sohn hatte einen von Olose-Ekuns-Leuten getötet und der sogenannte Krieg entbrannte bloß deshalb, weil sein Vater ihn nicht ausliefern wollte. Wenn ich oben erwähnte, daß Mónuwa ein Vasall Amapetus sei, so muß ich hinzufügen, daß auch dieser in einem allerdings mehr idealen als wirklichen Abhängigkeitsverhältnis zum Herrscher von Ado steht. Ado, das an einem großen Flusse liegen soll, ist der Hauptort des Königreichs Benin, dessen Herrscher von allen kleinern Königen zwischen Lagos und der Benin-Mündung des Niger Geschenke zu erhalten pflegt.

Da die Möwe einer Ausbesserung der auf der Fahrt von Kamerun zur Mahin-Küste in Unstand geratenen Maschine benötigte, die am besten in Lagos ausgeführt werden konnte, so wurde beschlossen, daß der Dampfer Gaiser den Herrn Generalconsul nach Kamerun zurückbefördern solle. Die kurze aber anstrengende Reise von Gogoro nach Mahin hatte uns bei glühendem Sonnenbrand durch ein recht unangenehmes Sumpfgebiet geführt. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Kurz nach der Abfahrt von Mahin bekam Dr. Nachtigal einen Fieberanfall, während Herr Fischer schon vorher erkrankt war. Ich blieb auch diesmal wieder verschont.

Nach unserer Abreise hat die Firma G. L. Gaiser bei Gogoro drei Wasserläufe, welche sich mit ziemlich starker Strömung

ins Meer ergießen, ausfindig gemacht. Der erste ist in westlicher Richtung zwei englische Meilen, der zweite sieben und der dritte neun Meilen von Gogoro entfernt. Diese Wasserläufe haben an ihrer Mündung eine Barre, über der bei Ebbe drei Fuß Wasser steht, und gestatten ein bequemeres Landen, als es bei Gogoro möglich ist. Etwanige neu zu errichtende Factoreien würden am besten hier anzulegen sein: der eine dieser Wasserläufe soll nach Atidjere führen, während die beiden andern mit der Benin-Lagune in Verbindung stehen. Die Eingebornen würden diese Wasserwege ganz gewiß den sehr viel weitern nach Lekke und Lagos einerseits, Benin anderseits vorziehen, abgesehen davon, daß sie, falls sich hier ein Handelsverkehr entwickelt, für europäische Waren in ihrem eigenen Lande bloß dieselben Preise zu bezahlen brauchten, die man jetzt in dem weit entfernten Lagos verlangt.

Capitel IV.

Die Niger-Mündungen.

(Palmöl wird in ungeheuren Mengen gewonnen. — Die National African Company. — Das neugeschaffene Handelsmonopol der Engländer. — Beinahe gar keine deutschen Interessen. — Die Bonny-Mündung. — Die Hulks und die Stadt der Eingebornen. — Riesen-Eidechsen und Krokodile genießen göttliche Verehrung. — Albinos bilden einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung.)

So lange es in Westafrica noch keine ausgedehntern Plantagen-Anlagen gibt, so lange die Hülfsquellen des Landes bloß in der bisherigen unvollkommenen Weise vom Handel ausgebeutet werden, so lange wird der Niger unter allen Strömen Westafricas der wichtigste sein. Palmöl und Palmkerne werden von den angeblich auf 22 sich beziffernden Mündungsarmen des Niger in solch ungeheurer Menge verschifft, daß alles, was die übrigen „Oelflüsse" liefern, daneben beinahe verschwindet. Was verschlägt es gegenüber dem aus dem Handel sich ergebenden Gewinn, daß die Niger-Mündungen zu den ungesundesten Gegenden nicht bloß Westafricas, sondern der ganzen Erde zählen und daß der Einfluß der Mission (Scottish United Presbyterian Church) den mit Menschenopfern verknüpften schrecklichen Aberglauben der nicht sonderlich sympathischen Eingebornen erst sehr wenig gemildert hat.

Noch vor einigen Jahren gab es am Niger nicht weniger als acht kaufmännische Unternehmungen, unter denen zwei französische Gesellschaften eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Aber nachdem zuerst die Factoreien und Lagerbestände der Compagnie du Sénégal et de la côte occidentale de l'Afrique und dann auch

im November 1884 die sieben Factoreien der Société française d'Afrique équatoriale in den Besitz der von Herrn Mc. Intosh verwalteten National African Company übergegangen waren, begannen die Engländer unter der Leitung des Herrn Mc. Intosh und des sehr tüchtigen Consuls Hewett so etwas wie die Monopolisirung des gesamten Niger-Handels anzustreben. Da sie über sehr große Capitalien verfügen, so ist ihnen ihr Vorhaben so ziemlich geglückt, und schon zu Anfang 1885 hieß es, daß Mc. Intosh und der jeweilige englische Consul am Niger allmächtig seien. Mc. Intosh kaufte so ziemlich alles Uferland bis Idda hinauf, setzte die Preise für Palmöl und Palmkerne herunter und schloß mit den eingebornen Königen Verträge, wonach bloß er allein Handel treiben dürfe.

Deutscher Handel und deutsche Interessen sind einstweilen am Niger nicht vertreten und des Africa-Reisenden Flegel Absicht, zur Ausbeutung des Niger-Benue-Gebiets eine Handelsgesellschaft zu gründen, hat sich wenigstens in dieser Form nicht verwirklicht, sondern ist dahin umgestaltet worden, daß es bei Flegels neuester Reise vorwiegend darauf ankommt, eine Verbindung zwischen Kamerun und dem obern Benue aufzufinden. Es gehört eben sehr viel Capital dazu, um am Niger mit Erfolg vorgehen zu können, und diejenigen deutschen Firmen, die mit Westafrica Handel treiben, würden unvorsichtig zu handeln glauben, wenn sie auch nur einen Teil ihrer Capitalien aus den einmal begonnenen Unternehmungen zurückzögen.

Zu Ende 1884 und zu Anfang 1885 hätte noch an mehrern Mündungsarmen des Niger (so z. B. am Quäbo oder Cuibo) die deutsche Flagge gehißt werden können, aber es scheint, daß der Reichscommissar Dr. Nachtigal in aller Form beauftragt war, den Engländern am Niger nicht entgegenzutreten. Heutigentags muß, obwohl die Eingebornen noch fast überall vollkommen unabhängig sind und von einer Verwaltung nirgendwo die Rede sein kann, dennoch nicht bloß das Niger-Delta, sondern auch der ganze Küstenstrich zwischen der französischen Colonie Porto-Novo und dem Rio del Rey als englischer Besitz aufgefaßt werden. An den bedeutendern Plätzen ersetzt man das Fehlen jedweder Verwaltung durch Einsetzung eines aus den Kaufleuten und den eingebornen Häuptlingen bestehenden Schiedsgerichts, über welches der jeweilige englische Consul den Vorsitz führt.

Die Reihenfolge der hauptsächlichsten Niger-Mündungen ist Benin, Escardos, Forcados, Ramos, Dodo, Pennington, Middleton, Hauptmündung, Akassa, Neu-Calabar, Bonny, Opobo und Quäbo, worauf dann die nicht mehr zum Niger gehörigen Flußmündungen Alt-Calabar und Rio del Rey folgen. Als die bedeutendsten Handelsplätze können Benin, Bonny und Alt-Calabar angesehen werden. Benin, ein schreckliches Fieberneſt, liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Mündungsarms und zählt im Gegensatz zu den übrigen Niger-Ortschaften bloß noch zwei Hulks, während alle übrigen Factoreien am Lande liegen. Ueber Bonny, das ich durch einen gezwungenen Aufenthalt des nähern kennen lernte, werde ich im nachstehenden etwas eingehender berichten. Am Alt-Calabar-Fluß, der gewöhnlich auch noch zum Niger-Gebiet gerechnet wird, weil die Handels- und sonstigen Verhältnisse ganz ähnlich sind, können Seeschiffe nicht weiter aufwärts fahren als bis Duke Town. Zwei Seemeilen weiter liegt an derselben Seite Old Town. Des weitern gelangt man nach Creek Town, der Residenz König Eyos, welcher als der mächtigste Mann im Lande gilt. Duke Town ist ebenso wie Bonny keine feststehende, sondern eine Hulk-Stadt. Die Engländer haben 1884 einen Schutzvertrag mit Alt-Calabar abgeschlossen, das ihnen jedoch wegen häufiger Unruhen sehr viel zu schaffen macht. Der des weitern folgende Rio del Rey bildet bekanntlich die Grenze zwischen deutschem und englischem Besitztum.

Ueber Aussehen und Bevölkerung der Niger-Ortschaften wird der Leser aus nachstehender Schilderung meines Aufenthalts in Bonny einigen Aufschluß erhalten.

Da wir abends nach Dunkelwerden vor der Bonny-Mündung eingetroffen waren, so begnügte unser englischer Capitän sich damit, einen Schuß abfeuern und bengalisches Licht abbrennen zu lassen. Denn da es keinen Lotsen gibt und die Sandbänke häufig ihre Lage verändern, so würde die Einfahrt in der Nacht nicht ohne Gefahr sein. Am folgenden Morgen sahen wir vor uns einen langen Streifen ganz flachen, buschbestandenen Landes, das bloß bei genauerm Zusehen eine breite Oeffnung zeigte. Ist man durch diese Oeffnung in den eigentlichen Fluß hineingelangt, so überblickt man eine breite, auch wieder von niedrigen und buschbestandenen Ufern eingefaßte Wasserfläche.

Nach halbstündiger Fahrt flußaufwärts gewahrten wir eine

große Anzahl im Strom ankernder Fahrzeuge, nämlich die Hulks von vier englischen Firmen und zwei atlantische Postdampfer. Am Ufer standen mehrere stattliche Warenlager, während die Stadt der Eingebornen vom Wasser aus nicht gesehen werden kann.

Die an unsern Dampfer herankommenden Boote der verschiedenen Factoreien waren eleganter ausgestattet als irgendwelche Giggs, die ich sonst an dieser Küste gesehen hatte. Dort, wo der weiße Herr eines Bootes am Steuer saß, lag ein Tigerfell oder auch wohl nur eine getigerte Decke ausgebreitet. Die Ruderer trugen eine Art Uniform, nämlich gleichfarbige Mützen, weiße Wolljacken und gleichfarbige bunte Hüftentücher. Ihre Ruder fielen so tactmäßig ins Wasser, daß man gleich hörte und sah, es werde hier auch ein wenig Luxus getrieben.

Die Hulks von Bonny, deren es jetzt bloß noch vier gibt, sollen die größten und schönsten von Westafrica sein. Eine darunter, die den beiden englischen Dampfergesellschaften gehört, erschien mir als eine wahre Arche Noahs. Sie ist ehedem ein Indienfahrer von solchen Größenverhältnissen gewesen, wie man sie heute bei Seglern nicht mehr anwendet. Ueber der gewaltigen Fläche des Decks, auf dem mehrere Häuser und Häuschen stehen, hat man in großer Höhe teils aus Wellenblech, teils aus Brettern eine solide Ueberdachung hergestellt, über welche bloß ein Teil des im Schweizerstil erbauten Wohnhauses hinausragt. Und unter dieser Ueberdachung lebt es und wimmelt es von Menschen, kreucht es und fleucht es von Hunden, Katzen, Schafen, Ziegen, Enten, Hühnern, Tauben, Affen u. s. w. Während das Wohnhaus außer zahlreichen, nach Schweizerart hergestellten Ecken und Nischen die Comptoir-, Eß- und Schlafräume enthält, wird auf dem übrigen Deck gehandelt, geschreinert, geschmiedet, gekocht, gewaschen, gebügelt und überhaupt alles das verrichtet, was am Lande in Werkstätten, Küche, Waschraum u. s. w., was auf wirklichen seefahrenden Schiffen zu einem großen Teil unter Deck geschieht.

Eine andere dem Hause John Holt gehörige Hulk, die im Stil der Schiffe früherer Jahrhunderte von vornherein als Hulk gebaut worden ist, zeigte, obwohl kleiner als die vorerwähnte Arche Noahs, dennoch eine viel hübschere Verteilung des Raumes. Gebirge und Meer waren hier in der Form eines Schiffes und eines holzgeschnitzten Schweizerhauses zu anmutigem Ganzen ver-

bunden worden. Die Räume waren so groß und luftig, daß man es als Fremdling für eine Freude gehalten haben würde, hier längere Zeit zu verweilen.

Die Insassen versicherten aber, daß das Leben auf einer mitten in breitem Strom verankerten Hulk auf die Dauer unerträglich langweilig werde. Das niedrige und morastige Land rings umher vermöge nicht einmal durch die Jagd einige Abwechslung zu bieten.

Auf der weitern Fahrt zum Lande merkten wir, daß die augenblicklich grade ihren Höhepunct erreichende Flut eine Strömung hervorbrachte, welche unsere ungeübten Ruderer kaum zu bewältigen imstande waren. Man hat, da das Wasser in der Nähe des Ufers sehr seicht ist, eine lange überdeckte Anlegebrücke bis weit in den Fluß hinein erbaut.

Es wimmelt hier von Canoes der Eingebornen, darunter einige den Häuptlingen gehörige, die man füglich als Giggs unter den Canoes hätte bezeichnen können. Den ganzen Tag über sahen wir diese vornehmen Canoes unter den gleichförmigen Ruderschlägen einer übermäßig starken Bemannung von einem Dampfer zum andern und von einem Ufer zum andern dahinschießen, als ob es den allerwichtigsten Geschäften gälte. Am Hinterteil dieser Canoes flatterten der englischen Flagge nachgebildete Phantasiefahnen, während an die malayisch-javanische Musik erinnernde Tamtam-Orchester ihre melancholischen Rhythmen über die Wasserfläche erschallen ließen.

Der ganze Stil des Lebens auf dem Bonny-Fluß erinnert bereits weit mehr an Kamerun als an die Sklavenküste. Auch die seltsamen dreizackigen Ruder der Goldküste und der Sklavenküste würde man hier vergebens suchen. Ihre Stelle nehmen längere und schmälere Ruder ein, deren in das Wasser getauchter Teil die Form eines in der Breite zusammengepreßten und nach unten verlängerten Pique-Aß hat.

Das größte am Lande gelegene und mit kleinen Schienenwegen ausgestattete Warenmagazin gehört der Firma Douglas u. Co., die sich zur Zeit unter den vier noch bestehenden Firmen des bedeutendsten Umsatzes erfreuen soll. Man behauptete aber, trotzdem eine gewaltige Menge mit Oel gefüllter Fässer zur Verschiffung bereit lag, daß wegen der im Innern ausgebrochenen

oder vielmehr nimmer endenden Unruhen die Geschäfte sehr schlecht gingen.

Im Hause von Douglas hatte ich das Vergnügen, den englischen Berufsconsul für diese Küste, einen Bruder des bekannten Admirals, kennen zu lernen. Consul Hewett empfing mich mit den Formen eines unterrichteten, leidenschaftslosen und milde denkenden Gentleman, konnte sich aber doch nicht enthalten, zu bemerken, daß er allerlei Verträge mit den Eingebornen dieser Küste abzuschließen habe, weil man seit dem neuesten Vorgehen Deutschlands nicht wissen könne, wohin dasselbe des weitern seine Hand ausstrecken werde. Sein (des Consuls) eigentlicher Wohnsitz sei Alt-Calabar, aber er müsse jeden Augenblick einen der Flüsse aufwärts fahren, um Streitigkeiten zwischen den Eingebornen zu schlichten. Das nächste werde eine Reise zu dem von den Missionaren an die englische Regierung abgetretenen Victoria (Kamerun-Gebiet) sein, wo die von den Missionaren eingeführte Art der Rechtspflege sich nicht bewährt habe. Consul Hewett lud mich ein, ihn auf englischem Kanonenboot nach Kamerun zu begleiten, was ich jedoch dankend ablehnen zu müssen glaubte.

Auf dem Wege vom Strande zur Stadt der Eingebornen muß man entweder durch verschiedene Moräste waten oder sich hinübertragen lassen.

Der Ort Bonny ist trotz aller beim Bau der Häuser und Hütten entwickelten Eigenart einer der schmutzigsten und liederlichsten, den ich in Westafrica gesehen habe. Entweder stehen die Eingebornen, was ich aber nicht glaube, an Geistesanlagen weit hinter den Bewohnern der Sklavenküste zurück oder die Europäer, die doch grade hier schon so sehr lange thätig sind, haben keinen besonders guten Einfluß auf sie ausgeübt. Ueberall das Bestreben, europäische Häuser zu erbauen und mit kindischen Hülfsmitteln phantastisch auszuschmücken. Aber überall auch der gleiche Verfall, der gleiche Mangel an Ordnungssinn. Man weiß nicht, ob man diese Ungeheuer von menschlichen Wohnungen Häuser oder Hütten nennen soll. Jedenfalls sind sie höchst eigenartig, aber eigenartig nach einer unangenehmen Seite hin. Wie patriarchalisch vornehm und nobel nehmen sich dem gegenüber die saubern, ordentlichen und anspruchslosen Hütten im Innern des Togo-Landes aus. Hier ist alles anspruchsvoll, verkommen und phantastisch.

Das gilt sogar vom Fetischhaus, das übrigens eben so gut

Digitized by Google

eine Ruhmeshalle eigener Art genannt werden könnte. Auf Wänden von durcheinander verflochtenen Stöcken ruht ein Dach aus Wellenblech und in dem solchergestalt hergestellten Raum erblickt man einige hundert zu abenteuerlichen Bauwerken zusammengestellte Menschenschädel, um die herum alte Kanonen, Lanzen und nicht übel ausgeführte, namentlich Riesen-Eidechsen und Alligatoren darstellende Holzschnitzereien am Boden liegen. Riesen-Eidechsen (hier Iguane, in Indien Leguane genannt) und Alligatoren werden hier ziemlich eben so heilig gehalten wie im Togo-Land die Leoparden und bei Groß-Povo die Schlangen.

In frühern Zeiten müssen die europäischen Nationen sich besonders eifrig um die Gunst der Häuptlinge von Bonny beworben haben. Denn überall liegen in der Form von verrostenden, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Kanonen ihre Geschenke umher.

Die Bewohner von Bonny haben einen ganz andern und viel weniger hübschen Gesichtsausdruck als die Eingebornen der Gold- und Sklavenküste. Sie sind eben so mannigfaltig, aber mit weniger hübschen Mustern tättowirt wie die Einwohner von Groß-Povo. Auch tragen sie auffallend schmutzige und schlecht gehaltene Kleidungsstücke.

Was aber den Ankömmling am auffälligsten berührt, das ist die große Anzahl ganz hellfarbiger Menschen, deren Hautfarbe ich dem intensiven Gelb einiger Malayen-Stämme an die Seite stellen möchte. Mit Ausnahme der ins Hellrötliche hinüberschimmernden Safranfarbe besitzen diese Albinos so vollkommen alle und jede Merkmale der Neger-Rasse, wie dies bei Mulatten nur selten der Fall ist. Ich habe in Bonny mehrfach beobachtet, daß das eine Kind derselben Eltern braunschwarz, das andere dagegen gelb war wie ein Chinese der untern Volksclassen.

Die Beobachtung der Bevölkerung von Bonny wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß der hier ansässige, schon beinahe 60jährige englische Arzt mir gestattete, ihn bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten. Dabei bekommt man die interessantesten Einblicke in allerlei Dinge, die einem sonst verschlossen bleiben. Die gelbe, unbeschreiblich corpulente Frau eines Häuptlings, deren Gesichtsausdruck einer der angenehmsten war, den ich bei Negern gesehen, lag mit krankem Fuß jammernd auf einem europäischen Bett. Als wir, halb kriechend und über Hühnerstiegen und Kisten

stolpernd, in das sogar mit einem Christusbild ausgestattete Zimmer gelangten, ließ die Frau, wehmütig ihr Bein anblickend, frischen, noch nicht in Gärung übergegangenen Palmwein herbeibringen und schenkte mir, als ich denselben verwundert in der Hand hin und her wiegte, einen wenigstens fünf Pfund schweren ledernen Fächer.

In einer andern Hütte, die einem Hause, oder vielmehr in einem Hause, das einer Hütte glich, lag ein alter einäugiger Sünder, dessen Wohnung von jungen Mädchen wimmelte, die man, wie er uns vorsorglich riet, um sie nicht zu teuer zu bezahlen, als ganz junge Pickeninnys kaufen müsse. Nach dem, was ich selbst gesehen und was man mir erzählt hat, scheint so etwas wie Keuschheit dem Begriff wie der Wirklichkeit nach nicht bloß unbekannt, sondern auch den Leuten unverständlich zu sein. Es gibt hier keine Festung, die nicht jeder, der sie sah, auch besiegte, wenn er kam.

Der Gradmesser für alle idealen und praktischen Dinge scheint den Leuten von Bonny die Magenfrage zu sein. Auf den Magen (belly), den sie dabei entblößen, zeigen Männer, Weiber, Mädchen und Kinder, wenn sie betteln. Und eine so widerliche Bettelei wie hier habe ich in Westafrica nirgendwo sonst gesehen. Im Togo- und Povo-Gebiet befleißigen sich die Leute einer viel würdevollern Zurückhaltung; außer von König Mensa von Porto Seguro bin ich dort niemals auch nur um einen Dash angegangen worden.

Das in und bei Bonny cursirende Geld ist fast noch seltsamerer Art als die Kauri-Muscheln. Es besteht aus armbandähnlichen, hübsch geformten Stücken Metall, die ursprünglich aus dem Innern kamen, die aber seitdem in großen Mengen und in schlechterer Beschaffenheit aus Europa eingeführt worden sind und die zur Zeit 2—3 Pence gelten. Da noch wenig bares Geld in Umlauf ist, so beschäftigen sich auch die europäischen Kaufleute mit dieser seltsamen Münzsorte, d. h. sie verkaufen dieselbe, ohne sie selbst an Zahlungsstatt anzunehmen.

Das Klima von Bonny hat in Bezug auf Wechselfieber den schlechtesten Ruf in ganz Westafrica. Der englische Arzt sagte mir, daß die Eingebornen auch recht häufig am Fieber litten, aber nur selten daran stürben; das gelbe Fieber sei noch niemals hier gewesen.

Die Engländer betrachten Bonny, obwohl sie der Ersparnis halber dort keine Verwaltung eingerichtet haben, dennoch als ihr Eigentum. Streitigkeiten werden durch die seit vielen Jahren bestehende Court of equity geschlichtet. Brechen Kriege unter den Eingebornen aus, so pflegt nicht lange nachher ein englisches Kriegsschiff zur Stelle zu sein. Uebrigens soll Bonny, das früher der bedeutendste Handelsplatz im ganzen Niger-Gebiet war, neuerdings gar sehr an Handel und Wichtigkeit eingebüßt haben.

Capitel V.

Die Spanier auf Fernando Po.

(Ein Paradies an Schönheit und Fruchtbarkeit. — Die Stadt Santa Isabel. — Spanische Verwaltung. — Wegen politischer Vergehen verbannte Cubaner. — Der Stamm der wilden und arbeitsscheuen Bubis. — Plantagenbau. — Praktische Ratschläge für den Besucher den Insel.)

Die Insel Fernando Po ist ein Paradies an Reichtum und Schönheit der Natur, ein gottbegnadetes Eiland, wie die Welt deren nur wenige besitzt. Aber trotz seiner günstigen Lage, seiner zauberhaften Fruchtbarkeit und Ueppigkeit, trotz des nicht allzu ungesunden Klimas seiner Hügel-, Berg- und Alpenlande ist es bisher ein von der Cultur unbeackertes, ja, gradezu unbekanntes Feld geblieben. Welchen Wert kann diese Perle für Spanien haben, das der schönen Perlen so viele besitzt? Die spanischen Besitzungen in Africa haben für das Mutterland bloß insofern eine Bedeutung, als dasselbe einige wenige Beamte dort unterhalten muß. Im übrigen besteht zwischen Spanien und seinen in Africa gelegenen Besitzungen auch nicht die leiseste Verbindung irgendwelcher Art. Auf Fernando Po, Annabom und Eloby gibt es auch nicht ein einziges spanisches Kaufmannshaus. Der ganze Handel ist auf Fernando Po und Annabom in den Händen von Portugiesen und Engländern, auf Eloby und Corisco in den Händen von Deutschen.

Die Stadt Santa Isabel (von den Engländern Clarence Town genannt), die einzige der Insel, liegt an einer wohlgeschützten, landschaftlich zu den schönsten Teilen der Erdoberfläche

gehörenden Bucht. Sie ist mit regelrecht in rechtem Winkel sich schneidenden Straßen äußerst weitläufig angelegt, so daß etwa neun Zehntel des Terrains auf die jedes Haus umgebenden Gärten entfällt. In dieser Hinsicht und auch in Bezug auf die Bauart der Häuser erinnert Santa Isabel ein wenig an Monrovia und an viele, sehr viele Ortschaften in Südamerica, besonders in Südbrasilien. Die einstöckigen Häuser sind aus Brettern, die größtenteils im Lande selbst geschnitten worden, erbaut und ausnahmslos mit einer kleinen Veranda ausgestattet.

Da die Zollabgaben einzig und allein für die Bedürfnisse der Ortsverwaltung und für öffentliche Arbeiten verwandt werden sollen, da man aber unter öffentlichen Arbeiten auch die Verschönerung der von den spanischen Beamten bewohnten Häuser versteht, so nehmen diese sich thatsächlich recht stattlich und sauber aus; vor allem das Haus des Gouverneurs, dann auch die casa de piedra (das steinerne Haus), welches alle Bureaux mit Einschluß des Postbureaus enthält. Das drunten am Landungsplatz gelegene Zollgebäude ist dagegen arg verfallen und eine neuerdings gebaute Markthalle dürfte wohl mehr Luxus sein als einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprechen. Beinahe befremdend wirkt die große Anzahl der Läden, die aber dadurch erklärlich wird, daß Santa Isabel die geringen Bedürfnisse der ganzen eingeborenen Bevölkerung von Fernando Po befriedigt. Außer in Santa Isabel gibt es keine Weißen auf der Insel. Wohl aber besitzen mehrere schwarze Landeigentümer von Santa Isabel auch noch an einigen andern Puncten Cacaopflanzungen und sonstige Plantagen.

Die Gesamtkosten der spanischen Verwaltung stellen sich laut mündlicher Aussage auf 280 000 ℳ Zollbeamte gibts nicht, aber gemäß den von den Kaufleuten einzureichenden Angaben sollen 2 % Ausgangs- und 8 % Eingangszoll erhoben werden. Der Gouverneur, der sein Amt auf 2 Jahre zu bekleiden pflegt — seit geraumer Zeit wechseln Montes de Oca und Cano y Prieto mit einander ab —, erhält jährlich 36 500 ℳ oder täglich genau 100 ℳ Die meisten Spanier, die man in Santa Isabel antrifft, leben entweder auf der dicht bei der Stadt verankerten Regierungs-Hulk oder auf dem fast stets hier stationirten Kanonenboot. Der Commandant der Hulk ist gleichzeitig Postmeister und der zweite Befehlshaber gleichzeitig Hafencapitän.

Sowohl ihrer geographischen Lage nach als auch wegen ihres

mäßig guten Hafens eignet die Insel sich ganz vorzüglich zur Schiffsstation. Thatsächlich besitzt die englische Regierung hier ein von dem Agenten des Hauses John Holt u. Co. verwaltetes Kohlenlager, und auch den Nordamericanern, deren Kriegsschiffe jedoch nur selten nach Westafrica kommen, ist von der spanischen Regierung die gleiche Vergünstigung eingeräumt worden. Deutschland hat es dagegen, wie das auch den Verhältnissen am besten entspricht, vorgezogen, Kamerun zur Kohlenstation seiner Kriegsschiffe zu machen.

Für das körperliche und geistige Wohl der Bewohner von Santa Isabel sorgen zwei Aerzte sowie sieben spanische und zwei englische Missionare. Die frühere englische Baptisten-Mission ist durch die Unduldsamkeit der damaligen spanischen Regierung veranlaßt worden, unter Führung des verdienstvollen Missionars Saker zum Festland überzusiedeln, wo sie die seit Sakers Tod ein wenig verwahrloste Colonie Victoria gründete. Neuerdings sind die Baptisten aber doch auch wieder auf Fernando Po — die Spanier schreiben, nebenbei bemerkt, Fernando Póo — erschienen. Außerdem gibt es eine presbyterianische und eine spanisch-katholische Mission, die jedoch von den in religiöser Beziehung sehr gleichgültigen Bubis — es sind das die wilden Eingebornen der Insel — nur sehr wenige unter ihren Jüngern und Schülern zählen.

Man kann fünf Classen der Bevölkerung von Fernando Po unterscheiden, nämlich erstens die spanischen Beamten und die sonstigen Weißen, zweitens jene Schwarzen, die sich zu selbständigen Kaufleuten emporgearbeitet haben, drittens die wegen politischer Vergehen aus Cuba verbannten Mulatten, viertens alle übrigen Schwarzen, soweit sie nicht Bubis sind, und fünftens die Bubis. Die vier erstgenannten Classen der Bevölkerung, welche das civilisirte Element darstellen, zählen zusammen höchstens 600 Köpfe. Auch gibt es außer in Santa Isabel keine Weißen, deren Gesamtzahl, von dem hier stationirten spanischen Kanonenboot abgesehen, 20 nicht übersteigen dürfte.

Ein ganz eigenartiges Element der Bevölkerung sind die Cubaner, die größtenteils als politische Gefangene nach Fernando Po gesandt wurden. Ein großer Teil starb schon bei der Ueberfahrt von Cuba her an Bord, ein noch größerer nach der Ankunft in Fernando Po. Die Uebriggebliebenen aber, deren wohl kaum

mehr als 100 sein dürften, haben auf die Cultur des Landes, soweit davon überhaupt die Rede sein kann, einen schwerwiegenden Einfluß ausgeübt. Die Cubaner haben die Cultur des Tabaks eingeführt und verfertigen aus dem Erzeugnis ganz gute Cigarren. Auch haben die Cubaner sich um die bereits bestehenden Cacao-, Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen verdient gemacht, indem sie die aus ihrer Heimat mitgebrachten Erfahrungen hier praktisch anwandten. Aber da die Zahl dieser Cubaner so sehr gering ist, so kann man ihren Wert als Landarbeiter nicht besonders hoch anschlagen. Weit besser eignen sie sich zu Aufsehern der Schwarzen. Aber leider sind diejenigen, welche wieder in den Besitz ihrer vollen Freiheit gelangten, ohne Verzug nach Cuba zurückgekehrt.

Unter den „gebildeten" Schwarzen von Fernando Po nimmt das englische Element eine hervorragende Stellung ein, so daß beinahe ebensoviel englisch wie spanisch hier gesprochen wird. Auch das Portugiesentum ist durch Einwanderer von der ihrer Natur nach Fernando Po gleichenden, aber viel besser entwickelten Insel San Thomé vertreten.

Die Bubis, deren Zahl man auf 20 000 schätzt, leben unter eigenen, Korokokokos genannten Königen in dem wegen seiner bergigen Natur schwer zugänglichen Binnenlande. Ihre Vorfahren sind erst geraume Zeit nach der Entdeckung von Fernando Po vom Festlande her auf die bis dahin menschenleere Insel gebracht worden. Aber trotz der wenigen Jahrhunderte, welche seitdem verstrichen sind, hat die Zersplitterung in kleine Stämme und Familien es dennoch mit sich gebracht, daß heutigentags eine ganze Anzahl Dialekte geredet werden, was allerdings zum Teil auch daher rühren mag, daß schon die vom Festlande herüberkommenden Neger nicht alle eines und desselben Stammes waren. Im Gegensatz zu der erwähnten Dialektzersplitterung ist das Aussehen aller Bubis ein so gleichförmiges, daß man eine besondere Unterabteilung der Negerrasse vor sich zu haben glaubt. Das wilde und scheue Wesen der Bubis hat es mit sich gebracht, daß man ihnen von altersher allerlei Schandthaten zutraute. So sollen sie z. B., als noch die Portugiesen Herren der Insel waren, zweimal die Flüsse vergiftet und die Portugiesen hierdurch dermaßen eingeschüchtert haben, daß dieselben sich fortan nur noch wenig mehr um Fernando Po kümmerten.

Alle Bemühungen, die Bubis zur Arbeit heranzuziehen, sind

vergeblich gewesen. Auch hat man ihnen keine größern Bedürfnisse als ihre gegenwärtigen beizubringen vermocht. Gab man ihnen Rum und Tabak, so gingen sie, nachdem sie den letztern geraucht und den erstern getrunken hatten, vergnügt weg, aber die Hoffnung, daß sie, um mehr Rum zu erhalten, arbeiten würden, erwies sich als irrig.

Unter solchen Verhältnissen und da die spanische Regierung weder die Entwicklung der Insel fördert noch auch irgendwelchen Nutzen aus derselben zieht, zeigt der Handel in den letzten Jahren eher eine Abnahme als eine Steigerung. Der hauptsächlichste und so ziemlich der einzige Ausfuhr-Artikel ist das von den Eingebornen auf die urwüchsigste Art bereitete Palmöl. Man nimmt an, daß etwa zwei Drittel der von den vorhandenen Oelpalmen herrührenden Früchte unbenutzt verfaulen. Palmkerne werden überhaupt gar nicht zur Küste gebracht, da die Bubis den Transport dieser weniger gut als das Palmöl bezahlten Ware allzu beschwerlich finden.

Man sieht den ganzen Tag über Bubis in den Verkaufsläden und es hält nicht schwer, dieselben vermittelst eines kleinen Geschenks zur Aufführung ihrer Nationaltänze zu veranlassen. Aber sobald diese Leute ihre Einkäufe gemacht haben, verschwinden sie wieder in den Wald, aus dem sie gekommen sind und in den sie einen Fremdling nur ungern eindringen lassen. Der Körperbau dieser Bubis schien mir schwächlicher zu sein als derjenige der meisten übrigen Neger. Auch hat ihr Wesen etwas Scheues und Wildes. Ihre Kleidung ist, auch wenn sie zur Stadt kommen, die denkbar ursprünglichste, während sie in den Bergen, wie man sagt, völlig nackt umherstreifen. Bezeichnend für alle weiblichen Bubis ist ein den Oberarm in der Mitte zusammenpressendes Stück Leder; während die Arme im übrigen normal entwickelt sind, haben sie an jener Stelle, wo das Leder sie zusammendrückt, allerhöchstens den Umfang des Handgelenks. An der gleichen Stelle, wo die Weiber jenes Armband tragen, umwickeln sich die Männer den Oberarm mit einer Schnur, in der ihre kleinen Messer stecken. Nur selten wird man Bubis ohne einen kurzen Alpenstock sehen, der ihnen beim Umherklettern in den Bergen unentbehrlich scheint.

Das einzige europäische Kaufmannshaus auf Fernando Po ist eine Factorei der englischen Firma John Holt, deren Ladengeschäft sehr bedeutend ist. Der sonstigen Verkaufsläden, die auch wohl ihre Waren direct aus Europa beziehen, gibt es noch viele; aber

Digitized by Google

sie sind durchweg in den Händen von Schwarzen. Unter diesen Ladenbesitzern verdienen der Erwähnung:

Laureano Diaz da Cunha, Neger aus S. Thomé, der zur Zeit portugiesischer Consul ist; Plantagen- und Ladenbesitzer; berüchtigt wegen schlechter Behandlung der Kru-Arbeiter;

Vivour, ein Schwarzer aus Lagos; Laden- und reichster Plantagenbesitzer; hat namentlich schöne Plantage in der Bai von S. Carlos; behandelt seine Kru-Leute sehr schlecht;

Vicente Lopez, schwarzer Agent des Plantagenbesitzers Gasulla;

Geronymo Lopez, Besitzer der schönsten Plantage, macht bei Basilch Versuche mit Chinarinden-Bäumen;

Luis Lolin, kleine Plantage und Laden;

Antonio Borghes, ein Mulatte, besitzt eine Schenkwirtschaft und ist jener angebliche „Schulinspector", durch den Rogozinski einmal einen vielbesprochenen Brief an die polnischen Blätter hat richten lassen.

Außerdem gibt es noch einige ganz kleine Ladengeschäfte, die Cubanern gehören.

Fernando Po, dessen höchster Gipfel (der Clarence Peak) bis zu 3500 Meter ansteigt, ist durch und durch Bergland, besitzt aber dennoch genug ebenes oder sachte abschüssiges Terrain, um bei seiner staunenswerten Fruchtbarkeit, wenn es bloß besser angebaut wäre, eine Quelle großer Reichtümer werden zu können. Von der See aus erblickt man allenthalben dieselben steilen, fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigenden Abhänge, über denen auf flacherm Boden eine Vegetation wuchert, wie man sie sich üppiger gar nicht vorzustellen vermag. In den Plantagen gedeihen Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Chinarindenbaum, Reis, Vanille, Indigo, Zimmet sowie wild oder halbwild wachsend Oelpalmen, Cocospalmen, Kautschuklianen, Ebenholz und Rotholz. Die Ackerfelder sind wie gewöhnlich in Westafrica vorwiegend mit Mais, Casada und Yams bestanden. Außerdem findet man spanischen Pfeffer, Kohl, Gurken, Radieschen, Petersilie sowie von Früchten Bananen, Ananas, Granatäpfel, Kirschen (gekerbte Frucht) u. s. w. Nach den schönen Kuhherden zu urteilen, die ich bei Santa Isabel sah, scheint eine Viehzucht größern Stils nicht unmöglich zu sein. Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß das Meer bei Fernando Po außerordentlich fischreich ist.

Da die Kru-Leute, nachdem sie auf Fernando Po zu verschiedenen Malen sehr schlecht behandelt worden sind, sich nicht mehr dorthin verdingen mögen, so herrscht ein solcher Mangel an Arbeitskräften, daß die Plantagenbesitzer bisweilen nicht einmal ihre Ernten einzuheimsen vermögen. Mit Kabinda-Negern, die zur

Landarbeit besser als die Kru-Leute zu gebrauchen sind, hat man noch keinen Versuch gemacht.

Das Klima der Küste von Fernando Po ist zwar gesunder als dasjenige der meisten übrigen Küstengegenden von Westafrica, aber doch nicht so gesund, wie man es bei dem Fehlen aller Ueberschwemmungsgebiete und dem Ueberfluß an sprudelnden, ganz ausgezeichnetes Trinkwasser liefernden Quellen und Bächen erwarten sollte. In einer Höhe von 1200 oder nach andern Messungen von 1400 Fuß hat die spanische Regierung das sogenannte Sanitarium Basileh (zwei Wegstunden von Santa Isabel) errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude ist, zu dem man, falls der Gouverneur (wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht) die Benutzung gestattet, die benötigten Lebensmittel selbst mitbringen muß. Ich möchte jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ein an der Westseite der Insel lebender englischer Missionar noch in 1500 Fuß Meereshöhe vom Fieber befallen worden ist.

Da es auf Fernando Po kein Gasthaus gibt, so wird für denjenigen, der längere Zeit dort verweilen will, die Beschaffung eines Absteigequartiers von dem guten Willen jener Leute abhängen, die etwas geräumigere Häuser besitzen und deren Kost auch nicht gar zu ärmlich ist. So kann man z. B. gegen vorher zu vereinbarende Bezahlung bei Vicente Lopez, Luis Lolin, Laureano Diaz da Cunha und Antonio Borghes Wohnung und Kost erhalten. Auch steht die spanische Mission in dem Rufe, ziemlich gastfrei zu sein.

Capitel VI.

Victoria und Bimbia.

(Mit Segelkutter von Fernando Po zur Ambas-Bucht. — Schwarze Seecapitäne. — Ein africanischer Tornado. — Der Götterberg bei elektrischer Beleuchtung. — Die schönste Scenerie von Westafrica. — Die englische Baptisten-Colonie Victoria. — Lage und Gesundheitsverhältnisse. — Die negativen Leistungen der englischen Mission. — Wieder einmal „civilisirte" Neger. — Die Cacao-Plantage der Mission. — Zu Fuß von Victoria nach Bimbia. — Der Bimbia-Busch, eine unbewohnte Wildnis. — König Williams Dorf, Moneys Dorf und Decullus Dorf. — Ein kräftiger, aber gewaltthätiger Menschenschlag. — Das Interregnum der neun Häuptlinge. — Ein wahres Regenloch.)

Der Zufall wollte es, daß grade an dem Tage, an welchem ich von Fernando Po abzureisen wünschte, zwei englische Dampfer dort einliefen, von denen der eine nach den Angaben des Capitäns und des Vertreters der Dampfergesellschaft um 4 Uhr nachmittags nach Kamerun fahren sollte. Als ich aber um 11 Uhr morgens dem spanischen Gouverneur meinen Abschiedsbesuch machte, sah ich den Dampfer bereits die schöne Bucht von Santa Isabel verlassen. Alle Beschwerden waren vergebens. Die reichliche Fracht, die ihnen während vieler Jahre an diesen Küsten geboten wurde, hat den englischen Capitänen den Kopf verdreht. Die ihnen anvertrauten Waren vernachlässigen sie und die ihnen anvertrauten Personen behandeln sie noch schlechter als die Waren. Die Woermannschen Dampfer sind frei von diesen Fehlern und genießen, obwohl bescheidener eingerichtet, ein unendlich viel größeres Vertrauen. Aber die noch immer bis zu einem gewissen

Grade bestehende Unregelmäßigkeit der Fahrten, die bei einem so jungen Unternehmen kaum zu vermeiden ist, bewirkt dennoch, daß die Kaufleute in mancher Hinsicht noch immer von den englischen Dampfern und dem guten Willen ihrer ebenso rohen wie ungebildeten Capitäne abhängig sind. Gelingt es Herrn Woermann, bei monatlichen Fahrten die bisher bloß auf dem Papier bestehende Regelmäßigkeit aufs strengste innezuhalten, so bezweifle ich nicht, daß jedermann seine Dampfer in aller und jeder Beziehung den übrigen vorziehen wird. Nach den letztveröffentlichten Fahrplänen würden die Woermannschen Dampfer auch Fernando Po anzulaufen haben. Bisher ist das nicht der Fall gewesen und wird auch vielleicht, da der Gedanke, auf Fernando Po eine deutsche Kohlenstation anzulegen, zu gunsten von Kamerun aufgegeben worden ist, überhaupt nicht zur Ausführung gelangen. Da aber die englischen Dampfer, zu deren Stationen Fernando Po gehört, neuerdings immer seltener Kamerun anlaufen, so fehlt es an bequemen Gelegenheiten, um, sei es von Fernando Po nach Kamerun, sei es von Kamerun nach Fernando Po zu gelangen. Von den wenigen bequemen Gelegenheiten wird im nachstehenden die Rede sein.

Als der wortbrüchige englische Capitän mir mit seinem Dampfer vor der Nase weggefahren war, sah ich mich nach einem Segelkutter um. Es ankerten davon zwei in der Bucht, die beide schwarzen Kaufleuten von Fernando Po gehörten. Nach langen Unterhandlungen und endlosem Umherlaufen gelang es mir, den einen zum Preise von 80 ℳ für die Fahrt nach der am Fuße des Kamerun-Gebirges gelegenen Ambas-Bai zu chartern. Mit mir fuhren Herr Rogozinski und 15 Kru-Leute, die uns bei der beabsichtigten Besteigung des großen Kamerun-Berges als Lastträger dienen sollten. Während die Vorbereitungen zu solcher Reise wegen der wahrhaft großartigen Schwerfälligkeit der Negernatur gewöhnlich ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen, brachte ich es durch Geld und gute Worte zustande, daß die Abfahrt noch auf den nämlichen Abend festgesetzt wurde.

Es war eine mondhelle aber leider ganz windstille Nacht, als wir gegen 11 Uhr abends die Anker lichteten. Am Ufer standen der liebenswürdige Vertreter des Hauses John Holt (ich hatte von dieser Firma ein ganzes Gebirge an Lebensmitteln und sonstigen Ausrüstungssachen erstanden) sowie einige Officiere des spanischen

Kanonenboots Ligera, die uns das Geleite gegeben hatten. Mit Benutzung langer Ruder und der ganz leichten Abendbrise gelang es der Schiffsbemannung, den Kutter aus der Bucht herauszubringen. Dann aber lagen wir die ganze Nacht, ohne wesentlich von der Stelle zu kommen, vor der herrlich bewaldeten Insel, deren elegante Bergformen sich im Mondlicht recht malerisch vom Horizont abhoben.

Die Bemannung des Kutters bestand aus vier in der katholischen Mission zu Gabun erzogenen und ein wenig spanisch sprechenden Bubis (Eingeborne von Fernando Po), von denen einer, dessen einziges Kleidungsstück die größten und unheilbarsten Wunden zeigte, sich „Capitano" nannte. Sein Name war „Shakespeare", und bei allen wichtigern Fragen, welche diese eigentümliche Seefahrt betrafen, pflegte er mit lauter Stimme den Rat des Herrn „Milton", eines nackten, tättowirten und weiß bemalten Wilden von unglaublich struppiger Frisur, einzuholen. Mit einer Laterne und dem halbzerbrochenen Compaß saß er ausdauernd am Steuer, mir nach und nach in dem Grade, wie ich ihn näher kennen lernte, mehr und mehr Vertrauen einflößend. Obwohl diese kleinen Segelschiffe unbeschreiblich schlecht ausgestattet sind, so ereignet sich doch nur selten ein Unglück, und man kann kaum behaupten, daß die schwarzen Capitäne, deren Wissenschaft sich vom Vater auf den Sohn vererbt, ihrer Aufgabe nicht gewachsen wären. Beim Steuern richten sich die Schwarzen nach einem auf die Compaß-Scheibe gelegten Streichholz. Bevor es dunkel wird, visiren sie nach dem Puncte, wohin sie gelangen wollen, legen das Holzstäbchen auf die Scheibe und steuern dann, auch nachdem es Nacht geworden ist, lustig drauf los.

Die 15 Kru-Leute waren auf Deck wie die Heringe zusammengepfercht; ich glaube sogar, sie schliefen in mehrern Etagen übereinander. Wir zwei blaßhäutige Menschen aber saßen plaudernd und schweren portugiesischen Wein mit Wasser vermischend in der hundestallähnlichen Kajüte, bis schließlich auch wir uns zu später Stunde auf den harten und unsaubern Boden niederstreckten. Als es Tag wurde und erfrischender Thee die Geister belebte, genossen wir noch immer, aber doch mit recht gemischten Gefühlen, den Anblick jener herrlich bewaldeten Bergkuppen, zwischen denen aus zahlreichen gemutmaßten, aber selbst mit unsern scharfen Ferngläsern nicht zu entdeckenden Lagern der wilden civilisationsscheuen

Bubis dicke Rauchsäulen emporwirbelten. „Komm, Brise!“ seufzten wir und sehnten die Schläuche des Odysseus herbei. Und endlich, nachmittags, kam sie und trug uns mit mildem Hauche jener bergigen Küste entgegen, deren gewaltige Riesenhäupter bereits durch einzelne Lücken zwischen den Wolken hindurchzuschimmern begannen. Bei sehr klarem Wetter kann man den großen Kamerun-Berg ganz deutlich von Fernando Po aus sehen, und diese Insel hinwiederum von Bimbia und Victoria aus. Meistens verhüllen jedoch Wolken und nebelschwangere Luft dermaßen die Aussicht, daß der Kamerun-Berg selbst bei der Insel Mondole und bei Victoria nur morgens und abends (oder in der Harmattanzeit auch am Tage) klar hervorzutreten pflegt.

Es mochte etwa eine Stunde vor der Dämmerung sein, als am südöstlichen Horizont eine Wolkenwand höher und höher heraufstieg, unten hellgrau, aber nach oben hin dunkler und dunkler werdend bis zum tiefsten Schwarz, das ich mich irgendwo in der Natur gesehen zu haben entsinne. Es gibt gewisse Schauspiele der Natur, in deren Anblick man sich versenken kann, bis man sich seiner eigenen Existenz kaum mehr bewußt ist. Wer hat nicht in lauer Sternennacht stundenlang zum Himmel emporgeschaut oder bei verzückendem Mondenlicht einen sommernächtlichen Walpurgistraum mit durcherlebt? O, daß doch im faustischem Stil die Beschreibung eines tropischen Ungewitters existirte! Würde der Altmeister unserer Literatur darin den unübertroffenen Ausdruck des Majestätischen und Kriegerischen, das Abbild einer Schlacht am Himmel entdeckt haben?

Mit vorgeschobenen Plänklern wälzt es sich namenlos großartig heran, als ob es gleich Attilas Scharen alles auf seinem Wege Befindliche zermalmen wollte. Zu beiden Seiten tauchen neue unheilschwangere Heersäulen auf, als ob das Meer und das kleine, auf seinen gekräuselten Wellen tanzende Schiffchen zu sicherer und sicherster Vernichtung umklammert werden sollten. Stumpfsinnige Naturen mögen kalt dabei bleiben, aber wer Sinn, Verständnis und ein wenig Phantasie hat, wird ein Grauen fühlen, eine Ahnung des Unendlichen, wie der Anblick des Sternenhimmels sie bietet, bloß von anderer, von wilderer Art. Man weiß, daß der Sturm mit Naturnotwendigkeit kommen muß, aber einstweilen herrscht in der aufmarschirenden Armee von Geistern und Kobolden eine Ruhe, eine Stille, die unheimlicher ist als der Sturm selbst.

Unsere Matrosen haben die beiden Segel gerefft, nur so viel Windfläche übrig lassend, als notwendig ist, um das Schiff unter dem Einfluß des Steuers zu halten. Eine halbe Stunde später beginnt es im Tauwerk zu knistern und zu klappern. Der Bann der totenhaften Stille ist gewichen. Kreischend fliegen weiße Möwen über die noch weißern Kämme der tintefarbenen Wogen. Schwere Regentropfen sausen uns vereinzelt um den Kopf. Auf dem engbegrenzten Verdeck des winzigen Schiffchens hantiren, die letzten Vorbereitungen treffend, schwarze Gestalten, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Alle Luken sind geschlossen, alles Bewegliche und Rollende ist festgebunden, als uns der erste Stoß trifft und mitsamt dem Schiffe kopfüber in die See schleudern zu wollen scheint. Mit aller Kraft mich festhaltend, lehne ich mich an den Mast und bewundere die schön gezackten Blitze, wie sie, einstweilen ohne Donner, das schwarze Firmament durchzucken. Stoß folgt auf Stoß, so lange der Tornado seine volle Kraft noch nicht erreicht hat. Dann aber rast er heulend mit ununterbrochener und stets gleichbleibender Wucht dahin, als ob das wilde Heer durch die Luft führe.

Trotz der geringfügigen Segelfläche fliegt die kleine Isabel, unser Schiffchen, gleich einem gescheuchten Vogel dahin, sodaß die am Bug sich brechenden Wellen bisweilen über die ganze Länge des Verdecks hinüberspritzen. Wüßte und fühlte ich nicht, daß ich auf festem Boden stehe, so müßte ich nach allem, was ich sehe und höre, bisweilen daran zweifeln. Denn nicht nur umsaust mich von unten und von oben kommend der aufspritzende Gischt, sondern ich sehe auch bald von rechts, bald von links, aber stets in gleicher oder größerer Höhe als derjenigen, auf welcher ich selbst stehe, den schwarzblinkenden Spiegel der Meeresfläche durch die Dunkelheit hindurchschimmern. Aber mögen auch andonnernde Wogen den Holzbau bedenklich erkrachen lassen, so hält sich die brave Isabella, über die schon mancher Sturm dahingegangen sein mag, doch ganz wacker, weit wackerer, als ich gedacht hätte.

Schwere, Erde und Meer erschütternde Donnerschläge verkünden ein neues Stadium des Unwetters und ein wolkenbruchartiger Platzregen treibt uns zwei Weiße in die abscheuliche Kajüte hinunter. Die Gewalt des Sturmes ist gebrochen, aber das Schiff ist, während oben alles in Nässe schwimmt und unten eine

erstickende Hitze herrscht, ungastlicher denn je. Eine halbe Stunde harre ich aus, dann duldet es mich unten nicht mehr, und hinaufsteigend atme ich mit vollen Zügen die frische, erquickende Luft, die der Tornado gekühlt und gereinigt hat. Noch herrscht eine undurchdringliche Finsternis, und doch genieße ich mit kurzen Unterbrechungen einen Anblick von so schauerlich großartiger Schönheit, daß, wie ich fest überzeugt bin, selbst die lebendigste Beschreibung keine auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermöchte. Das Ungewitter hat sich verzogen oder vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafricas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Teile zerspalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterbergs, der, während in dieser Secunde schwärzeste Finsternis alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den africanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte. Solche Täuschungen bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt.

Das seltsam fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde einen Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil davon für mein Vaterland zu retten. Noch waren es erst wenige Stunden her, seit ich aus Rogozinskis eigenem Munde die volle Wahrheit dessen erfahren hatte, was mir bis dahin unbekannt geblieben, daß nämlich ein großer Teil der Küste des Kamerun-Gebirges für Deutschland verloren sei. Triumphirend hatte mir der Pole den Gipfel gezeigt und gesagt „das ist englisch“. Mein Kopf brannte zum Zerspringen von fieberhaft sich tummelnden Plänen. Wenn der vaterlandslose Renegat Länder

erwerben und unter den Schutz einer europäischen Macht stellen durfte, warum konnte alsdann ich es nicht, der Deutsche! Die Mittel dazu besaß ich, die körperlichen Kräfte, die Energie; so mußte ich das nötige Talent mir auch zutrauen.

Aber eins war mir klar, daß ich, um nicht vielleicht, wenn auch unwissentlich, mehr Unheil anzustiften als Gutes, zuerst meine Landsleute in Kamerun sehen, von ihnen vollen Aufschluß erhalten und ihnen von meinem Vorhaben Kenntnis geben müsse. Die einmal verabredete und jedenfalls viel kostbare Zeit in Anspruch nehmende Besteigung des Götterbergs war mir jetzt, so sehr sie meinen persönlichen Ehrgeiz reizte, höchst ungelegen. Aber durfte ich zurücktreten? Unmöglich. Mein Wort mußte heilig gehalten werden, doppelt heilig dem Polen gegenüber, der sich bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch immer deutlicher als Deutschenfeind kundgab. Von einem Deutschen würde ich vielleicht in freundschaftlicher Weise das Uebereinkommen auflösen und mir mein Wort haben zurückgeben lassen. So wie die Verhältnisse lagen, ging das nicht mehr. Also schnell, wenn nicht weitere, bisher noch unberührte Gebiete, wenn nicht vielleicht das ganze Kamerun-Gebirge in fremden Besitz übergehen sollte!

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß niemals eine verhältnismäßig umfangreiche Expedition mit solcher Hast vorbereitet, mit solcher Hast vorwärts getrieben worden ist wie diejenige, deren sich Rogozinski und ich zur Besteigung des Kamerun-Berges bedienten. Ja, ich glaube, was mehr sagen will, behaupten zu dürfen, daß von jenem Augenblick an, als ich angesichts des blitzumleuchteten Götterbergs den Entschluß faßte, für einen immerhin sehr fraglichen Erfolg Leben und Gesundheit einzusetzen, daß von diesem Augenblick bis zu meiner Ankunft in Kamerun keine Stunde unnütz und unbenutzt verstrichen ist. Aus meiner in den nachfolgenden Capiteln wiedergegebenen Beschreibung der Besteigung wird der Leser die beinahe zur Wut sich steigernde Hast ersehen, mit der ich trotz aller Müdigkeit die Säumigen vorwärts trieb. Daß die kriegerischen Ereignisse, an deren Vorabend ich in Kamerun eintraf, mich 16 Tage lang dort festhielten, war nicht meine Schuld. Am 18. December langte ich, vom Gipfel des Götterbergs kommend, in Kamerun an, und schon am 3. Januar zog ich, von den Segenswünschen aller meiner Landsleute begleitet, wieder aus. Diesmal, wenn es auch zunächst nicht offen einge-

ſtanden werden ſollte, zur friedlichen Eroberung des Kamerun-Gebirges. Es würde zu weit führen, wenn ich darlegen wollte, welches Maß von Ueberredungskraft, welchen Aufwand an körperlicher und geiſtiger Energie es gekoſtet hat, ehe ich das Unternehmen überhaupt beginnen konnte.

Den Schwur, den ich in jener Tornado-Nacht auf dem kleinen Segelſchiffe geleiſtet hatte, glaube ich ganz und voll erfüllt zu haben. Auf meine Veranlaſſung haben die Commandanten deutſcher Kriegsſchiffe ſpäter noch andere Verträge zuſtande gebracht, aber die erſten Schutzverträge, acht an der Zahl, die überhaupt im Kamerun-Gebirge abgeſchloſſen wurden, ſind mein eigenes und perſönliches Werk geweſen. Als ich anlangte, triumphirten die Engländer und beſaßen die Deutſchen vom ganzen Kamerun-Gebirge und deſſen Umgebung bloß das eine Küſtendörfchen Bimbia, von wo aus nicht einmal Straßen ins Innere hineinführen. Aber zwei Monate ſpäter war die Hälfte des Kamerun-Gebirges mit Einſchluß der Hälfte des Gipfels und dem ganz kleinen Kamerun-Berge deutſches Colonialgebiet.

Noch erübrigte, ehe ich mich dem Gedanken an zukünftige Eroberungen ganz hingeben konnte, eine Kleinigkeit. Rogozinski und ich waren dahin übereingekommen, daß, ſo lange wir zuſammen reiſten, keiner von uns politiſche Abmachungen treffen dürfe. Aber ich wünſchte nicht, daß mein für ſpäter beabſichtigtes Vorgehen jemals irgendwelchen, wenn auch unbegründeten Mißdeutungen unterworfen werden könnte. Ich ließ daher Herrn v. Rogozinski zu mir bitten und ſagte zu ihm etwa folgendes:

„Ehe wir das verabredete gemeinſame Unternehmen beginnen, möchte ich zuvor noch einmal ausdrücklich und in aller Form erklären und feſtſtellen, daß ich, ſobald wir uns getrennt haben, alles, was Menſchenmöglichkeit iſt, thun, daß ich mein Leben und meine ganze Kraft dafür einſetzen werde, um Ihr Vorgehen lahm zu legen, um Ihre Abmachungen, falls ſich dieſelben als rechtswidrig erweiſen ſollten, rückgängig zu machen und den meinem eigenen Vaterlande gebührenden Einfluß zur Geltung zu bringen.“

Rogozinski erwiderte mit vergnügtem Lächeln, daß ich mich täuſche, wenn ich glaube, daß von deutſcher Seite überhaupt noch irgend etwas gethan werden könne. Er, der die Verhältniſſe kenne, verſichere mir, daß es zu ſpät ſei.

Meine Antwort war bloß: Qui vivra verra.

Zu längerer Unterredung hätten wir überhaupt keine Zeit mehr gehabt, denn das durch die ägyptische Finsternis sehr erschwerte Steuern des sich mit vollen Segeln den nur undeutlich erkennbaren Felseninseln der Ambas-Bucht nähernden Schiffes nahm jedermanns Aufmerksamkeit in Anspruch. Von mehrern Seiten her tönte der dumpfe Donner der aufrollenden Brandung herüber und es war klar, daß, wenn unser Schiff irgendwo auf den Felsen aufstieß, binnen kürzester Zeit nichts mehr von ihm und seinen Insassen übrig gewesen sein würde. Aber die Falkenaugen unseres würdigen Capitäns erspähten zwischen der Ambas-Insel und der Insel Mondole die richtige Durchfahrt, und als kurz vor Mitternacht der Anker fiel, befanden wir uns höchstens eine halbe Seemeile vor dem am Strande von Mondole gelegenen Häuschen Rogozinskis. Von jener Richtung her, wo Victoria lag, klang der schrille Ton einer Dampfpfeife zu uns herüber, die, wie mir Rogozinski erklärte, bloß einem deutschen Kanonenboot oder einem kleinern Woermannschen Dampfer angehören konnte. Ein eigentümliches Gefühl durchzuckte mich, als ich bedachte, daß ich, während in allerdichtester Nähe deutsche Herzen schlugen, im Hause des Polen, des Deutschenfeindes, übernachten solle. Aber ging es anders? Und war nicht Rogozinski mitsamt allen seinen Leuten auch mein Gast gewesen auf dem von mir gecharterten Schiffe? Warum sollten politische Beweggründe einen freundlichen Verkehr mit dem liebenswürdigen, gebildeten und unterhaltenden Manne verhindern? Wenn Rogozinski mit den in Kamerun lebenden Deutschen in persönliche Fehde geraten war, so war das seine und deren Sache, aber nicht die meinige. Und wie auch hätte ich urplötzlich mein Benehmen einem Manne gegenüber ändern können, den ich durch Zufall kennen gelernt hatte, ohne recht zu wissen, wer er war und wie er meinen Landsleuten gegenüberstand.

Es war keine leichte Sache, an Land zu gelangen. Denn da Rogozinski zur Zeit kein seetüchtiges Boot besaß, so mußten wir uns in dunkler Nacht bei aufgeregter See und in einem von Haifischen wimmelnden Gewässer einzeln einem von unserm Schiffe aus ins Wasser gelassenen halsbrecherischen Canoe anvertrauen, dessen Breite selbst zur Aufnahme eines schmächtigen Mannes kaum ausreichte und das durch die leiseste unbedachte Bewegung zum Umschlagen gebracht worden wäre. Die ganze Ausschiffung nahm

mehrere Stunden in Anspruch. Dann aber streckte ich mit unbeschreiblichem Behagen die müden Glieder auf einem Lager aus, das zum wenigsten sehr viel besser war als dasjenige der vorhergehenden Nacht.

Die von Mondole aus sich darbietende Scenerie, wie ich sie am folgenden Morgen bewundern sollte, ist die schönste, die ich in Westafrica, und eine der schönsten, die ich überhaupt irgendwo auf der Erde gesehen habe. Wahrhaft märchenhaft ist der Blick auf alle die herrlich bewaldeten, in unendlicher Mannigfaltigkeit der Umrisse sich abzeichnenden Berge, die von den Riesenkegeln des großen und des kleinen Gipfels überragt werden. Das in der Bucht von Santa Isabel auf Fernando Po sich darbietende Bild, welches mehrfach das schönste von ganz Westafrika genannt worden ist, kann nicht im entferntesten hiermit verglichen werden. Allerdings will ich nicht unerwähnt lassen, daß man in Westafrica in Bezug auf außergewöhnliche Landschaftsbilder durchaus nicht verwöhnt wird. Der hübschen Scenerieen gibt es allenthalben und ganz außerordentlich viele, aber die schönen, die sich unvergeßlich in das Gedächtnis eingraben, sind auf jenes vulkanische Gebiet beschränkt, das sich vom Kamerun-Gebirge aus über Fernando Po, S. Thomé, Principe und Annabom bis weit in den Atlantischen Ocean hinein erstreckt und von dem man bisher noch nicht weiß, ob es nach der hinter dem Kamerun-Gebirge folgenden Unterbrechung auch im Innern von Africa noch eine Fortsetzung findet.

Nach rechts hin wird das von Mondole aus sich darbietende Landschaftsbild durch die ein ununterbrochenes Waldland (den sogenannten Bimbia-Busch) darstellenden mittelhohen Berge des deutschen Bimbia-Gebiets abgeschlossen. Von gradeaus leuchten über niedrigem, aber von einem Gewirr hübschbekleideter Hügel überragten Strande die weißschimmernden Dächer von Victoria herüber. Nach links sich wendend erkennt man die braunen Negerhütten von Bota und ist überrascht durch die ganz seltsamen und beinahe abenteuerlichen Formen der weit ins Meer hinein vorgeschobenen Bubia-Felsen. Es sind das etwa ein Dutzend steil aufsteigender, teils pflanzenloser, teils mit Bäumen und Buschwerk bestandener Felseninseln, von denen die größte, sich 40 Meter hoch über den Meeresspiegel erhebende äußerst dicht bevölkert ist. Bloß ein einziger schlüpfriger Pfad führt an steilen Abgründen vorbei zu dem auf dem Gipfel gelegenen Dorfe. Der Besuch ist lebensgefährlich, und nur

zu häufig verunglücken sogar Eingeborne, die mit Lasten beladen nicht ganz genau jeden Schritt und jeden Tritt voraus bedacht haben. Die hohe und mit dichtem Walde bestandene Ambas-Insel ist jetzt völlig unbewohnt, nachdem die frühern sehr zahlreichen Bewohner sich teils infolge von Hexenprocessen gegenseitig vergiftet, teils die Insel selbst für behext haltend andere Wohnsitze aufgesucht haben. Die größere, bis zu 240 Fuß über den Meeresspiegel ansteigende Insel Mondole mag etwa 50 Bewohner zählen, die zu zwei Göttern beten, nämlich zum Wassergott Dschengo und zum Waldgott Nganga. Das Wasser war an den sanft abfallenden, aber steinigen Gestaden von Mondole spiegelklar, und da sich Haifische niemals in seichtes Wasser verirren, so wagte ich es mehrmals, wenn auch nicht ohne eine gewisse Beklemmung, dort zu baden.

Die Ambas-Bai, deren Ufer zum größern Teil, wenigstens einstweilen und vorläufig, in englischen Besitz übergegangen sind, ist landschaftlich die von der Natur am reichsten ausgestattete Strecke der ganzen westafricanischen Küste. Aber ob ihr als Anlege- und Ankerplatz größerer Schiffe diejenige Bedeutung zukommt, welche ihr früher zugeschrieben wurde, dürfte eher zu bezweifeln sein. Schiffe vom Tiefgang der „Möwe“ können allerdings allenthalben zwischen dem Festlande und den Inseln Ambas und Mondole in sehr geschützter und angenehmer Lage ankern, aber für größere Postdampfer oder Kriegsschiffe vom Tiefgang des „Bismarck“ hat das schon seine Schwierigkeit, und ich glaube, daß die Capitäne solch großer Schiffe, wenn sie die Wahl hätten, doch stets den Ankerplatz im Kamerun-Fluß, d. h. zwischen Cap Suellaba und Cap Kamerun, vorziehen würden.

Die englische Baptisten-Colonie Victoria liegt an der innern Seite einer weit ins Land hinein einschneidenden Bucht. Obwohl aus dem sandigen Strand mehrere Felsen (und auch das Wrack jenes Segelschiffes, auf dem Rogozinski zuerst hierherkam) hervorragen, so ist das Landen im Boote dennoch sehr leicht, da die Brandung hier kaum in Betracht kommt. Uebrigens bringen es die Strömungsverhältnisse mit sich, daß man in sehr viel kürzerer Zeit den Weg von Mondole nach Victoria zurücklegt, als umgekehrt. Das Landschaftsbild von Victoria ist eins der schönsten, die ich irgendwo in den Tropen gesehen zu haben mich entsinne. Rings umher vom herrlichsten Pflanzenwuchs umkleidete,

von Waſſer umrauſchte Hügel; im Hintergrunde die bläulichen Rieſen des Kamerun-Gebirges und ein wenig nach Norden ein kleiner Fluß, der, beſchattet von Palmen, von Cacaobäumen und allerlei übergeſunden Vertretern des Urwaldes, ſeine kryſtallklaren Gewäſſer rauſchend über ſchwarze Geröllſteine dahingleiten läßt. Obwohl die ganze Umgebung rechts, links und im Hintergrunde bergig-hügelig iſt, ſo liegt doch Victoria ſelbſt ziemlich niedrig und iſt infolge deſſen trotz ſeines ausgezeichneten, gradeswegs aus den Bergen kommenden Trinkwaſſers einer der ungeſundeſten Puncte an dieſer Küſte. Herr Stehr, der Verwalter der Woermannſchen Factorei, litt, als ich nach Victoria kam, um mir aus ſeinem Magazin noch allerlei Lebensmittel und Decken für die Beſteigung des Kamerun-Berges auszuſuchen, an einem ſchweren Schüttelfroſt, und auch unter den Schwarzen habe ich nirgendwo ſo viele Fälle von Wechſelfieber beobachtet, wie grade hier.

Die am äußerſten Südende des kleinen Ortes gelegene Woermannſche Factorei iſt die einzige von ganz Victoria, und obwohl die ſchwarzen, chriſtliche Pſalmen ſingenden und doch auch wieder Fetiſchdienſt treibenden Engländer in Bezug auf ihren ganzen Lebensunterhalt davon abhängen, ſo ſcheint ihnen doch das Wehen der deutſchen Flagge ein Dorn im Auge zu ſein, und wenn nicht ihre ureigenſten Magen-Intereſſen allzu eng mit denjenigen der Factorei verwachſen wären, ſo würden ſie derſelben ganz gewiß ſchon den Garaus gemacht haben. Auch ſo, wie die Verhältniſſe liegen, wollen die elenden und erbärmlichen Chicanen gar kein Ende nehmen, ſodaß der Woermannſche Hauptagent in Kamerun ſchon mehrfach mit dem Gedanken umgegangen iſt, die Factorei ganz von Victoria zurückzuziehen.

Weit ſtattlicher als die Woermannſchen Gebäude ſind diejenigen der engliſchen Miſſion (darunter eine recht hübſche Kirche), bei denen ja auch, da die Baptiſten ſehr reichliche Geldmittel aus England beziehen, nicht ſonderlich geſpart zu werden brauchte. Von dem Ausſehen der übrigen Häuſer Victorias gilt dasſelbe wie von ſeiner Bevölkerung: die Victorianer kann man weder wilde noch auch civiliſirte Menſchen nennen und der Ort ſelbſt iſt weder ein Negerdorf noch eine civiliſirte Stadt. Mit ſeinen 200 bis 300 Einwohnern erinnert Victoria noch am eheſten an Monrovia in Liberia oder an Santa Iſabel auf Fernando Po. Ebenſo wie in Monrovia, nur in noch weiterm Umfange, iſt der

größte Teil des Ortes ein wilder, von grasenden Kühen, Ziegen und Schweinen als Weideplatz benutzter Ort. Seitdem ich nun von Bonny die Nachricht mitgebracht hatte, daß der englische Consul Hewett binnen kurzem eintreffen werde, machte man sich daran, dieses Buschwerk zu lichten, d. h. man hieb es nieder, ohne aber das verdorrende Gestrüpp von der Stelle zu räumen. Den höchst eigentümlichen Charakter des Ortes und seiner Bewohner wird man bloß verstehen, wenn man sich die Geschichte der Entstehung Victorias ins Gedächtnis ruft, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Ort, weil von Missionaren gegründet, einen ganz besondern Anspruch auf die allgemeine und allseitige Anerkennung seiner Heiligkeit zu haben glaubt. Da die Sache in frühern über Kamerun handelnden Werken sehr eingehend dargestellt worden ist, so will ich sie bloß ganz vorübergehend erwähnen. Der englische Missionar Saker, der ein sehr tüchtiger Mensch gewesen sein soll, siedelte, durch die Unduldsamkeit der spanischen Regierung von Fernando Po vertrieben, mitsamt seiner ganzen, aus allen Teilen Westafricas zusammengewürfelten Gemeinde (unter der sich aber gar keine Eingebornen von Fernando Po befanden) nach Victoria über, nachdem er das Land um einen Spottpreis von den bisherigen Besitzern erstanden hatte.

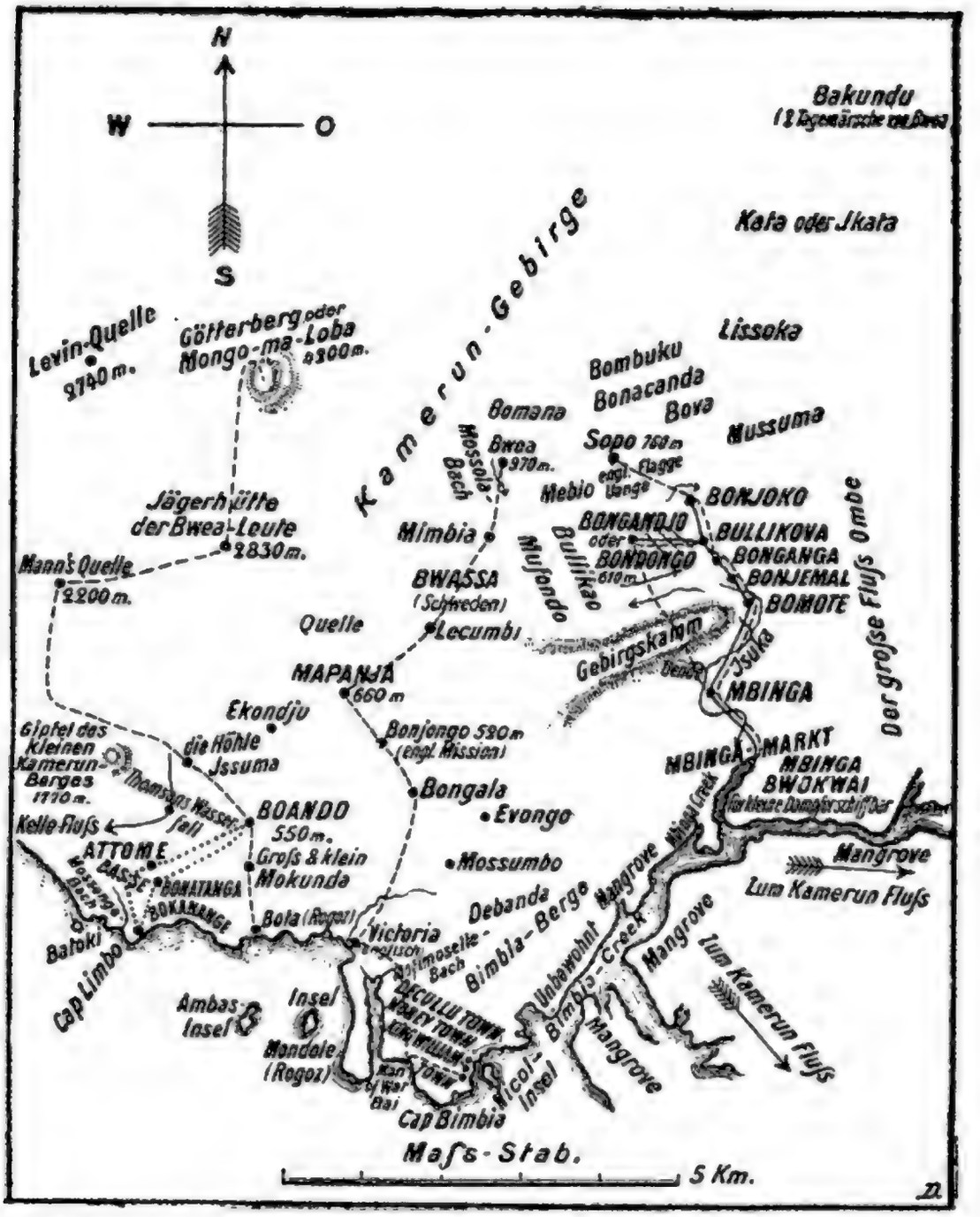
Daß die Mission, welcher der Ort seine Entstehung verdankt, hier in aller und jeder Beziehung die erste Rolle spielt und so zu sagen allmächtig ist, erscheint ganz natürlich. Was aber hat diese Missionsgesellschaft, die ja auch in König Bells Stadt, in König Acquas Stadt, in Bakundú u. s. w. Stationen besitzt, bisher geleistet? Mit Hülfe der reichlichen aus England gesandten Geldmittel führen Missionare und Missionarinnen ein faules und in einzelnen Fällen, die ich aus Gründen, welche man verstehen wird, nicht näher aufzählen will, ein gradezu anstößiges Leben. Die Erfolge sind gleich Null und die nach Hause gesandten Berichte eine großartige Täuschung, um nicht zu sagen, ein großartiger Betrug. In einem Artikel des „Daheim" (1884 Nr. 51), der sich mit Kamerun beschäftigt, wird auch der neu angelegten Missionsstation Bonjongo gedacht. Hat man das einzige dort stationirte Missions-Individuum (einen Schwarzen) persönlich kennen gelernt, so kommt einem diese Beschreibung wie der bitterste Hohn vor. Womit die Mission sich in ihren Mußestunden beschäftigt, weiß ich nicht, aber so viel ist sicher, daß es in Bonjongo zur

Zeit keinen einzigen Christen gibt. In Victoria allerdings gibt es Christen, aber — man verzeihe mir die Sünde — wären sie doch nur Heiden geblieben! Eine Gesellschaft, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrica kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso in Schwung wie früher. Das Christentum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich" nennen — im Verein mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß.

Die Mission von Victoria hat im vollsten Gegensatz zu dem ebenso großartigen wie lobenswerten Beispiel der Baseler Missions-Gesellschaft niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht, die Eingebornen sei es zu nützlicher Thätigkeit, sei es zu einer sittlich höhern Stellung heranzuziehen. Das einzige, was sie den Schwarzen beibrachte, war, Kirchengesänge abzuleiern und sich für sehr vorzügliche Menschen zu halten. Diese Vorzüglichkeit hindert aber nicht, daß die Victorianer über ihrem Monopol des Zwischenhandels mit den Eingebornen fast noch eifersüchtiger als alle übrigen Küstenbewohner wachen. Alle Schwarzen sind ja schon ohnehin faul genug, kommt aber nun erst der Einfluß einer solchen Mission hinzu, so halten sie es schon fast für eine Beleidigung, wenn man ihnen von Arbeiten spricht. Und nun erst die Sonntagsheiligung. Am Vorabend der auf die Besteigung des Kamerun-Berges abzielenden Reise hätte ich gern einen Alpenstock gekauft, von denen, als ich danach fragte, eine ganze Anzahl im Nebenzimmer standen. Aber die Leute erwiderten mit jener zur Schau getragenen Kirchlichkeit, die der nicht von Herzen kommenden Frömmigkeit anhaftet: „Wir können nicht, um ein paar Schillinge zu verdienen, gegen Gottes heiligste Gebote handeln." Sonntags wird weder Trink- noch Waschwasser aus dem doch in allernächster Nähe vorbeifließenden Flüßchen geholt. Man trinkt eben altes Wasser und wäscht sich überhaupt nicht. Den ganzen lieben langen Tag werden Hymnen geplärrt. Wie man sich einbilden kann, daß dieser elende Lärm Gott besonders wohlgefällig sein könne, ist schwer einzusehen.

Karte des Kamerun-Gebirges.

(Nach eigner Zeichnung des Verfassers.)



Erläuterungen: Mit den durch GROSSE BUCHSTABEN ausgezeichneten Ortschaften sind von deutscher Seite Schutzverträge abgeschlossen worden.

——— Reisen des Generalconsuls Dr. Nachtigal.

..... „ „ Capitäns z. S. Karcher v. S. M. S. Bismarck.

– – – – – – „ „ Berichterstatters der Kölnischen Zeitung, Hugo Zöller.

Digitized by Google

So lange Victoria noch nicht unter die Oberhoheit einer europäischen Macht gelangt war, fungirte die Mission dort als höchste Obrigkeit. Seit aber (im August 1884) der Capitän des Kanonenboots „Forward" die englische Flagge gehißt hatte, gelangte der schon von früher her bestehende „Court of Equity", dessen sämtliche Mitglieder Schwarze sind, zu immer größerm Ansehen. Verwaltung und Rechtspflege wurden von diesem seltsamen Gerichtshof ohne weiteres in Anspruch genommen, was sich um so drückender fühlbar machte, weil es andere Einnahmen der kleinen Colonie als die aus den auferlegten Geldbußen herrührenden nicht gab. Es bedarf wohl kaum noch des Zusatzes, daß dergleichen Geldbußen so hoch und so ungerecht wie nur möglich festgesetzt wurden. Der schwarze Herr Brew, früherer Woermannscher Commis und jetzt Präsident des Gerichtshofes, sowie sein noch dreisterer Secretär, der niemals zimmernde Zimmermann Wilson, förderten verschiedene Maßnahmen und Entscheidungen zutage, die sogar dem meistens am Niger lebenden englischen Consul Hewett weder als Muster von Weisheit noch von Gerechtigkeit erscheinen konnten. Schon als ich Herrn Hewett in Bonny kennen lernte, sagte er mir, daß demnächst in Victoria Wandel geschaffen werden müsse, wenn nicht eine heillose Verwicklung die Folge sein solle. Thatsächlich ist denn auch neuerdings, nachdem der auch von den Deutschen hochgeachtete Consul Hewett aus Gesundheitsrücksichten nach Europa hat zurückkehren müssen, sein Nachfolger, der Consul White, zum Gouverneur und Rogozinski zum Civil-Commissar von Victoria ernannt worden.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß, obwohl Herr Brew über Victoria eine alte englische Flagge wehen läßt, dennoch von den Deutschen gerechtfertigte Ansprüche auf das ganze Gebiet geltend gemacht werden. Diese Ansprüche gehen von den später zu erwähnenden, unter deutschem Schutze stehenden Bimbia-Leuten, den Nachfolgern des verstorbenen Königs William, aus, die vollkommen rechtsgültig das Gebiet von Victoria als ihnen unterstehend und zugehörig erklären und den Beweis erbringen, daß sie nicht nur niemals diese ihre Rechte abgetreten haben, sondern daß dieselben sogar in einem noch vorhandenen schriftlichen Vertrage von den englischen Behörden anerkannt worden sind.

Victoria würde behufs Abrundung unseres Besitzes für uns

einen weit größern Wert haben als für die Engländer. Jedenfalls wird den mancherlei Unthaten des „Court of Equity“ oder des „Royal Court of Victoria“, wie er sich später zu nennen beliebte, ein Ziel gesetzt werden müssen. Nicht nur, daß für deutsche Unterthanen bestimmte Waren gewaltsam zurückgehalten, daß deutsche Unterthanen bedroht, daß vom Generalconsul Dr. Nachtigal an mich gerichtete Briefe unterschlagen wurden, sondern man hat sich nicht entblödet, bloß aus dem Grunde, weil das Woermannsche Geschäft am ersten Weihnachtstage nicht geöffnet gewesen sei, ausschellen zu lassen, daß, wer fernerhin die Factorei besuche, zwei Pfund Sterling Strafe zahlen müsse. Es mag seltsam erscheinen, daß, während doch deutsche Kriegsschiffe in genügender Anzahl in der Nähe waren, ein Gemeinwesen von 200—300 Seelen, unter denen allerhöchstens 50 waffenfähige Männer sind, sich solcher Dinge erdreistete. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß die Neger sich einbilden, unter dem Schutz und Deckmantel der englischen Flagge dürften sie ungestraft jede nicht grade gegen England selbst gerichtete Schand- und Gewaltthat begehen. Thatsächlich kann auf englischem Gebiete nicht vorgegangen werden wie auf deutschem oder neutralem. Wie aber, wenn englische Beamte die Hände in den Schoß legen und sich durch diese passive Haltung zu Mitschuldigen der Neger machen? Der Weg der über London gehenden Beschwerde ist weit und langwierig, um so langwieriger, wenn man nicht grade auf ein Uebermaß an gutem Willen zu rechnen hat.

Ihrer Herkunft und Geschichte zufolge sollten die Leute von Victoria den Liberianern und den Sierra-Negern ziemlich ähnlich sein. Sie alle stammen von befreiten Sklaven ab, ihnen allen ist mit einem großen Aufwande von Geld, Mühe und Scharfsinn die Ueberzeugung eingepfropft worden, daß sie zum wenigsten eben so gut seien wie die Weißen, vielleicht sogar besser. Thatsächlich besteht aber bei aller Aehnlichkeit zwischen Liberianern, Sierra Leone-Negern und Victorianern doch ein ziemlich weitgehender Unterschied. Die Liberianer leiden wahrlich nicht an übergroßer Bescheidenheit, aber die traurigen Schicksale des von keiner civilisirten Macht über Wasser gehaltenen Staatswesens haben den Größenwahnsinn denn doch nicht bis zu jener Höhe gedeihen lassen wie bei Sierra Leone-Negern und Victorianern. Und dann sollte man auch niemals vergessen, daß die Liberianer bloß einen ver-

ſchwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung von Liberia darſtellen, daß der größte Teil des Landes — und darauf beruht ſein ungeheurer Wert für die Cultur Africas — von dem fleißigſten, kräftigſten, willigſten und brauchbarſten unter allen Völkerſtämmen des ſchwarzen Erdteils bewohnt wird. Die Sierra Leone-Neger hinwiederum mögen eben ſo große Halunken ſein wie die Victorianer, aber zum Entgelt dafür ſind ſie geſchickter, gebildeter und wohl auch ein bißchen fleißiger.

Eine faulere und heuchleriſchere Sippe dagegen, als dieſe Victorianer es ſind, dürfte in Weſtafrica kaum mehr wiederzufinden ſein. Die Leute leben vom Zwiſchenhandel zwiſchen den europäiſchen Factoreien und den ölerzeugenden Binnenländern. Auf dieſes ihr Vorrecht als Zwiſchenhändler ſind ſie eben ſo eiferſüchtig wie alle übrigen Küſtenbewohner. Auch kommt es irgend einer beſonders heiligen Stütze der Kirche eben ſo wenig darauf an, ſchwarze Mädchen zu verkaufen, wie jedem beliebigen Heiden-Häuptling des Gebirges. Bloß die Form muß gewahrt werden. So darf z. B. in die Colonie Victoria kein Branntwein eingeführt werden außer Anis-Schnaps, den man ſich die Miene gibt eben ſo wenig als Branntwein anzuſehen wie die Türken den Champagner als Wein. Als es nun aber galt, mein Vordringen ins Gebirge (das die Leute vielleicht um ihren Handel beſorgt machte) zu hemmen, da war auf einmal auch betreffs aller übrigen Branntweinarten der Bann gebrochen und die Heiligſten der Heiligen konnte man damals in großen Maſſen Rum und Genever zum Gebirge hinaufſchleppen ſehen. So wenig achtungswert die Victoria-Leute ſein mögen und ſo ſehr ſie überall gehaßt werden, ſo imponiren ſie dennoch den Bakwiri-Stämmen des Gebirges, denen vielleicht das in Victoria angeſammelte Maß von Cultur als etwas ganz Außerordentliches erſcheinen mag. Dazu kommt, daß alle Victorianer die Bakwiri-Sprache verſtehen und ſprechen, ſodaß, trotzdem man ſie nirgendwo gern ſieht, ihr Einfluß auf die Gebirgsbewohner doch nicht zu gering angeſchlagen werden darf.

Dem Europäer fällt es, nicht im Anfange, wohl aber auf die Dauer, recht ſchwer, mit ſolch „civiliſirten und gebildeten“ Negern zu verkehren. Man kann ſie weder als Weiße noch als anſpruchsloſe Schwarze behandeln. Sie ſelbſt legen ſehr viel Wert darauf, „coloured ladies“ und „coloured gentlemen“ zu ſein. Aber wie verhält ſich zu dieſen Anſprüchen ihr Betragen?

Nachstehend ein Beispiel, von dem ich Zeuge war. Die Tochter einer der angesehensten Victorianer belästigt lange Zeit bettelnd einen Kaufmann. Als diesem endlich die Geduld reißt, kehrt sie die Dame hervor, der man Rücksicht schulde. Und als sie auch damit kein Glück hat, steht sie eine halbe Stunde lang laut schimpfend und fluchend vor der Thür.

Die Häuser von Victoria gleichen denjenigen aller übrigen Neger dieser Küste, nur mit dem Unterschiede, daß die kleinen Gehöfte von einem hölzernen oder steinernen Zaun eingeschlossen werden und daß die innere Ausstattung an Betten, Stühlen, Tischen u. s. w. die Macht und lange Dauer des europäischen Einflusses verrät. Auch zeichnen sich die Victorianer durch einen verhältnismäßig großen Reichtum an kleinem, wohlgenährten, aber beinahe gar keine Milch gebenden Rindvieh und an unansehnlichen Ziegen und Schafen aus. Sie legen großen Wert auf diesen Besitz, sodaß, wenn man Ochsen oder Ziegen kaufen will, sehr hohe Preise gezahlt werden müssen. Die Kleidung der Leute ist diejenige der niedern Classen der Neger in den Vereinigten Staaten und in Liberia; aber wohlverstanden werden Sonntags auch hier federgeschmückte Hüte, bunte Kattunkleider und europäische Stiefel von ganz außergewöhnlichen Maßverhältnissen zur Schau getragen. Die allgemeine Umgangssprache ist ein sehr schlechtes Englisch, und auch in Bezug auf Clubs, Bälle und dergleichen werden so viel als thunlich englische Vorbilder nachgeahmt. Der Weiße erhält von solchen Dingen bloß dadurch Kunde, daß man ihn anbettelt. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Victoria gab es dort nur drei Weiße, nämlich einen Kaufmann, eine Missionarin und einen blutjungen Missionar; den englischen Consul und Herrn Rogozinski, die bloß zeitweilig nach Victoria kommen, kann man natürlich nicht zu den Bewohnern rechnen.

Ackerbau wird von den Victoria-Leuten bloß in sehr beschränktem Maße getrieben. Am meisten interessirte mich eine der englischen Mission gehörige, jenseit des oben erwähnten Flüßchens gelegene, trotz der mangelnden Pflege äußerst üppige und reichen Ertrag liefernde Cacao-Plantage. Der vulcanische Boden dieses trefflich bewässerten Landes scheint grade für diese Cultur, die unter allen tropischen Pflanzungsarten die einträglichste ist, besonders geeignet zu sein. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich nicht Fernando Po und das Kamerun-Gebirge als die fruchtbarsten,

zum Plantagenbau am besten geeigneten Teile von ganz Westafrica erweisen sollten.

Von Victoria nach Bimbia kann man bei tüchtigem Marschiren zu Lande in 3 3/4 Stunden und bei gutem Wetter zur See (im Ruderboot) in etwas kürzerer Zeit gelangen. Aber da der unbewohnte und dicht bewaldete Küstensaum von weit ins Meer hinaus vorspringenden Felsen starrt, so ist die Bootfahrt bei einigermaßen schlechtem Wetter ein kleines Wagnis, wie denn auch die Küstendampfer diese Strecke niemals nachts, sondern bloß am Tage zurücklegen. Auch der Landweg bietet einigermaßen größere Schwierigkeit, als man nach den 3 3/4 Stunden, die man dazu benötigt, mutmaßen sollte. Man bedarf dazu jedenfalls eines kräftigen Dieners, um sich über die zahlreichen kleinen Moräste und Wasserläufe hinübertragen zu lassen, und außerdem, wenn man nicht ganz genau die Wege kennt, eines Führers. Die teils stehenden, teils fließenden Gewässer, über die man sich hinübertragen zu lassen pflegt, beschränken sich auf die flache oder wenigstens bloß ganz sacht ansteigende und sich wieder senkende Wegstrecke zwischen Victoria und der fjordähnlich ins Land hinein einschneidenden Kriegsschiff-Bucht. Wir überschritten dort nicht weniger als vier bis fünf Bäche mit schönem krystallklaren Wasser, die sich alle in die Kriegsschiff-Bucht ergießen. Mein Führer versicherte mir, daß mit Benutzung dieser Bäche mittelgroße Canoes ohne Schwierigkeit und in viel kürzerer Frist als zur See von Victoria aus zur Kriegsschiff-Bucht (Man-of-war-Bay) gebracht werden könnten. Ist dem wirklich so, so würde das zwischen Victoria und der Kriegsschiff-Bucht gelegene Land, welches auf den Karten als Halbinsel eingetragen ist, als Insel zu betrachten sein. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß bloß das von den Anhöhen herniederrieselnde Wasser frisch und trinkbar war, während die alle niedrigern Stellen des Weges einnehmenden stehenden Gewässer brackisches Wasser enthielten.

Die Vegetation bestand bis zur Kriegsschiff-Bucht ausschließlich aus Mangrove-Dickicht, Pandanus-Arten und vereinzelten Oelpalmen. Aber inmitten dieser unerquicklichen, keinerlei Aussicht oder Ueberblick gestattenden Scenerie schien sich ein ziemlich reiches Tierleben zu entfalten. Zahllose Krabben hatten noch zahllosere Löcher in den feuchten Boden gegraben, Hunderte von Lachtauben

ließen ihren melancholiſchen Ruf ertönen, auf Schritt und Tritt begegneten wir den ſeltſamſten (einer umgeſtürzten und etwa zwei Fuß hohen Vaſe gleichenden) Termitenhaufen, die ich jemals geſehen habe, und die in ſolcher Menge eine wahre Landplage bildenden Ameiſen zwangen uns jeden Augenblick, über ihre langgeſtreckten Heerzüge hinüberzuſpringen. Die Kriegsſchiff-Bucht, welche mitſamt dem Bächlein Moſimoſelle nach Victoria hin die Grenze des deutſchen Bimbia-Gebiets bildet, beſteht eigentlich aus zwei Buchten, einer ziemlich breiten äußern und einer ſchmalen langgeſtreckten innern.

Während die eben erwähnten Bachbetten, wo überhaupt anſtehender Fels zutage trat, vulcaniſches Geſtein zeigten, wird an der Victoria-Seite die äußere Bucht der Kriegsſchiff-Bai von etwa 60 Meter hohen ſenkrechten Abſtürzen von rotem Thon eingefaßt. An der Bimbia-Seite kann man unter dem ſchattigen Laubdach uralter Rieſenbäume bis dicht ans Waſſer herantreten. Das Landſchaftsbild, wie die ſchönen Bäume, das blaue Meer und die einem Landſee gleichende Bai es darbieten, iſt hübſch, würde aber wahrſcheinlich großartig ſein, wenn nicht durch die obenerwähnten Abſtürze die ohnehin meiſt in Wolken und Nebel gehüllten Gipfel des Kamerun-Gebirges verdeckt würden.

Zwiſchen der Kriegsſchiff-Bucht und Bimbia türmt ſich mit deutlich erkennbarem Grat oder Kamm, über den drei von der See her ebenfalls deutlich erkennbare Päſſe hinüberführen, ein dichtbewaldetes Gebirge empor, das bei den an dieſer Küſte lebenden Europäern unter dem Namen „Bimbia-Buſch“ bekannt iſt. Dieſes Gebiet ſoll ſehr reich an kleinen ſchwarzen Affen und anderm Wild, aber trotz augenſcheinlicher Fruchtbarkeit, mit Ausnahme der allernächſten Umgebung von Bimbia, völlig unbewohnt ſein. Auch habe ich trotz aller Mühe, die ich mir in dieſer Hinſicht gegeben, bloß einen einzigen, quer hindurchführenden Weg ausfindig machen können, nämlich den obenerwähnten von Victoria aus. Ob es thatſächlich von Bimbia aus keine directen Wege nach ſolchen Orten wie Evongo, Boana, Bongala, Bonjongo, Lecumbi u. ſ. w. gibt oder ob dieſe Wege von den um ihre Handelsintereſſen beſorgten Eingebornen geheim gehalten werden, habe ich nicht ausfindig machen können. Mir ſelbſt wäre viel daran gelegen geweſen, wenn die Häuptlinge von Bimbia, die ich zu dieſem Behuf zu einer Verſammlung zuſammenberief, mir

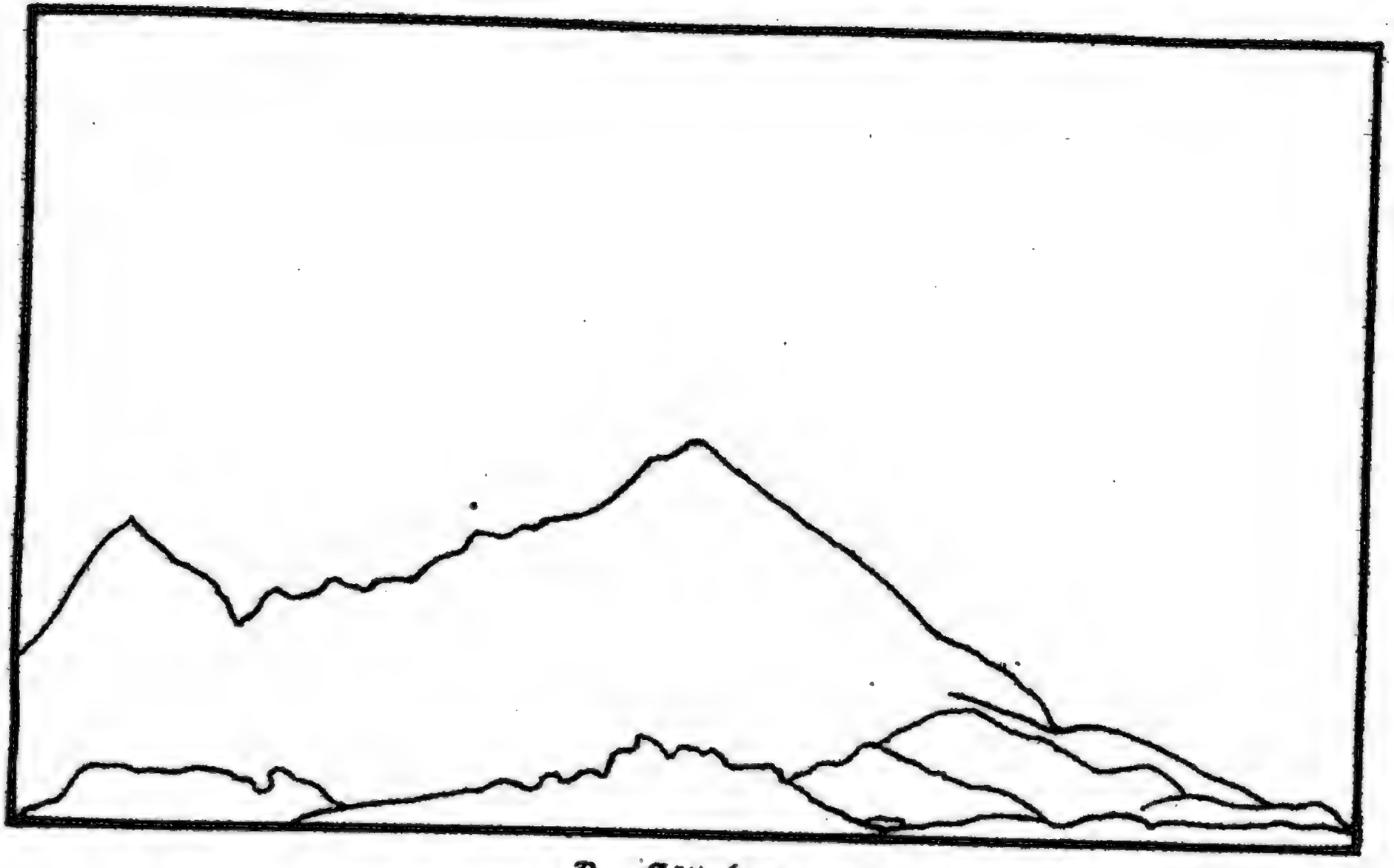
einen directen Weg nach Mapanja hätten zeigen wollen. Denn alsdann wäre ich des doch immerhin peinlichen Gefühls, auf meinem Marsch ins Kamerun-Gebirge englisches Gebiet berühren zu müssen, enthoben gewesen. Aber die Häuptlinge von Bimbia erklärten, ohne daß ich zu erkunden vermochte, ob sie Wahrheit oder Lüge sprachen, daß es in der Richtung nach Mapanja weder Dörfer noch Wege gebe, und weigerten sich gleichzeitig, mir Wegweiser und Leute zum Lichten des Waldes zur Verfügung zu stellen. Nach europäischen Verhältnissen zu urteilen mag die Feststellung der Thatsache, ob es in der und der Richtung einen Weg gibt, als eins der leichtesten Dinge erscheinen. Aber in Africa, wo Busch und Wald jeden freien Verkehr beinahe bis zur Unmöglichkeit erschweren, wo man mit den ohnehin mißtrauischen Eingebornen bloß durch feige, bestechliche und tölpelhafte Dolmetscher verkehren kann, ist nichts schwerer als diese scheinbar so leicht zu lösende Aufgabe.

Der Bimbia-Busch, den ich bloß auf dem directen Wege zwischen Victoria und Bimbia durchquert habe, ist mir ein Rätsel geblieben. Sollte er wirklich gänzlich unbewohnt sein, während doch von dem von mir benutzten Fußpfade zahlreiche andere seitwärts abführten? Zunächst ging es von der Kriegsschiff-Bucht auf schlechtem und schlüpfrigem, zwischen dichtestem Pflanzenwuchs sich hindurchwindenden Pfade äußerst steil bergan und dann beinahe ebenso steil wieder abwärts. Der mich begleitende Herr Stehr bekam dabei ein Fieber und mußte sich von den zwei Kru-Leuten, die wir außer dem Führer noch mitgenommen hatten, tragen lassen. Die Nähe der Bimbia-Dörfer, die wir, obgleich das jenseitige Meer mit der (deutschen) Nicol-Insel längst vor uns ausgebreitet lag, noch immer nicht sehen konnten, verriet sich durch die nunmehr fast in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Bananen-(Plantanen-)Pflanzungen.

Noch ging es eine Viertelstunde lang steil bergab, dann erreichten wir, schnell, um uns nicht erst begrüßen lassen zu müssen, durch König Williams Dorf hindurchschreitend, die dicht am Strande gelegene Woermannsche Hansa-Factorei, neben oder vielmehr über der ein schwarzweißroter Pfahl mit einer den Reichsadler zeigenden Holztafel stand. Die Scenerie von Bimbia ist sehr schön, ja, man könnte sie sogar großartig nennen, obwohl sie doch noch weit hinter derjenigen der Ambas-Bucht zurücksteht. Der große Kamerun-

Berg ist vom Strand aus, wegen der vorgelagerten Bimbia-Berge, nicht sichtbar, wohl aber erhält man einen unvergleichlich schönen Ueberblick sowohl über das Kamerun-Gebirge (wenn es sich nicht, wie das meistens der Fall ist, in Nebel hüllt) als auch über die engere und beschränktere Scenerie von Bimbia, sobald man nur ein kleines Stückchen weit in die See hinausfährt. Wendet man sich dann wieder dem Festlande zu, als ob man gradeswegs in den sogenannten Bimbia-Fluß, der in Wahrheit bloß ein seeartig erweiterter Mündungsarm des Mungo-Flusses ist, hineinfahren wollte, so hat man zur Rechten die buschreiche, bloß von einem einzigen Sierra Leone-Neger und dessen Dienern bewohnte Nicol-Insel. Alles dahinter und auch alles gradeaus gelegene Land ist vollkommen flach und wird von zahllosen mangrovebestandenen Wasserarmen durchzogen, wie ich das bei der Beschreibung des Flußgebiets von Kamerun des eingehendern zu schildern gedenke. Wendet man sich aber nach links, so bieten die herrlich grünen, steil abstürzenden und zahlreiche Buchten bildenden Bimbia-Berge mit den Riesenkegeln des Mongo-ma-loba und des Mongo-ma-etinde im Hintergrunde einen bezaubernd schönen Anblick dar. Am Strande flattert über der einem schweizerischen Landhause gleichenden Factorei die schwarzweißrote Flagge und ein wenig weiter bergaufwärts lugen aus dem saftigen Grün des Waldes in anmutiger Weise die braunen Dächer der Eingebornenhütten hervor. Zu beiden Seiten der an einer etwas flachern Einbuchtung gelegenen Factorei brandet die See an schwarzem basaltischen Gestein. Fährt man den breiten und sehr tiefen Bimbia-Fluß aufwärts, so bewahrt, während man an dem von König Williams Dorf durch den kleinen Bimbia-Bach getrennten Dorfe des Häuptlings Money und an Deculls Dorf vorübergleitet, die Scenerie etwa eine Stunde lang ihre bisherige Anmut. Dann aber treten auch zur Linken flache Ufer und eintöniges Mangrove-Dickicht auf.

Obwohl der sogenannte Bimbia-Fluß (der, wie oben erwähnt, gar kein selbständiger Fluß ist) auf weite Strecken landeinwärts sogar von kleinern Kriegsschiffen, wie z. B. die Möwe, befahren werden kann und bei durchweg tiefem Wasser vortrefflich geschützte Ankerplätze in Hülle und Fülle darbietet, so kann Bimbia doch keinesfalls als ein besonders guter Hafen angesehen werden, und zwar deshalb nicht, weil die Einfahrt durch eine zwischen seichtem



Der Götterberg
von der See aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Digitized by Google

Wasser hindurchführende und mehrfach gewundene Rinne ohnehin sehr schwierig und außerdem grade bei dieser Einfahrt und namentlich in der Regenzeit die See allzu toll ist. Schiffe, die draußen in der See ankern wollen, werden allzusehr von einer schweren, jedes Lesen und Schreiben an Bord unmöglich machenden Dünung belästigt, Schiffe, die sich den nicht ganz zuverlässigen Angaben der Seekarten folgend einen Ankerplatz in der vom Festlande und der Nicol-Insel gebildeten Bucht aussuchen wollen, finden nach langem Loten heraus, daß die Wassertiefe zu gering ist, als daß nicht das Schiff bei einem Tornado und dem dadurch hervorgerufenen Seegang aufstoßen könnte. Bleibt also bloß, wenn ein Schiff während längerer Zeit einen angenehmen und geschützten Ankerplatz haben will, die Einfahrt in den Bimbia-Fluß, die jedoch doppelt schwierig ist, weil es an solchen Orten wie Victoria und Bimbia keine Lotsen gibt. Vielleicht werden die von der Möwe vorgenommenen eingehenden Messungen und Lotungen an diesen Verhältnissen einiges ändern. Es bleibt jedoch wahrscheinlich, daß Schiffe von größerm Tiefgang als die Möwe stets draußen in der See vor Anker gehen werden. Kleine Küstendampfer, wie z. B. die Dualla oder der englische Dampfer Redland, fahren für gewöhnlich bis auf einige Hundert Meter an ihre betreffenden Factoreien heran, pflegen aber dort, sobald sich eine tüchtige Brise erhebt, ganz fürchterlich zu rollen und zu schlingern.

Noch möchte ich, da einmal von Seesachen die Rede ist, erwähnen, daß an keinem Puncte dieser ganzen Küste so viel und mit solchem Erfolge gefischt wird wie bei Bimbia. Bis weit, weit in die offene See hinaus kann man die Untiefen und seichtern Stellen an jenen, einige Fuß über die Wasserfläche emporragenden und aus Holzgeflecht hergestellten Zäunen erkennen, die beim Fischfang der Schwarzen eine wenigstens ebenso große Rolle spielen wie die Netze. Mit Hülfe großer Netze werden die bisweilen in großen Scharen und Zügen erscheinenden Fische gegen die engmaschigen, halbkreisförmig gebogenen Zäune angetrieben und dann, wie dies auch bei der Togo-Lagune geschieht, mit großen Fischkörben herausgeschöpft. Die Bimbia-Leute besitzen eine für ihre Verhältnisse äußerst stattliche Flotte von großen Fischer-Canoes, und häufig bin ich nachts aufgewacht, wenn von allen in der Nähe liegenden Dörfern her der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln die Bewohner zu gemeinsamem Fischzug einlud.

Alsdann wimmelt der Strand, während die langen und schmalen Boote ins Wasser geschoben werden, von schreienden und jauchzenden Gestalten, unter denen Weiber und Kinder natürlich den meisten Lärm machen. Eine Stunde später sieht man die in der fahlen Beleuchtung dunkler Nächte und bei dem hier besonders starken Meerleuchten wie eine stattliche Armada sich abzeichnende Flottille hinausziehen. Die gefangenen Fische werden bloß zum geringern Teil frisch verzehrt, zum größern Teil dagegen getrocknet und in dieser Form auch als ein Handelsartikel von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung an die weiter landeinwärts gelegenen Dörfer verkauft. Segelboote, wie sie bei den besonders seetüchtigen Bewohnern der kleinen spanischen Insel Corisco gebräuchlich sind, habe ich (ohne damit leugnen zu wollen, daß es deren doch vielleicht noch irgendwo geben mag) in den Kamerun-Gegenden niemals gesehen. Auch den Schwarzen von Bimbia ist das Rudern augenscheinlich viel vertrauter als das Segeln.

Wenn man in Europa hört und liest, daß große Nationen sich um den Besitz winzig kleiner, bloß von ein paar Weißen und einigen Hundert Schwarzen bewohnter Küstenplätze streiten, so mag das seltsam und beinahe lächerlich erscheinen. In Wahrheit aber bietet an solchen Plätzen die größere oder geringere Ziffer der Bevölkerung ganz und gar keinen Anhaltspunct für die Handelsbedeutung, um die es sich doch im Grunde genommen einzig und allein handelt. Wenn sich Portugiesen, Franzosen und die Association internationale bis vor kurzem um den Besitz von Banana und Kabinda stritten, so würde das in Anbetracht der höchst geringfügigen Bevölkerung kaum verständlich sein, wenn nicht eben Banana und Kabinda für africanische Verhältnisse Handelsplätze allerersten Ranges und auch nach europäischem Maßstab Handelsplätze zweiten, dritten oder vierten Ranges wären. Von ähnlichem Gesichtspunct aus muß die Bedeutung solcher Verschiffungsplätze wie Victoria, Bimbia, König Acquas Stadt, Malimba, Batanga u. s. w. beurteilt werden. So zählen beispielsweise die drei Dörfer von Bimbia insgesamt bloß höchstens 1000 Bewohner. Aber hinter einem jeden dieser 1000 Schwarzen, die beinahe sämtlich, Männlein sowohl wie der größte Teil der Weiblein, flinke und geschickte Händler sind, stehen wenigstens 10—15 sogenannte „Buschleute", d. h. Binnenlandsbewohner, die, ohne in directen Verkehr mit den Factoreien zu treten, Palmöl erzeugen

und Palmkerne sammeln. Wer africanische Verhältnisse verstehen und africanische Politik treiben will, sollte sich daran gewöhnen, wenn er den Wert und die Bedeutung der vielumworbenen Küstenplätze abschätzen will, von deren Bevölkerungsziffer ganz abzusehen und einzig und allein die Größe, die Fruchtbarkeit und die Bevölkerung jenes Hinterlandes, von dem der betreffende Hafenplatz seine Ausfuhrware erhält, in Rechnung zu ziehen.

Die Bimbia-Leute haben in frühern Zeiten nach zwei Richtungen hin Handel getrieben beziehentlich in zwei verschiedenen Gegenden ihre Buschleute gehabt, nämlich erstens der Küste entlang bis beinahe zum Rio del Rey und zweitens den sogenannten Bimbia-Fluß aufwärts in der Richtung nach Mbinga hin, von dem in einem spätern Aufsatze die Rede sein wird. Der Küstenhandel ist den Bewohnern von Bimbia, die sich aber noch immer als die Herren dieser Küstenstrecke betrachten, durch verschiedene Ursachen, namentlich durch die Entwicklung von Victoria und die wachsende Bedeutung von Alt-Calabar verloren gegangen. Um so eifersüchtiger wird neuerdings das Monopol des über Mbinga gehenden Handels bewacht. So häufig ich auch den Leuten versichern mochte, daß das eigene Interesse meiner Nation mich veranlassen werde, alles in meinen Kräften Stehende zu thun, damit der Handel des Gebirges nach dem deutschen Bimbia und nicht nach dem englischen Victoria gelenkt werde, so habe ich doch den tief im Grunde der Negernatur wurzelnden Argwohn nicht aus ihnen herauszutreiben vermocht. Bis ganz vor kurzem war die unterhalb König Williams Dorf gelegene Woermannsche Factorei die einzige im ganzen Lande Bimbia. Als aber ein schwarzer Commis des Woermannschen Geschäftes namens Johnson mit 6000 ℳ durchgebrannt war, nahm der in Kamerun wohnende englische Viceconsul Buchan diesen in seine Dienste und ließ durch ihn eine Factorei unterhalb des dem engländerfreundlichen Häuptling Money unterstehenden Dorfes anlegen. Woermann beabsichtigte schon längst in Moneys Dorf eine Factorei anzulegen, hat sich aber bisher durch die Wünsche der König Williams-Leute, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Rechte sehen würden, davon abhalten lassen.

Die Bewohner von Bimbia, die körperlich ebenso wohlgebildet und fast noch kräftiger sind als die Dualla von Kamerun, gelten bei den Weißen als ein etwas gewaltthätiger Menschenschlag und

werden auch von den umwohnenden Schwarzen einer gewissen Wildheit und Unverträglichkeit bezichtigt. Ihre Sprache ist eine Mundart desselben Stammes, zu dem auch das Dualla und das Bakwiri gehören, und steht zwischen beiden in der Mitte, jedoch dem Dualla näher als dem Bakwiri. Es wäre daher sehr leicht möglich, daß die Bimbia-Leute, deren körperliche Erscheinung mehr an die Dualla als an die Bakwiri erinnert, ursprünglich Dualla gesprochen, aber durch langjährigen Verkehr mit den Bakwiri viele Worte derselben in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Christentum hat, vielleicht durch das übertriebene Gerücht von deren Wildheit eingeschüchtert, noch keinen Versuch gemacht, sich unter den Bimbia-Leuten einzunisten.

Die Zusammengehörigkeit der drei Dörfer, von denen dasjenige des Königs William und dasjenige des Häuptlings Money je 40 bis 50 Hütten zählen mögen und Decullus Dorf etwa 30, ist seit dem Tode des alten Königs William, der über alle gemeinsam herrschte, eine mehr moralische als thatsächliche geworden. Die Nicol-Insel, deren einziger Bewohner sich Gouverneur zu benamsen pflegt, war früher Privateigentum des Königs Bell von Kamerun, ist aber durch Vertrag vom 11. Juli 1884 in den Besitz des Hauses Woermann übergegangen. Die Verwaltung des Bimbia-Landes, wenn man von einer solchen sprechen kann, ruht zur Zeit in den Händen von 9 Häuptlingen (Quaan, Ikongolo, Freeborn, John Prisso, Mate King William, Neverwish, Ndumbe King William, Charles Smart und Bimbia Prisso), womit es folgende Bewandtnis hat. Nach dem Tode des alten Königs William wurde, da der zum Thronfolger bestimmte Sohn bei Bota von Buschleuten erschlagen worden war und Bimbia Prisso, der nächstfolgende Thronerbe, nicht beliebt war, ein anderer Sohn namens Ndumbe King William als König anerkannt. Nach einiger Zeit aber, als das Volk mit ihm unzufrieden wurde, setzte man ihn wieder ab unter dem Vorwande, daß er der Sohn einer Sklavin und nicht von einer freien Frau geboren sei. Seit dieser Zeit hat man keinen neuen Versuch gemacht, die Zwischenherrschaft zu beendigen.

Quaan und Ikongolo sind unter den neuen Häuptlingen die einsichtigsten und auch die deutschfreundlichsten, ohne jedoch, gegenüber dem Neide der andern, mehr Aussicht auf Erlangung der Königswürde zu haben als diese selbst. Als Ikongolo den General-

consul Dr. Nachtigal nach Mbinga, also zu den Buschleuten von Bimbia, geführt hatte, wurde ihm der Tod angedroht, wenn das Handelsmonopol verloren ginge. Alles in allem sind jedoch die Leute von König Williams Dorf den Deutschen sehr gewogen, während in Moneys Dorf, wozu auch Nakkos Dorf gehört, der von dem schurkischen Johnson genährte englische Einfluß noch immer ziemlich stark ist.

Nachdem zwischen den Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen einerseits und den Häuptlingen der drei Ortschaften anderseits ein Vertrag zustande gekommen und dieser Vertrag am 13. Juli 1884 vom Generalconsul Dr. Nachtigal bestätigt worden war, wurde am 21. Juli die deutsche Flagge gehißt. Später (December 1884) bescheinigten dann noch die neun Häuptlinge von Bimbia, daß der englische Consul von Fernando Po u. s. w. im Jahre 1855 durch schriftlichen Act mit dem damals regierenden König William anerkannt habe, daß derselbe Herrscher bis zum Rumby-Fluß und auch von dem Territorium von Victoria sei.

Der einzige in Bimbia lebende Weiße ist der Woermannsche Agent, Herr Krohn, der mich mehrere Tage lang aufs liebenswürdigste beherbergte und bewirtete und auch, seine Schwarzen zu Hülfe nehmend, die Nächte hindurch mit mir arbeitete, um die von mir benötigten Waren (meistens baumwollene Gewebe) auszusuchen und zu verpacken. Herr Krohn versicherte mir, daß das Klima bei weitem nicht so schlecht sei wie dasjenige von Victoria, namentlich auch deshalb nicht, weil fast stets eine erfrischende Brise die Luft kühle und reinige. Es gebe keine Sandflöhe und keine Moskiten und auch beinahe gar keine Sandfliegen (winzig kleine Moskiten von der Größe eines Stecknadelkopfes), wohl aber das überall in den Tropen sich findende Gezücht von Kakerlaken, großen Spinnen u. s. w. Aus den frischquellenden Bergwässern gespeiste Brunnen liefern vortreffliches und sehr wohlschmeckendes Trinkwasser, wohingegen die wenigen von den Eingebornen zu erstehenden Lebensmittel, was überall an dieser Küste der Fall ist, nicht bloß sehr knapp, sondern auch sehr kostspielig sind. So z. B. kostet in Bimbia eine magere Ziege bis zu 60 *M*. Die schlimmste Seite eines Aufenthalts in Bimbia ist der allzu große Ueberfluß an Regen. Es regnet beinahe täglich oder doch wenigstens alle paar Tage einmal, und zwar in der sogenannten Trockenzeit nicht

ſehr viel weniger als in der Regenzeit. Iſt jener einſpringende Winkel der Küſte, in dem Kamerun liegt, ohnehin ſchon der regenreichſte Teil von ganz Africa, ſo muß doch das am Abhang der letzten Gebirgs-Ausläufe gelegene Bimbia als ein wahres Regenloch angeſehen werden. Das Flußgebiet von Kamerun leidet in viel geringerm Grade unter dieſem Ueberfluß an Niederſchlägen, was wahrſcheinlich dadurch bedingt wird, daß das Gebirge die Wolken an ſich zieht und zurückhält.

Capitel VII.

Am Lagerfeuer im africanischen Urwald.

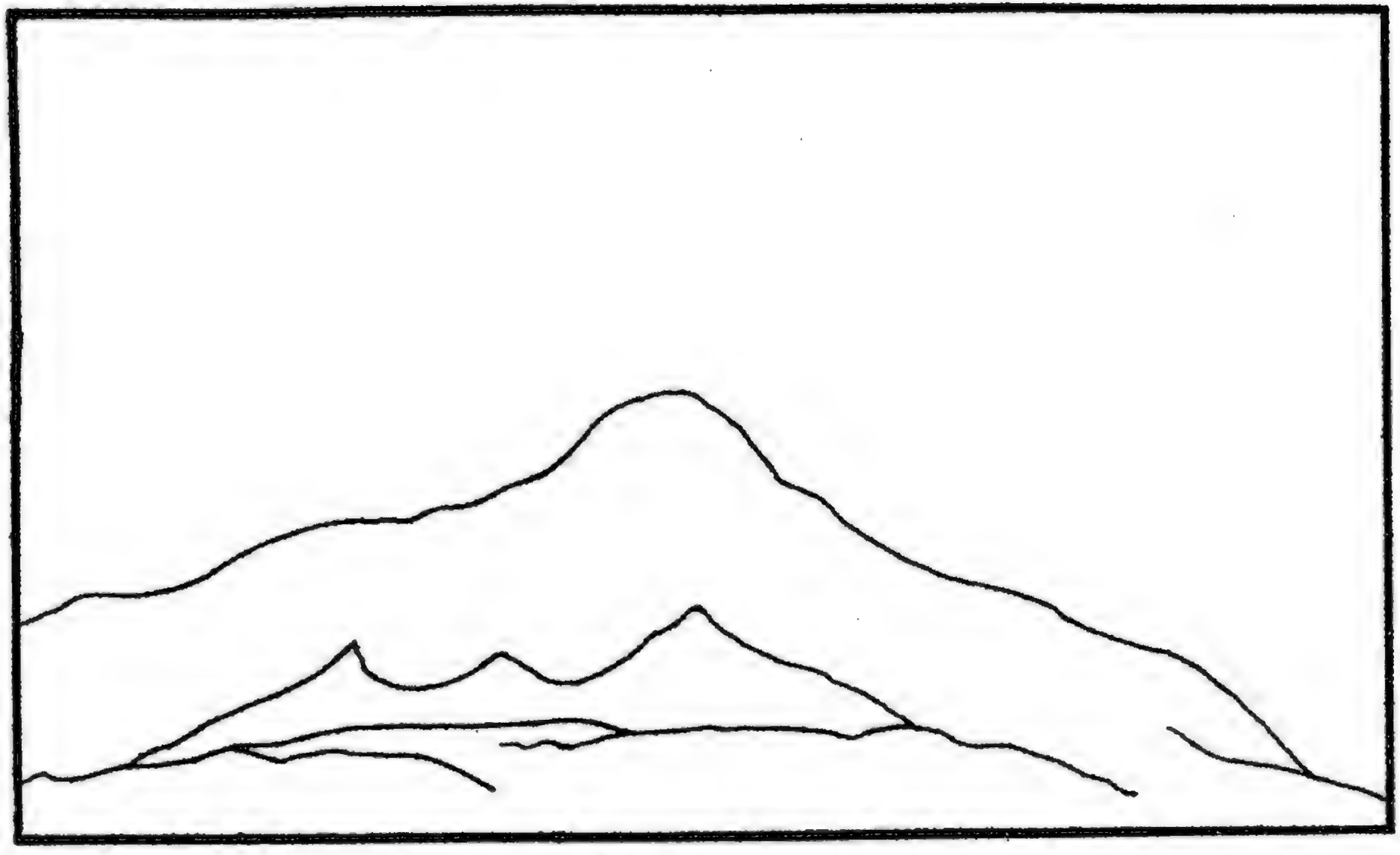
(Die höchste Bodenerhebung Westafricas. — Vorbereitungen. — Zehn Kru-Leute tragen 600 Pfund Gepäck. — Bota, Mokunda und Boando. — Höher als 500 Meter liegt an dieser Seite kein Dorf. — Die Gastfreundschaft des Häuptlings Mukumba. — Zweiter Tagemarsch. — Thomsons Wasserfall. — Das Nachtlager bei der Höhle. — Dritter Tagemarsch. — Die Arbeit des Buschmessers. — Eine Colonne von 25 Köpfen. — Die Grenze des Waldes. — Nach Manns Quelle.)

Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß ich die schon in Deutschland von mir beabsichtigte Besteigung des großen Kamerun-Berges grade mit dem Mann unternehmen sollte, der alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, damit das seiner geographischen Lage nach zum deutschen Kamerun-Gebiet gehörige Gebirge unter englische Schutzherrschaft gelange. Herrn Rogozinski hatte ich auf einem englischen Dampfer in Klein-Povo kennen gelernt und die gemeinsame Besteigung mit ihm verabredet. Auf der in der Ambas-Bucht gelegenen Insel Mondoleh, von wo aus wir die letzten Vorbereitungen trafen, gesellte sich alsdann noch Rogozinskis Begleiter, der Pole Janikowski, zu uns. Ich will gleich hier erwähnen, daß trotz aller politischen Interessenverschiedenheit, aus der beide Parteien kein Hehl machten, die persönliche Liebenswürdigkeit meiner beiden Reisegefährten während der ganzen Dauer des Unternehmens nicht das geringste zu wünschen übrig ließ.

Ehe ich auf das Nähere eingehe, mögen ein paar Bemer-

kungen über das Gebirge, von dem in den nächsten Capiteln die Rede sein wird, hier folgen. Der große Kamerun-Berg, welcher bloß einer von den auf mehrere Hundert bezifferten Gipfeln des Gebirges ist, stellt die höchste Bodenerhebung im Westen Africas und, soweit bisher unsere Kenntnis reicht, nächst dem Kilimandscharo (im Osten) die höchste in ganz Africa dar. Das Kamerun-Gebirge gleicht in mancher Beziehung dem abessinischen Hochlande im Osten Africas, nur ist dieses westafricanische Gebirgsland einesteils viel höher und andernteils viel weniger umfangreich. Die neuesten Berechnungen beziffern die Höhe des großen Kamerun-Berges auf 4190 m und den Flächeninhalt des ganzen Gebirges auf etwa 500 qkm. In der Regenzeit hat man von der Küste und auch von Fernando Po aus auf dem Gipfel des großen Kamerun-Berges häufig Schnee bemerkt. Ob die vulcanische Thätigkeit des Kamerun-Gebirges völlig erloschen ist und seit wann, hat bisher nicht festgestellt werden können. Burton sah 1862 eine rauchende Solfatara, die meine Begleiter und ich 23 Jahre später nicht haben auffinden können. Auch wollen Capitän und Passagiere eines Dampfers noch im Jahre 1868 einen vulcanischen Ausbruch beobachtet haben. Meines Erachtens wird wohl bei dieser Angabe irgend ein Irrtum vorliegen. Der Krater des großen Kamerun-Berges ist jedenfalls seit sehr langer Zeit nicht mehr thätig gewesen. Aber Herr Comber, der lange am Fuße des Kamerun-Berges gelebt hat, äußerte, als er sich auf der Durchreise vom Congo nach Europa einige Tage in Victoria aufhielt, mir gegenüber die Ansicht, daß doch wohl noch von Zeit zu Zeit der eine oder der andere unter den zahlreichen kleinen Kraterkegeln des Kamerun-Gebirges thätig sein könne.

Die Besteigung des großen Kamerun-Berges ist mehrmals versucht worden, aber vor Rogozinski und mir bloß dreimal geglückt. Merrick erreichte 1847 über die Grenze des Urwaldes hinaus gelangend die offenen Grasflächen, die den ganzen obern Teil des Gebirges bedecken, wurde dann aber durch Kälte und Durst zurückgetrieben. Das gleiche widerfuhr 1860 dem in englischen Diensten stehenden Botaniker Mann. Als 1861 der bekannte Africareisende Consul Burton die Besteigung unternahm, fußte er auf den von den englischen Baptisten-Missionaren zu Victoria seit längerer Zeit eingezogenen und angesammelten Erkundigungen. In seiner Begleitung haben auch Herr Mann und der Spanier Calvo den



Der Götterberg

von Bimbia aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Digitized by Google

Gipfel des Kamerun-Berges erreicht. Burton brach am 19. December 1861 auf, verweilte allein fünf Wochen bei Manns Quelle, von der später die Rede sein wird, und kehrte am 2. Februar 1862 wieder zurück. Im April 1877 will dann noch der englische Missionar Comber auf einer achttägigen Reise den Gipfel des Götterberges erreicht haben. Aber da er alle seine Leute mit Einschluß des Führers Silva sehr weit unten zurückließ und auch niemals etwas Ausführlicheres veröffentlicht hat, so schwebt über dieser Besteigung ein gewisses Dunkel. Als dritte Besteigung ist diejenige unseres Landsmannes Flegel und des Engländers Kirk (14. Februar 1879) zu verzeichnen, die nicht weniger als 13 Tage in Anspruch nahm. Am ausführlichsten hat den Kamerun-Berg Burton beschrieben, aber sein Buch ist vergriffen und dürfte auch, da es für seinen Umfang von zwei Bänden doch gar zu wenig Inhalt hat, kaum mehr in neuer Auflage gedruckt werden.

Die Besteigung des Kamerun-Berges ist noch immer eine große Sache, zu deren erfolgreicher Durchführung viele Vorbereitungen, viel körperliche Kraft, viel Ausdauer und einiges Glück gehören. Die Schwierigkeit des Unternehmens beruht auf der großen körperlichen Anstrengung, die infolge der Treibhaustemperatur doppelt fühlbar wird, auf dem Kampfe gegen die Uebervorteilungsgelüste des menschlichen und die Angriffe des tierischen Ungeziefers, jener Sandfliegen, Ameisen, Skorpione u. s. w., die in geringern Höhen überaus häufig sind, auf den Unbilden des von Urwald überwucherten und teilweise sehr steilen Weges, sowie vor allem auf der Notwendigkeit, nicht bloß Lebensmittel, sondern auch Wasser durch schwarze Träger mitschleppen zu lassen. Die Lebensmittel, die man bis zur Höhe von 1500 oder 2000 Fuß zu hohen Preisen von den Eingebornen erstehen muß, beschränken sich auf Hühner, Coca, Yams, Palmwein, Plantanen sowie vielleicht ab und zu ein Spanferkel. Die Schwierigkeiten des Unternehmens würden wesentlich verringert werden, wenn es nur ein Haus gäbe, wo man unbelästigt von den Eingebornen und dem Ungeziefer ruhig übernachten könnte.

Unsere Expedition war die erste, die jemals von Bota aus den Kamerun-Berg bestiegen hat. Meine Vorgänger hatten die Besteigung von Victoria aus unternommen, und zwar über Mokunda, Boando und Manns Quelle. Der steilste Weg ist derjenige über Mapanja, der am sanftesten ansteigende der von

Rogozinski und mir gewählte über Bota und Boando. Dieser letztere hatte allerdings den Nachteil, daß jener Fußpfad, den einmal schwarze Jäger in den Urwald eingeschnitten haben mochten, längst wieder zugewachsen war und wir uns demnach selbst eine Straße eröffnen mußten.

Die Ausrüstung für unsere Expedition besorgte ich teils in Fernando Po, teils in Victoria. Für uns Europäer wurden hauptsächlich europäische Fleischconserven, Biscuits und Wein (in einer 17 Flaschen enthaltenden Demijohn-Flasche), zu Geschenken für die Eingebornen Zeuge und Blättertabak und als Nahrung für die zehn von Herrn Rogozinski gestellten schwarzen Träger 120 Pfund Reis sowie etwas Rum mitgenommen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, unsere Schwarzen, die an das kältere Klima des Gebirges nicht gewöhnt waren, mit wärmenden Kleidungsstücken und Decken auszustatten. Da ich in Fernando Po und Victoria eine hinreichende Anzahl von Wolldecken nicht hatte auftreiben können, so waren wir gezwungen, deren an den verschiedensten Orten zu leihen. Unser gesamtes Gepäck wog beim Aufbruch etwas weniger als 600 Pfund und wurde in zehn ungefähr gleiche Lasten verteilt. Als Führer sollte uns derselbe in Angola geborene, aber in Victoria lebende Schwarze namens Silva dienen, der bereits Herrn Comber wenn nicht zur Spitze, so doch sehr hoch hinauf begleitet hatte.

In einem von der Baptisten-Mission zu Victoria leihweise überlassenen Brandungsboot fuhren wir am frühen Morgen des 8. December von der Insel Mondole zu dem westlich von Victoria am Festlande gelegenen Dorfe Bota hinüber. Die Hütten dieses ersten von mir besuchten Bakwiri-Dorfes fand ich schlecht gebaut und den sogenannten König John, der sein Land durch Privatvertrag an Rogozinski abgetreten hat, trotz seiner bleiernen Krone ziemlich albern. Aber diese ersten peinlichen Eindrücke, die man überall in Africa empfängt, mildern sich nach meiner Erfahrung, sobald man erst etwas näher mit den Leuten bekannt wird. Von Bota, wo wir auch unsere Kru-Leute mit Alpenstöcken ausrüsteten, waren wir bis zum nächsten Dorfe Mokunda oder Mukunda, und zwar mit einmaliger kurzer Rast, $1^1/_2$ Stunden unterwegs. Es ging beständig durch ein tiefes, jede Aussicht abschneidendes Meer von Vegetation, das mir unbeschreiblich schön und unbeschreiblich üppig erschien. Daß menschlicher Einfluß sich bis

hierher erstrecke, bewiesen die Oelpalmen, mit denen das dichte Gewirr von Bäumen und Lianen durchsetzt war, das bewiesen auch die vielen Tausende und aber Tausende am Erdboden verfaulender Orangen.

Aber der Marsch war, von einigen quer über den Weg liegenden schwarzen Schlangen ganz abgesehen, äußerst unangenehm und beschwerlich, trotzdem es einstweilen gar nicht besonders steil bergan ging. Man denke sich eine Besteigung des Montblanc bei der Temperatur eines wohlgeheizten Palmenhauses. Zufällig war es auch noch ein außergewöhnlich warmer Tag, denn als wir gegen 10 Uhr morgens von Bota abmarschirten, zeigte das Thermometer 35° Celsius im Schatten. Bei der Annäherung an Mokunda lieferten uns einige mit Steinschloßgewehren bewaffnete Schildwachen sowie die breiten in den Wald gehauenen Lichtungen (durch welche die unbemerkte Annäherung des Feindes verhindert werden soll) den Beweis, daß hier Kriegszustand herrsche. Die Leute von Mokunda hatten das Unglück gehabt, durch Fahrlässigkeit einen zu einem andern Dorfe gehörigen Mann zu töten, und befürchteten nun, daß nach dem Landesbrauch, gleiches mit gleichem zu vergelten, auch ihnen ein Mann weggefangen werde. Etwa eine halbe Stunde oberhalb Klein-Mokunda liegt ein anderes Dorf namens Groß-Mokunda. Eine eigentliche Grenze zwischen beiden läßt sich aber nicht feststellen, da alle Blakwiri-Dörfer bloß aus weit zerstreuten, einen ungeheuren Flächenraum bedeckenden Gehöften bestehen.

Als wir in Klein-Mokunda unter dem schattigen Dach eines Baumes Halt machten, umdrängten uns die Leute mit einer jeder Beschreibung spottenden Unverfrorenheit. Ich fand die in allen möglichen Zeichnungen tätowirten Bakwiris und namentlich die Weiber viel häßlicher als das Volk an der Sklavenküste und fühlte mich auch durch ihre Bettelei angewidert. In der Farbe und im Körperbau vermochte ich keinen wesentlichen Unterschied zu entdecken, wie denn überhaupt dem von linguistischen Studien noch nicht beeinflußten der in allen Geographiewerken aufgestellte Unterschied zwischen echten und Bantu-Negern zunächst nicht recht einleuchten will. Im großen Publicum ist, glaube ich, die Ansicht verbreitet, daß die Bantu-Völker von Hautfarbe heller seien als die eigentlichen Neger. Ich aber habe nichts dergleichen herauszufinden vermocht. Ganz schwarze Neger gibt es ja wohl über-

haupt nicht; die schwärzesten, die ich selbst gesehen habe, waren diejenigen von Senegambien, aber das Braun der Neger an der Sklavenküste ist weder dunkler noch heller als dasjenige der Bakwiri. Eine der eigentümlichsten Erscheinungen unter den Negern sind die Albinos, deren Hautfarbe genau eben so hell ist, wenn nicht heller, als diejenige eines deutschen Mannes oder einer deutschen Frau. Zufällig sah ich in Mokunda ein entkleidetes Albino-Weib, das mit ihrer hellen, rosarot angehauchten Haut und ihrem hellblonden Wollhaar das Gefühl der Nacktheit genau ebenso stark hervortreten ließ, wie dies bei einer europäischen Frau der Fall gewesen sein würde. Bei Negern, die keine Albinos sind, ist das etwas anderes; ihre Hautfarbe ist so dunkel, daß man sich ihrer Nacktheit kaum bewußt wird. So lange wir in Mokunda beim Frühstück saßen, wurden wir von den winzig kleinen, die Größe eines Stecknadelkopfes kaum erreichenden Sandfliegen, welche im Vergleich zu ihrer Größe das blutgierigste unter allem geflügelten Ungeziefer zu sein scheinen, aufs äußerste belästigt. Auffallenderweise stechen sie bloß dann, wenn man ruhig an einem und demselben Orte bleibt, während die leiseste Bewegung oder die leichteste Brise sie verscheucht.

Der Marsch von Mokunda bis Boando, dem am höchsten gelegenen Dorfe an dieser Seite des Gebirges, dauerte mit Abrechnung eines drei- bis viermaligen Aufenthaltes zum Rasten $2^1/_2$ Stunden. Es ging beständig über vulcanisches Gestein oder dunkelbraunen Lehm bergauf und bergab. Bäche sahen wir zwischen Bota und Boando nicht, wohl aber passirten wir Thäler, durch die wohl zur Regenzeit reißende Bergbäche dahinsausen mögen. Die Vegetation war, da ja die Regenzeit erst eben zu Ende gegangen war, unbeschreiblich üppig, aber die große Menge der vermodernden Pflanzenstoffe verbreitete einen nichts weniger als angenehmen und an unsere Kirchhöfe erinnernden Verwesungsgeruch. Man schreitet durchweg in engem Gange dahin, sei es zwischen hohem Schilf oder Riedgras, das sich zwischen unsern Köpfen zusammenschließt, sei es zwischen Buschwerk, sei es zwischen den von hohen Palmen, Akazien oder africanischen Eichen herunterhängenden Lianen, die, wo sie den Weg versperren, mit dem Buschmesser durchhauen werden müssen. Anders als auf den schmalen Fußpfaden und im Gänsemarsch vorzudringen würde hier, wo der Pflanzenwuchs so äußerst dicht ist, ganz unmöglich

sein. Auf der letzten Strecke vor Boando ging es so äußerst steil bergauf und auf schlüpfrigen Pfaden wieder bergab, daß wir unsere Alpenstöcke dringend nötig hatten. Uebrigens merkt man schon in Mokunda an der Häufigkeit der Bergstöcke, daß hier ein an Gebirgsreisen gewohntes Volk wohnt.

Unsere bevorstehende Ankunft in Boando war den Einwohnern schon vorher durch Trommelsignale angezeigt worden. Alle Bakwiri-Dörfer sind, jedes für sich, vollkommen unabhängig und werden von einem oder mehrern Häuptlingen verwaltet, deren Würde unter gewissen Einschränkungen erblich ist. In Boando gibt es zwei Häuptlinge, Monika und Mukumba, von denen der erstere sich wegen seiner Händelsucht keines besonders guten Rufes erfreute. Wir kehrten daher bei Mukumba ein, fanden aber am folgenden Tage, daß Monika denn doch noch vorzuziehen gewesen sein würde. Den einzigen Raum in Mukumbas Haus, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand, mußten wir mit des Häuptlings zahlreicher Familie, mit unsern Kru-Leuten, mit vielen Ziegen, Hunden und Hühnern und wahrhaft zahllosen Ratten teilen. Vermittelst unserer Gepäckstücke grenzten wir einen kleinen Raum für uns selbst ab, ließen einige von den niedrigen geschweiften Stühlen der Eingebornen dorthin tragen, legten Bretter darüber, verschafften uns auch einige Matten und machten uns solchergestalt mit Hülfe unserer Decken ein gar nicht so übles Lager zurecht.

Aber sollte man es für möglich halten, daß unser Wirt Gäste einlud, bloß um uns Stunde um Stunde lang anzuglotzen? Von allen Dingen, die einem hierzulande zugemutet werden, sind mir wenige so schwer geworden, als mich vor den Augen einiger Dutzend unverschämter und unzüchtiger Weiber und Mädchen von Kopf bis zu Fuß umzukleiden, wie das nach einem tüchtigen Marsch in diesem Klima aus Gesundheitsrücksichten durchaus notwendig ist. Leute, die länger im Lande gelebt haben, lachen über solches Zartgefühl, aber wer frisch aus Europa kommt, kann diese Empfindung nur schwer überwinden. Ich habe, wenn ich Hunger hatte, frischweg Palmöl-Suppe gegessen, trotzdem ich die unappetitliche Art der Zubereitung kannte; aber ich habe auch stundenlang mit dem Umkleiden gewartet in der Hoffnung, daß jener Kreis von Frauen und Mädchen, die grade darauf lauerten, sich zerstreuen würde. Solche Hoffnung ist vergebens. Da jedes Haus

bloß aus einem Raume besteht, so kann man den Zustrom der Leute nicht verhindern, und derjenige, der Land und Leute kennt, versucht kaum noch die zudringlichen Gäste zu beseitigen.

Die Lage von Boando ist nicht übel, und wie ich das schon mehrfach an andern Orten zu beobachten Gelegenheit hatte, haben die Neger auch hier einer Art von natürlicher Terrasse, von der aus man die hübscheste Aussicht hat, durch Lichten des Waldes und Buschwerks ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Kokospalmen und Bananen gedeihen zwar hier in einer Höhe von 500 Meter noch recht gut, bringen aber keine Frucht mehr. Ueber Boando hinaus, d. h. in größerer Höhe, habe ich keine Palmen mehr gesehen, obwohl ich nicht leugnen will, daß deren im Walde versteckt noch vorkommen mögen. Der Ackerbau der Boando-Leute, der sich auf die Anpflanzung von Coca, Yams und Bataten beschränkt, muß sehr eingeschränkter Natur sein; wenigstens wollten sie uns trotz hoher Preise, die wir boten, nichts von ihren Bodenerzeugnissen verkaufen. Sie behaupteten, dieselben reichten grade eben noch für den eigenen Bedarf aus. An Kühen, Ziegen und räudigen Hunden schien dagegen kein Mangel zu sein. Die in sehr viel geringerer Zahl vorkommenden Schafe sind hier im Gebirge Fetisch und werden weder gegessen noch überhaupt geschlachtet. Man macht sich dagegen gar kein Gewissen daraus, sie zu verkaufen. Als großer Leckerbissen gelten Hunde, die hier in einer besonders häßlichen und schäbigen Spielart vorkommen.

So zauberhaft schön das Land selbst ist, so wenig war ich von seiner Bevölkerung entzückt. Dicke Bäuche, schlechte Waden, häßliche Tätowirung: so stellt sich dem neu Ankommenden der Typus der Bergbewohner dar. Lebt er aber erst ein paar Tage unter ihnen, so findet er auch kräftige und wohlgebildete Gestalten heraus, an deren Formen und Muskelbildung nur wenig auszusetzen sein dürfte. Ich erwähne alles dies, weil ich schon mehrfach an mir selbst beobachtet habe, wie der erste nachteilige Eindruck, den ich von verschiedenen Negerstämmen erhielt, sich im Laufe der Zeit immer mehr abgeschwächt und gemildert hat. Der Schmuck der Bakwiri — das Wort ist eine Pluralform und bedeutet Buschleute — ist barbarisch wie ihr ganzes Aussehen, er besteht außer wertlosen Perlen aus Pflöcken in den Ohren und bisweilen auch aus roten Federn im Haar. Die Schilderung, welche der verstorbene Buchholz vom Bakwiri-Volk, seinen Sitten

und seiner Lebensweise gemacht hat, fand ich vollkommen zutreffend. Die Cultur dieses Negerstammes steht in Bezug auf Sitten, Arbeitsamkeit, Gerätschaften, Bau der Häuser u. s. w. bedeutend niedriger als diejenige des Ewe-Volkes an der Sklavenküste, von dem ich grade herkam. Die Hütten hier oben sind sehr viel schlechter als diejenigen, die ich an der Sklavenküste gesehen hatte; rechteckig, aus Bambusgeflecht oder den Blattstielen der Raphiapalme und schlechtem Fachwerk hergestellt, mit Dächern aus gespaltenen Bambusstangen und Bambusblättern, würden sie mit schweizerischen Sennhütten verglichen werden können, wenn sie nicht noch sehr viel einfacher wären.

Die Kleidung der unverheirateten Frauenzimmer, die nicht bloß einen Shlips, sondern ebenso wie die verheirateten ein Hüftentuch tragen, ist weniger unzureichend, aber bei dem zerrissenen Zustande, in dem sich die meisten Hüftentücher befinden, auch weniger reinlich als diejenige der jungen Mädchen an der Sklavenküste. Die Bakwiri sprechen eine vom Dualla-Idiom des Kamerunflusses mundartlich etwas verschiedene Sprache; die Unterschiede, obwohl nicht ganz unbedeutend, hindern nicht, daß ein Bakwiri bei aufmerksamem Zuhören einen Dualla verstehen kann. Ueber die Religion der Leute habe ich eingehende Erkundigungen nicht einzuziehen vermocht; Götzen, ähnlich den an der Sklavenküste zu Tausenden vorhandenen, gibt es hier augenscheinlich nicht, wohl aber sah ich mehrfach ganz kleine eingefriedigte und bloß einige Fuß hohe Buschcomplexe, vor denen man einem Gotte des Waldes und der Wildnis huldigen soll.

Nachdem wir als Zeichen innigster Freundschaft ein halbes Hundert unsaubere Pfoten hatten drücken müssen, wurde uns nicht ohne einen gewissen Pomp ein mageres Spanferkel überliefert. Das klingt recht schön, aber der geneigte Leser möge nicht vergessen, daß jeder Neger, und sei er der beste, solche Geschenke stets und unabänderlich bloß deshalb macht, weil er eine größere Gegengabe zu erhalten hofft, als er sie füglich als Kaufpreis hätte fordern können. Unser Geschenk bestand in einigen Bündeln Tabak, der ohne Verzug getrocknet und zu Schnupftabak zerstampft wurde. Alle Bakwiri sind starke Schnupfer und führen den benötigten Tabak in eiförmigen hölzernen Gefäßen mit sich. Gab ich ihnen dagegen eine Cigarre, so wußten sie nichts damit anzufangen, und dem Häuptling Monika, der auf meinen Vor-

schlag geneigt schien, seinen Namen in Harmonika zu verändern, widerfuhr es mehrfach, daß er das verkehrte, bereits angezündete Ende in den Mund steckte.

Die Nacht in Boando verlief nicht grade angenehm, denn wenn auch der erstickende Qualm des die ganze Nacht hindurch brennend erhaltenen Feuers die Sandfliegen und das sonstige geflügelte Ungeziefer verjagte, so erwachte ich doch jeden Augenblick wieder, wenn eilfertige Ratten ihre langen Schwänzchen über mein Gesicht gleiten ließen. Schon seit vielen Tagen war mein Kopf schwer von angesammeltem Fieberstoff, gegen den meine gute Constitution vergeblich ankämpfte. Gegen Morgen nun bedeckte sich während weniger Stunden mein Körper (besonders Gesicht und Hände) mit Hunderten von erbsengroßen und scharlachroten Flecken, die mir anfänglich Besorgnis einflößten, zu denen mich aber meine Begleiter beglückwünschten, weil bei einzelnen Naturen das Fiebergift in dieser ungefährlichen und wenig unangenehmen Form aus dem Körper ausgeschieden werde. Meine Begleiter nahmen jeden Vormittag als Präventivmittel eine starke Dosis Chinin, und zwar in einem Glase Bier, weil auf diese Weise der unangenehme bittere Geschmack des Arzneimittels am wenigsten hervortritt.

Die Temperatur betrug in Bota um 10 Uhr morgens 35° C., in Klein-Mokunda um 1 Uhr mittags 31° C., in Boando um 6 Uhr abends 27° C. und ebendaselbst am nächsten Morgen um 6 Uhr 23° C.

Unser Führer, ein in Victoria lebender Schwarzer namens Silva, hatte 1877 Herrn Comber bei dessen Besteigung des Kamerun-Berges begleitet und dann ein paar Jahre lang in Missionsdiensten am Congo gelebt. Er behauptete, den Weg ganz genau zu kennen, aber schon beim Aufbruch von Boando stellte es sich heraus, daß dem nicht so war, und mit dem Aufsuchen und Mieten eines Hülfsführers verloren wir beinahe einen halben Tag. Es zeigte sich also doch, daß man die Besteigung ganz ohne Hülfe der Eingebornen nicht unternehmen kann. Mehrere Versuche, zum Gipfel des großen Kamerun-Berges vorzudringen, sind an dem Aberglauben der Eingebornen gescheitert, nach deren Ansicht Gott selbst auf dem Gipfel thront und kein Sterblicher denselben ungestraft ersteigen darf. Indem mir als Träger Kru-Leute mitnahmen, die von diesem Aberglauben nichts wissen,

machten wir uns in Bezug auf den wesentlichsten Punct unabhängig von den Eingebornen. Noch aber blieb die Frage des Führers. Wir lösten dieselbe, indem wir, und zwar für je zwei Faden Zeug und ein Bündel Tabak vier Leute mieteten, die gleichzeitig als Wegweiser dienen und einen Pfad durch den Urwald bahnen sollten. Aber wer sollte glauben, daß es, um dies zu erreichen, einer erregten Unterhandlung von mehrern Stunden bedurft hätte? Meine Vorgänger bei der Besteigung des Kamerun-Berges haben noch weit mehr als ich mit den unverschämten Forderungen, der Hinterlist und den tausend Finten der Eingebornen zu kämpfen gehabt. Und doch kann man in diesem undurchdringlichen Urwald, wo einer der halb zugewachsenen und ins Endlose sich schlängelnden Fußpfade dem andern gleicht, der Dienste dieser Eingebornen nicht entraten. Sie würden es nicht wagen, einem Europäer mit Waffengewalt entgegenzutreten, aber wenn man sich nicht trotz aller Hinterlist und aller Finten auf guten Fuß mit ihnen stellte, würden sie weder Führer geben noch Nachtquartier in ihren Hütten gewähren und außerdem den Führer und die als Träger dienenden Schwarzen einzuschüchtern suchen.

Um als Forschungsreisender in Africa etwas zu erreichen und nicht bloß auf die Küste beschränkt zu bleiben, muß man eine tüchtige Portion Geduld und in zweiter Linie Humor besitzen. Wie häufig zuckte es in meinen Nerven, die Hand, die ich in die schmutzige Pfote solcher hinterlistigen Canaille legen sollte, zu ganz anderm Thun zu gebrauchen. Aber ich habe mich stets am besten dabei befunden, wenn ich diesen Antrieben nicht folgte, wenn ich mir vorstellte, daß auch alle meine Vorgänger durch dieses selbe elende und langweilige Vorspiel endloser und zwecklöser Unterhandlungen haben hindurchgehen müssen. Wenn der Schwarze sich bloß ein hohes Geschenk erpressen wollte, so würde das nicht einmal das schlimmste sein, aber er selbst kennt keine Eile und kein größeres Vergnügen, als ohne Zweck und Ziel den feuereifrigen Europäer um ein paar Tage Zeit zu betrügen. Wenn irgendein Hindernis im Wege steht, wenn der Führer den Weg nicht kennt oder was dergleichen mehr ist, so wird man das niemals rechtzeitig, um Abhülfe schaffen zu können, sondern erst, wenn alles fertig und zum Aufbruch bereit ist, erfahren. Und leider ist die Maschinerie des Reisens mit menschlichen Trägern, für die man in aller und jeder Weise sorgen muß, ohnehin schon

so unbeschreiblich schwerfällig. Aber trotz aller Schattenseiten im Charakter und in den Sitten der Schwarzen bleibe ich dabei, daß sie nicht bösartig sind, daß man leichter mit ihnen auskommen kann als mit irgendwelchen andern Naturvölkern.

Nachdem schließlich alle Schwierigkeiten geregelt waren und unsere kleine Karawane sich in Bewegung hatte setzen können, ging es wiederum bergauf und bergab durch dichten, schattigen Urwald, der so feucht war, daß man am Grunde des Meeres durch die dortige üppige Tang-Vegetation zu marschiren glaubte. In Europa macht man sich von solchem Urwald eine viel zu romantische Vorstellung; der wirkliche Urwald verhält sich zu dem bildlich dargestellten wie eine Theater-Vorstellung hinter den Coulissen zu einer solchen vor den Coulissen. Da alle Krus ihre Lasten nicht wie die Bakwiri auf dem Rücken, sondern auf dem Kopfe tragen, so erwies sich der halb zugewachsene Gang, den vordem schwarze Jäger durch dieses Dickicht geschlagen haben mochten, als zu niedrig und mußte jeden Augenblick erweitert werden, wodurch unser Vordringen sich arg verzögerte.

Eriodendren oder Bombaxbäume waren auch hier die Riesen des Waldes. Ab und zu ging es aber auch einmal durch Dickichte von Blattpflanzen, die von doppelter Mannshöhe sein mochten. Auffallend mannigfaltig waren auf dieser Strecke des Weges die Moosarten, deren wir binnen kürzester Zeit einige Dutzend hätten zusammenbringen können. Obwohl es bei weitem nicht so steil wie am Tage vorher aufwärts ging, so war dennoch der Marsch äußerst anstrengend, teils der Hitze, teils der Natur des Bodens wegen. Als wir einmal auf einer Strecke von wenigen hundert Schritten über Felsgeröll marschirten, merkte ich eine außerordentliche Erleichterung. Der ganze übrige Marsch war ein beständiges Stolpern über die von verwesenden Pflanzenresten überdeckten Baumwurzeln, wozu jede paar Minuten die Notwendigkeit, über umgestürzte Baumstämme hinüberzuklettern, hinzukam. Unsere Krus, obwohl lauter auserlesene und beinahe herculische Leute, schwitzten unter ihren Lasten von je 50 bis 60 Pfund wie ein Rennpferd am Ziele.

Immer häufiger wurden nunmehr die Elefantenspuren. Wir sahen deren sowohl ganz frische als auch altausgetretene Pfade mit tiefen Löchern. Bei den frischen Pfaden war die Form der Füße deutlich ausgeprägt; mehrfach sahen wir dabei frischen Elefanten-

kot, und das in der Form einer Rinne niedergebogene Buschwerk veranschaulichte sowohl die Kraft dieser Dickhäuter als es den Beweis lieferte, daß dieselben hier wohl eher vereinzelt als in großen Rudeln umherstreifen.

Sehr häufig sahen wir die roten Beeren jener wildwachsenden Kaffeepflanze, aus der wahrscheinlich durch Veredlung der Liberia-Kaffee entstanden ist. Da der Gedanke, als ob hier im Urwalde und in niemals bewohnt gewesenem Lande jemals Kaffee gepflanzt worden sei, vollkommen ausgeschlossen ist, so muß also der Kaffee wohl hier einheimisch sein. Uebrigens soll in dieser und in mancher andern Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Pflanzenwelt Abessiniens und der des Kamerun-Gebirges bestehen.

Urplötzlich gegen 11 Uhr morgens begann dichter Nebel uns zu umlagern und etwas später folgte ein Regenguß, der den Urwald nicht grade gangbarer machte. Da das Tragen hoher Lederstiefel mich allzu sehr ermüdete, so hatte ich trotz der Gefahr, von Schlangen oder Skorpionen gestochen zu werden, dünne Zeugstiefel angelegt, die aber bald völlig durchnäßt waren und kurz nachher in Fetzen vom Fuße herunterhingen. Um 12 Uhr wurde unter hohen Bäumen an einem freien runden Platze Halt gemacht, um Reis für die Schwarzen und Corned Beef für uns Europäer kochen zu lassen. Die Krus machen jedesmal ganz vergnügte Gesichter, sobald sie ihre Lasten zu Boden setzen und die Lianenschnüre, womit einzelne lose Sachen an die Koffer befestigt sind, lösen dürfen.

Als nach $1^1/_2$stündigem Aufenthalt abermals aufgebrochen wurde, marschirten wir lange Zeit ohne zu steigen auf einer ausgedehnten Terrasse und hatten beständig den bis zum Gipfel bewaldeten und nie bestiegenen kleinen Kamerun-Berg (1500m), der wahrscheinlich niemals ein Vulcan gewesen ist, zur Linken. Als wir uns dem von Thomson entdeckten Wasserfall des kleinen zwischen Cap Limbo und Cap Debundscha mündenden Kelle-Flusses bis auf einige Kilometer näherten, wurden Leute ausgesandt, um in großen korbumflochtenen Flaschen (Demijohns) Wasser zu holen — eine Vorsicht, die sich, da wir erst am nächstfolgenden Abend Manns Quelle erreichten, als sehr nützlich erwies.

Nachdem wir an diesem Tage nach Abrechnung jedes, auch des kleinsten Aufenthalts 3 Stunden marschirt waren (am Tage vorher $3^3/_4$ Stunden), trafen wir um halb 5 Uhr nachmittags

auf einem freien, runden, auch wieder von hohen Bäumen überragten Platze ein, hinter dem sich eine kleine Höhle befand. Obwohl wir bis Sonnenuntergang noch 1½ Stunden hätten marschiren können, so riet Silva dennoch, diesen günstigen Ort zum Nachtquartier zu benutzen. Nachdem Weiße und Schwarze durch kurze Rast etwas mehr Kräfte gesammelt hatten, wurde die Zeltleinwand ausgepackt und es wurden Leute mit Buschmessern ausgesandt, um Brandholz und Zeltstangen zu hauen. Außer uns drei Weißen sollten der Führer und der Hauptmann der Kru-Leute im Zelt, die übrigen Schwarzen dagegen in der Höhle schlafen. Wir ließen alle zehn Gepäckstücke ins Zelt tragen und bereiteten uns aus den mitgenommenen Decken, so gut es eben ging, ein Lager. Leider waren, trotzdem ich alles, was von Decken in Victoria vorhanden gewesen, aufgekauft hatte, nicht für alle Krus wärmende Hüllen aufzutreiben gewesen, sodaß einige unter den Decken ihrer Gefährten gegen den nächtlichen Tau Schutz suchen mußten. Wiederum wurde wie bei jeder Mahlzeit für jeden Schwarzen ein halbes Pfund Reis abgemessen, und bald beleuchtete ein lustig flackerndes Lagerfeuer die bunte Biwak-Scenerie. Dieser Ort, wo wir übernachteten, wird von den Eingebornen Jssuma (Loch) genannt. Schon um 8 Uhr schnarchten alle Schwarzen, wir Weiße saßen aber Wein trinkend noch bis 10 Uhr zusammen.

Schon hier bei Jssuma sieht man keine Sandfliegen mehr und bloß ab und zu einen gar nicht mehr zudringlichen Moskito. Desto häufiger und desto lästiger wurden von jetzt ab die wilden Bienen und verschiedene Ameisenarten. Die Nacht war, während es beständig wetterleuchtete, während ein leiser Donner rings umher grollte und starker Tau die Zeltleinwand durchnäßte, auffallend kühl: um 3 Uhr morgens beobachtete ich 15° und um 6 Uhr morgens 17° Celsius. Jedesmal wenn ich aufwachte, hörte ich Affengebrüll, und einmal glaubte ich auch das Knurren eines Leoparden oder einer Tigerkatze zu vernehmen. Als früh morgens das Zelt abgebrochen wurde, fanden unsere Kru-Jungen unter dem Gepäck versteckt zwei riesige Tausendfüße.

Am dritten Tage (10. December) brachen wir um 8½ Uhr auf und gelangten nach 3¾stündigem Marsch um 12¼ Uhr zu einem Felsgrat, den wir zur Mittagsrast ausersahen. Da wir am Tage vorher eine viel zu geringe Entfernung zurückgelegt

hatten, so begann ich nunmehr zur Front gehend das Durchhauen des Weges persönlich zu überwachen. Unter meinen Augen arbeiteten die Leute wenigstens zehnmal soviel, als wenn sie allein geblieben wären. Unter ihren säbelartigen Buschmessern knickten die Aeste zusammen und lichtete sich das Buschwerk, daß es eine Freude war, zuzusehen. An einzelnen Stellen war der Weg von Lianen- und Luftwurzel-Dickicht versperrt, das ungefähr eben so verworren aussah wie ein Garnknäuel, der von kleinen Kätzchen im Zimmer umhergezerrt worden ist. Mehrmals beobachtete ich, wie aus den durchhauenen Lianen ein milchfarbener Kautschuksaft hervorquoll.

Es ging jetzt unaufhörlich bergauf, bald durch buschbewachsene Thäler, bald über Felsgrate, die mit gewaltigen, von Lianen umschlungenen Riesenbäumen bestanden waren. Allerwärts herrschte eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die von wenigen Tropenländern, wenn überhaupt von einem übertroffen werden dürfte. Ueber der Lava, deren verwitterte Blöcke überall umherliegen, lagert eine dicke Schicht dunkelbrauner, fetter und äußerst fruchtbarer Humus-Erde. Jeden Augenblick versinkt man, wenn morsche Aeste oder Bäume unter den Füßen zusammenbrechen, in tiefe Löcher, und mehrmals stürzten unsere Kru-Leute mitsamt ihren Lasten zu Boden. In solchem Walde vermischen sich Tod und Leben, aufsprießende und absterbende Vegetation auf eine wunderbare Art. Moosbedeckte bärtige Bäume, Farne in allen Formen und etwas höher hinauf auch Baumfarne verleihen der Scenerie ein ganz eigenartiges Gepräge. Die Baumfarne sind sehr schön, obwohl nicht so mächtig wie diejenigen von Australien, welche meines Wissens die größten auf der Erde vorhandenen sind.

Kurz vor Mittag kam einer der Häuptlinge von Boando (Dikko, Monikas Bruder) mit sieben Leuten, einer Lebensmittel tragenden Frau und einem jungen Mädchen, um unsern Führern beim Buschlichten behülflich zu sein — natürlich mit der Anwartschaft auf ein seine Dienste bedeutend übersteigendes Geschenk. Unsere Marschcolonne bestand nunmehr aus 25 Köpfen und hatte, da man in Westafrica stets im Gänsemarsch gehen muß, eine nicht unbeträchtliche Länge. Mit den den Weg bahnenden Leuten war ich stets 1—2km vorauf, damit unsere Kru-Träger, sobald es wegen besonders verworrener Dickichte für längere Zeit Arbeit gab, nicht zu warten brauchten. Sobald auch einmal von den

Bakwiri einige zurückblieben, unterhielten sich die vordersten mit ihnen vermittelst eines Alpenhorns, das überall im Gebirge verbreitet ist. Obwohl wir diesen Morgen eine recht tüchtige Entfernung zurücklegten, so litt ich doch weniger darunter als bei den viel kürzern Märschen an den beiden ersten Tagen. Man konnte ganz genau beobachten, wie in dem Grade, als es steiler bergan ging und die Temperatur sank, bei uns Europäern die Energie zunahm, während sie bei den Kru-Leuten nachließ.

Auch an diesem Morgen herrschte wieder ein starker Nebel. Aber auch, wenn dem nicht so gewesen wäre, würden wir nicht die erwartete Aussicht gehabt haben, weil die Vegetation, unter und zwischen der man einherschreitet, nirgendwo einen freiern Ausblick gestattet. Der Wald war auch heute so naß, als ob es Tage lang andauernd geregnet hätte. Unsere Krus klagten mehrmals über die kühle Luft, aber die Bakwiri, die doch auch bloß mit einem leichten Hüftentuch bekleidet waren, schienen nichts von Kälte zu spüren. Uebrigens betrug die Temperatur (12 Uhr mittags) doch auch noch immer 19° Celsius.

Wir hörten den ganzen Vormittag das Regen verkündende Gebrüll der Affen. Auch machten mich die Bakwiri-Leute, mit denen ich mich leider nicht unterhalten konnte, auf ein anderes Brüllen oder Grunzen aufmerksam, das mir von einem wilden Tiere herzurühren schien. Vogelgesang hörten wir mehrfach und häufiger noch die eigenartigen Schreie oder Rufe nicht singender Vögel.

Die Bakwiri pflückten häufig birnenförmige, rote, dicht am Boden wachsende Früchte, deren stachelbeerartigen Inhalt sie nach Entfernung der Schale verspeisten. Der einheimische Name für diese Früchte lautet Tonde. Wir Europäer enthielten uns, so sehr auch der Körper bisweilen danach verlangte, aller Getränke und Nahrungsmittel. Es ist ganz zweckmäßig, vor dem Aufbruch oder nach der Ankunft am Ziele recht tüchtig zu essen und zu trinken. Aber während des Marsches sollte man namentlich mit dem Trinken recht vorsichtig sein, weil der Genuß von Wasser das Schwitzen steigert und der häufige Genuß von Wein erschlaffend wirkt. Dem Rauchen entsagten wir Weiße sehr bald, als wir bemerkt zu haben glaubten, daß es das Bergsteigen erschwere.

Auf schmalem, baumbestandenen Felsengrat — einem sehr

unglücklich gewählten Ort — wurde, als die Sonne am höchsten stand, Halt gemacht. Wir saßen dort in langer Linie sehr unbequem und hatten kaum hinreichend Platz, um die Blechkoffer aufzustellen, geschweige denn ein Feuer zum Kochen anzünden zu lassen. Während unsere Leute grade damit beschäftigt waren, dürres Holz herbeizuschleppen, sausten wiederum dicke Regentropfen herunter. Wir ließen uns aber dadurch nicht im geringsten stören und die Kru-Jungen hatten allen Grund, sich über die große Anzahl jener Conservebüchsen zu freuen, um deren Inhalt und Gewicht ihre Traglast vermindert wurde. Für unsere Bakwiri-Führer hatte die früher erwähnte Frau Plantanen und Coca mitgebracht, und zwar in einem auf dem Rücken getragenen Korbe, der in der Form jenem Gefäße glich, wie es bei uns die Winzer gebrauchen. Daß Männer und nicht ein schwaches Weib diese Last hätten tragen sollen, würde den Bakwiri, die wie alle Neger Westafricas ihre Frauen tüchtig arbeiten lassen, nimmermehr beizubringen gewesen sein. Alle Mühe, die man sich in dieser Hinsicht geben mag, ist verloren. Uebrigens brachte Dikko auch ein junges und verhältnismäßig hübsches Weib mit herauf, dem einer von uns, als sie in Boando Palmwein verkaufte, freundlich zugelächelt hatte. Wahrscheinlich hegte Dikko, da bei allen Handlungen der Schwarzen der Gelderwerb im Hintergrund steht, die Hoffnung, daß einer von uns die schwarze Begleiterin zur Frau nach Landesbrauch begehren und gut dafür zahlen würde.

Als wir um 2 Uhr 20 Minuten aufbrachen, ging es wieder sehr steil bergan, aber der Weg, den die Schweden von Manns Quelle (von denen später die Rede sein wird) mehrmals benutzt zu haben schienen, war hier besser als weiter abwärts von überwucherndem Pflanzendickicht freigehalten, sodaß es weniger Aufenthalt gab. Urplötzlich — es war 4½ Uhr — sah ich, ohne daß die Vegetation sich im mindesten geändert hätte, etwas Dunkelbraunes durch das Grün des Waldes hindurch schimmern. Sollten dies endlich jene des Waldkleides entbehrenden höhern Teile des Gebirges sein, denen wir uns nun schon mehrere Tage lang genähert hatten, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen? Noch war ich im ungewissen, als ich bereits am Rande des hier so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Waldes stand und eine gewaltige, anscheinend kahle, aber wie ich später fand, mit Gras bewachsene Bergmasse sich

vor mir auftürmen sah. Eine gleich scharfe Trennung zwischen Wald und urwaldlosem Gebiet habe ich bei keinem andern Gebirge der Erde beobachtet. Es fehlt jeder, auch der leiseste Uebergang. Hier Gras ohne Baum und ohne Busch, dort ein paar Fuß weiter himmelaufragende Bäume mit ebenso dichtem Unterholz wie drunten an der Bai von Victoria. Dikko mit seinem lästigen Gefolge saß hier am Rande des Waldes und mußte, da Silva den weitern Weg nach Manns Quelle nicht kannte, erst durch ein längeres Palaver veranlaßt werden, uns auch fernerhin als Wegweiser zu dienen. So schön und angenehm es uns dünkte, endlich aus dem beschwerlichen Walde heraus zu sein, wo wir von den Buschmessern der Eingebornen abhängig gewesen waren, so war doch auch der weitere $1^1/_4$stündige Weg nach Manns Quelle recht beschwerlich.

Capitel VIII.

Zum Gipfel des Götterbergs.

(Schwedische Elefantenjäger und ihr verlassenes Heim. — Die letzte Trinkwasser spendende Quelle. — Der vierte Tagemarsch. — Lavaströme und erloschene Krater. — Die Pfade der Buea-Leute. — Das Nachtlager bei der Jägerhütte. — Die Poesie des Schlafens im Freien. — Die ersten Antilopen. — Ein Lavameer von 3km Durchmesser. — Gras und Moos. — Unsere Schwarzen weinen und heulen vor Kälte. — Der letzte Lava- und Aschenkegel. — Ich verliere zeitweilig die Sprache. — Auf dem höchsten Berggipfel von Westafrica. — Bei +4° C. ein Schriftstück abgefaßt. — Wir glauben vor Durst zu sterben. — Der Rückmarsch.)

Am Westabhang des Kamerun-Gebirges findet man in einer Höhe von etwa 2200 m eine kleine Quelle, welcher die Engländer den Namen Manns Spring gegeben haben. Dieser Name ist dann auch auf die vor einigen Monaten von vier Schweden erbaute Gruppe von Häusern, die jetzt leer stehen, übertragen worden. Manns Quelle ist für die Besteigung des Kamerun-Gebirges von allergrößter Bedeutung. Soweit man darüber Bescheid weiß, führt kein anderer für Europäer benutzbarer Weg zum Gipfel als derjenige über Manns Spring, und zwar deshalb nicht, weil man keinen andern Ort von gleicher Höhe kennt, wo noch Wasser zu finden wäre. Die Quelle trägt ihren Namen von dem (in Hannover gebornen und zur Zeit als englischer Beamter in Indien lebenden) Botaniker Mann, dem sie, als dem ersten Weißen, von den Eingebornen gezeigt wurde und der später

als Begleiter Burtons auch den Gipfel des Kamerun-Berges erreicht hat.

Der ſchottiſche Miſſionar Thomſon gedachte hier, wo man ſich in mitteleuropäiſchem Klima zu befinden glaubt, ein Sanitarium anzulegen, welches jedoch niemals über die noch jetzt vorhandenen Fundamente hinausgelangt iſt. Seitdem hat ſich niemand um Manns Quelle gekümmert, bis anfangs des Jahres 1884 vier Schweden (zwei Herren namens Kanut Knutſon und Georg Waldau ſowie zwei Bediente) im Kamerun-Gebirge anlangten. Anfänglich wohnten die Schweden in Manns Spring, wo ſie eine Anzahl Hütten erbauten, einen Garten anlegten und Antilopen ſchoſſen. Später ſiedelten ſie nach dem weiter oſtwärts in etwa 900 m Höhe gelegenen Orte Mapanja über, wo ſie als die erſten in dieſem Lande kautſchukhaltige Lianen entdeckten und, nachdem ſie Gewehre großen Kalibers erhalten hatten, den bis zur Höhe von 1500 m noch recht häufig anzutreffenden Elefanten nachzuſtellen begannen. Grade als wir uns in der verlaſſenen Wohnung der Schweden bei Manns Quelle häuslich eingerichtet hatten, erzählten uns Jäger vom Buea-Stamme die betrübende Nachricht, daß in der verfloſſenen Nacht einer der zwei ſchwediſchen Diener zu Mapanja geſtorben ſei. Obwohl ich die ſchwediſchen Culturpioniere damals noch nicht kennen gelernt hatte, ſo betrachtete ich doch mit einer gewiſſen Sympathie ihre bei Manns Quelle zurückgelaſſenen Werke, und zwar dies umſomehr, als es keinem Zweifel unterliegen kann, daß ſie, indem ſie den Eingebornen beibrachten, daß hier Kautſchuk ſei und wie es bereitet werden müſſe, für die Cultur mehr geleiſtet haben als die ganze engliſche Baptiſten-Miſſion in Jahrzehnten.

Der Weg zu der verlaſſenen Wohnung der Schweden führt aus dem freien Graslande heraus zu einem kleinen, in einem geſchützten Thal gelegenen Walde und dann bergauf bergab bis in die Nähe der Quelle. Die Schweden haben ſich wohl des Waſſers und des Holzes wegen hier im Walde angeſiedelt und es auch wahrſcheinlich im freien, vor dem Winde nicht geſchützten Grasgelände zu kalt gefunden. Es ſtanden noch vier, aus den Blattſtielen der Raphia-Palme erbaute (ſolches Haus koſtet höchſtens 30 bis 40 ℳ), je einen Raum darſtellende Hütten, bei denen ſelbſtverſtändlich von Fenſtern oder Thürverſchluß nicht die Rede ſein konnte. Dikko hatte die Unbeſcheidenheit gehabt, mit ſeinen

Leuten voraufeilend die beste der vier Hütten, in der auch wohl die Schweden gewohnt haben, mit Beschlag zu belegen. Wir warfen ihn aber hinaus und wiesen uns selbst die beste und unsern ermüdeten Kru-Leuten die zweitbeste Hütte an.

Dem von den Schweden angelegten und sehr gut gepflegten Garten entnahmen wir Petersilie, Rüben und einige andere Gemüse, um uns daraus mit Zusatz von Corned Beef eine Suppe zu kochen. Unsere Leute schlugen inzwischen Holz, trugen Wasser herbei und zündeten Feuer an; kurz, es entwickelte sich jenes bunte Lagerbild, wie ich es stets wieder mit gleichem Vergnügen beobachtet habe.

Die berühmte Quelle findet man einige Hundert Schritt bergaufwärts von der Wohnung der Schweden. Sie ist ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, etwa einen Fuß tiefes Loch, in welches das Wasser aus dem höher gelegenen Boden bloß in sehr geringen Mengen hinzusickert und welches auch einen sehr spärlichen Abfluß hat. Die Bedeutung der Quelle beruht darin, daß der Wasserzufluß während des ganzen Jahres, einerlei ob in Regen- oder Trockenzeit, so ziemlich der gleiche ist, sodaß man hier jederzeit zuversichtlich auf eine ausreichende Versorgung mit vortrefflichem Trinkwasser rechnen darf. Von hier muß sich denn auch, wer den Kamerun-Berg besteigen will, für die ganze nachfolgende Reise bis zum Gipfel des Götterberges und wieder rückwärts mit Trinkwasser versorgen. Zwischen den Hütten und der Quelle fand ich in einen Baum eingeschnitten die Namen J. A. Gustavson Juni 1884 und G. Levin 25. Nov. 1884. Die Temperatur der Quelle war um 6 Uhr abends 14° Celsius, während diejenige der Luft gleichzeitig 16° C. und am folgenden Morgen um 6 Uhr 14° C. betrug.

Während wir in Boando und bei der Höhle Jssuma auf dem Erdboden hatten schlafen müssen, fanden wir in den Hütten bei Manns Quelle mehrere von den Schweden zurückgelassene Pritschen, auf denen wir unsere Decken ausbreiten konnten. Wir gestatteten dem Führer und dem Häuptling Dikko, in dem von uns eingenommenen kleinen Hause zu schlafen, aber mit der Verpflichtung, das mitten in der Hütte angezündete Feuer, welches die ganze Nacht hindurch brennen sollte, gut zu nähren. Mir mußte noch ein wenig Fieber im Kopfe stecken, denn halb im Traume glaubte ich mehrfach durch die dichten Rauchwolken

unſeres Feuers hindurch die Geſtalt eines fremden weißen Mannes zu entdecken, der die Eindringlinge in dieſe Hütte zu betrachten ſchien.

Die Bakwiri des Gebirges ſind weit weniger ſpitzbübiſch als die Neger am Kamerun-Fluß; es heißt, daß Diebſtahl ſelbſt Europäern gegenüber beinahe gar nicht vorkomme. Dennoch betrachteten Dikko und ſeine Leute, als am folgenden Morgen eingepackt wurde, mit augenſcheinlichſtem Neid alle die für ihre Begriffe ſehr ſchönen Sachen, deren wir uns zum Kochen und Ankleiden u. ſ. w. bedient hatten. Nach der Anſchauung ſolcher Naturkinder muß jeder Europäer ſehr, ſehr reich ſein. Aber daß all dieſe ſchönen Sachen erſt durch harte Arbeit gewonnen werden müſſen, iſt eine außerhalb des Begriffsvermögens der Schwarzen liegende Thatſache. Sie denken ſich, der Europäer fände alle dieſe ſchönen Dinge an einem Orte, den er allein kenne, oder dieſelben wüchſen auf den Bäumen. Wüßte der Neger, wie hart alle dieſe Dinge, die er ſo neidiſch anblickt, erarbeitet werden müſſen, ſo würde er ganz gewiß nicht mit den Weißen tauſchen wollen. Denn der am härteſten arbeitende Neger führt doch nach europäiſchen Begriffen noch immer ein unendlich bequemes Leben. Geld und Geldeswert ſind unter den Bakwiri noch unbekannt, wenn ſie auch eine Werteinheit gleich dem ebenfalls nicht thatſächlich vorhandenen „Kru“ der Duallas kennen. Wir bezahlten Dikko und ſeine Leute, als wir von ihnen Abſchied nahmen, mit Baumwollzeug und mit Blättertabak. Noch auf weite Entfernungen hin hörten wir ihre luſtig ertönenden Alpenhörner.

Um 5 Minuten vor 8 Uhr ſetzte unſere jetzt auf 14 Köpfe zuſammengeſchrumpfte Karawane ſich wieder in Bewegung. Wie ſchon vorher ſo marſchirten wir Europäer auch jetzt noch bloß mit Stiefeln, Strümpfen, Hemd, Hoſe und Helm bekleidet, und obwohl ein europäiſch friſcher Lufthauch uns umſpielte, fühlten wir doch der beſtändigen körperlichen Anſtrengung wegen keine Kälte. Unſer Weg führte uns über erſtarrte, gleich endloſen Eiſenbahndämmen das Land durchziehende Lavaſtröme, die ſich hier und dort zu abenteuerlich ausſehenden Rieſengebilden aufgetürmt hatten. Wir ſahen u. a. eine große Fläche, wo dichtgedrängt ſpitze, beinahe nadelförmige Blöcke emporragten, als ob es ein Maisfeld wäre. Alle dieſe Lavaſtröme verraten durch ſtarke Verwitterung ihr hohes Alter.

Hier oben in der Höhe, wo wir uns jetzt befanden, gibt es keine Schlangen, keine Skorpione, keine Moskiten und keine Sandfliegen mehr. Ein kühler Lufthauch wirkt beständig erfrischend und macht, trotzdem die Sonne recht tüchtig herniederbrennt, das Gehen weniger anstrengend. Aber in Bezug auf die Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten dieser Alpenwelt herrschte zwischen uns Europäern und den schwarzen Trägern eine große Meinungsverschiedenheit. Unsere Kru-Leute waren in einen bei Schwarzen nur selten zu beobachtenden Grad des Erstaunens geraten, als sie an der Grenze von Gras- und Waldland anlangten. Seitdem aber erklärten sie mehrfach, daß ihre Kru-Heimat denn doch viel schöner sei als dieses steile Gebirge. Diese Kru-Leute besitzen alle Fehler der Neger-Rasse, aber in geringerm Grade, und alle Tugenden der Neger-Rasse, aber in höherm Grade als die übrigen Stämme. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß sie überhaupt arbeiten, während das Gesindel der Bakwiri sich hierzu für zu gut hielt und hochmütig auf unsere Lasten tragenden Begleiter herabblickte. Wäre Africa bloß mit Krus bevölkert, so würde es den zehnfachen Wert haben. Aber leider soll die Anwerbung dieser nützlichen Leute neuerdings immer schwieriger werden, seit von den belgischen Beamten so sehr viele zum Congo gebracht werden.

Auch der Mangel an Mut, der den Krus von allen Kennern dieses Stammes ebenso wie den meisten übrigen Negern Westafricas vorgeworfen wird, würde, glaube ich, unter tüchtiger Führung nicht unüberwindlich sein. Es ist bloß nötig, dem Kru-Mann dasselbe Vertrauen in seinen Herrn beizubringen, welches der Soldat gegenüber seinem Officier fühlt. Ein kleines Beispiel wird das veranschaulichen. Bei Märschen wie der unsrige bilden die Weißen meistens den Schluß der Colonne, damit keiner der Träger aus Faulheit oder Mangel an Willenskraft zurückbleiben kann. Bei solcher Anordnung der Marschcolonne ereignete es sich nun recht häufig, daß die Krus uns zu Narren zu halten suchten, indem die hintersten unter dem Vorwand, daß erst ein Weg durchgehauen werden müsse, Halt machten, während die vordersten schon längst ihre Lasten vom Kopfe genommen hatten und, sich unbeobachtet wissend, ohne ans Buschlichten zu denken, ruhig ihre Pfeife rauchten. Ging ich aber, um diesen Kniff unmöglich zu machen und den Marsch zu beschleunigen, an der Spitze, so folgten mir

die Schwarzen trotz ihrer Last von 25 bis 30kg durch dick und dünn und auf den halsbrecherischsten Pfaden, sodaß ich mich häufig wunderte, wie der menschliche Körperbau solches überhaupt auszuhalten imstande sei. Schläge haben die Krus auf dieser Reise niemals bekommen, trotzdem sie, was ja auch in ihren Augen keine große Sünde ist, mehrfach Wasser, Wein und Lebensmittel stahlen. Allerdings bestand auch unser Trupp aus lauter ausgewählten Kru-Leuten, wie ich sie gleich kräftig und gleich willig nur selten gefunden habe.

Kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zur Beschreibung des Gebirges zurück. Nach einstündigem Marsch von Manns Quelle aus gelangten wir zu einem tief ausgetretenen, aber ganz schmalen Fußpfad, der in grader Linie auf unser nächstes Ziel, die „Jägerhütte", zuführte. Es mag nach allem, was ich bereits über das Gebirge gesagt habe, seltsam erscheinen, daß in einer Höhe von 2400—2700m noch Pfade anzutreffen sind. Thatsächlich gibt es im ganzen Kamerun-Gebirge kein Dorf, das höher als 900 oder 950m gelegen wäre. Aber die Bewohner dieser Dörfer steigen teils der Jagd wegen, teils wegen der Handelsverbindung mit den an der andern Seite des Gebirges gelegenen Dörfern bis zu einer Höhe von 3300—3600m aufwärts.

Die sogenannte „Jägerhütte" (Hunter's Hut), in der wir die nächstfolgende Nacht schlafen sollten, ist von Jägern aus dem Dorfe Buea erbaut worden, Jägern, deren Lagerfeuer man von unten aus sogar dicht am Fuße des Götterberges bemerkt haben will. Der Fußpfad, von dem eben die Rede war, dient weniger den Unternehmungen der Jäger als denjenigen der Handelsleute. Er führt vom Westabhange des Gebirges nach der Jägerhütte und von dort in einem sehr starken Tagemarsche zum Dorfe Buea. Unter solchem Pfade möge man sich aber keinen auch noch so bescheidenen Weg europäischen Stils vorstellen. Grade ein klein wenig breiter als ein Negerfuß und einige Zoll tief ausgetreten, scheint solcher Pfad dem Europäer das Vorwärtskommen eher zu erschweren als zu erleichtern. Nachdem ich eine halbe Stunde lang in dieser kleinen Rinne einhergestolpert war, zog ich es vor, meinen Weg seitwärts davon zu nehmen.

Zunächst aufwärts an der Grenze des Waldes ist das bräunliche Gras sehr hoch und erschwert im höchsten Grade das Gehen. Aber einige Tausend Fuß höher verkrüppelt im steinigen Boden

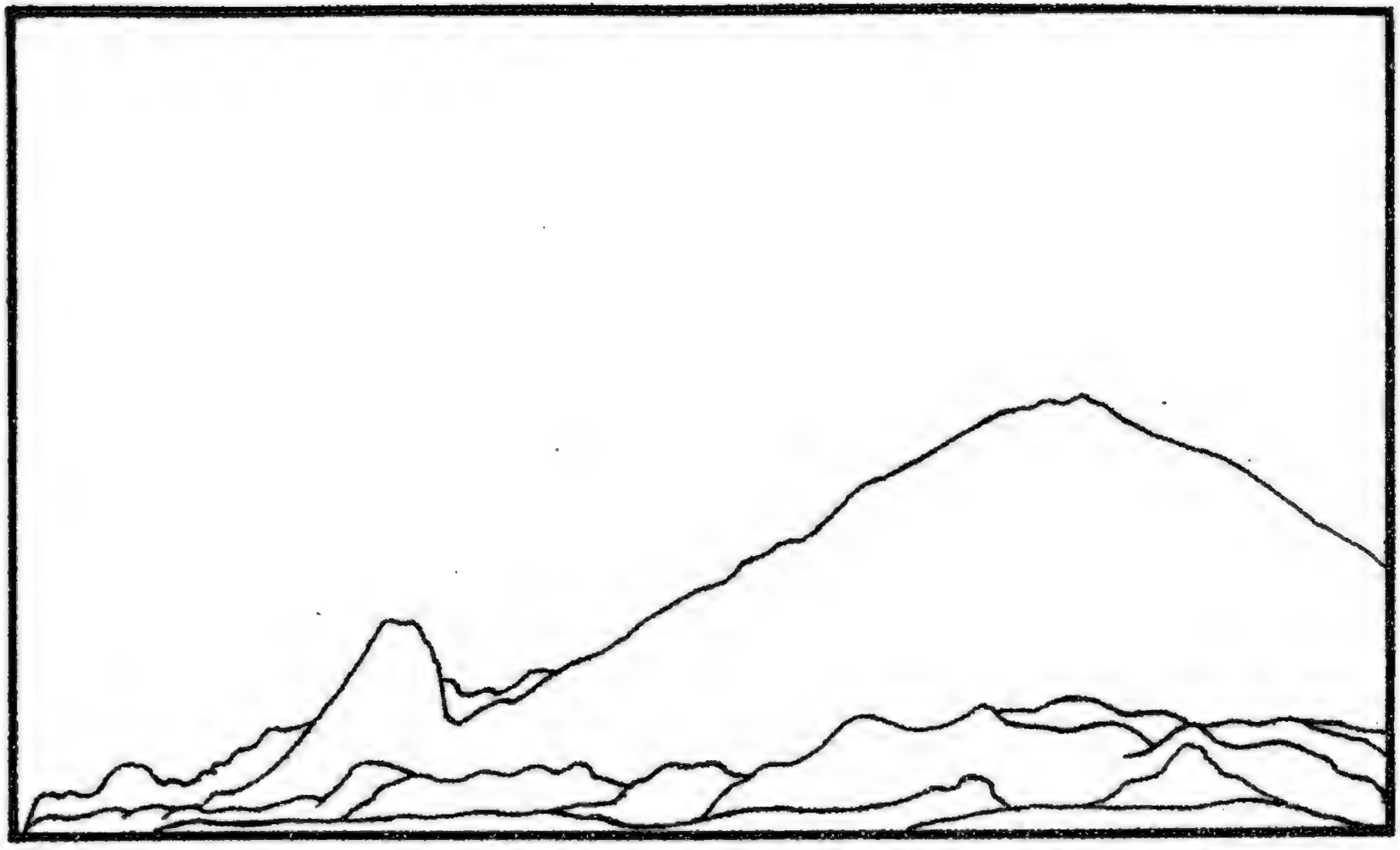
auch das Gras. Wo nur irgendwie geſchützte Stellen in den Thälern ſind, finden ſich kleine Baumgruppen oder auch vereinzelte Bäume bis mehrere Tauſend Fuß über die große Grenze des Waldes aufwärts. Die tiefer gelegenen keſſelartigen Stellen gewähren dem Pflanzenwuchs den doppelten Vorzug des Schutzes vor dem Winde und der reichlichern Feuchtigkeit. Auch wo es keine Bäume mehr gibt, gewahrt man in dieſen Senkungen noch niedriges und ganz hellfarbiges, beinahe gelblichweißes Buſchwerk. Die Buſchcomplexe ſind aber nirgendwo beſonders ausgedehnt; es ſind winzig kleine Oaſen, die höchſtens inſofern Intereſſe haben, als ſich hier vorwiegend europäiſche Pflanzen vorfinden.

Die Scenerie iſt hier oben großartiger, wenn auch vielleicht weniger anmutig als drunten im Waldlande. Ringsumher ſieht man, während Nebel und phantaſtiſch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben werden, bräunliche, ab und zu mit grünen Waldflecken bedeckte Berge, aber der Gipfel des großen Vulkans bleibt zunächſt noch unſichtbar. Wir laſſen den großen Erdwerk-Krater (Earthwork Crater), der wie eine Redoute ausſieht, zur linken Hand liegen und paſſiren binnen einer Stunde noch drei andere winzig kleine Krater. Was auf den Karten als Kamerun-Berg verzeichnet iſt, ſtellt in Wirlichkeit gar keinen einzelnen Berg, ſondern ein ganzes Gebirge von mehrern Hundert auf einem ſehr unebenen Plateau aufſteigender Bergkegel dar. Es ſcheint, wenn man Stunde um Stunde bergauf und bergab ſteigt, als ob man einen ganzen Weltteil von bräunlichen, grasbewachſenen Kuppen vor ſich hätte. Das Kamerun-Gebirge ſoll — aber niemand hat ſie gezählt — etwa 70 erloſchene Krater umfaſſen. Die Frage, ob einzelne darunter noch ab und zu thätig ſeien, iſt heutigentags noch nicht entſchieden. Ich perſönlich glaube eher an das Gegenteil. Der halb eingeſtürzte große Krater des Götterberges, der den Gipfel des ganzen Gebirges darſtellt, iſt jedenfalls längſt erloſchen.

Auf neun Zehnteln des Weges von Manns Quelle bis zur Jägerhütte ſteigt man trotz gelegentlicher Senkungen doch im großen und ganzen ſacht bergan. Erſt bei der Annäherung an die Jägerhütte geht es ſteil bergan und man gelangt aus dem Bereich des Graſes hinaus in einen ſchönen, ein äußerſt flaches Thal ausfüllenden Wald. Es ſind hohe, lichte, den Individuen unſerer europäiſchen Wälder gleichende Bäume, nur mit dem

Unterſchiede, daß außer ungeheuren Troddeln ſilberweißen Mooſes auch tropiſche Lianen von ihren Aeſten und Zweigen herunterhängen. Das Unterholz und Geſtrüpp ſchienen mir faſt bloß europäiſche Pflanzen zu enthalten; da waren Farne wie in unſern Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei buntblühendes Zeug, das ich vordem häufig geſehen hatte, aber niemals vorher in Africa. Meines Erachtens müßte die Flora des Kamerun-Gebirges ihrer großen Reichhaltigkeit wegen für Botaniker eines der dankbarſten Studienfelder darbieten.

Unſer Weg führte uns über ein ſteiles, ſteiniges und gänzlich ausgetrocknetes Bachbett. Aber obwohl es in der letzten Zeit nicht ganz wenig geregnet hatte, erklärte unſer Führer dennoch, daß die Mühe, hier Waſſer zu ſuchen, vergeblich ſein würde. Wir ſahen links von uns einen gigantiſchen Bergwall, nämlich den von Weſt nach Oſt ſich erſtreckenden Hauptwall des ganzen Kamerun-Gebirges, auf dem verſchiedene vulcaniſche Bergrieſen, unter denen der große Kamerun-Berg der höchſte iſt, aufſitzen. Um 10 Uhr 45 Minuten, alſo nach dreiſtündigem Marſch, ohne die kleinern Aufenthalte abzurechnen, trafen wir bei der Jägerhütte ein. Dieſe iſt ein 1 m hohes, 1,5 m breites und 2,5 m bis 3 m langes, von ſchwarzen Buea-Jägern aus Aeſten und Reiſig hergeſtelltes Bauwerk. Wir konnten unſern halbnackten Kru-Jungen nicht zumuten, im Freien zu ſchlafen, und überließen ihnen daher die Hütte. Für uns ſelbſt wurde, nachdem der Boden ein wenig von Pflanzen und Reiſig gereinigt worden und Zeltſtangen gehauen worden waren, ein Zelt aufgerichtet. Bald flackerte hier, wo es durchaus nicht an abgeſtorbenem und ſaftloſem Brandholz fehlte, ein luſtiges Feuer zum Himmel empor. Keſſel über Keſſel wurden darauf geſetzt und bald verbreitete ſich in der Atmoſphäre rings umher der Duft von kochendem Reis, von Corned Beef und von Thee. Die Reinlichkeit bei der Zubereitung der Speiſen, die den Kru-Leuten überlaſſen bleiben mußte, war, wie das unter den obwaltenden Umſtänden nicht anders der Fall ſein konnte, höchſt unvollſtändig. Teller, Meſſer und Gabel wurden mit einem aus Blättern verfertigten Wiſch gereinigt, wie denn auch zuſammengedrehte Blätter zum Verſchließen der Waſſergefäße dienten. Aber das Hinwegblicken über ſolche Kleinigkeiten gehört zu den erſten Anforderungen, die an einen Africareiſenden geſtellt zu werden pflegen.



Der Götterberg

von der Insel Mondole aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Digitized by Google

Wir Weiße hatten inzwischen auf einer Stelle, die bereits von Gras und Unterholz gereinigt worden, unsere Decken ausgebreitet und alle, Schwarze sowohl wie Weiße, gaben sich, während zahllose Vögel in den Bäumen über uns sangen und zwitscherten, während Bienen summten und Grashüpfer zirpten, der wohlverdienten Ruhe hin. Ich habe niemals einen Ort gesehen, wo Moose in solch verschiedenen Arten und Formen zu finden gewesen wären, wie hier bei der Jägerhütte. Und dann die Farne und die Blumen und die lianenumschlungenen Riesenbäume, auf denen ein Reichtum von großen und kleinen Vögeln sich wiegte, wie man ihn in unsern eigenen Wäldern seit Erfindung der Feuergewehre nicht mehr zu sehen und zu hören bekommt.

Vor meiner Abreise von Deutschland war mir der Vorschlag gemacht worden, einen Zeichner mit heraus zu nehmen. Ich hatte aber aus Rücksicht auf die politischen Verhältnisse und das große Interesse, welches man in Deutschland den westafricanischen Dingen entgegenzubringen begann, selbst jenen kurzen Aufschub meiner Reise, den man mir behufs Aufsuchung und Ausrüstung eines Zeichners zumuten wollte, nicht zugestehen zu dürfen geglaubt. Jetzt, angesichts der großartigen Natur und der Unmöglichkeit, neben meiner sonstigen Beschäftigung auch noch den Zeichner zu spielen, bereute ich meine allzu große Eile. Was hätte ich nur für eine einzige naturgetreue Zeichnung einer einzigen unserer so überaus malerischen Lagerstätten im Urwald gegeben!

Die Luft war hier oben, wenn nicht grade trocken, so doch sehr viel weniger feucht, als drunten im Waldgebiet. Die Temperatur im Schatten betrug hier in einer Höhe von 2800 m um 12 Uhr mittags, wenn die Sonne schien, 18° C., und wenn sie von Wolken verhüllt war, 16° C. Ratten und Mäuse peinigten uns hier nicht mehr; entweder fanden sie so weit abseits von menschlichen Wohnstätten keine Nahrung mehr oder es war auch ihnen zu kalt.

Grando, der Hauptmann unserer Kru-Leute, fand in dem oben erwähnten, dicht bei der Jägerhütte gelegenen Bachbett eine Lache von den letzten Regen zurückgebliebenen aber nicht trinkbaren Wassers. Es war das immerhin insofern interessant, als man von hier an weiter aufwärts mit Wassermangel (und auch mit Kälte) anstatt wie weiter drunten mit habgierigen Eingebornen und undurchdringlichem, von Insecten schwirrendem Urwald zu

kämpfen hat. Wir hatten bereits zwei Demijohns (zu je 15 Liter), eine Calebasse (Kürbisgefäß) und zehn Flaschen Wasser mit heraufgebracht. Alles dies füllten wir in Kessel und Töpfe und bewogen durch das Versprechen eines besondern Geschenkes unsern Führer und einige als Freiwillige sich meldende Kru-Leute, abermals mit den nunmehr leeren Demijohns zu Manns Quelle aufzubrechen. Den Nachmittag verbrachten wir Europäer mit Schlafen und dem Niederschreiben von Notizen. Die zum Wasserholen um 1 Uhr ausgesandten Krus waren schon um 5 Uhr wieder zurück, hatten also, allerdings ohne größere Lasten tragen zu müssen, denselben Weg, zu dem wir drei Stunden gebraucht, hin und zurück in vier Stunden zurückgelegt.

Wir beschlossen nun, die Hälfte der Krus mit dem größten Teil des Gepäcks in der Jägerhütte zurückzulassen und mit bloß fünf Leuten (außer dem Führer), die das Zelt, die Zeltstangen, Brandholz, Wasser, Reis sowie etwas Corned Beef und Cognac tragen sollten, mit dem ersten Morgengrauen zur Besteigung des Götterberges auszurücken. Die bis zu der (hier eine Viertelstunde später als in Boando eintretenden) Dunkelheit verbleibende Zeit benutzten wir zum Abmessen von Nahrungsmitteln für die zurückbleibenden Kru-Neger und zur Verteilung von wärmenden Kleidungsstücken an diejenigen, die uns begleiten sollten. Ich will gleich hier vorwegnehmen, daß die Temperatur um 5 Uhr nachmittags 13° C., um 6 Uhr 12½° C., um 7 Uhr 12° C., am folgenden Morgen um 4 Uhr 12° C. und um 6 Uhr ebenfalls 12° C. betrug. Uebrigens möge der Leser bei der Angabe dieser für europäische Verhältnisse gar nicht besonders niedrigen Temperaturen sich vergegenwärtigen, daß die Besteigung des Gipfels mit Körpern vorgenommen werden sollte, die durch monatelangen Aufenthalt an der Küste an deren Treibhaustemperatur gewöhnt waren. Auch der Deutsche, der urplötzlich zum Nordcap oder zu den Höhen des Ural versetzt wäre, würde es dort nicht besonders gemütlich finden.

Die Frage, ob wir morgen Erfolg haben würden oder nicht, versetzte uns alle in eine gewisse Erregung, sodaß wir gar nicht so früh, als es sonst ratsam gewesen wäre, dazu gelangten, unser Lager aufzusuchen. Es ist ein eigenartiges Ding um das Schlafen im Freien. Bei hinreichender Vorsorge ist es nicht grade besonders gesundheitsgefährlich und erschließt tausend Reize der Natur,

von denen unsere in weichen Betten und geschlossenen Räumen schlafenden Culturmenschen sich nichts träumen lassen. Wer die großen Feldzüge unseres Volkes mit durchgemacht hat, weiß allerdings zur Genüge und mehr als zur Genüge, was es heißt, ohne hinreichenden Schutz im Freien lagern zu müssen. Aber sein Kopf ist wahrscheinlich von andern und ernstern Dingen mehr voll gewesen, als von den Schönheiten der Natur. Auch weiß ja so ziemlich jeder, der Soldat gewesen ist, was ein Biwak mit seinen Vorzügen und seinen Schattenseiten bedeutet.

Aber von der überwiegenden Mehrzahl meiner Leser glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie niemals in ihrem Leben eine Nacht im Freien zugebracht haben, ganz besonders aber keine unter luftigem Zelt in dichtgeschlossenem Urwald auf der Erde liegend. Jenen Schutz gegen Kühle und Feuchtigkeit, den man in Europa mit allen Mitteln unserer Cultur dem Körper zuteil werden läßt, sucht man hier in völlig ungenügender Weise durch einige Decken und ein flackerndes Feuer zu ersetzen. In ungenügender Weise sage ich, denn die ungeheure Menge von Feuchtigkeit, die solcher Urwald in sich schließt, findet trotz aller Vorsorge doch stets einen Weg, um zu deinen Kleidern (nebenbei dem einzigen Anzuge, den du mit dir führst) vorzudringen, sei es in der Form von Regen durch die von den Ratten in das Zelttuch genagten Löcher, sei es als aus dem Boden aufsteigende und deine Decken durchdringende Nässe, sei es als Tau, der sich durch den Zwischenraum zwischen dem Erdboden und den Zeltwänden Bahn bricht. Früh morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, wirst du in solcher Lage stets mit leichtem Zähneklappern und einem unangenehmen Gefühl des Fröstelns aufwachen. Mit Erstaunen wirst du alsdann bemerken, daß die Decke, in welche du dich gehüllt hast, daß die Decke, die dir als Unterlage dient, daß dein Bart und dein Haar sich schon kaum mehr feucht, sondern beinahe naß anfühlen.

Und dennoch und trotz allem habe ich der Aussicht, wieder einmal eine Nacht im Freien verbringen zu müssen, stets mit einer gewissen Freude entgegengesehen. Das ist solch buntes Leben, so etwas ganz anderes, als die mit Bett, Waschtisch, Sofa und zwei Stühlen ausgestatteten Zimmer eines Gasthofes. Schon die Vorbereitungen müssen den, der darüber nicht den Kopf verliert, interessiren: die Auswahl des Lagerplatzes, das Abladen des

Gepäcks, das Freihauen eines zum Aufstellen des Zeltes bestimmten Ortes, das Suchen nach Wasser, das Fällen und Herbeischleppen von Brandholz, das Aufschlagen des Zeltes, das Anzünden eines großen und flackernden Feuers, um das sich die schwarzen Gestalten der Kru-Leute gleich ebenso vielen Teufeln herumbewegen, das Abmessen des für die Träger bestimmten Reis, Wassers, Zwiebacks, Tabaks und Rums, das Auskramen der eigenen Lebensmittel, das Kochen, Schmoren und Auftischen unter solchen höchst primitiven Verhältnissen, und endlich die Mahlzeit selbst. Die Ankunft ist naturgemäß der schönste Augenblick des Reisenden, und nur ein Misanthrop könnte bei der darauffolgenden Mahlzeit schlechter Laune sein. Aber bei guter und bester Laune ist es eine Kunst, mit dem Mitgenommenen Haus zu halten. So karg auch der Speisezettel (heute Reis und Corned Beef, morgen Corned Beef und Reis) sein mag, so ißt und trinkt man doch gleich den alten Sybariten, als ob man morgen sterben würde.

Dann wird geraucht, gescherzt, gesungen, während der flackernde Schein des Lagerfeuers die natürliche Wildheit und Anmut des Urwaldes noch vermehrt, ein kleiner Rundgang zu den engen Grenzen des freigehauenen Gebiets gemacht und schließlich das längst vorbereitete harte Lager aufgesucht. Noch schläft man nicht, noch blickt man in die Flammen des entweder mitten im Zelte oder draußen vor dem Zelteingang weiter glimmenden Feuers und lauscht, an alle Lieben und alles Liebe daheim denkend, den vielerlei seltsamen und zum Teil etwas unheimlichen Stimmen, die nächtlicherweile im Urwalde laut werden. Vielleicht auch glitzern, wenn das Feuer niedergebrannt ist, sei es durch die niemals fehlenden Löcher eines vielgebrauchten Zeltes, sei es durch die Eingangsöffnung, die Sterne herein, wenn nicht gar der Mond die abenteuerlichen Formen des Waldes mit seinem zauberhaften Lichte zu beleuchten beginnt. So hart auch das Lager sein mochte, so habe ich doch niemals im Freien (es sei denn auf hohen Bergen der Kälte wegen) eine schlaflose Nacht verlebt. Am folgenden Morgen fühlt man sich ein wenig gerädert, aber nach fünf Minuten, sobald man erst aufgesprungen ist, geht das vorüber. Und was schadete es auch, solange die Kraft der Jugend ewig und unerschöpflich zu sein scheint, so lange man von Erfolg zu Erfolg vorwärts stürmen zu dürfen glaubt!

Nach einer durch Sturm und Gewitter etwas unruhigen

Nacht erhoben wir uns um 5 Uhr, gelangten aber, da doch noch vielerlei zu erledigen war, erst um 7 Uhr zum Aufbruch. Der größte Teil des Gepäcks wurde nebst vier Kru-Leuten unter der Obhut des Hauptmanns Grando unten zurückgelassen. Von den fünf Kru-Leuten, die wir mitnahmen (selbstverständlich die kräftigsten und ausdauerndsten), trug einer die Decken, einer das Brandholz, einer die Zeltstangen und das Wasser, einer die Lebensmittel und der fünfte das Zelt. Ich glaube kaum, daß wenn wir, anstatt frischweg zu befehlen, Freiwillige aufgerufen hätten, irgendeiner sich gemeldet haben würde. Unser Führer hatte zu Ehren des Tages einen kurzen Jagdrock, Hosen, Stiefel und Gamaschen angelegt und sah in dieser nicht unvorteilhaften Kleidung wie ein regelrechter Alpenbesteiger aus. Als alles zum Aufbruch bereit stand, war er urplötzlich verschwunden und mußte über eine halbe Stunde lang wie eine Stecknadel gesucht werden. So sind die Schwarzen — unglaublich gedankenlos und leichtsinnig.

Zunächst ging es den gewaltigen, früher erwähnten Bergwall hinan, von dem vor Zeiten viele Dutzende und, fast möchte ich sagen, viele Hunderte von Lavaströmen, die jetzt in ihrem erkalteten Zustande den Erhöhungen auf der Schale einer Melone glichen, heruntergeflossen sind. Ein eisig kalter Sturmwind umsauste uns und verursachte ein unangenehmes Gefühl der Entzündung in Brust, Rachenhöhle und Nase. Von übermäßiger Wärme oder starker Transpiration konnte hier selbst beim angestrengtesten Berganstеigen nicht mehr die Rede sein. Zu unsern Füßen lagen alle jene glorioſen Bergriesen, wie der Kleine Kamerun-Berg, der Erdwerk-Krater, der Helenen-Berg u. s. w., die uns von unten aus so imposant erschienen waren. Noch tiefer abwärts schwebte, den Anblick der See verhüllend, ein in fast unheimlicher Weise durcheinandergewirbeltes Wolkenmeer. Auch über unsern Köpfen jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenstrahlen freie Bahn lassend. Die Träger mußten, wenn ihre Kräfte nicht vorzeitig erschöpft werden sollten, etwa alle halbe Stunden ihre Last niedersetzen und Halt machen. Obwohl es so äußerst steil bergan ging und der rauhe Wind die Lungen arg mitnahm, so kam man doch schneller von der Stelle als drunten im Walde, und zwar einesteils deshalb, weil der Boden ganz hart war, und andernteils, weil man gradeaus gehen konnte, ohne die endlos geschlängelten Negerwege benutzen zu müssen.

Humuserde oder anderes Gestein als vulcanisches gibt es hier nicht mehr. Zwischen dem spärlichen verkümmerten Büschelgras blickt überall die grauschwarze Lava durch. Die Richtung unseres Marsches von der Jägerhütte aus war abwechselnd N. und NNO. Die Temperatur betrug um 8 Uhr bei ostsüdöstlichem Winde $13^1/_2{}^0$ C. Um ein Viertel nach 8 Uhr erblickten wir zum ersten Mal in weiter Ferne und auch bloß auf ganz kurze Zeit die als die drei Schwestern bezeichneten Kuppen des Götterberges. Dieser Anblick war aber weniger schön, als wir erwartet hatten, weil der größte Teil des Götterberges einstweilen noch verdeckt blieb und die Ausschau nach unten durch Wolken verhindert wurde. Auch in dieser Höhe gab es außer allerlei merkwürdigen Algenpflanzen noch immer Reisig und 3—4 Fuß hohe, gelbblühende, vom Winde zerzauste Büsche, die unserm Ginster-Gestrüpp glichen. Bäume kommen dagegen über 2900 Meter hinaus auch in den am besten geschützten Thälern nicht mehr vor. Die Farbe des Grases war hier gelb und die Farbe der Berge dem entsprechend gelb, mit grauschwarz untermischt.

Um $8^1/_2$ Uhr betrug die Temperatur im Sonnenschein 18^0 C. und im Schatten an einem geschützten Orte 16^0 C., sobald dagegen der Wind das Thermometer erreichte 14^0 C. Jedermann, der einmal auf dem Rigi gewesen ist, weiß, wie urplötzlich das Thermometer um mehrere Grade fällt, sobald die Sonne untergeht oder auch bloß von Wolken verdeckt wird. Dieser plötzliche Temperaturwechsel macht sich aber hier in dieser großen Höhe noch viel stärker bemerkbar. Wir drei Weiße — Leute im Alter von 26, 31 und 32 Jahren — litten nicht im geringsten unter den Strapazen des Weges, während die Schwarzen sich mühsam in weiten Zwischenräumen hinterherschleppten. Uebrigens befanden sich meine von der scharfkantigen Lava zerschnittenen schweren Stiefel (das zweite Paar auf dieser Tour) bereits in einem beklagenswerten Zustande. Um 9 Uhr betrug die Temperatur im Schatten $18^1/_2{}^0$ C.

Unser Führer begann plötzlich laut zu rufen und mit allen Gliedern seines Körpers in der unbeschreiblichsten Weise zu gesticuliren. Dicht vor ihm war aus weichem Mooslager eine mächtige, die Größe eines mittelgroßen Hirsches erreichende Antilope aufgesprungen. Sie schien gar nicht geneigt, sich sonderlich zu beeilen, und schaute uns mehrmals, nach kurzem Lauf wieder

stehen bleibend, mit ihren großen Augen an, bis wir etwa auf 50 Schritte herangekommen waren. Während wir Weiße uns an der Schönheit und gemsenartigen Anmut des Tieres erfreuten, wollte Silvas Bedauern, daß er auf unsere Veranlassung hin sein Gewehr zurückgelassen habe, gar kein Ende nehmen. In diesem schwarzen Angola-Mann war mit Einem Schlag ein wildes Jagdfeuer entbrannt, und beim Anblick jeder weitern Antilope, deren wir im ganzen sechs sahen, geriet er förmlich in Ekstase.

Als ein dichter Nebel über uns hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß unsere Kru-Leute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Wir wickelten sie, so gut es eben ging, in Decken ein. Wir befanden uns auf dem Kamm einer ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf. Hinter jener zweiten Bergkette glaubte unser Führer durch den Nebel hindurch in nordnordöstlicher Richtung abermals den Gipfel des großen Kamerun-Berges zu entdecken. Gradeaus vor uns, aber ein wenig nach links, lag dicht in der Nähe der mit Lavablöcken wie der Pudding mit Mandeln gespickte Calvo-Krater. Auch hier wäre noch, wenn wir das vorher gewußt hätten, von verdorrten Ginsterbüschen herrührendes Brennholz in einer für unsere Bedürfnisse ausreichenden Menge zu finden gewesen. Zukünftigen Besuchern des Kamerun-Gebirges werden vielleicht meine Mitteilungen das Knacken der sehr harten Nuß ein wenig erleichtern. Mir konnten Burtons Angaben kaum von irgendwelchem Nutzen sein, da sie sich allzu wenig mit praktischen Dingen beschäftigen und auch teilweise veraltet sind. Herr v. Rogozinski hat das meiste Material für den von ihm ausgearbeiteten Plan unserer Reise den Angaben der Eingebornen entnommen.

Um 10 Uhr stellte sich die Temperatur im Wind auf 10° C. Wir kamen an zwei kleinen Kratern vorüber, von denen der eine von einem Gewirr tiefschwarzer und noch gar nicht verwitterter Lavablöcke umgeben war. Der Boden, über den wir hinwegschritten, bestand weiterhin aus grauem vulcanischen Sand, aus dem bloß stellenweise die schwarze Lava hervorragte. Und immer noch und unaufhörlich ging es bergauf, bald über zackige Felsrücken, bald durch Thäler und ausgedehnte Bergkessel. Um 11 Uhr wurde vor einem ungeheuren, einem sturmbewegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Ich habe selten etwas fremd-

artigeres gesehen als dieses Gewirr von schwarzen Eiszapfen und ebenso schwarzen, aber an der Oberfläche mit einer dünnen Moosschicht überzogenen Lavablöcken. Der Führer riet, die Träger hier zurückzulassen, da dieselben mit ihren nackten Füßen nicht über die spitzigen Nadeln des Lavafeldes würden hinübergelangen können. Hinter einem ungeheuren, das Lavafeld an einigen Stellen einschließenden Lavawalle fanden wir Schutz vor dem eisigen Winde und beschlossen, an einem ziemlich tief gelegenen, gutgeschützten und deshalb auch mit Gras bestandenen Plätzchen unser Lager aufzuschlagen. Es ist merkwürdig, wie überall an der geschützten Seite der Berge selbst hier noch Gras, Moose, Blumen und sogar noch einzelne Sträucher vorwärts kommen, während die dem Winde ausgesetzte Seite der Berge vollkommen kahl ist.

Das Aufstellen des Zeltes nahm diesmal längere Zeit in Anspruch. Da der Härte des Bodens wegen keine Pflöcke eingeschlagen werden konnten, so trugen wir schwere Lavastücke herbei, welche die Zeltleinwand am Boden festhalten sollten. Unsere Kru-Leute ermangelten in dieser Höhe und bei dieser Temperatur der Energie und mußten öfters ermutigt werden. Es ist überhaupt schon schwer genug, Schwarze, die an das Gebirgsklima nicht gewöhnt sind, bis zu solcher Höhe mit hinauf zu bringen. Obwohl der Götterberg jetzt bloß halb verdeckt von einem andern Berge gradeaus vor uns liegen mußte, so ließ sich doch des starken Nebels wegen die genaue Richtung nicht feststellen.

Als aber nach anderthalbstündiger Rast der Nebel zerriß, traten wir sofort, bloß von Silva begleitet, den letzten entscheidenden Marsch an. Zunächst mußten wir das etwa drei Kilometer lange und ebenso breite, einen flachen Bergkessel ausfüllende Lavameer passiren, welches, wie wir später zu beobachten Gelegenheit hatten, von zwei großen Lavaströmen gebildet worden ist, die sich aus dem seitdem erloschenen und zusammengestürzten Krater des Götterberges ergossen haben. Die Lava ist in unzählige kleine und große Blöcke zerspalten, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Gegenden von Angola als Geld dienende Moosart wuchert. Es war schon wieder sehr neblig geworden und unser Führer mußte aufmerksam ausschauen, um den wahren und wirklichen, aus drei Kuppen bestehenden Kamerun-Berg nicht zu verfehlen. Dem englischen Missionar Thomson ist es in Begleitung desselben Führers Silva widerfahren, daß er einen viel niedrigern Berg bestieg und

anfänglich (d. h. bis der Nebel sich lichtete) fest überzeugt war, auf dem dicht dahinter sich erhebenden großen Kamerun-Berge gewesen zu sein.

Als wir das Ende des Lavafeldes erreicht hatten, befanden wir uns vor einem niedrigen, jenen Berg, den Thomson fälschlich für den Götterberg gehalten, mit einem hübschen Krater verbindenden Gebirgssattel, über den vor Zeiten zwei mächtige Lavaströme heruntergestürzt sind. Diese sahen in ihrer Erstarrung ähnlich, nur unendlich viel großartiger aus als der Rhonegletscher. Auf dem Kamm des erwähnten Gebirgssattels, den wir, um zum Fuße des Götterberges zu gelangen, überschreiten mußten, entdeckten wir eine Anzahl hübscher, kleiner, vor dem Winde geschützter Kessel, die sich vortrefflich zum Aufschlagen des Lagers geeignet haben würden. Wir waren bereits 1¼ Stunden von der zuerst gewählten Lagerstätte her unterwegs und bereuten jetzt (da es unmöglich schien, am gleichen Tage den Götterberg zu besteigen und wieder zum ersten Lager zurückzugelangen), die Kru-Träger nicht mit uns bis hierher gebracht zu haben. Wir sandten daher den Führer zurück, um das Zelt abbrechen zu lassen und die Träger nebst dem Gepäck zu den kleinen Höhlen auf dem Kamme des obenerwähnten Gebirgssattels zu geleiten.

Eine halbe Stunde lang waren wir, und zwar jetzt, da über die Richtung kein Zweifel mehr bestehen konnte, so schnell wie nur irgend möglich über vulcanischen Sand und verwitterte Lavaströme dahingeschritten, als wir den von Thomson fälschlicherweise für den Götterberg angesehenen, in seiner Form dem Vesuv und der Somma gleichenden Gipfel hinter uns lassend am Fuße der höchsten Erhebung des ganzen Kamerun-Gebirges standen. Es war 1 Uhr 45 Minuten. Vor uns türmte sich in unheimlicher Steilheit (aber ausgenommen den höchsten Kamm ohne senkrechte Abstürze) eine 600 Meter hohe Bergmasse empor. Sollten wir, so freundlich auch die drei Schwestern herunterzuwinken schienen, noch zu so später Stunde das Wagnis unternehmen? Die Ueberlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es „vorwärts, vorwärts!“ Eine fliehende Antilope, deren Fußspuren wir noch weit bergaufwärts verfolgen konnten, schien uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesenarbeit hatten wir ohnehin schon Ermüdete unternommen! War man auf Händen und Füßen vorwärts strebend zu einem Absatz oder Haltepuncte gelangt, so ent-

ſank beinahe der Mut, wenn man zurückblickend die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigbleibenden verglich.

Um 2½ Uhr ſtand ich in der Mitte eines Bergrutſches von vulcaniſchem Sand auf einem daraus hervorragenden hohen Felſen, deſſen Erwähnung, da er auch von unten her geſehen werden kann, meinen etwanigen Nachfolgern als Richtſchnur für den einzuſchlagenden Weg dienen mag. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulcaniſchen Sand dahinklettern. Letzterer war am unangenehmſten, weil man, indem man drei Schritte machte, ſtets wieder zwei Schritte zurückrutſchte. Allmählich wurde ich heiſer und immer heiſerer, bis ich ſchließlich gar nicht mehr ſprechen konnte; erſt nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte mir die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwierigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unfreiwillige und nicht ſehr ſanfte Rutſchpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufſtieg gewählt hatten, die günſtigſte iſt, vermag ich nicht anzugeben; mir ſcheint es, als ob man vermittelſt eines mehrſtündigen Umweges auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweiſe erwies ſich meine Beſorgnis, von der Bergkrankheit befallen zu werden, als unbegründet.

Um 3 Uhr 45 Minuten ſtanden wir drei Weiße auf jener ſtolzen, erſt dreimal vorher beſtiegenen Höhe, von der aus wir, trotz der undurchſichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinſte zum Raſten und Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen, von denen die mittlere — der eigentliche Götterberg — die höchſte iſt, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die Nordhälfte abgeſprengt wurde und hinunterſtürzte, bloß ein zackiger Rand ſtehen blieb, ſo gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm als einer Fläche.

Auf der einen Seite (Nord) ein grauenhafter ſenkrechter Abſturz von rotem Geſtein, auf der andern ein ſteiles, mit kümmerlichen Mooſen beſtandenes Gehänge, auf dem man mit großer Vorſicht einherſchreiten muß, wenn man nicht von dem raſenden Sturmwind über jenen Kamm geſchleudert werden will, hinter dem ſich der Abgrund eröffnet. Es ſchauderte mir, als ich vorſichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Zu unſern Füßen ſchien jene ganze Fabrik des alten Zeus zu liegen,

in der zur Beunruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht werden. Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riesenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Wolkengebilde zum Gegenstande eines Bildes gewählt haben. Leider schienen dieselben Wolken, deren Majestät wir bewundern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich vom Sturme gerüttelt der dichte Schleier sich ein wenig lichtete, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig.

Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsere erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsere erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit derselben zwischen herbeigetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt. Das Schriftstück war in Latein abgefaßt, da weder der Deutsche den Gebrauch der polnischen Sprache gern gesehen haben würde, noch die Polen den der deutschen.

Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vorüberzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Auflegen des Thermometers auf den Erdboden 6° C. Stieg ich aber auf der andern, vor dem Winde geschützten Seite des Berges bloß ein klein wenig abwärts, so zeigte das Thermometer beim Auflegen auf den Erdboden 11° C.

Es ist eine Ehrensache, wenn man einmal im Kamerun-Gebirge umherreist, alsdann auch die höchste Spitze erklommen zu haben, aber bis hierher vorzudringen, ist, so lange keine Drahtseilbahn auf den Götterberg führt, ganz gewiß kein Vergnügen. Die eingebornen Bakwiri sind der Ansicht, die weißen Männer stiegen auf den Götterberg, um dort eine Medicin zu holen, die sie noch stärker und klüger mache, als sie ohnehin schon seien. Die schon etwas mehr gewitzigten Kru-Leute, denen der Sinn und Nutzen aller dieser Anstrengungen natürlich eben so unbegreiflich ist, sagen, es sei „book-palaver“ (eine Büchersache). Schwarze Jäger sollen ihre Streifzüge ab und zu bis zum Fuße des großen Kamerun-Berges ausdehnen; wenigstens will man nächtlicherweile ihre Lagerfeuer dort bemerkt haben. Zum Gipfel selbst scheint aber des Aberglaubens wegen niemals ein Eingeborner gelangt zu

ſein. In der Sprache der Eingebornen lautet der Name des Berges „Mongo-ma-Loba“, d. h. „Götterberg“.

Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranſchaulicht wurde), andernteils die Notwendigkeit, vor Einbruch der Nacht wieder mit unſern Leuten zuſammenzutreffen, zum Aufbruch drängten, ſo verbrachten wir bloß 40 Minuten auf der ſturmumſauſten Höhe. Beim Abwärtsſteigen waren wir ſehr beſorgt, ob wir auch unſere Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abſtürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweiſe zerriß der Nebel, während wir noch mehr herunterrutſchten als ſtiegen, und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtſchnur. Mit großer Freude ſahen wir von der Stelle aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufſteigen. Unſere Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1¼ Stunden nach dem Aufbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude. Weniger erfreulich war es, daß ſie während unſerer Abweſenheit alles bei ihnen zurückgelaſſene Waſſer bis auf den letzten Reſt getrunken hatten, ſodaß wir, obwohl vor Durſt faſt vergehend, bis zur Ankunft in der Jägerhütte am folgenden Tage warten mußten, ehe ein Tropfen Waſſer über unſere Lippen kam.

Unſer Zelt war in einer der zahlreichen Senkungen am Fuße jenes Berges, den Thomſon fälſchlich für den Götterberg gehalten hatte, bereits aufgeſtellt, und es war auch ein tüchtiges Feuer angezündet worden. Blickte man, mit dem Geſicht zum Götterberge gewandt, nach rechts, ſo hatte man einen hübſch und äußerſt regelrecht geformten Bergkegel vor ſich, der freilich von unſerm Lager aus nicht als das, was er war, nämlich als ein erloſchener Krater erkannt werden konnte.

Während der Nacht donnerte und blitzte es wieder, und nach Ausſage der Schwarzen hatte ſich ein Rudel Antilopen ganz in der Nähe unſeres Zeltes umhergetrieben. Am folgenden Morgen um 6 Uhr maß ich die Temperatur zu 8° C. Wir brachen um 6 Uhr 50 Minuten auf, erreichten um 8 Uhr das jenſeitige Ende des Lavafeldes und trafen um 9 Uhr 35 Minuten wieder bei unſern in der Jägerhütte zurückgelaſſenen Leuten ein. Wir erfuhren von ihnen, daß während unſerer Abweſenheit einige Buea-Leute dort geweſen ſeien, aber ſchnell Reißaus genommen hatten, als ſie die neuen Inſaſſen der Hütte bemerkten. Als Bezahlung für

die Benutzung der Hütte hingen wir ein Bündel (head) Tabak darin auf und traten schon um 11 Uhr 20 Minuten den Marsch nach Manns Quelle an, welche wir um 2 Uhr 20 Minuten erreichten. Unterwegs sahen wir wieder mehrere Antilopen.

Als wir uns Manns Quelle näherten, nahm unser Führer mit geheimnisvoller Miene ein Feuerzeug aus der Tasche, trug etwas Reisig zusammen und zündete ein Feuer an, das der Windrichtung folgend in dem hohen trockenen Grase ziemlich schnell, obwohl bei weitem nicht so schnell, wie die landläufigen Schilderungen von Präriebränden es darstellen, um sich griff. Bald wälzte sich das improvisirte Prärieseuer mit starkem Geknatter und ungeheure Rauchwolken aufwirbelnd an verschiedenen Abhängen empor. Anfänglich waren wir beinahe entsetzt über die Wirkung, sahen dann aber, als wir erfahren hatten, daß jedermann, der eine größere Fläche trockenen Grases finde, das nämliche thue, mit Entzücken dem großartigen Schauspiel zu.

Als wir uns bei Manns Quelle ermüdet auf dem harten Lager in den Hütten der Schweden niederstreckten, wurden wir schon bald wieder durch die entsetzlichen und sehr großen Treiber-Ameisen aufgescheucht, deren Biß recht schmerzhaft ist. Wir ließen Feuer anzünden, um sie durch den Rauch zu vertreiben. Gegen Abend, als wir mit dem Einschneiden unserer Namen in die Bäume — an einem so selten besuchten Orte liegt noch einiger Sinn darin — beschäftigt waren, erschienen einige mit Steinschloßgewehren bewaffnete Buea-Leute, die uns, da ihnen wohl das in der Jägerhütte zurückgelassene Geschenk gefallen und Vertrauen eingeflößt haben mochte, Coca, wilden Honig und andere Dinge zum Kauf anboten. Mit erstaunten Blicken betrachteten sie unsere in die Bäume eingemeißelten Namenszüge, und da dieselben nach ihrer Ansicht Fetisch (so etwas wie Zauberei) waren, so durften wir mit Gewißheit voraussetzen, daß kein Eingeborner es wagen würde, sie zu zerstören.

Von Manns Quelle marschirten wir am siebenten Tage der Reise um 7½ Uhr morgens weg, erreichten um 8 Uhr 40 Minuten die Grenze, jenseit deren es bloß Wald gibt, und lagerten um 12 Uhr 30 Minuten wieder bei der Höhle Jssuma. Diesmal erblickten wir auch im Walde, wo sonst das Wild meist unsichtbar bleibt, eine Antilope. Affen haben wir dagegen, obwohl wir beständig ihr Gebrüll hörten, auch nicht ein einziges Mal zu Gesicht

bekommen. Etwa 1000 Fuß oberhalb Jssumas begannen die früher erwähnten Elefantenspuren. Auch machte uns der Führer auf Fallgruben aufmerksam, wie sie von den Eingebornen zum Fang der wilden Schweine hergerichtet werden. Der Rückmarsch vollzog sich in unglaublich viel kürzerer Zeit als das Aufwärtssteigen, einesteils, weil es bergab ging, andernteils, weil nunmehr bereits ein Weg durch das Dickicht gebahnt war und unsere, des größten Teils ihrer Last entledigten Kru-Leute mit uns Weißen gleichen Schritt zu halten vermochten.

Trotzdem hätte mir dieser Rückmarsch beinahe einen ernstlichen Unfall zugezogen. In meinem Feuereifer, die Reise zu beschleunigen und zum Kamerun-Fluß zu gelangen, wo ich bereits das deutsche Geschwader vermutete, vernachlässigte ich die bei diesen Wald- und Buschwegen so sehr nötige Vorsicht, trat, als ich grade den Kopf nach den säumigen Kru-Leuten herumwandte, auf das einen Abgrund überdeckende morsche Dach von Reisig und Blättern und stürzte hinterrücks einen hohen Felsen hinunter. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich den Führer und einige andere Schwarze zu meiner Unterstützung herbeieilen. Aber ich schämte mich, weil ich der Eile, die ich andern hatte zumuten wollen, zum Opfer gefallen war, und wies ihre Hülfe zurück. Als ich mich überzeugt hatte, daß keins meiner Glieder gebrochen sei, auch nicht das stark anschwellende linke Handgelenk, richtete ich mich trotz starker Schmerzen auf und marschirte wieder an der Front.

Um 2 Uhr 15 Minuten brachen wir von Jssuma auf und gelangten um 4 Uhr 45 Minuten nach Boando, wo wir Dikko und Monika, bei denen wir andernfalls eingekehrt sein würden, in großer Trauer um ihre vor wenigen Stunden verstorbene Mutter vorfanden. Der stumme Schmerz des herculischen Dikko und die Totenklage der heulenden Weiber war wirklich rührend; diese augenscheinliche Anhänglichkeit an die dahingeschiedene Mutter söhnte mich mit den Bakwiri, von denen ich im übrigen keine besonders gute Ansicht in mich aufgenommen hatte, beinahe wieder aus. Wir übernachteten in derselben Hütte, wo wir auf der Hinreise eingekehrt waren, und gelangten am achten Tage in 70 Minuten nach Mokunda und von dort in 75 Minuten nach Bota. Sechs Canoes brachten am Abend des achten Reisetages uns und unsere Leute nach der reizenden kleinen Insel Mondole zurück.

Capitel IX.

Das Bakwiri-Volk.

(Ich übernehme die Rolle eines Elefantenjägers. — Der Marsch nach Mapanja. — Ein Frühstück mit der schönsten Negerin des Gebirges. — Eine diplomatische Aufgabe. — Ich verbünde mich mit den Herren Knutson und Waldau. — Elefantenjagd und Kautschukhandel. — Die vielerlei Stämme des weitverbreiteten Kamerun-Volks. — Keine Sklaverei im Gebirge. — Frauen sind ein wertvollerer Besitz als Ziegen. — Eine Diphtherie-Epidemie. — Religion und Hexerei. — Eine eigentümliche Art, Gesetze zu machen. — Die Trommelsprache ist die größte geistige Leistung der Neger-Rasse. — Vier Jahre Missionsthätigkeit und kein Christ. — Ich berufe eine Volksversammlung. — König Mosasso und Häuptling Musinje. — Papier und Feder sind Hexenwerk. — Unterzeichnung des Protectorats-Vertrags mit Mapanja. — Größe des unter deutschen Schutz gestellten Gebiets. — Anwerbung von Dolmetschern, Zeugen und Lastträgern.)

Am 3. Januar schiffte ich mich von Kamerun aus mit fünf herculischen Kru-Leuten (zu denen in Victoria noch zwei weitere hinzukamen) und einer Unzahl von Gepäckstücken auf dem mir zur Verfügung gestellten Küstendampfer „Dualla" ein und ankerte abends gleichzeitig mit der „Möwe", an deren Bord sich der General-Consul Dr. Nachtigal befand, vor Bimbia. Meine Schwarzen, deren Mangel an militärischem Drill ich unterwegs abzuhelfen und deren geringe Zahl ich durch Lastträger aus dem Gebirge zu verstärken gedachte, waren lauter auserlesene Leute. Da war zunächst Dr. Buchners Diener „Peter", der mir als eine Art von Adjutant zur persönlichen Aufwartung mitgegeben worden war und dem beim Marsche die Rolle zufiel, mein Ge-

wehr zu tragen — nach der Entwicklung seiner Muskeln der stärkste Neger und vielleicht der stärkste Mensch überhaupt, den ich jemals gesehen habe. Hauptmann (Headman) der kleinen Truppe sollte „Freeman" sein, ein Schwarzer mit freundlichen, fast möchte ich sagen, edlen Gesichtszügen, der unter all den zahlreichen Kru-Leuten von Kamerun als der zuverlässigste galt und der bereits von mehrern kleinen Streifzügen her eine gewisse Anhänglichkeit an mich gewonnen zu haben schien. Zum zweiten, stellvertretenden Hauptmann erkor ich „Tom", einen kleinen, breitschulterigen, gutmütig-dumm in die Welt schauenden Burschen, von dem ich anfänglich nicht viel hielt (der aber, wie ich gleich hier einschalten will, als Peter, Freeman und die meisten übrigen bereits zusammengebrochen waren, noch treu an meiner Seite stand).

Am frühen Nachmittag des 4. Januar — es war ein Sonntag — erschien die Dualla vor Victoria, ließ, als auf der Woermann-schen Factorei, zum Zeichen, daß sich der Agent dort befand, die schwarzweißrote Flagge emporgestiegen war, mich und meine Leute in ein großes Ruderboot hinübersteigen und dampfte dann laut empfangenen Auftrags sofort wieder ab. Dies alles hatte jedoch nicht so schnell geschehen können, daß es nicht in dem übereneugierigen Victoria eine gewisse Aufregung hervorgerufen hätte. Kaum saß ich mit dem Agenten, Herrn Stehr, der wiederum am Fieber litt, bei einer Flasche Bier, als auch schon, einer nach dem andern, die Abgesandten der schwarzen Colonial-Regierung erschienen, fragend, wie ich mich befände, ob ich wiederum den Pic besteigen oder ob ich diesmal bloß Antilopen jagen wolle. Lachend erwiderte ich, daß es mir mehr um das große Wild, nämlich die Elefanten, zu thun sei. Die Folge dieser vielleicht nicht ganz zufriedenstellenden Antwort war, daß die Notabeln des Ortes bis in die späte Nacht hinein eine geheime Beratung abhielten. Meine Besteigung des Kamerun-Gipfels — eine Sache, die noch niemals einem Victoria-Manne geglückt war — hatte, wie mir Herr Stehr erzählte, viel Aufsehen gemacht. Von der vorher von einer Missionarin ausgesprochenen Ansicht, daß ich eine zarte Mädchen-Natur sei, schien man jetzt zurückgekommen, und indem man mir alles und jedes zutraute, zum graden Gegenteil übergegangen zu sein.

Ich ließ den Angola-Mann Silva rufen, der mir bereits zweimal als Führer gedient hatte, und fragte ihn, ob er mich gegen gute

Mother Jeanne
Mother Superior

Digitized by Google

Bezahlung auf einem zu unternehmenden Jagdzuge nach Mapanja geleiten wolle. Silva sträubte sich anfänglich, weil verschiedene Ortschaften im Gebirge Krieg miteinander führten und erst vor wenigen Tagen in allernächster Nähe von Victoria ein Treffen stattgefunden habe. Er willigte aber schleunigst ein, als ich ein Goldstück in seine Hand drückte, und wurde beordert, sich für den folgenden Morgen fünf Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Die Hälfte der Nacht verbrachte ich mit einer derartigen Verteilung des allernotwendigsten Gepäcks, daß sieben Mann dasselbe wenigstens bis nach Mapanja hinauf befördern könnten. In Mapanja, dachte ich, würde, wenn meine dortige, vorwiegend diplomatische Aufgabe glückte, schon weiter vorgesorgt werden können.

Zunächst hieß es aus Feindesland hinauszukommen und meine kleine Truppe durch Freunde, die besser als ich das Gebirge und seine Bewohner kännten, zu verstärken. Aber diese Freunde, die ich erst gewinnen wollte, die ich niemals vorher gesehen hatte — kaum kannte ich ihre Namen, geschweige denn ihre Sinnesart —, war es nicht ein allzu großes Wagnis, auf ihre doch höchst fragliche Hülfe meine Pläne aufzubauen? Diese Betrachtung, werden meine Leser denken, hätte auch wohl früher und zu zeitgemäßerer Stunde in mir aufsteigen können. Das war sie auch. Tage und Nächte lang hatte ich sie in mir herumgewälzt und gesonnen und gesonnen, ob es keinen andern und sicherern Weg gäbe. Aber es blieb mir keine Wahl. Ich hatte keinen andern Weg gefunden, wenigstens keinen, der versprochen hätte, sicherer und in kürzerer Zeit zum Ziele zu führen.

Wohl war der Gedanke, einen Teil des Kamerun-Gebirges zu erwerben, meinem eigenen Hirn entsprossen, wohl hatte ich, und nicht ohne Erfolg, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das Interesse meiner Landsleute wachzurufen, aber als nun zur Ausführung und zu Thaten übergegangen werden sollte, da fehlte denn doch einer der wichtigsten Factoren. Es fehlte grade derjenige, auf den ich mit voller und äußerster Zuversicht gerechnet hatte, ohne den ich, wenn noch die Entscheidung mir allein überlassen geblieben wäre, das Wagnis nimmermehr unternommen haben würde. Wenn ich dem seit mehrern Jahren im Lande lebenden Rogozinski und den im Lande gebornen Victorianern, die mit der Sprache und den Sitten der Gebirgsbewohner bekannt waren, den Rang ablaufen wollte, so bedurfte ich vor allem eines

in Umgang und Verkehr mit den Eingebornen durchaus vertrauten Begleiters. Nun pflegt sich der Ruf der Kaufleute und namentlich der deutschen Kaufleute, die über so sehr viel schöne Dinge verfügen, bis weit, weit ins Land hinein zu erstrecken. Was also wäre natürlicher gewesen, als daß mich einer dieser vielerfahrenen Leute begleitet hätte? Anfänglich fanden sich deren, die Lust und guten Willen zeigten, mehr als genug, als aber aus Gründen, die ich nicht zu widerlegen vermochte, weil sie sich auf andere und näherliegende Pflichten stützten, einer nach dem andern ablehnte, da stand ich vor einem Dilemma, das mir das Herz in der Brust zusammenkrampfen ließ.

Hast du dich, lieber Leser, jemals in einem Conflict, nicht wovon man so viel zu sprechen pflegt, der Pflichten, sondern verschiedener Arten des Ehrgefühls befunden? Mir war etwas derartiges bis dahin unbekannt geblieben und ich fand auch keinen Menschen, dem ich mein Herz und den darin wogenden Kampf hätte erschließen können. Wenn in jenem großen Feldlager, welches die Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt damals darstellte, alles schlief, so wog ich die beiden Möglichkeiten gegeneinander ab, bis schließlich, wenn die andern aufwachten, die geistige Ueberanstrengung mich in tiefen Schlaf versinken ließ. Man stellte mir an Hülfsmitteln alles und jedes zur Verfügung, was ich nur begehren oder als einen Wunsch erraten lassen mochte, aber man versagte mir das eine, was mir als das wichtigste erschien und ohne welches ich, wenn ich mir die Sache kühl überlegte, nimmermehr hoffen durfte, einen meinen Plänen und den Erwartungen, die ich bei den andern voraussetzte, entsprechenden Erfolg zu erzielen. „Ich werde gehen," sagte ich zu mir selbst, „ich werde kämpfen und ringen, und wenn ich dann doch ohne Erfolg zurückkehre, blamirt, entehrt, wird man dann nicht zu mir sagen, daß ich meinem Vaterlande, dem ich dienen wollte, mehr geschadet als genutzt habe?" „Unmöglich," wirbelte es mir dann durch den Kopf, „ein Mann, der, wissend, daß seine Mittel nicht ausreichen, um einen Erfolg zu erzielen, dennoch hinauszieht, würde, wenn er ohne Erfolg zurückkehrte, nicht bloß dem Scheine nach, sondern wirklich blamirt und entehrt sein."

„Also zurücktreten!" Aller Stolz, die in jedem Menschen wurzelnde Eigenliebe bäumen sich dagegen auf. „Man würde dich, und sei es noch so ungerecht, der Feigheit bezichtigen. Man

würde ſagen: Du haſt den Mut gehabt, deine Pläne zu entrollen, aber ſie durchzuführen, dazu hat dir der Mut gefehlt.“ Unmöglich.

Mit allen Ueberlegungen kam ich nicht weiter. Die Stunde der Entſcheidung nahte heran, und als dann die erſten und hervorragendſten unter meinen zur Zeit in Kamerun weilenden Landsleuten zur letzten und endgültigen Beratung vor mir ſtanden, da habe ich, ich will es offen geſtehen, nicht den vielleicht höhern Mut gehabt, „Nein“ zu ſagen. Ich ſagte „Ja“, und ich ging.

Verſteht jetzt der Leſer, warum mir keine andere Wahl blieb, als einen ſo unnatürlich hohen Wert auf die Hülfe und die Freundſchaft von Leuten zu legen, die ich nicht kannte, die ich niemals geſehen hatte? Und wenn mir die diplomatiſche Aufgabe in Mapanja nicht glückte? Dann mußte ein kühner, vielleicht könnte man ſagen, verzweifelter Schritt, über den ich mir vollkommen klar war, den ich aber jetzt nicht mehr zu enthüllen brauche, über die Schwierigkeit hinweghelfen. Ich hatte, als ein Ergebnis des oben geſchilderten Conflicts, gethan, was ein vernünftiger und gewiſſenhafter Menſch niemals thun ſollte, ich hatte mir, wenigſtens ſo wie ich die Sache auffaßte, die Möglichkeit einer auch ohne Erfolg noch ehrenvollen Rückkehr vollkommen abgeſchnitten. Während der ganzen Dauer des Unternehmens litt ich unſäglich unter dem übermächtigen Druck dieſes Gefühls, das mich zu einer fieberhaften Aufregung und in einzelnen Fällen zu einer Härte und Schroffheit verleitete, wie ich ſie ſonſt niemals gezeigt haben würde. Wenn in jener ganzen Zeit Wünſche von mir zum Himmel emporgeſtiegen ſind, ſo waren es ſolche wie: „Möge mit mir geſchehen, was will, aber wenn ich zurückkehre, ſo laß mich nicht ohne Ehren zurückkehren.“

Es war mir während der nächtlichen Ruheſtunden in Victoria der Gedanke gekommen, ob auch die in Mapanja wohnenden ſchwediſchen Elefanten-Jäger dem ihnen völlig fremden Manne Glauben ſchenken, ob ſie mich nicht etwa für einen Abenteurer anſehen würden. Noch hatte ſich das erſte Dämmerlicht nicht gezeigt, als ich an das Bett des Herrn Stehr trat, ihn fragend, ob er mich nach Mapanja begleiten wolle. „Es hat bloß den Zweck, zu ſagen, wer und was ich bin, ſo zu ſagen meine Identität feſtzuſtellen, damit die ſchwediſchen Herren mich nicht mit Argwohn empfangen.“

„Aber mein Chef in Kamerun würde darüber ungehalten ſein.“

„So werde ich ihn beruhigen.“

„Und mein Geschäft?“

„Geschäft gibts wegen der weisen Entscheidung des Court of equity ohnehin nicht.“

„Und wenn inzwischen meine Factorei niedergebrannt würde?“

„So werde ich den Schaden tragen.“

„Gut, ich werde mit Ihnen gehen, aber auf Ihre Verantwortung hin.“

„Auf meine Verantwortung.“

Um 7 Uhr morgens stand, nachdem die Schwarzen vorher noch tüchtig gegessen hatten, die kleine, insgesamt aus zehn Mann bestehende Colonne zum Abmarsch bereit. Anstatt quer durch den Ort Victoria zu marschiren, was viel unnötiges Aufsehen hervorgerufen haben würde, wählten wir einen etwas längern, aber von der Factorei aus schon nach wenigen Minuten den dichten Urwald erreichenden Weg. Nach einer Viertelstunde gelangten wir zu jenem, schon früher erwähnten, krystallklaren und waldumstandenen Flüßchen, das sich ganz dicht bei Victoria ins Meer ergießt. Eine halbe Stunde lang nach Norden folgten wir seinem romantischen, ja, gradezu zauberhaft schönen Lauf. Dann wateten wir an einer Stelle, wo das Flüßchen sich ostwärts wandte, durch eine bloß 2 bis 2½ Fuß tiefe Furt und rasteten am jenseitigen Ufer — eine Gelegenheit, welche unsere Schwarzen nicht vorübergehen ließen, ohne aus kelchförmig zusammengelegten Blättern fast über Gebühr zu trinken und sich nach Ablegung der wenigen Kleidungsstücke in die kühlende Flut zu stürzen.

Noch ging es eine weitere halbe Stunde lang nördlich über flachen Boden durch dichten, aber auf weite Strecken mit Bananen- und Oelpalmen-Pflanzungen durchsetzten Wald. Dann begann das Gelände stark zu steigen (nordnordöstlich) und nach 2¼ Stunden seit dem Abmarsch von Victoria (den Aufenthalt am Flüßchen abgerechnet) gelangten wir zu dem östlich von einem sehr hohen Berge gelegenen Dorfe Bongala. Von hier aus eröffnete sich der erste Ueberblick über das Meer, über die herrliche Bucht von Victoria und die ihr vorgelagerten paradiesischen Inseln. Die Insel Mondole lag genau südlich und der Ort Victoria, den wir aber nicht sehen konnten, etwa südsüdwestlich. Die Terrainbildung war höchst mannigfaltiger Art und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß jene in eintönigen Parallel-Linien

abwärtsführenden Bergkämme, wie die englische Seekarte sie nach Burtons und Grenfells Aufnahmen verzeichnet, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Der Weg durch Bongala nahm, da die einzelnen Hütten der Bakwiri-Ortschaften ebenso zerstreut liegen, wie man das bei westfälischen Dörfern findet, nicht weniger als 20 Minuten in Anspruch.

Anfang und Ende eines Bakwiri-Dorfes kann man mit äußerster Genauigkeit feststellen, weil man jedesmal über einen hohen und aus dicken Pfählen höchst solide hergestellten Zaun klettern muß. Diese Zäune, die selbst bei den kleinern Dörfern kaum weniger lang sein können als 2—3 km und die ein ganz achtungswertes Maß von geleisteter Arbeit darstellen, dienen nicht etwa, wie man beim ersten Anblick glauben sollte, zu Verteidigungszwecken, sondern sind ausschließlich dazu bestimmt, das in den Dörfern und so zu sagen mit den Menschen lebende Vieh (einige wenige, keine Milch gebende Kühe und ziemlich viel Ziegen und Schweine) am Ausbrechen und am Zerstören der außerhalb der Zäune gelegenen Bananen-, Cassava- und Kokos-Pflanzungen zu verhindern. Pforten gibt es nicht, wohl aber sind, wo die durch den Wald führenden Fußpfade einen solchen Zaun erreichen, Pfähle von verschiedener Höhe derartig zusammengestellt, daß man wie auf einer etwas steilen Treppe hinauf- und an der andern Seite wieder herunterklettern kann. In Kriegszeiten stellen sich die Verteidiger nicht etwa hinter den Zaun, der ja wegen der Lücken zwischen den Pfählen nur wenig Schutz darbieten würde, sondern werfen an der Innenseite des Zaunes einen Schützengraben aus, sodaß sie also, während der Zaun solcher Stellung einen gewissen Grad von Sturmfreiheit gewährt, durch die Lücken zwischen den Pfählen hindurchfeuern können.

Bisher waren wir auf unserm Marsche nur wenig Menschen begegnet. Jetzt aber begann der Weg belebter zu werden. Denn es war in Victoria Markttag und aus den Ortschaften Bongala und Bonjongo, die, wenn sie auch noch nicht förmlich annectirt sind, doch in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis zu Victoria stehen, pflegen bei solcher Gelegenheit sehr viel Menschen und namentlich Weiber zur Küste herunterzukommen. Von all diesen Weibern interessirte mich bloß eine, deren Lob ich seit Wochen hatte singen hören und nach der ich denn auch durch Silva recht eifrig ausschauen ließ. Nicht weniger als vier, und zwar drei

verſchiedenen Nationen angehörende Weiße hatten mir im Vertrauen mitgeteilt, daß ſie in Mundjua, das ſchöne Mädchen von Bonjongo, das ſie drunten in Victoria kennen gelernt hatten, ſterblich verliebt ſeien. Drei von den vieren hätten ſie zum Weibe nehmen mögen, wenn nicht der hohe Kaufpreis von 50 Pfund Sterling, der für das Mädchen verlangt wurde, ſie zurückgeſchreckt hätte. „Mundjua", ſagte man, „ſteht unter dem Einfluſſe der Miſſion, und die ſchwarzen Heiligen von Victoria verſtehen ſich auf den Schacher mit ſchönen Mädchen noch weit beſſer als die Heidenhäuptlinge des Gebirges."

Wir hatten grade auf eine kleine Weile Halt gemacht und uns, die mitgenommenen Trinkflaſchen prüfend, auf umgeſtürzte Baumſtämme geſetzt, als von der Front her atemlos ein Burſche mit der Nachricht herbeikam, daß Mundjua uns begegnen werde. Als Silva das hübſche Kind zu mir führte, reichte ich ihr, mich vom Sitze erhebend — was Negern gegenüber eine ganz außergewöhnliche Höflichkeit iſt —, die Hand und ſagte, was mir beim Anblick der wirklich auffallend ſchönen Erſcheinung von Herzen kam: „Man hat mir erzählt, Mundjua, du ſeieſt das ſchönſte Mädchen in dieſem ganzen Gebirge. Ich finde, daß man mir die Wahrheit geſagt hat, und möchte wünſchen, daß du eine kleine Weile bei uns bliebeſt. Wenn du mit uns frühſtücken willſt, ſo werde ich allerlei hübſche Seidenſtoffe für dich herausſuchen laſſen, die du dann zum Andenken an den weißen Mann, dem du heute zum erſten und wahrſcheinlich zum letzten Mal begegnet biſt, mit dir nehmen kannſt."

Ein kokettes Lächeln überflog das liebliche Geſichtchen, jedoch ohne daß ſie eine Antwort gegeben hätte. Aber ich ließ die kleine weiche Hand nicht eher wieder los, als bis ſie zuſtimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles dies erwähne ich ſo ausführlich, nicht bloß weil es ein anmutiges Zwiſchenſpiel in jenem rauhen und wilden Leben bildete, das ich nun ſchon ſeit langer Zeit geführt hatte, ſondern auch, weil das Intereſſe, welches dieſes Mädchen einflößte und einflößen mußte, weit über den Reiz des Augenblicks hinausging. Mundjua war nicht bloß die ſchönſte Negerin, die ich jemals geſehen habe, ſondern hätte auch, wenn ihre ſchwarze Haut urplötzlich weiß geworden wäre, noch immer eine Schönheit genannt werden müſſen. Man denke ſich einen Kopf mit lauter kleinen,

ſorgſam friſirten Löckchen und darunter eine mäßig hohe Stirn. Dann kommt zwiſchen ein Paar mandelförmigen ſchelmiſchen Augen eine wohlgeformte Naſe, die der ſchärfſte Kritiker nicht anders als griechiſch hätte nennen können. Darunter ein kleiner roſiger Mund mit zwei beim Lachen ſich zeigenden Reihen ſchneeweißer Perlen. Hals, Büſte und Wuchs des jungfräulich ſchlanken Körpers ſind tadellos und die nackten Füße ſo klein, wie man das ſonſt bloß bei Mulatten, aber faſt niemals bei Negern zu ſehen gewohnt iſt. Im Gegenſatz zu den übrigen Weibern reicht das ſaubere roſarote Hüftentuch bis weit über die jugendliche Bruſt, ſolchergeſtalt beinahe die Form einer römiſchen Toga annehmend. Und dieſes Mädchen war ſchwarz, ſogar ein wenig tättowirt. Aber das Schwarzbraun ihrer Hautfarbe war von einer vornehmern Art, als man es ſonſt bei Negern findet. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, daß es unter Negern keinen „Teint", keine größere oder geringere Zartheit der Haut gäbe. Es herrſcht in dieſer Hinſicht die gleiche Verſchiedenheit wie bei uns. Meine Kru-Leute waren grobhäutig wie deutſche Matroſen, aber Mundjua zeigte den zarten, durchſchimmernden Teint einer nordamericaniſchen Salondame.

Woher dieſes Naturſpiel? Wie kam die Negerin an den Wuchs und den Geſichtsausdruck einer blaublütigen Kaukaſierin? An Blutsvermiſchung war nicht im entfernteſten zu denken, denn die Hautfarbe war ſo ſchwarz, wie man ſie ſich nur irgendwie wünſchen konnte. Aber es war auch bloß einzig und allein die Farbe und außerdem wohl das krauſe Haar, was noch die Negerin verriet. Von allen andern typiſchen Merkmalen der Negerraſſe nicht die leiſeſte Spur: weder dicke, wulſtige Lippen, noch eine breite, plattgedrückte Naſe, noch auch der vorſtehende Unterkiefer.

Hatte die Natur ſich geirrt, indem ſie einem zur Europäerin beſtimmten Mädchen die ſchwarze Hautfarbe der Negerin verlieh? Solche Naturſpiele, dachte ich, kann man ſich gefallen laſſen. Das iſt doch zum wenigſten einmal eine Abwechslung gegen die zuſammengewachſenen Kinder, die affenartig behaarten Menſchen und die Schafe mit fünf oder ſechs Beinen. Das Vorkommen dieſes Naturſpiels grade in dieſer Gegend war um ſo auffallender, da das Bakwiri-Volk im allgemeinen und namentlich im Vergleich zu den Dualla von Kamerun durchaus nicht als hübſch bezeichnet werden kann. Mundjua war wie geſagt unter allen Negerinnen, die ich

gesehen habe, die einzige, die ohne jede Uebertreibung eine „Schönheit" genannt werden konnte. Der „hübschen" Negerinnen sind mir dagegen schon mehr zu Gesicht gekommen. Aber auch bei diesen war stets der eine oder andere Anklang an die Eigentümlichkeiten der weißen Rasse unverkennbar. Nur traten diese Anklänge nicht so unvermischt und alleinherrschend auf wie bei dem schönen Bakwiri-Kinde.

In Mapanja habe ich später noch eine 20—25jährige, schwere Lasten tragende und gänzlich verwelkte Frau (die ehemalige Geliebte eines inzwischen verstorbenen Missionars) gesehen, in deren vergilbten Zügen die Spuren einstiger Schönheit so tief eingegraben standen, daß ich mir veranschaulichen konnte, sie müsse in ihrer Jugend etwas ähnliches gewesen sein wie Mundjua. Auch Mundjua besaß nicht einmal die beauté du diable, sie war im vollsten Sinne des Wortes eine Eintags-Schönheit. Obwohl höchstens 15 Jahre zählend, zeigte sie doch schon die ersten, ganz leisen Spuren jenes Verwelkens, das bisweilen sogar schon vor der Reife zu beginnen pflegt und unter dem Einfluß harter Arbeit die armen Mädchen recht eigentlich um ihre Blüten und Rosenzeit betrügt. Aber wer auch verstände hier etwas von Blüten, von Knospen und Rosen? Das Los der armen Weiber, die glücklicherweise nichts besseres kennen und insofern ganz vergnügt sind, werde ich an anderer Stelle eingehender schildern. Ob europäische Cultur in dieser Hinsicht jemals eine Besserung mit sich bringen wird?

Meine Schwarzen sind halb eingeschlafen. Die fieberhafte Unruhe, daß ich etwas versäumen könnte, beginnt sich meiner aufs neue zu bemächtigen. Lebewohl, Mundjua! Gott gebe dir einen guten Mann und alles, was eine hübsche kleine Negerin sich wünschen mag.

Nach weiterm dreiviertelstündigen Marsche klettern wir über den 8—10 Fuß hohen Zaun des in 510 Meter Meereshöhe gelegenen Dorfes Bonjongo, wo eine von einem Schwarzen geleitete Zweigstation der Baptisten-Mission von Victoria eingerichtet worden ist. Im ganzen sind wir sechs oder allen Aufenthalt abgerechnet vier Stunden unterwegs gewesen, als wir die ersten Hütten von Mapanja erreichten. Aber Mapanja ist fast noch weitläufiger gebaut als die übrigen Ortschaften und die Schweden wohnen ganz hoch oben am höchstgelegenen Puncte des Dorfes. Bei einem

Complex von kleinen Häusern, die sich in nichts von denjenigen der Neger unterscheiden, flattert an hohem Mast die blaugelbe schwedische Flagge. Vor der größten dieser Hütten, die anscheinend als Wohnhaus, dient sind die Felle jagdbarer Tiere, wie z. B. Buschkatzen, Antilopen u. s. w., zum Trocknen aufgespannt. In der Thür steht mit Trapper-Hut, Wollhemd und naturfarbenen Stiefeln ein junger rotwangiger Mann, der mit dem Putzen und Reinigen einer mächtigen Elefantenbüchse beschäftigt ist. Herr Stehr sagt mir, das sei Gustavson, der Begleiter des einen der beiden schwedischen Herren. Der Begleiter des andern war kurz vorher, sei es am Fieber, sei es infolge eines Sonnenstichs, gestorben.

Wir erfahren, daß die Herren Knutson und Waldau zu einem mehrtägigen Jagdzug nach dem Mongo-ma-Etinde aufgebrochen seien, aber heute oder morgen zurückkehren würden, und werden von Herrn Gustavson eingeladen, in das Innere des Hauses einzutreten. Dort starrt es von Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle u. s. w., sowie von Gewehren aller möglichen Systeme und Kaliber. An den Wänden sind divanähnliche, mit Decken belegte und den Betten der Eingebornen — auch hier dienten sie, wie ich später erfahren sollte, als Betten — nachgeahmte Holzgestelle angebracht. In der Mitte steht ein urwüchsiger Tisch, an den man, um den Mangel an Stühlen zu ersetzen, Koffer oder Kisten heranzuschieben pflegt. Ein Seitenzimmer zur Linken oder vielmehr ein durch Teppiche und Bretter gebildeter Verschlag enthält das kleine Warenlager, aus dem heraus durch ein kleines, mit einem Tisch versehenes Fenster mit den Kautschauk anbietenden Eingebornen Handel getrieben wird. Kleine Bakwiri-Knaben, possirlich wie die Affen, fungiren als Diener und Aufwärter und hantiren auch in der in einem Nebenhause befindlichen Küche.

Bereits saßen, nachdem in ausgiebigster Weise für meine Schwarzen gesorgt worden war, Herr Gustavson, Herr Stehr und meine Wenigkeit bei der aus Palmöl-Suppe und einigen Conserven bestehenden Mittagstafel, als Eingeborne meldeten, daß die Herren Knutson und Waldau von der Jagd zurückkämen. Beide Herren waren in Schweiß gebadet und übermüde, sodaß ich es nach der ersten Vorstellung und Begrüßung für das beste hielt, sie bis zum Abend sich selbst zu überlassen. Ein Marsch wie der von Victoria nach Mapanja, der unter europäischem

Himmel und in europäischem Klima nur wenig bedeuten würde, ist in Westafrica eine äußerst anstrengende Tagesleistung, der sich nur wenige Leute aus freien Stücken an zwei aufeinanderfolgenden Tagen unterziehen würden. Ohne jede Gefahr, zu übertreiben, kann man behaupten, daß ein vierstündiger Marsch in Westafrica dasselbe bedeutet wie in Europa ein achtstündiger; manche Leute würden sogar an Stelle der acht Stunden zehn setzen.

Als die Dämmerung eine angenehme Kühle mit sich brachte, ließen (trotzdem ich eine ziemliche Menge Wein mit mir führte) die Schweden es sich nicht nehmen, schwedischen Punsch herbeizubringen, von dem sie ganz gewiß nicht mehr sehr viel besaßen. Zu passender Zeit eröffnete ich die ersten Parallelen. Stunde um Stunde verfloß, während ich in geeigneter Form meine Pläne entrollte und die Schweden sich ab und zu behufs privater Besprechung in das Nebenzimmer zurückzogen. Die niedergebrannten Kerzen waren erloschen und längst hatte die kleine Wanduhr Mitternacht geschlagen, als wir uns erhoben und, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, in die sternenfunkelnde Nacht hinaustraten. Das Bündnis, das beiden Teilen gleich große Vorteile verhieß, war abgeschlossen und durch Handschlag und Manneswort besiegelt. Mir persönlich schien das wie ein erster Sieg. Die Schweden hatten bereits die unbenutzten Buschcomplexe von Mapanja und Lecumbi (aber leider ohne Hoheitsrechte) sowie einen kleinen Marktplatz in Lecumbi käuflich erstanden und dabei nur wenig Schwierigkeiten gefunden. Die Victorianer seien gefürchtet, aber auch verhaßt, und die Bakwiri würden jede Gelegenheit ergreifen, um die Gefahr, unter die Gerichtsbarkeit der schwarzen Spitzbuben von Victoria zu geraten, von sich abzulenken.

Sollte es mir vergönnt sein, dieses ganze herrliche Gebirge, 500 bis 600 qkm des gesundesten, reichsten und fruchtbarsten Bodens von ganz Africa, deutsch werden zu sehen? Schon sah ich mich im Traume meinem Vaterlande ein Königreich zum Geschenk darbringen. Leider sind die Träume stets schöner als die Wirklichkeit!

Da die Schweden mir versicherten, daß ich ohne reichliche Geschenke keine Verträge würde abschließen können, und daß die Könige und Häuptlinge (teils aus Furcht, teils weil ein alter, in Africa sehr weit verbreiteter Aberglaube ihnen bei Verlust des Lebens verbietet, das Meer zu sehen) sich weigern würden, behufs

Empfangnahme der Geschenke zur Küste herunterzukommen, so richtete ich an den sich zur Rückkehr anschickenden Herrn Stehr die Bitte, mir aus den Vorräten seiner Factorei für einige Tausend Mark Waren zu überlassen. Herr Stehr äußerte die feste Ueberzeugung, daß man in Victoria den Versand der Waren, sobald man ahnen könne, für wen sie bestimmt seien, mit Anwendung von Gewalt verhindern werde. Es wurde daher beschlossen, daß Herr Gustavson sich mit einer größern Anzahl Mapanja-Leute nach Bota (einem von Rogozinski angekauften Küstenplatz) begeben und dort die Waren gleichsam als Bezahlung für geliefertes Kautschuk in Empfang nehmen sollte.

Die Zeit, die bis zur Ankunft der Waren verstrich, bot mir mehr als hinreichende Gelegenheit, um über das seltsame Leben, welches die Schweden hier so weit abseits von der civilisirten Welt führten, und über die Bevölkerung von Mapanja einige Erkundigungen einzuziehen. Die Herren Knut Knutson und Georg Waldau, von denen der erstere 27 und der zweite 22 Jahre zählte, beide Söhne aus guten Familien, waren, jeder mit einem Diener, herausgekommen, um Elefanten und anderes Wild zu schießen und Sammlungen nach Hause zu senden. Sie hatten sich bei Manns Quelle, also oberhalb der Grenze des Urwaldes, die bereits an anderer Stelle von mir beschriebenen Häuser erbaut, waren aber durch die Rauheit des Klimas von dort vertrieben worden.

Auch fanden sie heraus, daß das Gebirge durchaus nicht so überreich an Wild sei, wie sie ursprünglich angenommen hatten. Während im Bakundu-Lande (am Oberlaufe des Mungo-Flusses) die Elefanten herdenweise verkehren, kommen sie hier bloß vereinzelt vor. Dazu kam, daß die Schweden im Anfang ihres Aufenthaltsortes noch keine Elefantengewehre mit Explosions- und Expansivkugeln besaßen. Von den wenigen Elefanten, die sie überhaupt geschossen, haben die meisten sich schwer verwundet verlaufen, und bloß von einem ist, so viel ich weiß, das Elfenbein in die Hände der rechtmäßigen Besitzer gelangt. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß ein irgendwie größerer Bruchteil des durch die Neger in den Handel gebrachten Elfenbeins von geschossenen oder überhaupt gewaltsam getöteten Elefanten herrührte. Im Innern mag es mutigere Stämme geben, welche, wie das mehrfach aus andern Gegenden von Reisenden beschrieben worden

ist, die Elefanten einkreisen und durch Aushungern so schwach und mutlos machen, daß sie ohne Gefahr getötet werden können, aber der größte Teil des zum Verkauf kommenden Elfenbeins wird nach allgemeiner Annahme und nach den Aussagen der Neger gefunden. Seltsamerweise sollen fast niemals Knochen dabei liegen, sodaß also, wenn das Elfenbein von verendeten Elefanten herrührt, die Knochen bereits verrottet sein müssen. Manche Leute wollen auch behaupten, daß der Elefant unter gewissen Bedingungen und vielleicht bei Krankheitszuständen seine beiden großen Zähne abwürfe, wie der Hirsch das Geweih. Uebrigens behaupten die Kaufleute, an der Beschaffenheit des Elfenbeins erkennen zu können, ob der Elefant, von welchem dasselbe herrührt, krank gewesen sei oder nicht.

Am häufigsten sind von den Schweden gradhörnige Antilopen geschossen worden, deren Fleisch außerordentlich wohlschmeckend sein soll. Aber nach den mir gezeigten Fellen zu urteilen, müssen diese Tiere doch bei weitem nicht so groß sein, wie sie mir im Lauf erschienen sind. Auch besaßen die Schweden zahlreiche Felle von gar vielerlei verschiedenen und außerordentlich großen, beinahe tigerähnlichen Katzenarten. Auffallenderweise war kein einziges Leopardenfell darunter, sodaß also diese Tiergattung im Gebirge wohl seltener sein muß als in der Ebene.

Als die Schweden zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß der Ertrag der Jagd niemals ihren Erwartungen entsprechen würde, verlegten sie sich darauf, den Eingebornen das Sammeln und Kochen von Kautschuk beizubringen, und siedelten zu diesem Behuf nach einem an kautschukhaltigen Lianen besonders reichen Bezirk, nämlich nach Mapanja über. Daß es im Kamerun-Gebirge Kautschuk gebe, war vorher nicht bekannt gewesen, und diese Entdeckung muß den Schweden zu hohem Verdienst angerechnet werden. Leider sind die Schweden machtlos gegenüber dem Raubbau der Eingebornen, die mit der Benutzung der Lianen die Bäume selbst vernichten. Wenn auch das neuerdings von den Schweden betriebene Kautschukgeschäft ziemlich lohnend sein mag, so fallen doch die übertrieben hohen Preise für Trägerlohn sehr schwer in die Wagschale. Die Missionare, die von England aus sehr reichlich mit Geldmitteln ausgestattet wurden und ohne etwas zu leisten ein vergnügtes Leben führten, haben die Preise verdorben. Und wenn einmal die Preise zu einer gewissen Höhe

heraufgeschraubt worden sind, so setzt der passive Widerstand der Negernatur ihrer Herabsetzung ein unüberwindliches Hindernis entgegen.

Abgesehen von solch kleinen, im Handel unvermeidlichen Reibereien haben die Schweden, die auch schon ein wenig Bakwiri sprechen, sich stets gut mit den Eingebornen zu vertragen gewußt, was zum Teil auch daher rühren mag, daß sie als vorzügliche Schützen ganz außerordentlich gefürchtet sind. Ihre etwas kargen Lebensmittel (Koko, Palmöl, Hühner) beziehen die Schweden, die weniger gut als die an der Küste lebenden Kaufleute mit europäischen Conserven versorgt sind, von den Eingebornen; der Kaffee, den ich mehrmals am Tage mit großem Behagen schlürfte, war wild im Kamerun-Gebirge gewachsen. Ueber das Klima sprachen meine liebenswürdigen Wirte zwar in lobendem Tone, aber doch nicht in dem Maße günstig, wie ich das wohl erwartet haben würde. Wenn ich an das, was ich vor meiner Abreise über das Kamerun-Gebirge gelesen habe, zurückdenke, so scheint es mir, daß man sich in Europa über die Gesundheitsverhältnisse dieses Gebirges einigen Täuschungen hingäbe. Wenn ich auch durchaus nicht leugnen möchte, daß das Gebirge bedeutend gesunder ist als die Flußniederungen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das Fieber sich eben so hoch hinauf erstreckt, als es Dörfer gibt, daß das Klima in noch höhern Regionen, wie z. B. bei Manns Quelle, schon viel zu rauh ist, als daß Europäer dort ohne besondern Anlaß auf längere Zeit leben möchten.

Mapanja liegt in 660 Meter Meereshöhe an einem mit zahlreichen Unebenheiten sanft ansteigenden Gehänge, über das aber der dichte Pflanzenwuchs eine Uebersicht beinahe unmöglich macht. Außerordentlich schön ist dagegen der Blick nach unten auf die nur selten von Nebel und Wolken verschleierte Bai. Als am 6. Januar ein weiß angestrichenes englisches Kriegsschiff (wahrscheinlich der Watchful) in der Ambas-Bucht erschien und (nachdem es durch abgesandte Ruderboote mit der Mondole-Insel, wo Rogozinski wohnt, verkehrt hatte) den Curs nach Fernando Po einschlug, da konnten wir alles dies vom Hause der Schweden aus mit bloßen Augen so deutlich wahrnehmen, als ob es in allerdichtester Nähe geschehen wäre. Diese Eigentümlichkeit der Lage von Mapanja bringt es auch wohl mit sich, daß die Schweden trotz der großen Entfernung den Geschützdonner von

Kamerun (20. December 1884) ganz deutlich gehört haben. Von Mapanja aus liegt die Ostspitze der Mondole-Insel (wenn ich die Declination, über welche die Angaben zwischen 13 und 17° schwanken, zu 15° annehme) S. 15° O. Nach oben hin genießt man weit seltener einen freien Ausblick als nach unten. Als es einmal auf kurze Zeit völlig klar war, sah ich (N. 20° W.) in weiter Ferne, aber doch noch unterhalb des Götterberges, einen hohen, schon nicht mehr mit Wald bestandenen dreikuppigen Bergrücken, der, wie die Schweden meinten, der bei der Jägerhütte (Hunters Hut) ansteigende Bergkamm gewesen wäre.

Die schlimmste Seite von Mapanja ist der völlige Mangel nicht bloß an Trinkwasser, sondern an allem Wasser überhaupt. Jeder Tropfen des zum Trinken, Kochen und Waschen benötigten Wassers muß von Bongala, also 1½ Stunden weit, auf den Köpfen der Eingebornen und namentlich der Weiber herbeigeschleppt werden. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn bisweilen Wassermangel eintritt, und thatsächlich haben wir auch einmal einen halben Tag lang dursten müssen und uns nicht waschen können. Diese verhältnismäßige Armut an Quellen und fließenden Gewässern beschränkt sich auf den schmalkantigen Südabhang des Gebirges, während es auf dem Ostgehänge, wo Buea, Sopo, Bongandjo, Bullikova, Mbinga und alle die später zu erwähnenden Ortschaften liegen, so wenig an Bächen und Flüssen mangelt, daß man deren bei jedem Tagemarsch wenigstens ein halbes Dutzend überschreiten muß. Auch der Südabhang ist selbst in größern Höhen nicht ganz so wasserarm, wie man das nach dem Beispiel von Mapanja annehmen sollte. Aber es scheint beinahe, als ob man die Dörfer ohne jede Rücksicht auf die Versorgung mit Wasser angelegt hätte. Herr Knutson hat zwischen Mapanja und Boando, aber höher aufwärts in 4000 Fuß Meereshöhe eine Quelle entdeckt, die den Eingebornen gar nicht bekannt ist. Ebenso fand Capitän Levin, der, vom Congo kommend, seinen Landsleuten einen Besuch abstattete, an der Nordseite des Gebirges in angeblich 2700 Meter Höhe eine Quelle, die, wenn die Höhe richtig gemessen worden ist, unter allen im Kamerun-Gebirge bekannten Quellen die höchstgelegene sein würde.

Die Häuser von Mapanja, das gegen 400 Bewohner, darunter 60—80 waffenfähige und mit Steinschloßgewehren bewaff-

nete Männer, zählen mag, sind viereckig, haben flache Binsendächer und gestampfte Lehmböden und werden aus den dünnen Stämmen der in Westafrica fälschlich Bambu genannten Raphia-Palme hergestellt. Solche Wohnungen sind, wenn die Dächer den Regen nicht durchlassen, ganz angenehm, insofern sie nämlich jeden wünschenswerten Schutz verleihen, ohne gleichzeitig den Durchzug der Luft zu verhindern. Ich habe allerdings auch genug Wohnungen im Gebirge kennen gelernt, bei denen die Bedingung der Regenfreiheit nicht erfüllt wurde und in denen man den Regenschirm genau eben so gut aufspannen mußte wie in Gottes freier Natur.

Der Ackerbau der Mapanja-Leute beschränkt sich ebenso wie derjenige aller übrigen Bakwiri auf Koko (die Hauptnahrung; es ist dasselbe, was man in der Südsee Taro nennt), auf Cassava, auf die „Plantanen" genannte unveredelte Bananenart und auf Oelpalmen, die aber in dieser Höhe keine Frucht mehr bringen und die man bloß ihres Saftes, des Palmweins, wegen anpflanzt. Am seltsamsten hat mich in solcher Höhe das Vorkommen von wildwachsendem und sogar sehr üppigem Zuckerrohr berührt. Ob aber um dessentwillen der Boden für diese Cultur besonders geeignet sein würde, ist eine andere Frage, die ich aus Gründen, deren Darlegung zu weit führen würde, verneinen möchte. Mais, der recht gut gedeiht, wird nur sehr wenig gezogen, auch macht man kein Mehl aus den Körnern, sondern verspeist sie in geröstetem Zustande.

Was ich in körperlicher und geistiger Beziehung über die Mapanja-Leute zu berichten habe, gilt in gleicher Weise auch für alle übrigen Zweige des Bakwiri-Stammes, da die Unterschiede höchst unwesentlich sind. Obwohl die Bakwiri, bei denen jede Ortschaft unabhängig ist, es niemals zu einer den ganzen Stamm oder auch nur einen größern Bruchteil desselben umfassenden Staatsorganisation gebracht haben, so stellen sie doch ein weit einheitlicheres und geschlosseneres Ganze dar, als die mit allen umwohnenden Stämmen vermischten und sich vermischenden Dualla von Kamerun. Die Wohnsitze der Bakwiri beschränken sich auf das Gebirge, und zwar auch bloß den Südost-Abhang, während an der andern Seite des Gebirges, dort, wo Bumana liegt, ein anderer Dialekt und auch eine andere Form der mehr gerundeten und schwärzlichern Gesichter auftritt. Wie ich mit äußerster Gewiß-

heit festgestellt habe, gehören alle Küstenstämme zwischen dem Nordfuß des Kamerun-Gebirges und dem Muni-Fluß (bei Eloby und Corisco) einem und demselben Volk an und sprechen Dialekte einer und derselben Sprache. Für dieses Volk nun, dessen bekannteste und hervorragendste Vertreter die Dualla von Kamerun sind, gibt es in der Wissenschaft ebensowenig einen gemeinsamen Namen, wie die einzelnen Stämme selbst ein Bedürfnis nach der Bezeichnung ihrer Zusammengehörigkeit empfunden zu haben scheinen. Um nun aber bei zukünftigen Studien die Weitläufigkeit langer Umschreibungen zu vermeiden, möchte ich vorschlagen, diesem Volke, zu dem außer vielen andern Stämmen diejenigen der Bakwiri, der Dualla, der Banoko, der Bapuko, der Mbinga u. s. w. gehören, den Namen Kamerun-Volk zu geben.

Obwohl es, wie früher erwähnt, einzelne stattliche Männer und sogar recht hübsche Frauen gibt, so sind die Bakwiri doch eine viel häßlichere Rasse als die am Kamerun-Flusse lebenden Dualla. Auch scheinen sie im großen und ganzen weniger Mut zu besitzen. Ob das Fehlen der Sklaverei, die bloß in den Flußniederungen und an der Küste, aber nicht im Gebirge vorkommt, in jeder Hinsicht als ein Segen anzusehen ist, möge dahin gestellt bleiben, wenn man die grade im Gebirge besonders unangenehm hervortretende Ueberlastung der Weiber in Rechnung zieht. Die Stellung der Frauen ist nach unsern Begriffen alles andere eher als eine angenehme. Nicht nur fällt den armen Geschöpfen die meiste und nahezu alle Arbeit zu, sondern sie stellen auch recht eigentlich die Münzeinheit des bei den Eingebornen umlaufenden Geldes dar. Frauen sind Capital, und wer sich durch besondere Findigkeit im Handel etwas erspart, pflegt sein Vermögen in Frauen anzulegen wie bei uns in Actien. Als während meines Aufenthaltes in Mapanja ein junges Mädchen an der epidemisch auftretenden Diphtherie starb, drückten die Nachbarn dem Vater ihr Beileid aus nicht etwa wegen des Verlustes einer Tochter, eines Kindes, sondern wegen des sehr hohen Geldverlustes. Denn die Tochter würde binnen ein bis zwei Jahren heiratsfähig und alsdann in Waren (in Geld etwas mehr als die Hälfte) dreißig Pfund Sterling oder 600 ℳ wert gewesen sein.

Die natürliche Folge dieses Systems ist, daß die Reichern sehr viele Frauen haben, während die Aermern nicht imstande sind, auch nur eine Frau zu kaufen. Wie bei den Kaffern der

Reichtum eines Mannes nach Ochsen, so wird er hier nach Weibern taxirt. Schon für die kleinen, erst eben gebornen Knaben kaufen vornehme und vorsichtige Eltern zum wenigsten ein Mädchen. Aber die so zu sagen Verlobten pflegen doch erst vom vierzehnten Jahre an zusammen zu leben. Während bei vielen Naturvölkern die Geburt von Mädchen fast als ein Unglück angesehen wird, huldigt man hier grade der entgegengesetzten Ansicht. Denn die Mädchen sind Geld, bares Geld, während für einen Sohn des Anstandes halber sogar noch ein Mädchen gekauft werden muß. Also beim Mädchen Gewinst, aber beim Sohne doppelter Verlust. Ehebruch soll, obwohl eine hohe Geldstrafe darauf steht, ziemlich häufig sein. Auch behauptet man, daß die Bakwiri-Frauen weiße Männer nicht ungern sähen, daß die Sache aber doch immer bloß ein Geschäft sei. Bei den kaufmännisch so sehr gut beanlagten Negern von Africa dreht sich eben alles höchste Interesse doch stets um den Verdienst.

Wie viel Frauen König Mosasso von Mapanja — jetzt, da er alt ist, sind es bloß drei oder vier — in frühern Zeiten gehabt hat, vermag ich nicht anzugeben. Seine Kinder beziffern sich auf 25 Knaben und zwei bisher noch nicht verheiratete, d. h. noch nicht verkaufte Mädchen.

Die gewöhnliche Kleidung der Weiber ist das auch in Kamerun und im größten Teil von Westafrica gebräuchliche Hüftentuch. Aber erstaunt war ich, vor dem Hause eines an der Diphtherie gestorbenen Mannes eine Anzahl ganz nackter Frauen und Mädchen umherspaziren zu sehen. Das sei, sagte man mir, die Trauerkleidung, eben so wie die Damen bei uns Schwarz anzulegen pflegen. Uebrigens besteht der gleiche Gebrauch auch in andern Teilen von Westafrica.

Die in wahrhaft erschreckender Weise um sich greifende Verbreitung der Diphtherie, die mich auch für meine eigenen Leute besorgt werden ließ, mochte zum Teil daher rühren, daß man entweder mit den Leichen der Verstorbenen allerlei religiöse Ceremonien, durch welche die verwesenden Leiber in sehr nahe Berührung mit den Körpern der Lebenden gebracht wurden, anstellte oder auch in blindem Schrecken die Leichen in andere Dörfer schleppte. Alle Ermahnungen meinerseits halfen nichts und ich sorgte insofern wenigstens für meine in der Schwedenküche einquartierten Leute, als ich ihnen bei schwerer Strafe jeden Verkehr

mit den Eingebornen untersagte. Für uns Europäer war die Ansteckungsgefahr nicht so sehr groß, weil Pocken, Diphtherie und andere ansteckende Krankheiten nur selten und dann meist durch Vermittlung von Mulatten von Schwarzen auf Weiße übertragen werden.

Viel Mühe habe ich mir gegeben, über die religiösen Vorstellungen der Bakwiri einigen Aufschluß zu erhalten. Die englischen Missionare wissen darüber nicht im geringsten Bescheid, sei es, daß sie die Beschäftigung mit solch profanen Dingen als unter ihrer Würde erachteten, sei es, daß ihre vielseitige Thätigkeit ihnen keine Zeit dazu übrig ließ. Während, wie ich das an anderer Stelle beschrieben habe, die Neger der Sklavenküste einen reich ausgestatteten Olymp und wahrhaft zahllose Götterbilder griechisch-römischen Stils besitzen, scheint das eine Bantu-Sprache redende Kamerun-Volk Götzenbilder gar nicht zu kennen. Im Flußgebiete von Kamerun ist es ganz besonders schwierig, die Wahrheit über den Cultus der dortigen Dualla zu erfahren, denn die Neger behandeln diese Dinge als strengstes Geheimnis und würden dem, der allzu viel von ihren logenartigen Verbrüderungen und ihren Ceremonien ausplauderte, übel mitspielen.

Anders im Gebirge. Dort waltet bloß eine natürliche Scheu, dem Weißen, von dessen Religion man auch schon gehört hat, von den eigenen heiligen Dingen zu sprechen. Die meisten Neger sind der Ansicht, daß der große Fetisch der Weißen stärker sei als der Fetisch der Schwarzen. Da man aber den eigenen Fetisch, der sich doch einzig und allein um den schwarzen Mann bekümmert (der Fetisch der Weißen thut das nicht oder bloß in Ausnahmefällen), so sehr fürchtet, so spricht man nicht gern von ihm, wenigstens nicht zu den Weißen, aus Besorgnis, daß der Fetisch durch diese Profanirung verletzt und erzürnt werden könnte. Im größten Teil des Gebirges scheint man einen guten und einen bösen Gott zu kennen; in einzelnen Gegenden hört man jedoch bloß von einem Wasser- und einem Waldgott. Ob einer von diesen das gute und der andere das böse Princip vertritt, habe ich nicht mit Gewißheit feststellen können, glaube jedoch aus der Furcht, welche die Neger besonders vor dem Waldgott an den Tag legen, schließen zu müssen, daß dieser so etwas wie unser Teufel sei.

Die einzigen Cultusstätten, die ich im Berglande gesehen habe, waren von einem kleinen Zaun eingefriedigte Gebüsche, vor denen

die Gläubigen ihre Opferspenden (Palmnüsse, Palmöl in kleinen flachen Schalen u. s. w.) niedergelegt hatten. In Mapanja nennt man den guten Geist „Uwasse“ und den bösen „Mokasse“. Außer ihnen (aber das kann ich nicht mit Gewißheit behaupten) gibt es wahrscheinlich noch eine größere Anzahl von Untergöttern, Genien u. s. w. Den auf dem Mongo-ma-Loba thronenden sehr großen und mächtigen Gott nennt man in Mapanja „Uwasse Moto“, und zwar schien mir aus den etwas dunkeln Redewendungen meiner Auskunftgeber hervorzugehen, daß man ihn sich eher als eine vornehmlich großartige Erscheinung des guten Geistes „Uwasse“ denn als einen besondern Gott vorstellt. Er sei halb Stein und halb Mensch; wenn irgend etwas Besonderes, sei es Gutes, sei es Böses, bevorstehe, so lege er weiße Gewänder an (nämlich wenn auf dem Götterberge Schnee fällt).

Eine ganz hervorragende Rolle spielen im bürgerlichen und Rechtsleben des Volkes die Fetischpriester oder Medicinmänner, und über den Umfang des von ihnen angerichteten Unheils wird man sich in Europa nur schwer eine richtige Vorstellung machen können. Die Bakwiri kennen zwei Formen des Besitzes, nämlich Frauen und Ziegen, und dem entsprechend habe ich im Gebirge niemals von andern Rechtsfällen als von Frauen-Palaver und von Ziegen-Palaver gehört. Kommt man zu einer Ortschaft und erfährt, wie das oft vorzukommen pflegt, daß der König durch eine „Gerichtssitzung“ am sofortigen Erscheinen verhindert sei, so pflegt man durch den Dolmetscher fragen zu lassen, ob es „woman-palaver“ oder „goat-palaver“ sei. Das eine oder das andere ist es ganz gewiß. Nur pflegen, da Weiber bedeutend wertvoller sind als Ziegen, die den Frauenbesitz betreffenden Rechtsfälle etwas mehr Zeit in Anspruch zu nehmen als die übrigen.

Aber nicht alle Versündigungen gegen den Frauen- und den Ziegenbesitz liegen so klar und offen zutage, daß sich das weltliche Gericht, nämlich die Könige und die Häuptlinge, damit beschäftigen könnten. Es gibt auch Hexerei, und diese entfällt unter die Gerichtsbarkeit der geistlichen Gerichtshöfe, nämlich der Medicinmänner, deren meistens sehr grausame Entscheidungen von den Königen und dem Volke mit besonderm Vergnügen vollstreckt werden. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß, wer einen Menschen behext hat, getötet, wer aber bloß eine Ziege behext hat, verbannt wird. Ich habe bereits erwähnt, daß die ehedem

ſehr volkreiche Ambas-Inſel durch ſolche Hexen-Palaver zu einer menſchenleeren Einöde geworden ſei. In Mapanja ſchien es einige Monate vor meiner Ankunft ähnlich gehen zu wollen, ein furchtbarer Schrecken hatte die Gemüter erfaßt und jedermann beſchuldigte den andern des ſcheußlichſten Hexentums, als die Schweden alle Bewohner zu einer großen Volksverſammlung beriefen und — ich citire ihre eigenen naiven Worte — „das Geſetz machten", daß ſie jeden Medicinmann, der ſich in Mapanja blicken ließe, ohne weiteres niederſchießen würden. Ich mußte laut auflachen über dieſe eigentümliche Art von Geſetzgebung, aber die Schweden verſicherten mir, daß es eine Radicalcur geweſen ſei. In Mapanja ſelbſt gibt es nämlich keinen Medicinmann oder wenigſtens keinen beſonders ſchlauen, und derjenige, der all das Unheil angeſtiftet hatte, pflegte aus einem benachbarten Orte herüberzukommen.

Das Strafgeſetzbuch der Bakwiri iſt wie dasjenige der meiſten weſtafricaniſchen Stämme ſehr einfacher Art; es kennt bloß einen einzigen Paragraphen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Totſchlag innerhalb einer und derſelben Ortſchaft ſcheint ziemlich ſelten zu ſein, wenigſtens habe ich niemals etwas davon gehört. Wenn aber die Bewohner einer Ortſchaft jemand aus einem andern Dorfe erſchlagen haben, ſo entſteht der Zuſtand, den man hier „Krieg" zu nennen pflegt. Beide Parteien ſind auf ihrer Hut, namentlich diejenige, die das ſchlechteſte Gewiſſen hat. Es werden Vorpoſten ausgeſtellt, um das Anſchleichen des Feindes zu verhindern, und man ſendet die Weiber nur noch mit einer kleinen Bedeckungsmannſchaft zur Arbeit. Trotzdem finden die Bewohner des geſchädigten Ortes, und wenn es noch ſo lange dauerte, faſt immer Gelegenheit, irgendein unſchuldiges Individuum aus dem Orte, der geſchädigt hat, aufzugreifen und abzuſchlachten.

Bisweilen iſt damit der Krieg zu Ende, meiſtens jedoch „wütet" der Krieg weiter. Man liefert ſich kleine Treffen, bei denen nach Art aller halbwilden Völker ſehr viel geſchrieen und geſchoſſen und ſehr wenig Unheil angerichtet wird. Es ſind aber auch einige ſeltene Fälle bekannt, daß Bakwiri-Leute ein fremdes Dorf mit Sturm genommen haben. Mapanja führte zur Zeit meiner Ankunft Krieg mit Boana und lebte, ohne daß nach dieſer Richtung hin der Krieg wirklich ausgebrochen wäre, in Feindſchaft mit Victoria. Dieſer letztere Umſtand kam meinen Plänen ganz

außerordentlich zustatten. Die Mapanja-Leute hatten am Meeresstrand von Victoria einen mit den Victorianern befreundeten Mann erschlagen und fürchteten nun, obwohl sie im Rufe der Tapferkeit stehen und obwohl die Sache sehr lange her war, doch auch jetzt noch immer, daß die Victorianer und die unter dem Einfluß von Victoria stehenden Dörfer gleiches mit gleichem vergelten würden. Häufig wachte ich nachts auf, wenn der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln wichtige politische Nachrichten durch das Land trug.

Diese Trommel-Sprache, die sich in ihrer höchsten Ausbildung und Vollendung bloß bei den Dualla findet, ist bisher am eingehendsten von Dr. Buchner studirt worden. Wenn die vorläufigen Schlüsse des Dr. Buchner sich bei weiterm Eindringen als stichhaltig erweisen sollten, so wäre die Trommel-Sprache nicht bloß die größte geistige Leistung der Neger-Rasse, sondern vielleicht aller halbwilden Völker überhaupt. Im Flußgebiet von Kamerun leisten die Trommeln genau dasselbe wie unser Telegraph; mit ihrer Hülfe kann man jedwede Nachricht oder Mitteilung von Ort zu Ort gelangen lassen. Noch eigentümlicher ist es, daß die Trommel-Sprache auch vollkommen verständlich mit dem Munde nachgeahmt und so zu sagen gesprochen werden kann. Sie ist eine besondere Sprache — eine Silbensprache wie das Chinesische —, die mit dem landläufigen Dualla-Idiom auch nicht ein Wort gemeinsam hat.

Diese Trommel-Sprache, über die ich im folgenden Bande des vorliegenden Werkes eingehender berichten werde, besteht in verschiedenen Stufen der Ausbildung. Die Bakwiri haben sie auch nicht annähernd zu jener Vollendung entwickelt wie die Dualla. Im Gegensatz zum Flußgebiet kann man im Gebirge nicht alle Nachrichten, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, sondern bloß gewisse Mitteilungen, deren Zahl aber doch auch sehr groß sein muß, durch die Trommel-Sprache in Umlauf setzen. So z. B. gelangte die zuerst von Antilopen-Jägern des Buea-Stammes festgestellte Thatsache, daß ein nie vorher gesehener Weißer, der ein sehr mächtiger Mann zu sein scheine (damit war ich gemeint), den Götterberg erklommen habe, binnen wenigen Stunden von Buea aus über Mimbia, Buassa und Lecumbi nach Mapanja, wo sie sofort den Schweden mitgeteilt wurde. Diese waren sehr neugierig, bis ihnen einige Tage später von Victoria her der aus-

führliche Thatbestand mitgeteilt wurde. Frauen und Kinder dürfen, wie es heißt, die Trommel-Sprache nicht erlernen. Auch haben verschiedene Dörfer für besonders wichtige, z. B. für alle den Krieg betreffenden Dinge, besondere Signale.

Noch erübrigt es mir, über die auch in Mapanja vollkommen negativ gebliebene Thätigkeit der englischen Mission zu sprechen. Jetzt gibt es dort keine Missions-Stationen mehr. Aber der englische Missionar Thomson hat nicht weniger als vier Jahre in Mapanja gelebt und gewirkt. Und was war der Erfolg? Heute gibt es in Mapanja keinen Christen und bloß zwei junge Menschen, die notdürftig ihren Namen zu Papier bringen können, etwa in ähnlicher Form wie ein Hahn, dessen Füße man in Tinte taucht.

Den ganzen 6. und die Hälfte des 7. Januar verbrachten wir in Unterhandlungen mit dem alten, nicht sehr mutigen König Mosasso, dem etwas einsichtsvollern Häuptling Musinje und den Angesehensten aus dem Volke von Mapanja. Am Nachmittag des 6. wurde uns gemeldet, daß zwei Victorianer namens Wilson und Johnson in dem benachbarten Lecumbi eingetroffen seien und die Einwohner zu überreden suchten, den mit den Schweden abgeschlossenen Vertrag zu brechen. Sie hätten u. a., obwohl sie ganz genau wußten, daß dem nicht so war, erzählt, in Kamerun seien beim Gefecht mit den Joss-Leuten vierzig Deutsche getötet worden. Obwohl ich sehr lebhaft zum Aufbruch nach Lecumbi drängte, so hielten die Schweden diesen doch noch nicht für angängig, einesteils weil sie vor Gustavsons Rückkehr ihr Besitztum nicht verlassen könnten, und andernteils weil wir grade in Lecumbi ohne Waren nichts ausrichten würden. Die Nacht vom 6. auf den 7. verbrachte ich damit, Verträge zu entwerfen, und zwar hielt ich es für gut, dem mit Mapanja abzuschließenden wegen der geographischen Lage dieses Grenzortes eine bindendere Form zu geben, als mir dies bei den übrigen nötig schien. Verträge hatte ich nun allerdings genug in meinem Leben gesehen, aber da die Zeit vor meiner Abreise knapp war, grade nicht diejenigen, auf welche es am meisten angekommen wäre, nämlich die bisher von den Deutschen abgeschlossenen. Wäre mir nur von den Kaufleuten und meinen sonstigen Landsleuten irgendein Rat oder Wink mit auf den Weg gegeben worden. So war meine Sorge, ob ich das Richtige getroffen, nicht gering.

Am Nachmittag des 7. erschien in Schweiß gebadet mit einer über und über belasteten Colonne von Trägern der brave Gustavson, meldend, daß in Bota aufgeschlagene Placate das Durchlassen für mich bestimmter Waren verböten, und daß er sich nur mit einem großen Aufwand von List und Entschlossenheit durchzuschlagen vermocht hätte.

Kaum hatte ich die Waren in Empfang genommen, als ein Paar mit Rock, Hose, Stiefeln und Hut bekleideter schwarzer Gentlemen mit ostensiblem, von mir leichthin erwidertem Gruß an mir vorüberschreitend in das Haus der Schweden traten. Ich ahnte schon, was ihr Begehr sein würde, und war meiner Sache gewiß, als ich sie ein Papier von riesigen Größeverhältnissen aus der Tasche ziehen sah. Dann beobachtete ich, während ich eine Cigarre rauchend mir die Miene gab, bloß für meine Waren Interesse zu haben, wie der stolze Knutson den Kopf in den Nacken warf, und hörte die Worte: „Melden Sie der Court von Victoria, daß wir solches Ansinnen mit Entrüstung zurückweisen." Ich trat nunmehr, als Herr Knutson mich mehrmals gerufen hatte, herein, und lachend las ich den mir überreichten Wisch, der in der Uebersetzung aus einem schauderhaften Englisch etwa wie folgt gelautet haben mag:

Da durch das Erscheinen eines deutschen Geschwaders in Kamerun Unruhen hervorgerufen worden sind und da im Interesse der öffentlichen Ordnung das Auftreten eines Deutschen im Gebirge mit Mißtrauen angesehen werden muß, so verpflichten wir Unterzeichnete uns, den Deutschen in keiner Weise, namentlich nicht bei Gebietserwerbungen und zur Erlangung von Hoheitsrechten, behülflich zu sein.

Ich brannte vor Verlangen, diese wundervolle Urkunde, die ich jetzt bloß aus meinem Gedächtnisse wiedergeben kann, dem Wortlaute nach abzuschreiben. Aber ebenso wie man in Africa manche von Europa her gewohnte Formen zu vernachlässigen pflegt, ebenso gibt es viele aus dem Naturell der Schwarzen hergeleitete Klugheitsregeln, die, so unnötig sie in Europa erscheinen würden, doch in Africa nicht ungestraft verletzt werden können. Eine dieser Klugheitsregeln riet mir, dem papierenen Wisch nicht allzuviel Zeit zu widmen, damit ihm nicht dadurch in den Augen der solche Kleinigkeiten äußerst scharf beobachtenden Schwarzen eine besondere Wichtigkeit beigelegt würde. Denn schon versammelten sich die von mir zur Volksversammlung berufenen Männer, und an dem

Erfolg derselben mußte mir tausendmal mehr als an einer spätern Anklage der Victorianer gelegen sein.

Für nicht weniger klug hielt ich es aber, den schwarzen Vollblut-Culturträgern angesichts dieser Volksmenge einen heilsamen Schrecken einzuflößen. In die Thür tretend, ließ ich auf einer Taschenpfeife einen scharfen Pfiff ertönen, worauf sofort, der Hauptmann voran, meine sämtlichen Leute herbeistürzten. Die schwarzberockten Victorianer flogen von ihren Sitzen empor, griffen nach ihren Cylindern und suchten zu entwischen, was aber, da ich mitten in der Thüröffnung stand, nicht so ohne weiteres anging. Und ehe sie einen andern Ausgang gefunden hatten, befahl ich dem Peter, „für die schwarzen Herren eine Flasche Branntwein zu bringen", fragte dann aber, mich zu diesen wendend, was ihnen fehle und ob sie etwa unwohl geworden seien. Die draußen wartenden Mapanja-Leute waren durch diese Scene zu großer Heiterkeit angeregt worden, was jedoch nicht hinderte, daß die Victorianer beim Weggehen dem altersschwachen und ziemlich feigen König Mosasso, der grade den Hügel heraufstieg, doch noch allerlei dummes Zeug in den Kopf setzten. Wie ich später bei der Rückkehr erfuhr, hatten sie auch hier schon (später wird noch mehr davon die Rede sein) erzählt, daß, wenn die deutsche Flagge gehißt würde, jedermann tot niederfallen werde.

Als die beiden Unglücksraben außer Sicht waren und festgestellt werden konnte, daß etwa hundert Menschen, darunter der König, der Häuptling und alle Vornehmen, zur Volksversammlung erschienen seien, ließ ich für die Angesehenern solch schöne Sitze, wie z. B. volle und leere Kisten — der König brach grade im feierlichsten Augenblick hindurch und vertiefte sich mit seiner Rückseite in meinen Zwieback — herbeischleppen und hielt eine zunächst von Herrn Waldau ins Englische und dann von dem später zu erwähnenden Dolmetscher in die Bakwiri-Sprache übertragene Rede, die nach den am folgenden Morgen in mein Taschenbuch eingetragenen Notizen wie folgt lautete:

König Mosasso, Häuptling Musinje und ihr übrigen Männer von Mapanja! ihr habt oftmals gehört von jenen weißen Kaufleuten in Bimbia, in Kamerun und auch in Victoria, von denen ihr, wenn auch durch die Vermittlung anderer Schwarzen, seit vielen Jahren eure Kleider, euren Rum, eure Gewehre, euer Pulver, euer Eisen erhalten habt. Ihr habt Vertrauen zu diesen weißen Männern, die sich, wie ihr wißt, Deutsche nennen, und da ihr gehört habt, daß auch ich ein Deutscher sei, so habt

ihr mich durch diese meine weißen Brüder hier gebeten, zu veranlassen, daß ihr und euer Land unter den Schutz des Kaisers von Deutschland gestellt werdet. Dieser Kaiser, der tausendmal mehr Krieger, als ihr jemals Menschen gesehen habt. ins Feld stellt, hat einen seiner Beamten (Generalconsul Dr. Nachtigal) herausgesandt, um alles das zu befehlen, was er selbst, wenn er hier wäre, befehlen würde. Und dieser Beamte hat mir, der ich solches zu euch rede, erlaubt, einen Vertrag mit euch zu machen, unter den er selbst später seinen Namen setzen will. Dies alles wißt ihr schon, aber ich wiederhole es, damit nicht etwa jemand sage, ihr habet etwas unterzeichnet, was ihr nicht verständet. Und um dessentwillen will ich euch auch noch ganz genau die Folgen des Vertrags, den man euch sogleich vorlesen und übersetzen wird, erläutern. Sobald ihr unter diesen Vertrag euer Handzeichen gesetzt haben werdet, müßt ihr zum Kaiser von Deutschland als zu eurem obersten Herrn hinaufblicken, wie das auch in diesem Lande von kleinen Herrschern gegenüber mächtigern geschieht. Aber damit ihr mich nicht mißversteht, will ich doch noch hinzufügen, daß der reichste König dieses Gebirges sich zum Kaiser von Deutschland doch nur verhält wie eine kleine Fliege zum mächtigsten Adler. Das also ist eure Pflicht, und zum Entgelt dafür werden keine andern Weißen und keine im Namen von andern Weißen handelnden Schwarzen kommen dürfen, um euer Land von euch zu fordern oder euch vor ihre Gerichte zu laden. (Lebhaftes, verständnisinniges Beifallsgemurmel.) Zwar schützt der deutsche Kaiser diejenigen nicht, die Böses thun, sondern bloß diejenigen, die sich vom Unrechtthun freihalten, aber wenn jemand unter euch etwas Strafwürdiges begeht, so werdet ihr ihn entweder selbst strafen, oder man wird ihn vor das Gericht in Kamerun ziehen, oder man wird, wenn die Frevelthat in anderm Lande begangen ist, darüber wachen, daß die Bestrafung gerecht sei. Ihr seht, daß die Hauptwirkung des Vertrags zunächst und fürs erste darin besteht, daß ihr, unter deutschen Schutz aufgenommen, nicht mehr unter den Schutz anderer weißer Männer, zu denen ihr weniger Vertrauen habt, gelangen könnt. Wenn dann vielleicht in späterer Zeit der deutsche Kaiser die Macht, die ihr ihn zu übernehmen bittet, auch in anderer und vollerer Form zur Geltung bringen lassen sollte, so werden dann zum Entgelt für eure Einbuße an selbständiger Macht die Deutschen den Handel vermehren, Wege nach Bimbia eröffnen, Häuser bei euch bauen und euch so in jeder Weise Gelegenheit zum Verdienst und einem bessern, wenn auch vielleicht arbeitsvollern Leben geben, als ihr es jetzt führt. (Lebhafter und sehr vergnügter Beifall.) Ich verspreche euch auch, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, thun werde, damit Missionare zu euch kommen, und zwar solche, die euch außer der Lehre von Gott auch noch zeigen werden, wie die weißen Männer jenseit des Meeres das Eisen und das Holz bearbeiten und wie man Kleider, Schuhe und allerhand nützliche Dinge machen muß.

Englisch wollte ich, obwohl die zweimalige Uebersetzung viel Zeit in Anspruch nahm, aus politischen Gründen nicht sprechen. Es war mir schon ärgerlich genug gewesen, daß, um jedes Mißtrauen der Eingebornen zu verbannen, der Vertrag in Englisch

hatte abgefaßt werden müssen. Auch jetzt noch nahmen Fragen und erläuternde Antworten Stunde um Stunde in Anspruch, sodaß, als es schließlich zur Unterzeichnung kommen sollte, die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Der Act gewann aber dadurch nur an Feierlichkeit, denn drinnen im Hause hatte man eine große Anzahl Lichter angezündet, sodaß die Sache sich ausnahm wie bei uns ein Weihnachtsabend.

Aber welche Schwierigkeit, die Edeln des Landes solch seltsames und vielleicht behextes Ding, wie eine Feder, in die Hand nehmen oder sie sogar ein Kreuz malen zu lassen! Und dann die zeitraubende Unterschrift des Dolmetschers und der Zeugen, die ebenfalls Schwarze sind! Mit Gesichtern, die vor innerm Vergnügen platzen zu wollen scheinen, malen die Kerle an ihren Unterschriften herum, als ob sie mit jedem neuen Buchstaben in immer größere Verwunderung ihres Werkes versänken, und merken dabei nicht, daß sie schon lange in die Beine der nicht weniger verwickelten Unterschrift ihres Vorgängers hineingeraten sind. Später habe ich mehr Uebung in der Sache bekommen und z. B. herausgefunden, daß ein vor Hexerei sich fürchtender König die Feder weit eher aus der Hand des schwarzen Dolmetschers als aus der meinigen in Empfang nahm. Aber die ersten Male habe ich mich gewaltig beherrschen müssen, um nicht nach so und so viel Stunden solches Gezappels die Geduld zu verlieren.

Immerhin ist in dem Benehmen der Bakwiri gegen früher schon ein gewisser Fortschritt zu verzeichnen. Gemäß einer gemeinsamen Charakteranlage fürchten sich die meisten Neger, die noch wenig oder gar nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind, vor allem, was mit Papier, Büchern, Federn und Schreiben in Verbindung steht, selbst wenn ihnen solche Dinge nicht einmal vom Hörensagen her bekannt sind. Die meisten unverfälschten Neger sehen in einem Stück Papier, auf das geschrieben wird, das allerschlimmste Hexenwerk. Von solcher Art fand Buchholz auch die Backwiri, obwohl er gar nicht einmal ins eigentliche Hochgebirge, zu den Buea-Leuten u. s. w. vorgedrungen ist. Wenn er schrieb, baten ihn die Leute, aufzuhören, und wenn er zerrissenes Papier wegwarf, forderten sie ihn auf, solches doch nicht mehr wieder zu thun. Mir ist ähnliches nicht vorgekommen. Die einzige Schwierigkeit, die mir der alte Glaube an Hexerei bereitete, bestand darin,

daß die Leute an einigen Plätzen nur ungern und an andern unter keinen Umſtänden eine Feder in die Hand nehmen wollten.

Die Größe des am 7. Januar unter deutſchen Schutz geſtellten Gebietes von Mapanja vermag ich einſtweilen nicht anzugeben, doch möchte ich daran erinnern, daß ſogar noch Manns Quelle dazu gehört und daß, ſoweit ich in Erfahrung zu bringen vermochte, der Götterberg, ſoweit überhaupt Schwarze jemals gelangt ſind, gemeinſamer Beſitz der vier Ortſchaften Mapanja, Buaſſa, Mimbia und Buea iſt.

Ehe ich zur Schilderung unſeres am 8. Januar früh morgens angetretenen Marſches nach Lecumbi und Buaſſa übergehe, möchte ich noch erwähnen, welch unendliche Mühe es gekoſtet hat, Dolmetſcher und Laſtträger anzuwerben. Nachdem feſtgeſtellt worden war, daß es in Mapanja und den andern Ortſchaften an dieſer Seite des Gebirges insgeſamt drei Menſchen gab, welche Engliſch verſtanden und auch ein klein wenig ſchreiben konnten, wurde eine Art von Geſandtſchaft abgeſchickt, um denjenigen unter den drei gebildeten Bakwiri, der im Rufe ſtand, der ſchlaueſte zu ſein, unter jeder Bedingung und koſte es, was es wolle, aber einſtweilen ohne ihm zu ſagen, warum es ſich handle, zur Stelle zu ſchaffen. Als der Mann, welcher Mbua hieß und urſprünglich aus Mapanja ſtammte, zu mir geführt wurde, war ich erſtaunt über ſein dummes Geſicht und ſein offenherziges Geſtändnis, daß er nie weiter als bis Bimbia (welches ihm das Ende der Welt zu ſein ſchien) gelangt ſei. Im Verlauf der Reiſe ſollte ich leider herausfinden, daß der edle Mbua ſein gar nicht ſo geringes Maß von Schlauheit trotz einer für ſeine Verhältniſſe mehr als fürſtlichen Bezahlung durchaus nicht immer zu meinem Vorteil anwandte.

Zwei andere noch ganz junge Schwarze, darunter der plauderſüchtige, ſtets freundlich lächelnde Molla Muſinje (ein Sohn des Häuptlings Muſinje), wurden, da ſie notdürftig ihren Namen zu Papier bringen konnten, von mir als Zeugen in Dienſt genommen. Capitän zur See Karcher hat ſich ſpäter auf meine Empfehlung hin des kleinen Molla Muſinje als Dolmetſcher bedient und mit ihm beſſere Erfahrungen gemacht, als ich mit dem mürriſchen und verſchloſſenen Mbua.

Was aber ſoll ich über die Anwerbung der Träger ſagen? Alles, was ich in meinem Leben von gedulderſchöpfenden Dingen kennen gelernt hatte, war Kinderſpiel im Vergleich zu dem,

was mir hier zugemutet wurde. Da ich hatte bekannt machen laſſen, daß das dreifache des gewöhnlichen Trägerlohnes gezahlt werden würde, ſo meldeten ſich zwar Leute genug. Aber als die Namen in eine Liſte eingetragen wurden und als man nach dem an dieſer Küſte herrſchenden Gebrauch jedem Angeworbenen ein Namen und Lohn angebendes, von mir unterzeichnetes Stückchen Papier einhändigte, bemächtigte ſich aller ein paniſcher Schrecken, an dem möglicherweiſe die von den Victorianern verbreiteten Lügen ihren Anteil hatten. Daß ich bis Buea und über Buea hinaus, vielleicht ſogar auf einem von dieſer Seite des Gebirges aus niemals benutzten Wege nach Bimbia vordringen wolle, erſchien den Leuten ſo eigentümlich und ſo unfaßbar, daß ihnen das Herz in die Hoſe geſunken ſein würde, wenn ſie nämlich eine gehabt hätten. Der eine fürchtete ſich vor Kriegsgefahren, der zweite vor dem halb ſteinernen, halb menſchlichen Bewohner des Götterberges, der dritte vor Waldgeſpenſtern (Teufeln), der vierte vor dem Brüllen des großen Gottes (Geſchützdonner), das neulich von der Bimbia-Seite her erſchollen ſei, der fünfte vor den vielleicht nicht ganz wohlwollenden Abſichten der weißen Männer überhaupt, der ſechſte vor Menſchenfreſſern und der ſiebente, der etwas klüger war als die übrigen, vor dem allgemeinen Unbekannten. O heilige Einfalt! Hat man ein Recht, dich zu tadeln, da wir ja ſelbſt als Kinder, wenn wir abends allein durch einen dunkeln Wald gingen, uns ängſtlich umgeſchaut haben, da trotz aller Geiſtes- und Charakterſchulung in irgend einer verborgenen Ecke auch unſerer eigenen Natur noch irgend ein Reſtchen dieſer aller Menſchen gemeinſamen Charakteranlage ſtecken geblieben iſt?

Ich hätte ohne Schwierigkeit jede beliebige Anzahl von Trägern bekommen können, wenn ich ſie getäuſcht und geſagt hätte, daß es bloß bis Lecumbi oder Buaſſa ginge. Aber einesteils würde ich das, da die Möglichkeit der Gefahr nicht geleugnet werden konnte, nicht vor meinem Gewiſſen haben verantworten können, und andernteils würde ich, falls die Leute mich alsdann thatſächlich hätten verlaſſen wollen und wenn ich nicht Gewalt hätte anwenden wollen (wozu ich ja in dieſem Falle nicht berechtigt geweſen wäre), mich in Buaſſa abermals vor einer gleichen und größern Schwierigkeit befunden haben. Endlich, endlich gelang es mir am Morgen des ſiebenten, elf Leute anzuwerben, zu denen am folgenden Morgen noch drei und in Buaſſa auch noch einige hinzu-

kamen. Alle dieſe Leute hatten gelobt, wohin ich auch immer gehen möchte, mich zu begleiten. Das Geſchick war mir inſofern günſtig geweſen, als die Zahl der in Mapanja lebenden Mutigen ſo ungefähr zur Beförderung des Gepäcks ausreichte. Ich hätte auch nicht einen Mann mehr auftreiben können, wie ſchon daraus hervorgehen mag, daß ich mich gezwungen ſah, einen Warenballen in Mapanja zurückzulaſſen.

Einen Kru-Jungen, der mit Nachrichten für mich von Victoria angekommen war, ſandte ich mit einem nach Bimbia adreſſirten Briefe zurück. Dieſer Brief enthielt die an meine Landsleute gerichtete Bitte, mir unter allen Umſtänden die von den Joſs-Leuten unſicher gemachte Waſſerſtraße von Mbinga (deſſen Lage ich ſo gut wie möglich beſchrieb) nach Bimbia frei zu halten. Denn es war aus ſicherer Quelle das Gerücht zu meinen Ohren gekommen, daß die von Kamerun geflüchteten Joſs-Leute ihre Weiber und Kinder nach den Dörfern zwiſchen Dekullu Town und Mbinga in Sicherheit gebracht hätten und beinahe täglich mit ihren Kriegscanoes dort erſchienen. (Ich will gleich hier erwähnen, daß meine Landsleute, indem ſie einen Schutzvertrag mit Mbinga abgeſchloſſen, aufs ſchnellſte und wirkſamſte meiner Bitte entſprachen.) Da ich nicht wünſchte, daß der erwähnte Brief von Victoria-Leuten eröffnet und geleſen würde (die engliſchen Miſſionare verſtehen wohl hinreichend Deutſch), ſo empfahl ich dem Kru-Manne die größte Sorgfalt. Anfänglich ſtarrte er mich bloß dumm an, dann aber öffnete er mit unbeſchreiblichem Grinſen ſeinen großen Mund und äußerte ſo etwas wie (ich habe die Worte vergeſſen): „Masser, ich werde ihn auffreſſen." „Sehr ſchön, aber bloß im äußerſten Notfall," erwiderte ich, um ſeinen Eifer zu zähmen, „denn Briefe ſind für gewöhnlich nicht dazu da, um verſpeiſt zu werden."

Capitel X.

Die Alpendörfer des Hochgebirges.

(Von Mapanja nach Lecumbi. — Allgemeiner Wasserreichtum des Gebirges. — Rogozinski hat eine englische Flagge gehißt. — Wird es zum Schießen kommen? — Der feigste König von ganz Africa. — Weitermarsch nach Buassa. — Ein Schweine- und ein Eier-Palaver. — Das Nachtlager unter dem Regenschirm. — Herrlicher Fernblick über das ganze Flußgebiet von Kamerun. — Schnee auf dem Götterberg. — Eine paradiesische Landschaft. — Die wilden Bewohner des Alpendorfes Buea. — Der Großkönig Letongo ist ein Albino. — Ich veranstalte athletische Spiele. — Herr Knutson wird fieberkrank. — Meines Dolmetschers Treulosigkeit. — Vom Feinde umgeben. — Eine Nacht mit der Theekanne in der einen und der Flinte in der andern Hand. — Unbotmäßigkeit und Desertion meiner Leute. — Ich drohe jeden Ausreißer niederzuschießen. — Gewaltmarsch nach Mapanja.)

Am frühen Morgen des 8. Januar trat ich, begleitet von den Herren Knutson und Waldau sowie 22 größtenteils mit Minié- und Steinschloßgewehren bewaffneten Negern, den Marsch von Mapanja nach Lecumbi an. So viel Mühe ich mir auch gegeben hatte, die Schwarzen ein wenig militärisch zu drillen und ihnen Vertrauen und Zuversicht in unsere Aufgabe beizubringen, so zeigten mir doch schon die mit dem Aufbruch verknüpften Schwierigkeiten, daß für den Fall eines feindlichen Zusammenstoßes bloß auf die von uns drei Weißen geführten Winchester-Repetir-Gewehre (mit je 17 Schuß) und außerdem höchstens noch auf meine sieben Kru-Leute gezählt werden dürfe. Es bedurfte eines großen Aufwandes an jenem bei Negern besonders

wirksamen Gemisch von Scherz und Gewalt, wenn nicht noch zuguterletzt die thörichtsten Befürchtungen meine Pläne durchkreuzen sollten. Als endlich, endlich in langgestreckter Linie die kleine Colonne sich in Bewegung setzte, war mir ein Stein vom Herzen genommen und mit unbeschreiblicher Befriedigung atmete ich bergaufsteigend in vollen Zügen die erquickende Morgenluft, die hier oben im Berglande genau ebenso wie im deutschen Walde eine besonders erfrischende Wirkung zu haben scheint.

Knutson mit dem Dolmetscher und der Hälfte der Mapanja-Träger marschirte in der Front, dann folgte ich mit den Kru-Leuten und den Schluß machte Herr Waldau mit dem Rest der Schwarzen von Mapanja. Durch diese Verteilung, die allerdings jede Unterhaltung zwischen uns drei Weißen ausschloß, wurde es ermöglicht, daß wir, so wirr und krumm sich auch die schmalen Negerpfade durch die umgebende Vegetation dahinschlängeln mochten, in jedem Augenblick die ganze Truppe übersehen und jeden unnötigen Aufenthalt verhindern konnten. Lecumbi, das in ostnordöstlicher Richtung ein klein wenig höher liegt als Mapanja, haben wir, wie ich gleich hier erwähnen will, nach ununterbrochenem angestrengten Marsch in 1 Stunde und 40 Minuten erreicht. Da wir gewiß nicht weniger als $4^1/_2$km in der Stunde zurücklegten, so dürfte mit Berücksichtigung der Schlängelungen des Weges die Entfernung in der Luftlinie $6^1/_2$ bis höchstens 7km betragen.

Aber einen schlechtern und unangenehmern Weg habe ich kaum irgendwo im Kamerun-Gebirge kennen gelernt. Zuerst ging es mäßig steil bergauf und ab und zu an vereinzelten Hütten vorbei durch die weit ausgedehnten Koko- und Plantanenpflanzungen von Mapanja. Dann aber folgte sehr schöner, hochstämmiger, kühlen Schatten gewährender und an mitteleuropäische Landschaftsbilder erinnernder Laubwald, in dem das Marschiren eine wahre Lust gewesen sein würde, wenn nicht die eigentümliche Beschaffenheit des Bodens stets und in jedem Augenblick die größte Aufmerksamkeit erfordert hätte. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß wir auf der ganzen Strecke einen alten, in unzählige moosbekleidete Blöcke zerfallenen und von vielen thalartigen Rinnen durchschnittenen Lavastrom passirten. Um überhaupt vorwärts zu kommen, mußte man beständig hüpfen und springen. Dabei ging es, ohne daß man dabei eine merklich größere Höhe erreichte, in

jedem Augenblick steil bergab- und an der andern Seite wieder ebenso steil bergaufwärts.

Den Kru-Leuten, die ihre Lasten auf dem Kopfe trugen, wurde die Sache besonders sauer, während die Bakwiri-Träger, welche ihre Warenballen mit Lianenbast torniſterartig auf dem Rücken befestigt hatten, sich viel leichter damit abfanden. Als dann im Verlauf des Marsches die durch das Blätterdach hindurchschimmernden Sonnenstrahlen größere Kraft gewannen, troff nicht bloß von den Schwarzen, sondern auch von uns Weißen, obwohl wir nicht einmal unsere eigenen Gewehre selbst trugen, perlender Schweiß herunter. Noch einmal möchte ich hier die zur Beurteilung africanischer Reisen sehr wichtige Thatsache erwähnen, daß in solchem Klima ein einstündiger Marsch zum allerwenigsten dasselbe bedeutet wie in Deutschland ein 2- oder $2^1/_2$stündiger. Auch wage ich es, die Behauptung aufzustellen, daß von zehn gesunden, aus allen Lebensaltern entnommenen Deutschen wenigstens fünf solche africanische Märsche gar nicht, auch nicht einmal eine Stunde lang aushalten würden. Wohlbeleibte Leute in mittlern und ältern Jahren würden schon nach der ersten Viertelstunde unter dem Einfluß der grade im Anfang besonders fühlbaren Ueberhitzung und Erschlaffung ein unüberwindliches Erlahmen ihrer Willenskraft verspüren. Unsere deutschen Matrosen haben das Klima wider Erwarten gut vertragen und sich insofern, wie man wohl behaupten darf, ganz ausgezeichnet bewährt. Aber es darf nicht vergessen werden, daß sie erstens lauter junge, schlanke und kräftige Männer sind, und zweitens, daß ihnen doch bloß in seltenen Fällen und auch dann nur verhältnismäßig kleine und leichte Ueberlandmärsche zugemutet wurden.

Mir persönlich sind die ersten Märsche am sauersten geworden; später habe ich sehr wenig mehr von den Unbilden der treibhausähnlichen Hitze verspürt. Es rührt diese Besserung namentlich daher, daß bei guter Constitution und nicht allzu großer Leibesfülle schon nach ein- bis zweitägiger Uebung das übermäßige und ganz gewaltig erschlaffende Schwitzen (die Kleider werden anfänglich so naß, als ob man ins Wasser gefallen wäre) bis zu einem gewissen geringern und für die Gesundheit durchaus erforderlichen Grade aufhört. Ganz und gar darf aber die Feuchtigkeit der Haut nicht verschwinden, denn heiße und trockene Haut, namentlich an den Händen, bedeutet stets und unweigerlich Fieber. Bei

Krus-Neger (Bruſtbild).
(Aus der Gartenlaube.)

Digitized by Google

Digitized by Google

gesundem Zustande dünstet in den Tropen der Körper auch des weißen Mannes unendlich viel stärker aus als in Europa, und in manchen Ländern pflegen die Aerzte gradezu von einem Atmen der Haut zu sprechen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der nach Africa versetzte weiße Mann stärker schwitze als der Neger. Im Gegenteil. Bei starken Strapazen habe ich den Schweiß, fast möchte ich sagen, in kleinen Bächen von den bronzefarbenen Gliedern meiner Lastträger herunterrinnen sehen. Es rührt dies vielleicht zum größten Teil daher, daß die Schwarzen, und zwar, wie es scheint, ohne nachteilige Folgen, weit unmäßiger zu trinken pflegen als die Weißen. Ein weißer Mann, der das Wasser in solchen Mengen heruntergösse, wie dies von den Negern bei jedem Flusse und jedem Bache geschieht, würde recht bald überhaupt nicht mehr marschiren können. Noch möchte ich erwähnen, daß meine schwedischen Begleiter Jägersches Wollhemd (ohne Weste oder Rock) trugen, während ich mich bei weniger warmer baumwollener Kleidung stets am wohlsten befunden habe.

Aussichtspuncte sind auf der durchweg bewaldeten Strecke zwischen Mapanja und Lecumbi nicht vorhanden. Die Dichtigkeit des Ober- und Unterholzes verhindert sogar jeden auch noch so bescheidenen Ueberblick über die nächste Umgebung, so daß ich außer dem bereits Mitgeteilten nichts weiteres über die Bodenbildung anzugeben vermag. Wasserläufe waren, obwohl die tiefeingeschnittenen Rinnen in gewissen Monaten zur Ableitung der Regenwasser dienen mögen, nirgendwo vorhanden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene verhältnismäßig schmale Kante, auf der Mapanja und das ebenfalls des Trinkwassers entbehrende Lecumbi liegen, der wasserärmste Teil des sonst allenthalben von Flüssen und Bächen durchrauschten Gebirges ist. Dieser Wassermangel rührt nicht etwa von unzureichenden Regenfällen her, denn das ganze Kamerun-Gebirge gehört unstreitig zu den regenreichsten Teilen nicht bloß Africas, sondern der ganzen Erde. Aber man vermag sich unschwer vorzustellen, daß alle Fluß- und Bachläufe auf die langgestreckten Seiten eines Gebirgszuges beschränkt bleiben, da an den schmalen Kanten kein Platz für deren Entwicklung vorhanden ist. So kommt es, daß, während die in keinem Monat des Jahres fehlenden und sehr reichlichen Regengüsse mehr als hinreichende Feuchtigkeit für den üppigsten Pflanzenwuchs von ganz Westafrica liefern, dennoch keine Trinkwasser spendenden Wasserläufe vorhanden sind.

Seitdem allein die Schweden in dieser angeblich wasserarmen Gegend zwei den Eingebornen völlig unbekannte Quellen entdeckt haben, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es auch anderwärts nicht an Quellen fehlt, die ihr Wasser in die an den Langseiten des Gebirges dahinströmenden Flüsse ergießen. Aber die geringe Uebersichtlichkeit des Waldlandes und die unbeschreibliche Lässigkeit der sich selbst überlassenen Negernatur sind der Auffindung solcher Quellen nicht günstig gewesen. Anstatt nach näherm Wasser zu suchen, vererbt man von Geschlecht auf Geschlecht den alten Gebrauch, das wenige zum Trinken und Kochen benötigte Wasser auf dem Rücken der Weiber herbeischleppen zu lassen. Uebrigens beschränkt sich der Wassermangel im wesentlichen auf die beiden Ortschaften Mapanja und Lecumbi sowie auf die höchsten, schon nicht mehr dauernd von Menschen bewohnten Gebirgsgegenden. Schon ein wenig westlich von Mapanja und Lecumbi, nämlich bei Boando u. s. w., und ein wenig östlich, nämlich bei Buassa, Mimbia, Buea u. s. w., herrscht eher Ueberfluß als Mangel an Wasser. In der That glaube ich kaum, daß es, die Schweiz nicht ausgenommen, irgendein anderes Bergland der Erde gibt, das an Flüssen und Bächen so reich wäre wie das Kamerun-Gebirge. Es fehlt ja auch in der Schweiz nicht an einzelnen hochgelegenen Ortschaften, die unter dauerndem oder zeitweiligem Wassermangel zu leiden haben.

Noch mochte ich mit meinen Kru-Leuten etwa einen Kilometer von Lecumbi entfernt sein, als ein von Knutson entsandter Bote zu mir kam und atemlos die Meldung herausstammelte, daß Rogozinski mit einer Schar bewaffneter Victorianer in Lecumbi stehe und daß man schon so ziemlich handgemein geworden sei. Ich sandte den Boten weiter an Herrn Waldau, ließ die Gewehre laden und trieb meine Kru-Leute als den zuverlässigsten Teil unserer ganzen Mannschaft so schnell wie nur irgend möglich vorwärts. Wenn ich auf meiner Taschenpfeife das Signal dazu gäbe, sollten die Lasten niedergesetzt und die Gewehre zur Hand genommen werden. Als wir, im Gänsemarsch marschirend (wie das hierzulande nicht anders möglich ist), vorwärts eilend aus dem Walde heraus in das offenere Ackergelände und zu den ersten Hütten gelangten, bot sich ein seltsamer und auch für mich, der ich doch schon ziemlich lange in Africa reiste, recht fremdartiger Anblick dar: am jenseitigen Ende der kleinen mit Hütten bestandenen Hochebene,

zu der ich eben jetzt herunterstieg, eine dichtgedrängte Schar heulender, ihre Gewehre und Schwerter schwingender Neger und mitten unter ihnen, die Flinte im Arm, mein Freund Knutson; aber auf einem zweiten, durch eine tiefe Schlucht von diesem Plateau getrennten Hügel andere Hütten und andere nicht weniger aufgeregte Menschen.

Schon mit bloßem Auge sah ich, wie sie mit Feuergewehren hin und her liefen, hinter den Bäumen Posto faßten oder hinter zusammengerollten Felsblöcken niederkauerten. Als ich dann schnell das Opernglas zu Hülfe nahm, erkannte ich Rogozinski, wie er seine Leute hierhin und dorthin verwies, und es blieb mir kein Zweifel mehr, daß man sich auf beiden Seiten zum Kampfe vorbereite. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich meinen Leuten vorauf und so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, nach abwärts eilte; denn so klug auch mein lieber Gefährte Knutson sein mochte, so bangte mir doch vor seiner stark ausgeprägten Soldaten-Natur. Und thatsächlich bin ich noch heute überzeugt, daß es, wenn ich fünf oder zehn Minuten länger ausgeblieben wäre, Tote und Verwundete gegeben haben würde. Damit will ich durchaus nicht leugnen, daß die Sache auch ihre sehr stark ausgeprägte komische Seite hatte. Noch war ich nicht bei Herrn Knutson angelangt, als mit wilden Gebärden etwa fünfzig Neger mich umringten und mir zuschrieen, ob sie den jenseitigen Hügel erstürmen sollten. Drunten erfuhr ich dann von Knutson, daß Rogozinski just in dem Augenblick, als er (Knutson) auf dem diesseitigen Hügel erschien, auf dem jenseitigen, auf dem sich der Marktplatz für Lecumbi und die umliegenden Ortschaften befindet, den Union Jack gehißt habe. Dieser Union Jack ist eine Flagge, die bloß von den Gouverneuren der englischen Colonieen geführt werden darf und zu deren Aufhissen Rogozinski ganz gewiß nicht das Recht hatte. Herr Knutson und der inzwischen ebenfalls herbeigekommene Waldau brannten vor Kampfeslust, und die Eingebornen erklärten ein über das andere Mal, daß die Flagge trotz ihrer lebhaften Einsprache mit Gewalt gehißt worden sei und daß sie dieselbe, wenn ich ihnen Schutz gegen die Victorianer und Engländer versprechen wolle, wieder herunterreißen würden.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Denn so sehr mich Rogozinskis Vorgehen ärgerte und so sehr ich überzeugt war, daß ich, als Friedensapostel auftretend, bei den Eingebornen an An-

ſehen verlieren würde, ſo glaubte ich dennoch nicht einmal als paſſiver Mithelfer bei dem gegen eine, wenn auch nur widerrechtlich gehißte engliſche Flagge gerichteten Vorgehen mitwirken zu dürfen. Hatte doch jener edle, ſeiner Geiſtes- und Charakteranlage nach vorwiegend zur Verſöhnung und Milde geneigte Mann (Dr. Nachtigal), von dem ich einzig und allein meinen Auftrag und meine (ſchriftlich ausgefertigte) Berechtigung zum Abſchluß von Schutzverträgen ableitete, ausdrücklich verlangt, daß meine Eroberungen friedlicher Natur ſein müßten. Anderſeits hinwiederum konnte ich mir nicht verhehlen, daß Lecumbi, wenn in engliſchem Beſitz, den Zuſammenhang zwiſchen Mapanja und den weiterhin von mir zu erwerbenden Gebieten unterbrach und daß meine Stellung Rogoziński und den Victorianern gegenüber wahrſcheinlich niemals wieder eine gleich günſtige ſein würde. Kam es zum Schießen, ſo konnte der Ausgang, da wir zu drei Weißen und etwa 100 Schwarzen einem Weißen mit 30—40 (allerdings beſſer als unſere Leute bewaffneten) Schwarzen gegenüberſtanden, nicht zweifelhaft ſein, während vorauszuſehen war, daß Rogozińskis Truppe von Tag zu Tag Zuwachs erhalten und vielleicht ſchon binnen kurzem der meinigen überlegen ſein würde. Ein Angriff oder feindliches Vorgehen von ſeiten Rogozińskis würde mir nicht unlieb geweſen ſein, aber davor hat ſich der Pole wohlweislich gehütet.

Das Ergebnis meiner Erwägungen war die an die Eingebornen von Lecumbi gerichtete Erklärung, daß ich mit dem gewaltſamen Herunterreißen der engliſchen Flagge nichts zu thun haben wolle, da Deutſchland und England befreundete Mächte ſeien, daß ich eine ſolche Handlung, wenn von den Eingebornen allein ausgeführt, weder billigen noch auch hindern würde, daß ich aber den König, den Häuptling und die übrigen Vornehmen auffordere, gegen das widerrechtliche Hiſſen der engliſchen Flagge einen von mir zu entwerfenden Proteſt zu unterzeichnen. Mein Zweites war der nachdrücklich eingeſchärfte Befehl, daß von unſern Leuten nicht gefeuert werden dürfe, falls nicht von gegneriſcher Seite der erſte Schuß fiele. Inzwiſchen türmten Peter und Freeman einige Koffer unter freiem Himmel zu einem improviſirten Tiſche auf und breiteten mein Schreibzeug darauf aus.

Aber noch war ich mit der Abfaſſung des Proteſtes beſchäftigt, als Herr Knutſon mir meldete, daß die Stimmung der von

victorianiſchen Sendlingen bearbeiteten Lecumbi-Leute ſich, und zwar nicht ganz zu unſern Gunſten zu ändern beginne. Es ſei die Aeußerung laut geworden, daß Deutſchland, wenn es wirklich ſo mächtig ſei, wie man behaupte, ſie auch vor den Victorianern ſchützen und das Herunterreißen der Flagge billigen könne; ſeien aber die Deutſchen hierzu nicht mächtig genug, ſo würde es gefährlich ſein, ſich allzuweit mit ihnen einzulaſſen. Dazu kam, daß Rogozinski, der die für ihn günſtige Wirkung unſerer friedlichen und den Eingebornen nicht recht verſtändlichen Zurückhaltung richtig beurteilt haben mochte, einen in Hauſſa-Uniform ſteckenden Menſchen herüberſandte mit einem Placat des Inhalts, daß die Court of Equity von Victoria im Intereſſe der Königin Victoria und nach dem Willen des Volkes von Lecumbi an dieſem Ort die engliſche Flagge habe hiſſen laſſen. Die Angabe, daß die Flaggenhiſſung nach dem Willen des Volkes von Lecumbi geſchehen ſei, war, wie man aus meinen obigen Ausführungen erſehen haben wird, eine offenbare Lüge. Obwohl das Placat, als ich den Rücken gedreht und mich wieder meinem Proteſt zugewandt hatte, zerriſſen und dem Manne, der es gebracht hatte, vor die Füße geworfen wurde, ſo verfehlen ſolche Dinge, wie die Ueberbringung eines Schriftſtücks durch einen uniformirten Mann, bei den leicht empfänglichen Schwarzen doch ſelten ihren Eindruck. Ich hielt es daher für angemeſſen, den König Yunge nebſt den übrigen Vornehmen vortreten zu laſſen und ihnen in kurzer Rede auseinanderzuſetzen, daß ſolch große und mächtige Länder wie Deutſchland und England nicht wegen hundert Kamerun-Gebirge, geſchweige denn wegen eines lumpigen Neſtes wie Lecumbi Krieg führen würden, daß man den von mir ausgearbeiteten Proteſt unterzeichnen möge und daß die Sache dann gelegentlich von Berlin aus im Sinne der Gerechtigkeit entſchieden werden würde.

Jene durch Reichtum der Kleidung und der Waffen hervorragenden Leute, welche ich als die vornehmen bezeichnet habe, drängten den alten König Yunge — einen der feigſten Menſchen, die ich jemals geſehen — mit lautem Beifall zur Unterzeichnung. Thatſächlich näherte ſich der alte Mann, obwohl zitternd und „Hexerei, Hexerei“ rufend dem improviſirten Tiſche. Dort angelangt fragte er, ob er ſeine Proteſt-Erklärung nicht mündlich abgeben könne, da die Feder ihn bange mache. Unklugerweiſe verweigerte ich dies. Eben griff ich zur Feder, als der König ſich

mit einer blitzschnellen, für sein Alter erstaunlichen Geschwindigkeit herumwandte. Mit wenigen Sprüngen war er aus dem Kreis der Umstehenden heraus

und ward nicht mehr gesehn. In einer Wolke
hat Venus ihn entrückt dem Volke.

Wir alle lachten. O, König Junge, Junge, was für ein Held bist du! Thatsächlich habe ich nie in meinem Leben einen Menschen mit solcher Geschwindigkeit auskneifen sehen. Während von den vornehmern Kriegern einige nacheilten, um den König wieder herbeizubringen, drängten sich die andern zur Unterzeichnung zu dem als Tisch fungirenden Bauwerk.

Aber sobald es sich darum handelte, die Feder in die Hand zu nehmen, habe ich doch auch mit den wenigen, die überhaupt unterzeichnet haben, sehr viel Last gehabt. Der Rest lehnte die Unterzeichnung so ernst und entschieden ab, daß ich jeden weitern Versuch mit ihnen als nutzlos aufgab. Mündlich, sagten die Leute, wollten sie gegenüber aller Welt wider das Hissen der englischen Flagge protestiren, aber ein Schriftstück zu unterzeichnen seien sie um so weniger geneigt, da die Victoria-Leute versicherten, daß es den Herren Knutson und Waldau darum zu thun sei, in Lecumbi Handel zu treiben und ihnen (den Lecumbi-Leuten) den namentlich auf ihrem Marktplatz betriebenen Handel wegzunehmen. Vergebens versuchten die Schweden, die kurz vorher das unbenutzte Buschland von Lecumbi käuflich erstanden hatten und das Kautschukgeschäft nun auch nach Lecumbi ausdehnen wollten, diese thörichte Ansicht zu widerlegen. Man brachte die von ihnen als Kaufpreis gezahlten Waren herbei und suchte, aber ohne Erfolg, den Kauf wieder rückgängig zu machen.

Mit alledem war es Nachmittag geworden, und obwohl die Schweden um ihrer eigenen Interessen willen noch gern in Lecumbi geblieben wären, so drängte ich dennoch mit aller Entschiedenheit zum Aufbruch. Denn ob wir in Buassa, in Mimbia und Buea bessern Erfolg haben würden, hing in erster Linie davon ab, daß uns Rogozinski und die Victorianer nicht zuvorkamen. Während wir den großen Troß unserer mit Waren beladenen Träger mit uns schleppten, hatte der mit den Schwarzen von Victoria verbündete Pole unbelästigt und ungehindert voraneilen und ohne Verträge abzuschließen gegen den Willen der keinen Widerstand wagenden Bevölkerung eine Flagge aufhissen können, zu deren

Führung ihm und den ihn begleitenden Schwarzen alle und jede Berechtigung fehlte. Aber dieses Spiel sollte denn doch, wenn es nach meinem Willen ging, in Buassa, in Mimbia und Buea nicht zum zweiten Mal aufgeführt werden. Ich verweigerte daher die erbetene Erlaubnis zum Abkochen, nahm nach einigen letzten Ermahnungen Abschied von den Lecumbi-Leuten, befahl die Gepäckstücke wieder aufzuladen und ließ unsere Colonne in solcher Anordnung, daß ein etwaniger Angriff leicht hätte zurückgeschlagen werden können, den Weg nach Buassa einschlagen, der uns ganz dicht an der von Rogozinski eingenommenen Stellung vorüberführte.

Bis zu dem abermals einige Hundert Fuß höher gelegenen Orte Buassa waren wir in nordöstlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Einmal ging es steil zu einer sehr tiefen aber wasserlosen Thalrinne herunter und ebenso steil wieder aufwärts; im übrigen war der Weg lange nicht so beschwerlich wie der von Mapanja nach Lecumbi. Wald und Pflanzungen der Eingebornen, die man nach westafricanischem Sprachgebrauch Plantagen nennt, wechselten, ohne daß jedoch die ausgedehnte Lichtung des Waldes einen freiern Ueberblick ermöglicht hätte, häufig miteinander ab. Auch auf dieser Strecke habe ich mir über die Gestaltung des Bodens gar kein Urteil bilden können.

In Buassa angelangt, fragten wir, wie das üblich ist, nach König und Häuptling. Der erstere, sagte man, sitze, um Wein abzuzapfen auf einem Palmbaum (wörtlich in der Uebersetzung unseres Dolmetschers: „king live for palm-tree"), der letztere dagegen halte grade Gerichtssitzung.

„Ist es Frauen- oder Ziegen-Palaver?" fragten wir.

„Bloß ein Ziegen-Palaver", lautete die Antwort.

„Sehr schön, dann wird die Sache hoffentlich bald vorüber sein."

Obwohl der König mit Hülfe der Trommel-Sprache herbeibeordert wurde, so war doch bereits die das ganze Jahr hindurch mit unausstehlicher Regelmäßigkeit um 6 Uhr eintretende Dunkelheit hereingebrochen, als König Muimba und Häuptling Musinje ziemlich gleichzeitig erschienen. Der letztere, der uns in jeder Hinsicht besser gefiel als der König, schenkte mir gleich zum Empfang ein Schwein, aber nicht etwa aus überquellender Freigebigkeit, sondern wie das bei Negern gar nicht anders vorkommt, mit dem schlauen Hintergedanken, daß er an Geschenken noch mehr

als den denkbar höchsten Verkaufspreis des Tierchens erhalten würde. In Bezug auf solch kleine Charakterzüge und namentlich auch in Bezug auf die große Natürlichkeit, fast möchte ich sagen, Altertümlichkeit der Sitten und Lebensformen wird man unter den westafricanischen Negern unglaublich oft an Homer und namentlich an die Odyssee erinnert.

Meine Leute schmunzelten vergnügt, als sie die quiekende Stimme des Gastgeschenkes vernahmen, und obwohl mein Dolmetscher, der schlaue Mbua, mit heuchlerisch-ernster Miene zum Himmel blickte, so argwöhnte ich doch nicht ohne Grund, daß auf seinen Rat ein Schwein anstatt einer Ziege gewählt worden sei, denn die letztere würden wir weißen Männer verspeist haben, während das Fleisch der kleinen schwarzen Schweine, so lange es noch irgendwelche andere Nahrung gibt, von den Europäern verschmäht wird. Von allen Landeskundigen wird übereinstimmend behauptet, daß, wenn auch nicht der einmalige, so doch der öfters wiederholte Genuß von africanischem (nicht aber von europäischem) Schweinefleisch den weißen Mann krank mache. Ziegenfleisch spielt dagegen im ganzen nördlichen Westafrica, und zwar bis ungefähr zum Congo herunter, dieselbe Rolle wie bei uns das Rindfleisch. Es ist also kein Wunder, wenn unsern Schwarzen ein Schweinchen weit lieber war als eine Ziege.

Aber auch wir Europäer wurden in Buassa, dessen Umgebung äußerst fruchtbar und sehr gut angebaut ist, besser mit Lebensmitteln versorgt, als dies in andern Negerdörfern der Fall zu sein pflegt. Nachdem man uns dicht neben der langgestreckten königlichen Wohnung eine aus einem Raum bestehende, natürlich nichts weiter als die vier nackten Wände, den Lehmboden und ein schadhaftes Dach zeigende Hütte, unsern Leuten dagegen einen Raum in der königlichen Wohnung angewiesen hatte und nachdem sämtliche Koffer und Warenballen in unserer Hütte aufgestapelt worden waren, begann jener kleine Handelsverkehr, wie er sich nach der Ankunft von Europäern in jedem Negerdorf zu entwickeln pflegt. Man schleppte vortreffliches und sehr wohlschmeckendes Wasser — nach den Entbehrungen von Mapanja und Lecumbi eine wahre Erquickung — herbei und bot uns Plantanen (unveredelte große Bananen), Koko, Palmwein, alte oder kranke Hühner und auch einige wenige, aber meistens verdorbene Eier zum Verkauf an. Es gilt als Regel, daß man Lebensmittel bloß mit

Tabakblättern bezahlen soll; Rum oder gar Zeug dafür auszugeben, würde als Verschwendung angesehen werden. Für zwei Eier, eine Kürbisschale voll Palmwein oder eine Portion Plantanen wird man gewöhnlich je ein Blatt Tabak, für ein Huhn dagegen ein Bündel (head) von sechs Blättern zu zahlen haben. Sind diese Preise auch gewiß nicht zu hoch, so wird einem doch das Schachern und Feilschen bald zum Ueberdruß. Man vergegenwärtige sich, daß in diesem Augenblick um ein kleines Fürstentum und im nächsten um ein paar, wahrscheinlich nicht einmal frische Eier, aber beides mit der gleichen Zähigkeit gehandelt und gefeilscht werden muß. Es gibt Könige, die, da sie 30 oder 40 Weiber und viele Kinder besitzen, für ihre Verhältnisse etwa ebenso reich sind, wie nach deutschen Anschauungen der Fürst von Thurn und Taxis, und die dennoch mit der ernstesten Miene ein einziges Ei zum Verkauf anbieten.

Nachdem wir den König Muimba und den sehr viel einsichtsvollern und thatkräftigern Häuptling Musinje sowie etwa ein Dutzend der vornehmern Ortsbewohner über den Zweck unseres Besuchs aufgeklärt hatten, wurde vereinbart, daß, da es für den heutigen Abend zu spät zu sein scheine, am folgenden Morgen eine Volksversammlung einberufen werden solle. Freigebig verteilten wir Geschenke, die nach Negerbegriffen ganz wunderschön sein mochten, und sahen rings umher bloß freudige Gesichter. Aber so sehr auch die Schweden in mich drangen, so verweigerte ich dennoch standhaft die Herausgabe von Rum, denn ich wünschte nicht, daß später gesagt werden könne, die Leute hätten im benebelten Zustand einen Entschluß gefaßt, der ihnen andernfalls ferngelegen haben würde. Nach Erledigung aller dieser Geschäfte wurde zunächst, indem wir als Zugabe zu dem Schweinchen Reis, Koko und ein wenig Rum austeilten, für unsere Leute gesorgt. Dann mußten Peter und der sich als sehr anstellig erweisende Tom ein paar Kisten öffnen und es wurde für unsere eigene abendliche Mahlzeit Corned Beef, Zwieback, Thee und Cognac herausgenommen, wozu dann noch ein paar geröstete Plantanen, welche öfters die Stelle des Brotes vertreten, hinzukamen.

König Muimba und Häuptling Musinje leisteten uns, obwohl ungebeten, Gesellschaft, und ich vermochte nicht zu verhindern, daß der König, der aufmerksam zusah, daß wir einige Tropfen Cognac in den Thee träufelten, das Verhältnis von Thee und Cognac

umkehrend, einen kleinen Rausch bekam. Nach allen Strapazen und Enttäuschungen des Tages freuten wir uns bei heiterster Stimmung der wohlverdienten Ruhe, als mit leisen Schritten mein Hauptmann Freeman hinter mich trat und mir mit klagender Stimme ins Ohr flüsterte, daß die Mapanja-Leute das ganze Schwein aufgegessen hätten (Mapanja people chop all them pig for themselves). Solch fürchterliches Attentat gegen die Magen meiner Kru-Leute durfte natürlich nicht geduldet werden. Auch war die Zeit, innerhalb deren das Schwein mit Haut und Haaren verschwunden sein sollte, so unglaublich kurz, daß ich der Sache nicht recht traute.

Während Herr Waldau, allerdings mehr wegen der Sicherheit unserer geöffneten Koffer als aus Höflichkeit, bei den Königen zurückblieb, traten Knutson und ich zur Erledigung des verwickelten Rechtsfalles in jenen rauchgefüllten Raum, in dem sich unsere Leute um ein großes qualmendes Feuer herum auf den Boden gelagert hatten. Alle mit Ausnahme eines einzigen, der mit vergnügtem Lächeln sitzen blieb, sprangen auf und umdrängten uns sprechend und schreiend und in jener theatralischen Manier, die eine Eigentümlichkeit der Neger-Rasse ist, mit allen Gliedern in der Luft herumfuchtelnd. An der Thatsache, daß das Schwein verschwunden sei, konnte kein Zweifel sein, denn in jener großen Kürbisschale, in welcher es gelegen hatte, waren bloß noch die gekochten Kokoscheiben zurückgeblieben. „So steh doch auf!" sagte Herr Knutson zu dem Manne, der, als die andern aufsprangen, sitzen geblieben war. Anstatt aller Antwort drehte er den Kopf herum und schaute, als ob es dort etwas besonderes zu beobachten gebe, zur Thür hinaus. „Steh auf!" hieß es jetzt in streng befehlendem Ton. Zitternd erhob sich der Mann, und da lag unter Laub versteckt, wenn auch nicht das ganze, so doch das halbe Schwein, welches jetzt mit gänzlicher Uebergehung der Mapanja-Leute meinen Kru-Jungen zugewiesen wurde. Solch kleine Diebstähle, bei allen übrigen Negern eins der häufigsten Vorkommnisse, sind unter den verhältnismäßig ehrlichen Gebirgsbewohnern ziemlich selten, und ich glaube kaum, daß aus unsern geöffneten Koffern, auch wenn wir sie unbewacht gelassen hätten, irgend etwas entwandt worden wäre.

Als mit zarter Gewalt die beiden Könige entfernt worden waren, machte ich bei dem versuchten Aufschlagen meines Feld-

bettes die unangenehme Entdeckung, daß als Folge des in Kamerun herrschenden Kriegswirrwarrs eins der wesentlichen Stücke des nützlichen Reisemöbels dort zurückgelassen worden sei. Wir schliefen demnach selbander auf Kisten und Warenballen, über die ein jeder von uns seine Decken und Mäntel ausbreitete.

Aus dem ersten süßen Schlummer aufwachend, vernahm ich einen argen Lärm, der mich gleichzeitig mit meinen beiden Gefährten aus der Hütte herausstürzen ließ. Wir sahen in der Beleuchtung des im Nebenhause brennenden Feuers einen großen Haufen kämpfender und teilweise am Boden liegender Männer, um die sich heulende und gesticulirende Weiber herumdrängten. Unsere Besorgnis wuchs, als wir erkannten, daß es unsere eigenen Leute seien, die hier mit einigen Bewohnern von Buassa handgemein geworden waren. Als meine Begleiter die Leute zu trennen und auseinanderzureißen begannen, hielt ich mich für verpflichtet, nach Kräften mitzuwirken. Man sieht, daß, wer in Africa reisen will, sich unter Umständen auch auf die Rolle eines die Straßenpolizei ausübenden Schutzmannes verstehen muß. Und was war die Ursache des nicht grade ernsten, aber doch schon bis zu einer gewissen Erbitterung gediehenen Kampfes? Einer meiner Leute war beim Suchen nach einem weichen Nachtlager mit zwei Eiern zusammengeraten, die eine Henne meuchlings dorthin gelegt hatte. Ein altes Weib nahm, die Schalen in der Hand, die Eier als ihr Eigentum in Anspruch und zeigte mir als unleugbaren Beweis der begangenen Schandthat auf der nackten Schattenseite des Frevlers die deutlichsten Spuren von Eigelb. Ich bezahlte der Megäre ihre Eier und damit war die Geschichte abgethan.

Kaum hatten wir unsere müden Glieder aufs neue auf dem harten Lager ausgestreckt, als entsetzliche Donnerschläge uns abermals aufwachen und den Erdboden, das Haus und die aufgetürmten Kisten wie bei einem Erdbeben erzittern ließen. Es schien beschlossen zu sein, daß wir in dieser Nacht nicht schlafen sollten, denn als nach etwa einer Stunde die Gewalt des heulenden Tornados nachließ und jene schweren Blitze, die bis dahin das Innere der Hütte fast ohne Unterbrechung tageshell erleuchtet hatten, immer seltener wurden, begann ein mehr als wolkenbruchartiger und wahrhaft fürchterlicher Regen herniederzusausen. Anfänglich kümmerten wir uns wenig darum. Als aber nicht mehr bloß Tropfen, sondern ununterbrochene kleine Ströme in das

Innere des unsoliden Gebäudes hereindrangen, sahen wir uns veranlaßt, Regenschirme aufzuspannen und Regenmäntel über uns auszubreiten. Auch damit nicht zufrieden, kam das Wasser in kleinen Bächen hereingeflossen, sodaß wir uns, als es die wertvollsten, das kostbare Seidenzeug enthaltenden Warenballen zu bedrohen begann, zu einem allgemeinen Umpacken bequemen mußten. Obwohl wir die geringwertigen Waren oben und unten, die bessern dagegen in der Mitte verstauten, so ist doch bei dieser Gelegenheit vieles verdorben worden und zugrunde gegangen.

An Schlaf war nicht mehr zu denken und, aufrecht sitzend, begannen wir unter aufgespannten Regenschirmen Cigarren zu rauchen und Palmwein zu trinken. Die Schweden erzählten mir, daß es im vorigen Jahre, als sie bei Manns Quelle wohnten, von Januar bis April gar nicht geregnet habe. Dann aber seien wolkenbruchartige Regen gefolgt und Güsse von geringerer Stärke hätten bis jetzt angedauert. Jene feinen, staubartigen Landregen, die bei bleiernem Himmel tagelang andauern, scheinen in Westafrica nicht vorzukommen. Wenn es dort regnet, so fällt auch gleich das Wasser in Strömen, ohne daß damit eine längere Dauer des Regens ausgeschlossen wäre. Die meisten Güsse sind kurz und ergiebig, aber in Buassa regnete es noch 10 Stunden nach dem Tornado, ohne daß die Heftigkeit im allermindesten nachgelassen hätte. Wie unsere Hütte am folgenden Morgen aussah, wird man sich auch ohne Beschreibung vorstellen können. Wir froren wie Espenlaub und eilten, als es 6 Uhr geworden war, mit schnellen Schritten zu der etwas behaglichern Wohnung unserer Leute hinüber. Dort brannte bereits ein belebendes Feuer und duftender Thee — diesmal hatte Peter ihn nicht, wie er es am verflossenen Abend gethan, mit dem kalten Wasser aufs Feuer gesetzt — erwärmte auch bald die etwas eingefrorene Stimmung.

Aber der Ort war wie ausgestorben und die Aussichten auf eine zahlreich besuchte Volksversammlung schienen sich so schlecht wie möglich zu gestalten. Als es 8 Uhr wurde und der Regen noch immer nicht nachgelassen hatte, wuchs meine Besorgnis, ob wir auch an diesem Tage noch nach Mimbia und dem wichtigen Buea gelangen würden. Vergebens veranlaßten wir einige Buassa-Leute, die Ruf-Trommeln ertönen zu lassen, und entsandten gegen hohen Lohn mehrere Boten. Die Schwarzen fürchten sich vor Regen und Kälte wie vor etwas, was sichern Tod mit sich bringt,

und obwohl wir den Abschluß des Vertrags schon am Abend vorher so ziemlich vereinbart hatten, so waren doch keinerlei Versprechungen imstande, den König und die Häuptlinge behufs Unterzeichnung zur Stelle zu bringen. Auch durften wir uns nicht übertrieben eifrig zeigen, weil dies, wenigstens wie ich die Negernatur beurteilte, das Gegenteil des Gewünschten zur Folge gehabt haben würde.

Endlich, endlich gegen 10 Uhr morgens hörte der Regen beinahe urplötzlich auf und wir genossen bei wunderbarer Klarheit der Luft einen Fernblick, wie das Kamerun-Gebirge mir noch keinen geboten hatte. Der Leser wird sich aus meiner Beschreibung des Götterberges entsinnen, daß ich von dieser gewaltigsten Berghöhe Westafricas zwar eine ganze Welt von Bergkegeln, Lavaströmen und ausgebrannten Vulcanen überblickte, daß mir aber der Anblick des darunter liegenden Waldlandes, der Küste und des Meeres durch eine tief unten zu unsern Füßen durcheinander wirbelnde Wolkenschicht versagt blieb. Anders hier in der — von mir, aber vielleicht etwas fehlerhaft, berechneten — verhältnismäßig geringen Höhe von 780m. Auch in Buassa wird eine ähnliche Fernsicht, wie sie uns zuteil wurde, zu den Seltenheiten gehören. Man möge nicht vergessen, daß in dieser feuchtigkeitsschwangern Tropenluft und ganz besonders im Gebirge, wo noch weit mehr Regen fällt als in der Ebene, klare Luft ebenso selten wie sonniger Himmel häufig ist. Bloß in einer gewissen Zeit des Jahres, während welcher der „Harmattan" genannte Wind weht, sonst aber kurz nach einem starken Tornado ist die Luft völlig klar, und zwar dann auch so klar, wie etwas ähnliches in den beiden gemäßigten Zonen, so viel mir bekannt, gar nicht vorkommt.

Die Aussicht von Buassa war unter diesen Umständen eine der großartigsten, die ich irgendwo auf der Erde genossen habe. In nordwestlicher Richtung und scheinbar zu unsern Häupten der schneebedeckte Gipfel des gewaltigen Götterberges, auf dem, obwohl er im Lande der schwarzen Männer liegt, noch kein schwarzer Mann gestanden hat und von dem ich eben jetzt im Begriff war, ein neues Stück für mein Vaterland zu erwerben. In südöstlicher Richtung flachte sich das Gebirge in Hunderten von herrlich bewaldeten Berggipfeln ganz sachte zur Ebene hin ab (als ich das zauberhaft schöne Waldland überblickte, ahnte ich noch nicht, daß

es mir wenige Tage ſpäter vergönnt ſein ſollte, in ſechs weitern Verträgen den größten Theil davon für Deutſchland zu erwerben). Die Ebene lag, ein einziges Netz von inſelartigem Land und wirr verſchlungenen Waſſeradern, bis nach Malimba und mehr nach Norden hin bis zu jenen niedrigen Höhenzügen, welche die Ebene des Flußgebiets von Kamerun dort abſchließen, wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet. Vergeblich machte ich den Verſuch, dieſe zahlloſen, im Sonnenlicht glitzernden Waſſeradern zu zählen. Soviel Mündungsarme wie der Mungo- und der Kamerun-Fluß hat, glaube ich, nicht einmal der Nil.

Und wie nahe das alles gerückt war! Als ob man trotz der ungeheuren Entfernung danach hätte greifen können. Mit bloßem Auge erkannte ich (S. 30° O.) zwei große, zwiſchen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernde Schiffe und konnte mit Hülfe des Opernglaſes feſtſtellen, daß es Dreimaſter waren. Weniger gut, aber doch auch recht deutlich waren die bei Bells Stadt und König Acquas Stadt verankerten Hulks wahrzunehmen. Voll Entzücken über das herrliche Schauſpiel wollte ich einer von meinem Dolmetſcher überbrachten Nachricht gar keinen Glauben ſchenken. Das Volk, berichtete Mbua, ſei beſtürzt, weil der große, auf dem Götterberg thronende Gott weiße Kleider angelegt habe, und befürchte, daß entweder ein vornehmer Mann ſterben oder aber der abzuſchließende Vertrag dem Orte zum Unheil gereichen werde. Auch wolle man in der verfloſſenen Nacht von Kamerun her Kanonendonner vernommen haben. Lachend, obwohl es mir nicht ganz von Herzen kam, erwiderte ich, das ſei Loba (Gott) geweſen, der im Gewitter gedonnert habe. Aber Mbua ahmte das Geräuſch nicht bloß von Kanonendonner, ſondern auch von Salvenfeuer, das er und andere von Bimbia her vernommen haben wollten, ſo täuſchend nach, daß zum wenigſten meine ſchwediſchen Begleiter zweifelhaft wurden, ob nicht doch etwa die Möwe zu kriegeriſchem Vorgehen genötigt worden ſei. Kriegeriſche Ereigniſſe in der Bimbia-Gegend würden uns, da wir ja grade dorthin zu marſchiren und Verträge abzuſchließen gedachten, ſehr unwillkommen geweſen ſein. Der Kanonendonner von Kamerun, der erſte, den die an dieſer Seite des Gebirges lebenden Eingebornen überhaupt jemals gehört haben, muß eine ganz gewaltige und furchterweckende Wirkung ausgeübt haben, die jedoch unſern Zielen durchaus nicht förderlich war. Einige wenige Eingeborne hielten

an der Ansicht fest, daß der Geschützdonner die Stimme Lobas gewesen sei, die meisten jedoch schrieben ihn in richtiger Erkenntnis der Dinge einem gewaltthätigen Vorgehen der Weißen zu, wodurch ihr ohnehin schon vorhandenes Mißtrauen nicht grade beschwichtigt wurde.

Als wir von dem erklommenen Aussichtspunct wieder herunterstiegen, fanden wir zu unserm freudigen Erstaunen viel Volk, darunter den König und den Häuptling, unseres Erscheinens harrend. Sie begrüßten uns aufs herzlichste, sprachen zwar vom großen Gott und seinem weißen Gewande, ließen sich aber beschwichtigen und brachten uns in aller und jeder Beziehung, was nicht zum wenigsten dem Einfluß des Häuptlings Musinje zu verdanken war, das größte Vertrauen entgegen.

In mehrern Ortschaften des Bakwiri-Volkes habe ich die Beobachtung gemacht, daß, wo es einen König und einen Häuptling gibt, der letztere stets intelligenter ist als der erstere. Bei näherm Nachforschen glaubte ich herauszuhören, daß solche Häuptlinge, deren Stellung, wenigstens zunächst, keine erbliche zu sein scheint, bloß dort vorkommen, wo der König zufällig ein geist- oder energieloser Mann ist. In Buassa, das etwa 60 Krieger ins Feld stellen kann (Lecumbi bloß 40), war die Macht des Häuptlings Musinje bereits so hoch gestiegen, daß er sich mit stillschweigender Zustimmung des Volkes den Königstitel beilegen durfte, den ich dann auch in Anerkennung der uns geleisteten Dienste in die Vertrags-Urkunde mit aufgenommen habe.

Für den Vertrag mit Buassa wählte ich eine andere und freiere Form als in Mapanja. Damit Dr. Nachtigal in keiner Weise gebunden wäre, nahm ich einstweilen beide Exemplare mit mir und ließ bloß eine von mir und den Zeugen unterzeichnete Erklärung über das, was stattgefunden habe, zurück. (Es möge hier eingeschaltet werden, daß Dr. Nachtigal am 19. Januar auf der Möwe von Bimbia aus nach Victoria abdampfte, um an Ort und Stelle die Zöllerschen Verträge zu bestätigen, daß er aber, durch die Mahin-Angelegenheit und seine spätere Erkrankung verhindert, weder nach Mapanja noch nach Buassa gelangt ist. Der Vertrag mit Buassa wurde einige Wochen später von Capitän z. S. Karcher bestätigt. In Mapanja hatten die Victorianer widerrechtlich die englische Flagge gehißt. Aber als Capitän z. S. Karcher auf Grund des Zöllerschen Vertrags die Entfernung der

Flagge forderte, wurde dieselbe vom englischen Consul White ohne weiteres zugestanden und die Flagge thatsächlich heruntergenommen.)

Der Weg von Buassa nach Mimbia (45 Minuten guten Marschirens) führte in nordöstlicher Richtung durch eine paradiesisch schöne Landschaft. Hier zum erstenmal auf der ganzen Strecke von Mapanja her gab es namentlich nach oben hin herrliche Ueberblicke in Hülle und Fülle. Mimbia liegt nach meinen Messungen (ist ein Fehler dabei, so dürfte die Ziffer vielleicht höher, aber keinesfalls niedriger anzunehmen sein) in 2700 Fuß Meereshöhe.

Nun schien auffallenderweise, was vielleicht von der wunderbaren Klarheit der Luft herrührte, die scharf gezogene und wie mit einem Messer abgeschnittene Grenze des Hochwaldes so dicht über uns zu liegen, daß man sich kaum einzubilden vermochte, daß die Höhe um einige Tausend Fuß größer sein könne. Es wäre ja aber auch nicht unmöglich, daß an dieser bisher völlig unbekannten und von mir zum erstenmal in allgemeinen Zügen kartographisch aufgenommenen Südostseite des Gebirges der Wald weniger hoch als an der Südseite, wo ich die Grenze durch eigene Messung feststellen konnte, hinaufreichte. Als Grund, weshalb an dieser Seite der Wald in solchen Höhen fehlt, wo er auf dem Südabhang noch in voller Ueppigkeit gedeiht, würden vielleicht die sehr steilen Abstürze anzusehen sein. Wenn ich irgendwie Zeit dazu gehabt hätte, würde ich auch an dieser Seite die Grenze des Urwaldes festgestellt haben, aber so lange die Frage, ob das Gebirge deutsch oder englisch sein werde, noch nicht gelöst war, glaubte ich meine Kräfte wichtigern Aufgaben widmen zu müssen.

Ich möchte jedoch meinen etwanigen Nachfolgern in der Erforschung des Kamerun-Gebirges die Gegend zwischen Buassa und Buea als anscheinend eine der fruchtbarsten und jedenfalls in landschaftlicher Hinsicht eine der schönsten in Westafrica ganz besonders empfehlen. Drunten herrlich geformte und mit üppigem Wald umkleidete Hügel, über uns eine langgestreckte steilschräge Wand, die bis zu einer gewissen Höhe dunkelgrün und darüber hinaus intensiv rotbraun ist. Den in früher Morgenstunde gefallenen Schnee vermochten wir unterwegs nicht mehr wahrzunehmen, sei es nun, weil er inzwischen geschmolzen war, sei es, weil vielleicht der höchste Gipfel durch vorgelagerte Anhöhen verdeckt wurde. Das Gebirge stellt sich von dieser Seite her als langgestreckter Wall dar, während es, von Victoria aus gesehen,

eine an den sicilianischen Aetna erinnernde kegelförmige Gestalt zeigt.

Ich möchte an dieser Stelle eine Frage beantworten, die vielleicht schon bei diesem oder jenem meiner Leser aufgestiegen sein mag. Die Besteiger des Götterberges stimmen darin überein, daß auf einer gewaltigen Hochebene viele, viele Bergkegel, von denen die meisten erloschene Vulcane sind, aufsitzen. Wie nun, könnte man fragen, verträgt sich diese Hochebene mit der kegelförmigen oder wallförmigen Gestalt? Die Antwort würde dahin zu lauten haben, daß, was vom Gipfel des Götterberges gesehen eine Hochebene zu sein scheint, in Wirklichkeit ein sanft ansteigendes Berggehänge ist, dessen kraterförmige Auswüchse bei dem Gesamtbilde, wie es sich beim Anblick aus der Entfernung darstellt, gar nicht zur Geltung gelangen.

Kurz vor dem Aufbruch zu meiner zweiten Gebirgsreise las ich in den Zeitungen von einer Aeußerung Stanleys, die, wenn sie wirklich so gefallen ist, den Inhalt hatte, daß die Deutschen eine Eisenbahn auf den Götterberg bauen möchten. Wer durch eigene Anschauung das Gebirge kennt, wird diesen Ratschlag entweder für sehr kindlich halten oder aber annehmen müssen, daß der Redner sein Publicum habe zum Narren halten wollen. Eine Eisenbahn auf den Montblanc wäre im Vergleich zu einer solchen auf den Götterberg reine Spielerei. Aber auch angenommen, daß Stanley bloß eine Eisenbahn bis zu der als Ort für ein zu bauendes Sanitarium empfohlenen Mannschen Quelle im Sinne gehabt habe, würde doch noch die gewiß sehr wichtige Frage, was denn eine solche Eisenbahn befördern sollte, zu erledigen sein. Ein halbes oder ganzes Dutzend oder sagen wir sogar ein paar Hundert Passagiere im Jahr würden doch selbst mit Zuhülfenahme aller Reclame die Rentabilität nicht sichern können.

Der Ort Mimbia vermag, wie mir der König — ein riesenhafter Mann mit je sechs Fingern an jeder Hand — versicherte, etwa 90 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen, und würde demnach volkreicher sein, als Mapanja, Lecumbi oder Buassa. Einem Schutzvertrage schien der König nicht abgeneigt zu sein, erklärte jedoch, sich vorab mit seinem zur Zeit abwesenden Nebenkönig und den Angesehensten des Volkes benehmen zu müssen. Da wir nicht darauf warten konnten, so wurde vereinbart, daß, wenn der andere König und das Volk einen Vertrag wünschten, die zum Abschluß desselben berechtigten Personen am folgenden Morgen,

bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, in Buea erscheinen sollten.

Das Gebiet von Mimbia erstreckt sich bloß nach abwärts und nicht bergaufwärts, sodaß also dieser Ort für den Besitz der höher gelegenen Berggegenden und namentlich des Gipfels gar nicht in Betracht kommt. Trotzdem würde Mimbia als Kautschuk erzeugendes Land vielleicht von nicht geringerm Wert gewesen sein als Buassa oder Mapanja. Die Oelpalmen, die in den untersten Bergregionen den hauptsächlichsten und beinahe einzigen Ausfuhrartikel liefern, tragen in größerer Höhe als 1200 oder allerhöchstens 1500 Fuß keine Frucht mehr. Für solche Orte wie Mapanja, Lecumbi, Buassa und Mimbia kann daher zunächst bloß an eine Ausbeutung der Kautschuk-Lianen (die im Gebirge ein besseres Erzeugnis liefern als in der Ebene) gedacht werden. Buea hinwiederum (wenigstens 3200 Fuß Meereshöhe) liegt schon zu hoch, als daß dort die Lianen noch in einer die Ausbeutung lohnenden Menge vorkämen. Die Buea-Leute sind, vom Ackerbau abgesehen, in erster Linie Viehzüchter und namentlich Jäger.

Das Alpendorf Buea, der volkreichste und, soweit meine Erfahrung reicht, höchstgelegene Ort des Kamerun-Gebirges, ist in nordnordöstlicher Richtung eine Stunde Gehens oder in der Luftlinie etwa 4km von Mimbia entfernt. Der sanft ansteigende, abwechselnd durch Wald und kleine Pflanzungen führende Weg folgt dem von Südsüdwest nach Nordnordost verlaufenden Hauptwall des Kamerun-Gebirges und ermöglicht an vielen Stellen einen hübschen Ausblick nach oben, aber des Waldes wegen viel seltener nach unten. Dicht vor Buea muß man einen in tiefer Thalrinne munter dahinrauschenden Bach überschreiten, der Mossola heißt und der Hauptrichtung nach von Nordnordwest nach Südsüdost zu fließen scheint. Das Wasser ist krystallklar, sehr wohlschmeckend und wird, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, auch zu Naturbädern benutzt. Dem Umstande, daß die Buea-Leute so sehr viel von kalten Bädern halten, schreiben die übrigen Bakwiri ihre abgehärtete und kriegerische Natur zu. Wahrscheinlicher ist es, daß solch spartanische Tüchtigkeit, wenn sie wirklich in nennenswertem Maße vorhanden ist, auf der beliebten Jagd nach Antilopen und anderm Wild erworben wird.

Die Grenze zwischen Wald- und offenem Grasland, von denen das letztere zwar nicht wildreicher, wohl aber für die Jagd

viel geeigneter ist, liegt bei Buea so nahe, daß sie von tüchtigen Bergsteigern in wenigen Stunden erreicht werden kann. Dies wird wohl vorwiegend der Grund sein, weshalb von allen Bakwiri besonders die Buea-Leute der Jagd huldigen, und zwar in solch planmäßiger Weise, daß sie an allen entlegenern Punkten ihres ungeheuren Jagdgebietes durch sogenannte Jägerhütten für ein nächtliches Unterkommen gesorgt haben. Auch in mancher andern Hinsicht, namentlich in Bezug auf eine gewisse Rauheit und Ursprünglichkeit der Sitten, könnten die Buea-Leute als die Tiroler unter den Bakwiri bezeichnet werden. Sie sind starkknochige musculöse Menschen, deren erster Anblick mir sofort den Gedanken nahelegte, am Abend so etwas wie athletische Spiele zu veranstalten.

Es mochte gegen 3½ oder 4 Uhr nachmittags sein, als unsere kleine Schar vom Ufer des Mossola-Baches heraufsteigend vor dem Hause des zweiten Königs, dessen Namen ich vergessen habe, Halt machte. Der sogenannte Großkönig Letongo, erklärte unser Dolmetscher Mbua, wohne noch eine halbe Stunde weiter, aber da er (Mbua) seinerzeit mit einer von Letongos Frauen ein Liebesverhältnis unterhalten habe und dieserhalb geächtet worden sei, so werde er uns um keinen Preis bis dorthin geleiten.

Buea und das über Sopo hinaus in ostnordöstlicher Richtung gelegene Lissoka, das ich aber nicht besucht habe, streiten sich um den wahrscheinlich dem erstern Dorfe gebührenden Ruhm, die volkreichste Ortschaft des Gebirges zu sein. Wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, bedeckt Buea mit seinen weit zerstreuten Hütten zum wenigsten einen eben so großen Flächenraum wie die Stadt Köln. Die Zahl der waffenfähigen Männer wird übereinstimmend auf über 250 geschätzt, sodaß sich also die Bevölkerung kaum auf weniger als 1000 bis 1200 Seelen beziffern dürfte. Besonders auffallend wirkt der in Westafrica gar nicht häufig anzutreffende Reichtum an Vieh, nämlich an Kühen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und kleinen häßlichen hyänenartigen Hunden mit spitzem Kopf und langen Ohren. Nirgendwo in Westafrica habe ich so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie grade in Buea. Diese Rindviehrasse, unter der ebenso wie bei uns alle Farbenschattirungen von Schwarz, Braunrot und Weiß vorkommen, ist größer und zeigt vollere Euter als die wenigen kleinen und schlechtgenährten Kühe, die man sonst in den

Negerdörfern zu sehen bekommt. Nach solcher Beobachtung in den Gebirgsgegenden eines andern Erdteils zu urteilen, muß es also doch wohl mehr von Klima und Nahrung als von Rasse und besonders guter Pflege abhängen, wenn das schweizerische Vieh in Europa so sehr berühmt ist.

Nachdem uns in Abwesenheit des zweiten Königs von dessen Weibern eine Hütte angewiesen worden war und die Lärm-Trommeln die Nachricht von unserer Ankunft weithin verbreitet hatten, erschien auch schon bald, einen gewaltigen Cavalleriesäbel unter dem Arm und von großem Gefolge begleitet, der König Letongo. Er war ein Albino oder Kakerlak, aber nicht von jener rosigen Hautfarbe, wie sie sonst unter den Albinos der Neger-Rasse die Regel ist, sondern ganz ebenso gelb wie ein Japaner oder Chinese. (Dr. Nachtigal, dem ich später von diesem Naturspiel erzählte, äußerte seine Ansicht dahin, daß solch helle Hautfarbe eine besondere Ausgangsform der in Africa viel verbreiteten Lepra sei. Eine andere Ausgangsform sei Verschwärung.) Nachdem wir uns die Hände geschüttelt und uns im Halbkreise auf Felsblöcken, Koffern und Kisten niederlassend die gewöhnlichen Höflichkeitsformen ausgetauscht hatten, wurden als Geschenk für unsere Leute ein Schweinchen und als Geschenk für uns einige Hühner sowie mehrere Flaschen voll Palmwein herbeigebracht. Käuflich aber haben wir bloß etwas Koko und einige Bündel Plantanen erstehen können. Mbua, der anfänglich unsichtbar geblieben war, wagte sich im Verlauf der von Molla Musinje verdolmetschten Unterredung schüchtern herbei und schien von Letongo gar nicht ungern gesehen zu werden.

Aus allem, was wir sahen und hörten, gewannen wir die wohlbegründete Ueberzeugung, daß, wenn überhaupt etwas erreicht werden sollte, keinesfalls mit Uebereilung vorgegangen werden dürfe. Denn Letongo schien ebenso stolz wie listig zu sein und würde sich durch allzu hitziges Vorgehen beleidigt gefühlt haben. Bei den Negerkönigen, für die ein längerer Besuch weißer Männer in doppelter Hinsicht — nämlich wegen des Ansehens, das sie sich bei solcher Gelegenheit ihrem Volke gegenüber geben, und wegen der unvermeidlichen Geschenke — von großem Vorteil ist, gilt es durchaus nicht als guter Ton, mit der Thür ins Haus zu fallen. Solch africanischer Höflichkeitscomment kann schon eher bei kleinen Königen, wie Junge und auch Muimba,

als bei besonders stolzen, wie Letongo, beiseite gesetzt werden. Wir faßten daher den gewiß richtigsten Entschluß, zunächst die Zuneigung des Volkes für uns zu gewinnen und alles weitere einer für den folgenden Morgen zu vereinbarenden Zusammenkunft mit den Königen und Häuptlingen zu überlassen.

Letongo bezeigte, jedoch ohne sich seiner teils natürlichen, teils bloß zur Schau getragenen Würde zu vergeben, große Freude, als wir von den in Aussicht genommenen Festspielen sprachen, und so lustig wie bei dieser Gelegenheit habe ich kaum jemals die Ruf- und Melde-Trommeln des Kamerun-Landes ertönen hören. Hätten wir damals gewußt, daß schon zwölf Stunden später unser Leben in ziemlicher Gefahr schweben sollte, so würden wenigstens wir Weiße etwas weniger froh zu Werke gegangen sein. Aber ich will dem Verlauf der Ereignisse nicht vorgreifen. Unter meinen Kru-Leuten befanden sich einige, wie z. B. Peter, Freeman und auch der schwächlich aussehende Mbua, von dessen Kraft und Gewandtheit ich aber schon Proben gesehen hatte, die ich zu den stärksten Leuten der Erde zu zählen geneigt war. Und da auch die Herren Knutson und Waldau Proben ihrer meisterhaften Treffsicherheit zu geben gedachten, so ersehnte ich mit unverhehlter Freude den Augenblick, wo die Buea-Leute, denen ich vor allem zu imponiren gedachte, jubeln, staunen und bewundern würden. Wenn ich mich in dieser Hinsicht vielleicht ein wenig getäuscht habe, so kann ich zur Entschuldigung anführen, daß ich den ebenso hinterlistigen wie im Grunde genommen feigen Charakter dieses Volkes weder kannte noch auch nach meinen bisherigen geringen Erfahrungen kennen konnte. Ich mußte mich in dieser Hinsicht völlig auf den Rat meiner beiden, seit langer Zeit im Bakwiri-Land lebenden Begleiter verlassen.

Nachdem diese für die Sieger bestimmten, aus baumwollenem und geringwertigem Seidenzeug bestehenden Preise öffenlich zur Schau ausgestellt worden waren, wurde durch Striche auf der Erde ein länglich ovaler Platz abgegrenzt, den die bereits nach Hunderten zählenden Zuschauer nicht übertreten durften. Herr Waldau erklärte sich bereit, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen. Meine Kru-Leute, welche mit Stolz die herculische Musculatur ihrer gewaltigen Arme zeigten, hatten zur Feier des Tages ganz neue und bunte Hüftentücher angelegt; siegesbewußt standen sie da, als ob der Ausgang des Ringkampfes gar nicht zweifelhaft

sein könne. Der kleine Molla Musinje gebärdete sich vor Freude wie toll, zupfte mich bald an dieser, bald an jener Seite am Rock und stellte sich zur großen Belustigung der Buea-Leute dicht vor mir auf den Kopf. Als auf meinen Befehl Mbua in die Mitte des ovalen Kampfplatzes vortretend zu einem Preisringen einheimischer Knaben aufforderte, erschienen, von einer Schar erwachsener Männer vorgeschoben, zwei gutgewachsene Rangen, deren wohlgestalte Glieder an die Ringerfamilien unserer Circusse erinnerten. Während ich ihre gar nicht geringe Geschicklichkeit und Gewandtheit bewunderte, verdolmetschte mir Mbua, daß solche Kampfspiele, die man hier „Fla-Fla" nenne, bei allen Bakwiri und namentlich bei den Buea zu den allergewöhnlichsten Dingen gehörten. Als ich dem Sieger das als Preis ausgesetzte seidene Taschentuch überreichte, wollte der Jubel der Menge (ich schätze sie auf etwa 400 Köpfe) gar kein Ende nehmen. Es folgte ein Ringen erwachsener Buea-Männer, bei dem ein schmächtiger Kerl, der die Manieren eines Circus-Clowns zur Schau trug, den Sieg errang.

Da ich den Zeitpunct für gekommen erachtete, nun auch die Kraft meiner eigenen Leute zu zeigen, so forderte ich den Peter auf, sich bereit zu halten. Die Bakwiri überlegten lange, wen sie diesem Hercules gegenüberstellen sollten. Endlich fiel ihre Wahl auf denselben Clown, den wir schon vorher hatten kämpfen sehen. Der Gegensatz zwischen den beiden Gestalten, die sich jetzt in der Arena gegenüberstanden, hätte gar nicht größer sein können. Auf der einen Seite denke man sich den farnesischen Hercules, bloß mit einem andern Kopfe, nämlich mit einem freundlich lächelnden und so gutmütig siegesbewußten Gesicht, wie bloß äußerste körperliche Kraft und Gesundheit es in solchem Augenblick erklären konnte. Auf der andern Seite eine nichts weniger als schöne Gestalt mit dünnen Beinen, verhältnismäßig schmaler Brust, kränklicher Gesichtsfarbe und unangenehm prahlerischen Manieren. Die beiden Kämpfer begrüßten sich so ritterlich, wie ich das bei Negern gar nicht erwartet hätte, gingen dann aufeinander los, umklammerten mit ihren Armen die Schultern des Gegners und versuchten in dieser Stellung, wer den andern aus dem Gleichgewicht bringen würde. Nicht ohne eine gewisse Freude bemerkte ich, wie der Buea-Mann mehr und mehr das Gleichgewicht verlor und bald mit diesem, bald mit jenem Fuß in der Luft schwebte. Aber urplötzlich riß er sich

los, ſchlug herausfordernd mit den Händen auf die Bruſt und ging abermals, aber diesmal mit vorgeſtreckten Armen und in gebückter Stellung, auf Peter los.

Der Kru erwartete aufrechtſtehend und mit ungewiſſem Blick, als ob ihm dieſes Manöver fremd ſei, den Angriff des Gegners. Schon umklammerten die Arme des Clowns ſeine Hüften und ich fürchtete das Schlimmſte. Aber Peter riß die Hände los und ſchleuderte, dieſelben feſt haltend, den Bakwiri ſo weit von ſich, daß derſelbe, ſich mehrmals um ſeine Achſe drehend, auf ein Haar nach zu Boden geſtürzt wäre. Dennoch war es ſchon jetzt erſichtlich, daß Peter, obwohl an Kraft überlegen, doch in Bezug auf Ringkunſt bei weitem hinter dem Bakwiri zurückſtand. Der Clown erneuerte, während Peter ruhig ſtehen blieb, genau in der gleichen Form wie vorher ſeinen Angriff. Vergebens ſtemmte Peter ſeine knorrigen Fäuſte gegen den Kopf und die Schultern des Gegners. Er vermochte ihn nicht wegzudrücken, und Knutſon flüſterte mir ins Ohr, daß es um ihn geſchehen ſei. Zwei Secunden ſpäter lag er am Boden und die Bakwiri ließen ein Freudengeheul erſchallen, in das ich, wenn ich ein Bakwiri geweſen wäre, ſelbſt mit eingeſtimmt haben würde. Um nur ja mein Mißvergnügen nicht bemerkbar werden zu laſſen, befahl ich zur großen Befriedigung des Volkes, dem ſich mir nähernden Clown das Doppelte des ausgeſetzten Preiſes zu geben.

Ich will den Leſer nicht mit der Schilderung eines Spieles ermüden, das im weitern Verlauf nicht viel Neues mehr bot. Mein Hauptmann Freeman teilte Peters Schickſal und bloß der kleine unterſetzte Tom ſowie der gar nicht kräftig und ſogar kränklich ausſehende Mbua retteten, indem ſie vier Buea-Leute zu Boden ſtreckten, die Ehre meiner Truppe. Es folgte ein Wettlaufen, zuerſt von Knaben, dann von Erwachſenen, und um die ohnehin ſchon ſehr vergnügte Stimmung des Volkes noch mehr zu erheitern, ließ ich mit vollen Händen ſoviel Tabak ausſtreuen, als Buea wohl kaum jemals vorher geſehen haben mochte. Aber mit aller Entſchiedenheit widerſtand ich der unaufhörlich an mich gerichteten Bitte, außer dem Tabak auch Rum herauszugeben. Außer andern und mehr moraliſchen Beweggründen war die Befürchtung, daß ſolch zahlreiche und kräftige Bevölkerung unter dem Einfluß geiſtiger Getränke zu unüberlegten Handlungen hingeriſſen werden könnte, für mich maßgebend. Denn wie ich

ſchon mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, kann derſelbe Neger, der dir in dieſem Augenblick die leidenſchaftlichſten Freundſchaftsverſicherungen gibt, ſchon im nächſten Augenblick, namentlich wenn ſein Dünkel und ſeine Ueberhebung durch geiſtige Getränke oder durch fremden Zuſpruch angefacht werden, zur unverſchämteſten Beſtie werden, gegen die nur noch Gewalt hilft.

Schon begann die kurze Dämmerung in Dunkelheit überzugehen und ich befürchtete, daß es für jene Proben unſerer Treffſicherheit, an denen mir beſonders viel gelegen war, zu ſpät ſein würde, als ich einen ſehr großen Vogel auffliegen und die Richtung nach uns hin nehmen ſah. Knutſons beiſeite geſtelltes Gewehr ergreifend eilte ich, ein paar Neger beiſeite ſchiebend, auf ihn zu und übergab es ihm. Ein paar Secunden ſpäter krachte der Schuß. Ich bereute ſchon meine Eile, denn ich befürchtete, daß es ein Fehlſchuß ſein würde, der gewiß noch einen ſchlechtern Eindruck gemacht haben würde als Peters und Freemans Niederlage. Aber mit ſtarkem Aufklatſchen ſtürzte beinahe mitten in der Arena ein gewaltiger Geier — mit ausgeſpannten Flügeln maß er 2½ Fuß — zu Boden nieder. Ein wohlvorbereiteter Theater-Coup hätte keine beſſere und imponirendere Wirkung ausüben können. Nun zeigten wir den von allen Seiten herandrängenden Leuten recht oſtenſibel und prahleriſch unſere Repetirgewehre (Knutſon hatte allerdings mit einer Jagdbüchſe geſchoſſen), die ohne Unterbrechung 17 Schuß hintereinander abzugeben vermochten.

Dann forderte Knutſon die Umſtehenden auf, ihr längſtes und ſchwerſtes Gewehr herbeizubringen. Die alte verroſtete Waffe ganz vorn am Lauf anfaſſend, hob er ſie mit ausgeſtrecktem Arm wagerecht empor; was trotz aller Mühe, die ſie ſich gaben, kein Bakwiri und kein Kru-Mann nachzumachen verſtand. Wohlweislich hüteten wir uns, weitere Proben unſerer Kraft zu geben, die der ausgezeichneten Wirkung bloß hätten Eintrag thun können. Nur dazu ließ ich mich noch herbei, in raſcher Aufeinanderfolge ſämtliche Schüſſe meines vielbewunderten Revolvers abzufeuern.

Jeder Schuß ein Mann? fragte König Letongo.

Jeder Schuß ein Mann! erwiderte ich mit ernſteſtem Geſichte. Der Leſer natürlich braucht es nicht zu glauben. Aber es gibt Lebenslagen, in denen man ſich bei ein bißchen Schauſpielerei weitaus am beſten ſteht.

Noch eine kleine Bemerkung über das Verhältnis zwiſchen der

körperlichen Kraft weißer und schwarzer Männer. Ich habe an anderer Stelle erwähnt, daß unter allen Eigenschaften, die Europäer besitzen mögen, eine riesige Musculatur dem Neger am allerwenigsten imponirt, daß ich noch keinen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen einem einzelnen Europäer und einem einzelnen Neger gesehen habe, bei dem nicht stets und unweigerlich der erstere Sieger geblieben wäre. Das moralische Element hat daran den allergrößten Anteil. Denn sobald erst der Europäer Furcht zu zeigen beginnt, so ist es auch um ihn geschehen. Aber davon abgesehen bin ich durch mehrfache Schauspiele von solcher Art, wie ich sie oben geschildert habe, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Körperkraft des Durchschnitts-Negers doch nicht ganz so groß ist, als man beim Anblick seiner gewaltigen Musculatur mutmaßen sollte.

Als wir abends in unserer Hütte saßen, bat ich Knutson, Peter, Freeman und Tom, ihren rechten Arm zu zeigen und durch Beugen des Gelenkes die Muskeln hervortreten zu lassen. Peters Arm hatte mehr denn den doppelten Umfang als derjenige Knutsons und die einzelnen Muskelbündel prägten sich so kräftig ab, wie man das von einer Statue nicht besser hätte erwarten können. Aber Knutsons Muskeln fühlten sich hart wie Stahl oder Eisen, diejenigen Peters, Freemans und sogar Toms dagegen verhältnismäßig weich an. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß unter allen Negern, die mich auf meinen vielfachen Streifzügen begleitet haben, kein einziger, selbst wenn er auch keine Last trug, in Bezug auf Marschiren, Bergsteigen oder allgemeine Strapazen mit mir zu wetteifern vermochte. Und doch mußte ich bei schlechter Kost nicht bloß wie die Neger einen Körper, sondern auch ein sehr in Anspruch genommenes und daher auch anspruchsvolles Gehirn ernähren. Solch scheinbares Wunder vermag man sich bloß durch den Einfluß der edlern Rasse zu erklären. Man denke an ein Vollblutpferd und einen Karrengaul. Hatten meine Neger einmal eine Nacht nicht geschlafen oder einen Tag lang ungenügende Kost erhalten, so waren sie unbrauchbar schlaff, während die geistige Thatkraft dem Europäer über derartige Kleinigkeiten hinweghilft.

Mbuas Wünschen nachgebend, waren wir bei dem noch immer abwesenden zweiten König abgestiegen, aber nach Negerbegriffen würde Letongo, der sich „Großkönig" nannte, es als Beleidigung

empfunden haben, wenn nicht auch ihm zum wenigsten ein Anteil an der Ehre unseres Besuches zugefallen wäre. Dem entsprechend entschloß sich Herr Waldau, was unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der obwaltenden Stimmung kaum anders denn als selbstlose Aufopferung bezeichnet werden konnte, mutterseelenallein mit Letongo zu gehen und Knutson, mich und unsere Leute in den für uns ausgeräumten Hütten zurückzulassen. Mir wollte diese Trennung gar nicht gefallen, und die Ereignisse der folgenden Nacht haben bewiesen, daß ich im Rechte war.

Knutson und ich bewohnten eine Hütte für uns allein, unsern Schwarzen war dagegen der mittlere Raum eines 30 bis 40 Schritt entfernten und sehr weitläufigen Gebäudes angewiesen worden. Als wir beim Abendessen saßen und uns mit Mühe der allerzudringlichsten Zuschauer entledigt hatten, erschienen als Boten Letongos zwei von dessen Brüdern, um uns mit verschmitztem Lächeln zu fragen, ob wir einige von den Frauen oder von den Töchtern des Königs zu sehen wünschten. Daß die Gastfreundschaft der Neger und mancher andern unter den sogenannten Naturvölkern sich auf die innersten Seiten des Familienlebens erstreckt, ist allbekannt, und auf schwache Anklänge an diese seltsame und ungeheuerliche Sitte war ich bereits anderwärts im Innern des Togo- und Kamerun-Gebiets aufmerksam gemacht worden. Aber so drastisch wie hier in Buea war mir solcher Gebrauch doch noch nicht vorgeführt worden. (Einige Wochen später, als ich mit zwei deutschen Officieren den König Etoka von Wuri besuchte, haben wir etwas annähernd Aehnliches erlebt.) Die Sache war uns insofern höchst unangenehm, als wir äußerst vorsichtig sein mußten, um nicht etwa das stark entwickelte Selbstgefühl des Königs, mit dem wir am folgenden Tage einen Vertrag abzuschließen gedachten, zu verletzen. Herr Knutson sprach, da er sich nicht besser zu helfen wußte, allerlei wenig zusammenhängendes Zeug, aus dem, wenn die Boten es wirklich verstanden haben, ungefähr so etwas hätte entnommen werden können, als ob wir katholische Priester seien und der große Fetisch des weißen Mannes uns allerlei Gelübde auferlege.

Die zwei Boten lachten, plauderten und veranlaßten uns thatsächlich, mit den zwei letzten Flaschen Bier herauszurücken. Wenn wir betreffs der Aufrichtigkeit Letongos irgendwelchen Verdacht gehabt hätten, so wäre solcher Argwohn bei dem harmlosen Ge-

plauder ſeiner Sendlinge ganz gewiß dahingeſchwunden. Urplötzlich aber zeigte ſich im Eingang der Hütte ein wild ausſehender Menſch mit falſchem Barte — von dieſer ſeltſamen Mode werde ich ſpäter noch ſprechen — und rief einige Worte hinein. Die freundliche Miene der beiden Sendlinge war verſchwunden. Ohne ſich weiter um uns zu bekümmern oder auch nur Abſchied zu nehmen, eilten ſie hinaus, und an dieſem Abend haben wir ſie nicht mehr wiedergeſehen. Auch fiel es uns auf, daß, obwohl von mehrern Seiten aus großer Entfernung her deutlich vernehmbares Stimmengewirr herüberſcholl, der noch kurz vorher ſo ſehr lebhafte Platz vor unſerer Hütte gänzlich verödet blieb. Außer einem Hunde, der knurrend umherlief, war nichts Lebendes dort zu ſehen. Wir riefen nach Peter und Freeman. Sie erſchienen nicht. Den Carabiner unter dem Arm haltend, ſchritten wir zur Wohnung unſerer Leute. Wir fanden ſie in einer Ecke des Raumes zuſammengedrängt, aber ihr ohnehin ſchon gedämpftes Geplauder ſchwieg gänzlich, als ſie uns gewahr wurden. Das iſt bei plauderhaften Negern etwas ſo Seltſames, daß es uns unwillkürlich auffallen mußte.

Wo iſt Mbua, der Dolmetſcher? fragte ich. Niemand wußte es, niemand konnte ihn finden.

Wo iſt Molla Muſinje?

Er hat Herrn Waldau begleitet.

Gut. Wenn Mbua kommt, ſo ſendet ihn ſofort zu uns herüber.

All right, Masser.

Dieſes all right, das ich tauſendmal vorher gehört hatte, war mir ſtets viel luſtiger und froher erklungen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, ſagte ich, als wir wieder heraustraten, aber ich habe ſo eine Ahnung, als ob nicht alles in Ordnung ſei. Welches Recht hat dieſer verteufelte Mbua, grade jetzt, da der kleine Molla fehlt, von uns wegzulaufen?

Er wird wieder eine Liebſchaft haben, aber ſagen Sie mir: Iſt es wirklich ſo haarſträubend kalt oder habe ich Fieber?

Das verhüte der Himmel, denn unſere Leute ſcheinen heute Abend nicht grade an einem Uebermaß von Mut zu leiden.

Sie glauben doch nicht etwa, daß man uns angreifen werde?

Warum nicht, wenn unſere wunderbaren Schätze die Begierde der Neger gereizt haben.

Unsinn, Sie unterschätzen die Feigheit der Negernatur. Aber auf alle Fälle können wir Büchsen und Revolver bereit halten.

Sollen wir nicht auch unsere Leute zu etwanigem Widerstand vorbereiten?

Ich glaube nicht, daß es in der Stimmung, in welcher sich dieselben ohnehin schon befinden, ratsam sein würde. Wir verweilen in einem friedlichen Dorfe. Letongo hat seine Leute zurückrufen lassen und die übrigen haben sich ins Bett gelegt.

Knutson zitterte, als er vor das Licht der in einer leeren Flasche steckenden Kerze trat, und seine Lippen waren blau angelaufen. Seine Hände und Stirn waren heiß, der Puls ging schnell und ich überredete ihn, sich sofort auf einem Lager, das ich inzwischen herrichtete, niederzulegen. Alle Decken und Mäntel, die wir besaßen, breitete ich über ihn aus, gab Chinin und rief Peter, damit er schweißtreibenden Thee koche. Aber Peter erschien nicht; fast mit Gewalt mußte ich ihn zur Stelle holen.

Was ist dir denn, Peter? fragte ich.

Nothing, Masser.

Du ärgerst dich wohl, daß du heute zu Boden geworfen worden bist, aber das kann dem besten und stärksten Manne vorkommen.

Peter gab keine Antwort, bloß beim Hinausgehen knurrte er: Me no like mountains (ich liebe das Gebirge nicht).

Das wundert mich nicht, meinte Herr Knutson, denn diese Kru-Leute sind ja halbe Amphibien. Wenn sie nicht im Mangrove-Sumpfe stecken, so meinen sie, daß nicht alles in Ordnung sei.

Das Fieber wurde stärker und stärker, ohne daß die erlösende und beruhigende Schweiß-Absonderung eintreten wollte. Die Kerze war heruntergebrannt und die dunkle Nacht, in die wir durch die bloß unten verschlossene Thüröffnung hinausblickten, außer einigem Zirpen und Summen feierlich still. Trotz des Wunsches wach zu bleiben und trotz des harten Lagers war ich eingeschlafen, als Knutson mich am Arme faßte und mich aufforderte, zu lauschen. Ich weiß nicht, sagte er, ob es die Wirkung des Fiebers oder Chinins ist, aber mir tönt so etwas in den Ohren wie der Trommel-Ruf, durch den die Leute in Kriegszeiten zu alarmiren pflegen.

Trommeln hörte ich ganz deutlich, aber ob es der Kriegsruf sei, vermochte ich, dem die Trommel-Sprache der Bakwiri ganz unbekannt war, natürlich nicht zu unterscheiden.

Sehen Sie noch einmal zu, wo Mbua ist, riet Knutson.

Als ich zu unsern Leuten kam, sah ich, wie eine menschliche Gestalt schnell in eine dunkle Ecke huschte. Mbua, rief ich. Es erfolgte keine Antwort. Nun trat ich auf die sich versteckende Gestalt zu und erkannte unsern edlen Dolmetscher, vor dem ich von diesem Augenblick an (trotzdem meine Begleiter ihn mehrfach reinzuwaschen versuchten) einen unüberwindlichen Abscheu und Widerwillen gefühlt habe. Auf dem Rückweg nach unsern Hütten vernahm ich deutlich aus gar nicht großer Entfernung ein von vielen Menschen herrührendes Stimmengewirr, das mir ganz so klang, als ob man sich stritte und von verschiedener Seite verschiedene Meinungen geltend zu machen suche. Befragt, was es gebe, wollte Mbua uns glauben machen, daß es sich um ein Weiber-Palaver handle.

Mitten in der Nacht, das ist unmöglich, erklärte Herr Knutson.

Ich höre von allen Seiten das Wort Velande, schaltete ich ein. Was bedeutet das?

Rum.

Und das Wort Kolati?

Papier oder Schriftstück.

Und das Wort Mukalla?

Weißer Mann!

So hat also Mbua gelogen, denn bei einem Ehebruchs-Palaver würde doch schwerlich von Papier, Rum und weißen Männern die Rede sein.

Wir hielten es für angezeigt, zu einer etwa nötig werdenden Verteidigung alle in unserer Lage möglichen Vorbereitungen zu treffen. Während ich Waffen und Schießbedarf zusammentrug, wurde Mbua beauftragt, unsere sämtlichen Schwarzen unverzüglich zur Stelle zu bringen. Als er nach 5 oder 10 Minuten noch nicht zurück war, trat ich selbst, das Gewehr in der Hand, hinaus, um nachzuforschen, was an der Verzögerung schuld sei. Ich sah mit Flinten bewaffnete Menschen und rief ihnen, da ich sie für die eigenen Leute hielt, zu, sie sollten doch herankommen. Aber sie blieben ruhig stehen und erwiderten auch nichts. Da sah ich denn, daß es nicht bloß zwanzig, sondern fünfzig, achtzig, hundert bewaffnete Männer waren, die unsere Hütte so ziemlich umstellt und uns völlig von unsern Schwarzen abgeschnitten hatten. Obwohl mir das Herz fast hörbar in der Brust pochte, so zeigte ich doch beim Zurückschreiten zur Hütte wohlweislich keine allzu

große Eile. Knutſon, der bisher nicht an Gefahr hatte glauben wollen, war jetzt überzeugt, daß man Böſes im Schilde führe.

Noch ſtand ich, über das Geſehene berichtend, an ſeinem Lager, als die bloß unten geſchloſſene, oben dagegen dem Sternenlicht den Durchlaß geſtattende Thüröffnung durch mehrere Köpfe, die jedoch beim Anblick der beiden blinkenden Gewehrläufe ſofort wieder zurückprallten, verdunkelt wurde. Obwohl die leichte Bambushütte gar keinen Schutz gegen Kugeln gewährte und auch mit Leichtigkeit angezündet werden konnte, ſo beſchloſſen wir doch, darin auszuharren. Denn der Neger fürchtet, was er nicht ſieht, mehr, als was er ſieht. Zum Eindringen durch die Thüröffnung würde, unſern Waffen gegenüber, mehr Mut gehört haben, als wir den Schwarzen zutrauten. Begann man in das Gebäude hineinzuſchießen, ſo konnten wir durch die breiten Spalten zwiſchen den Bambusſtäben hindurch das Feuer erwidern, ohne doch ganz ſo ſehr wie draußen in freier Luft als Zielſcheibe zu dienen. Und wenn endlich Feuer angelegt wurde, ſo war, ehe uns dasſelbe läſtig werden konnte, noch immer Zeit genug vorhanden, um hinauszuſtürzen.

Mit Vergnügen nahm ich wahr, daß das Sternenlicht grade ausreiche, um mich das Korn auf meiner Flinte erkennen zu laſſen. Schwieriger war es ſchon, im Schatten der dichten Büſche irgend etwas und beſonders eine ſchwarze Negergeſtalt zu erkennen. Unklar war es mir, ob die Neger ſich zu verbergen trachteten oder nicht. Denn während das Gros grade im Schatten jener Büſche ſtand und lagerte, kamen jeden Augenblick einzelne Leute oder kleine Gruppen, und zwar augenſcheinlich zu dem Zweck, gewahr zu werden, was drinnen vorgehe, ganz dicht heran. Zwei- oder dreimal wurden ſogar, während ich an der Thüröffnung ſtand, gegen die andere Seite der Hütte wuchtige Schläge geführt. Schnell eilte ich dorthin, und da wurde es denn wieder ſtill.

Eine halbe, eine ganze Stunde verſtrich, ohne daß man, abgeſehen davon, daß zuweilen einige ihre Gewehre ſchwingende Leute, aber dann jedesmal recht ſchnell vor der Thür vorüberliefen, auch nur im leiſeſten Miene gemacht hätte, uns anzugreifen. Dabei wurde ſo laut geſprochen und geſtritten, daß ich, wenn mir die Bakwiri-Sprache bekannt geweſen wäre, jedes Wort hätte verſtehen können. So habe ich denn, gleichzeitig pflegend und nach draußen horchend, oder ſo zu ſagen die Theekanne in der

einen und die Flinte in der andern Hand, eine nichts weniger als angenehme Nacht verbracht. Als sich gegen 4 Uhr morgens die immer stiller und stiller gewordenen Belagerer unserer Hütte gänzlich zurückgezogen und um 5½ Uhr die Dämmerung hereinbrach, fühlte ich mich wie gerädert. Aber ich hatte die Beruhigung, daß Knutson nach starkem Schwitzen in tiefen, erquickenden Schlaf versunken war. Meine Leute wußten entweder nichts von dem, was in der verflossenen Nacht vorgefallen sei, oder gaben sich wenigstens den Anschein, nichts davon zu wissen. Auch war ihre Stimmung derart, daß sie mir schon bald weit mehr Sorge bereiten sollte, als alle Bueas miteinander.

(Das seltsame Betragen der Buea-Leute ist auch später nicht völlig aufgeklärt worden. Als sieben Tage nachher, nämlich am 17. Januar, vor Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt ein Verhör mit Mbua und meinen Kru-Leuten angestellt wurde, sagten einige von den letztern aus, daß Mbua sie vor Menschenfressern bange gemacht und ihnen geraten habe, entweder von uns wegzulaufen, oder aber, falls wir angegriffen würden, sich ganz ruhig und teilnahmlos zu verhalten. Mbua erkannte dies widerstrebend an, entschuldigte sich aber mit der eigenen Furcht und erzählte des weitern, daß in jener Nacht von den Victorianern gedungene Bakwiri-Leute — wie er glaube, Einwohner von Bongola und Bonjongo — in Buea eingetroffen seien, um die Bevölkerung gegen uns aufzuhetzen. Die Stimmung sei geteilt und der kleinere Teil für, der größere gegen uns gewesen. Ob man uns habe angreifen wollen, wisse er nicht. Jedenfalls sei beschlossen worden, für Ueberlassung des unbenutzten Grundes und Bodens eine übertrieben hohe Summe zu fordern, um sich zunächst zu vergewissern, wie viel Waren wir denn eigentlich bei uns führten. Den Mbua noch über Letongo im besondern zu befragen, habe ich, da mir damals andere Sachen und neue Aufgaben im Kopfe steckten, vergessen.)

Die Morgenstunden des 10. Januar sollten mich vor einen Entschluß stellen, der mir härter geworden ist, als irgend ein anderer in meinem Leben. Herr Knutson hatte sich von dem Fieber der verflossenen Nacht bereits soweit erholt, daß er vor der Thür unserer Hütte sitzend die frische Morgenluft einatmen konnte. Aber auffallenderweise waren von allen unsern Schwarzen bloß einige wenige Kru-Leute, die über den Verbleib der übrigen

nichts zu wissen vorgaben, zur Stelle. Wir waren im höchsten Grade besorgt wegen des Herrn Waldau, dessen Ausbleiben wir uns, als es bereits 7, 7 1/2 und 8 Uhr geworden war, nicht zu erklären vermochten und dem wir entgegenmarschirt sein würden, wenn dies wegen des Verschwindens unserer Leute überhaupt möglich gewesen wäre. Aber es war klar, daß, wenn die Buea-Leute wirklich auf Feindseligkeiten sannen, nach Knutsons und meinem Weggehen von unserm Nachtquartier nicht bloß das Gepäck — das wir ohne Träger nicht mit uns nehmen konnten — verloren, sondern unsere ganze Colonne der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt war. In solcher Lage war Zersplitterung der Kräfte die größte Unklugheit. Hatten wir am vorigen Abend, durch Vertrauensseligkeit eingelullt, Fehler über Fehler begangen und unsere ohnehin schon so kleine Truppe in drei getrennte Abteilungen spalten lassen, so hielten wir uns doch nach den Erfahrungen der letzten Nacht nicht mehr für berechtigt, durch ein neues Wagnis unser und unserer Leute Leben in noch größere Gefahr zu setzen.

Es mußte also, so hart dies auch dünkte, auf Herrn Waldau gewartet werden, und erst wenn alle unsere Leute zur Stelle waren, konnten wir daran denken, ihm entgegen zu gehen. Meine Kru-Leute erwiesen sich als eben so große Lügner wie erbärmliche Feiglinge, und trotz ihrer mannigfachen guten Eigenschaften begann meine Achtung vor ihnen immer mehr in die Brüche zu gehen. Aehnliche Erfahrungen machen die meisten in Westafrica lebenden Weißen. Zuerst, d. h. gleich nach der Ankunft, mißfallen ihnen die Schwarzen, weil sie im Vergleich zu Europäern häßlich und außerdem lärmend und zudringlich sind. Hat man dann einige Zeit mit dem Neger verkehrt, so beginnt man, ihn um seiner mannigfachen Tugenden und Vorzüge, namentlich aber um seines liebenswürdigen Benehmens willen — das von allen Naturvölkern in gleichem Maße nur noch die Südsee-Insulaner besitzen — lieb zu gewinnen. Erst nach längerm Aufenthalt im Lande wird dieses günstige Urteil durch die Verachtung, die jeder charakterstarke Mensch vor der unüberwindlichen Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier des Negercharakters fühlen muß, wieder aufgewogen.

Bei Missionaren, Aerzten, Forschungsreisenden u. s. w. haben theoretische Betrachtungen zu den mannigfaltigsten und höchst

verschiedenen Urteilen über die Negernatur geführt, aber wenn man den im praktischen Leben stehenden Kaufmann, sei er nun Deutscher, Engländer oder Franzose, befragt, so wird das Urteil stets und unweigerlich „Canaille, reine Canaille" lauten. Verwahrt man sich dagegen mit einem Hinweis auf die vielerlei Vorzüge des Negers, namentlich auch im Vergleiche zu dem americanischen Indianer, so wird ein Achselzucken und etwa noch die Aeußerung folgen, daß man die Grundzüge des Negercharakters, nämlich Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier, wohl noch nicht hinreichend kennen gelernt habe. Ich persönlich halte solches Urteil, obwohl es äußerlich — und beinahe ohne Ausnahme — zutreffend sein mag, dennoch dem innersten Wesen nach für ungerecht. Denn ich bin überzeugt, daß Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier im Kampfe ums Leben erworbene, nicht aber tief eingewurzelte und unauslöschbare Fehler der Negernatur sind, wie denn der von Weißen erzogene Neger — so z. B. die nordamericanischen Schwarzen — weder feige, noch unzuverlässig, noch habgierig genannt werden kann. Schade allerdings, daß derselbe Neger, der die Grundfehler seiner uncivilisirten Stammesgenossen aufgibt, dafür fast in allen Fällen das Laster des Dünkels und eines unerträglichen Hochmuts annimmt.

Von der gesamten Einwohnerschaft Bueas ließ bis 8½ Uhr morgens niemand sich blicken, dann aber wurde, während sich unsere Leute nach und nach wieder einfanden, in solcher Nähe, daß wir die einzelnen Stimmen deutlich unterscheiden konnten, ein äußerst stürmisches Palaver, bei dem es mehrfach zu Thätlichkeiten kommen zu wollen schien, abgehalten. Grade in dem Augenblick, als wir zu dem nunmehr ermöglichten Marsche nach Letongos einige Kilometer entfernter Wohnung Waffen und Munition nachsahen, erschien zu unserer unbeschreiblichen Freude, und zwar von Letongo selbst begleitet, Herr Waldau, dem am verflossenen Abend und in der verflossenen Nacht bloß das eine aufgefallen war, daß, nachdem auch er die Kriegstrommeln gehört hatte, keine erwachsenen Männer mehr zu sehen gewesen waren. Letongo war von einem noch zahlreichern Gefolge als am vorherigen Abend begleitet, und zwar trugen diese Leute sämtlich nicht bloß alte Cavallerie- und Artilleriesäbel, sondern auch noch einen andern und viel originellern Schmuck, nämlich lange falsche Bärte, teils von schwarzer, teils von roter Farbe — ein Schmuck, wenn

man es so nennen will, wie ich ihn in ganz Westafrica einzig und allein in Buea gesehen habe. Durch Molla Musinjes Mund in strengem Tone befragt, was es in der Nacht und am Morgen gegeben habe, sprach auch Letongo von einem Frauen-Palaver und umkleidete diese jedenfalls unwahre Angabe mit Albernheiten, die der Wiedergabe nicht wert sind. Für den Neger ist Lüge nichts Entehrendes; er lügt sozusagen aus Grundsatz; jedenfalls ist ihm die Thatsache, daß Wahrheit besser sei als Lüge, völlig unbekannt.

So viel war trotz des ungünstigen Eindrucks, den dieses Lügengewebe hervorrief, klar, daß Letongo und die übrigen Häuptlinge, die er mit sich gebracht hatte, Unterhandlungen zu beginnen wünschten. Wir ließen sämtliche Vornehmen in unsere Hütten eintreten und setzten uns, aber ohne Gewehre und Revolver wegzulegen, ihnen gegenüber. Letongo, der die Bedeutung eines Schutzvertrags entweder nicht verstand oder doch wenigstens vorgab, dieselbe nicht zu verstehen, sprach bloß von einem mit Abtretung der Hoheitsrechte verknüpften Verkauf des Gebietes. Von Mbua — den Herr Knutson inzwischen zur Stelle gebracht hatte — befragt, wie viel er dafür fordere, nahm er ein Bananenblatt und trennte sieben Streifen davon ab, was, wenn Mbua (woran ich zweifle) richtig verdolmetschte, 700 Pfund Sterling oder 14 000 ℳ bezeichnet haben würde. Später ging man nach langer Beratung zwischen den Vornehmen auf 500, 400 und gar auf 300 Pfund Sterling herunter.

Schon glaubte ich, da die letztere Summe zwar etwas hoch, aber doch immerhin annehmbar zu sein schien, dem Abschluß nahe zu sein, als plötzlich auf eine mir unverständliche Botschaft hin die ganze Versammlung zur Thüröffnung hindrängte und wie von einem panischen Schrecken erfaßt auseinanderstob. Alle Bemühungen, die Leute wieder zusammenzubringen, waren vergebens. Bloß Letongo erschien noch einmal, um mir den anscheinend und vielleicht auch in Wirklichkeit wohlgemeinten Rat zu geben, ich möchte, wenn ich eine Flagge hätte, dieselbe hissen. Man werde nichts dagegen unternehmen. Zu meiner unbeschreiblichen Beschämung habe ich dann die Thatsache, daß diejenigen unter meinen Landsleuten, die mich zu dieser Reise beauftragt und bevollmächtigt, mir die Mitnahme einer Flagge nicht hatten zugestehen wollen, durch allerlei Ausflüchte verheimlichen und umkleiden müssen.

So hisse denn deine Flagge, wenn du eine hast, rief Letongo fast mit höhnischer Stimme, und auch auf den Gesichtern meiner schwedischen Begleiter glaubte ich so etwas wie einen leichten Anflug von Argwohn und Enttäuschung zu entdecken.

Vermag der Leser sich vorzustellen, welche Bitterkeit ich bei dieser peinlichen Scene empfunden habe? Ich besaß keine Flagge, nicht nur keine Kriegsflagge, sondern nicht einmal eine schwarz-weiß-rote; vergebens hatte ich vor der Abreise abermals und abermals darum gebeten; mein Wunsch war mit Rücksicht auf die Befürchtung, daß durch das Hissen einer Flagge Verwicklungen hätten entstehen können, nicht berücksichtigt worden.

Nun hätte ich allerdings eine schwarz-weiß-rote Flagge, wie jeder Deutsche sie führen darf, selbst kaufen können. Aber da ich mich unter den obwaltenden Verhältnissen als freiwilligen und unbesoldeten Beamten meines Vaterlandes betrachtete, so hielt ich mich für verpflichtet, den Befehlen, die mir in der Form von Ratschlägen zukamen, ganz ebenso genau, als ob ich ein in aller Form angestellter Beamter gewesen wäre, Folge zu leisten. Trotzdem kann ich nicht umhin, auszusprechen, daß, wenn ich eine Kriegsflagge besessen hätte, nicht bloß Lecumbi und Buea, sondern mit Ausnahme der bereits unter englischen Schutz gestellten Gebietsteile das ganze Gebirge schon damals und nicht erst infolge der mit London gepflogenen Unterhandlungen deutsch geworden wäre.

Das seltsame Benehmen der Buea-Leute dürfte nach allem, was ich nach und nach darüber erfahren habe, in der Weise zu erklären sein, daß die in der Nacht vom 9. auf den 10. eingetroffenen Agenten der Victorianer beinahe einen gegen uns gerichteten Angriff erreicht hätten, der bloß deshalb unterblieben zu sein scheint, weil ein Teil des Buea-Volkes unsere Partei nahm. Trotz des lebhaften Verlangens nach unsern Schätzen wagten die Buea-Leute es aus Furcht vor Engländern und Victorianern nicht, einen Vertrag mit uns abzuschließen. Aber da sie den Victorianern, die sie ebenso sehr wie alle übrigen Bakwiri fürchten, im Herzen abhold waren, so würden sie das ohne ihr Zuthun vor sich gehende Hissen einer Flagge, von der sie doch annahmen, daß sie ihnen vielleicht gegen Engländer und Victorianer Schutz gewähren könne, nicht ungern gesehen haben. Als es dann aber klar wurde, daß ich keine Flagge mit mir führe, scheinen die Buea-Leute den Ge-

danken, als ob ich sie gegen die gefürchteten Victorianer schützen könne, ganz fallen gelassen zu haben. Und von diesem Augenblick an wollte man mit mir als einem Menschen, dessen Bekanntschaft gefährlich sei, nichts mehr zu thun haben. Hatten doch auch Rogozinski und die Victorianer überall das Gerücht verbreitet, ich hätte in Kamerun mit eigener Hand fünf Menschen getötet.

Als es mir klar wurde, daß, selbst wenn wir noch eine Woche blieben, in Buea nichts weiteres als das bereits abgegebene (und ganz wertlose) Versprechen, mit Rogozinski und den Victorianern keinen Vertrag abzuschließen, erreicht werden könne, beschloß ich, so schnell wie möglich den Weitermarsch nach Sopo anzutreten. Durch die während mehrerer Wochen unabläßig angestellten Nachforschungen bei den Eingebornen und namentlich auch durch die mir zur Verfügung gestellten Mitteilungen der beiden Schweden war es mir geglückt, mir von der Gestaltung des Gebirges, dem Verlauf der von den Negern benutzten Handelsstraßen und der Lage der zahlreichen Ortschaften — von denen selbst die Kaufleute außer den Küstenplätzen bloß Mapanja kannten — ein wenigstens oberflächliches Bild zu entwerfen.

Nun führte, wie ich mit Sicherheit wußte, von Victoria aus über Mapanja, Buea, Sopo, Lissoka und Kata oder Ikata eine natürlich bloß von Negern benutzte Handelsstraße nach Bakundu. Ein von Buea abzweigender Arm dieser Straße führte über die bei der Besteigung des Götterberges von mir erwähnte Jägerhütte nach dem an der andern Seite des Gebirges gelegenen Bomana und von dort weiter zum Rio del Rey und nach Calabar. Ein anderer von Sopo abzweigender Arm sollte, eine ganze Anzahl größerer Orte berührend, nach Mbinga führen und solchergestalt den Verkehr mit Bimbia vermitteln. Da nun Bimbia und in neuester Zeit auch Bakundu (durch Dr. Buchner und Herrn Wölber) deutsch geworden waren, so mußte mir an dem Knotenpunct Sopo, über welchen ich den aus dem Innern kommenden Handelsverkehr nach dem deutschen Bimbia (anstatt nach dem englischen Victoria) abzuleiten gedachte, besonders viel gelegen sein. Von Sopo aus würde ich, wenn ich diesen Ort damals erreicht hätte, bergabwärts nach Mbinga marschirt sein und mich dann mit den von den Eingebornen zu requirirenden Canoes auf dem Bimbia-Creek nach Bimbia eingeschifft haben.

Aber es war beſchloſſen, daß ich mein Ziel nicht ſo leichten Kaufes erreichen ſolle.

Macht euch fertig, ihr Jungen, rief ich den Kru-Leuten zu; wir wollen weiter marſchiren.

Keine Antwort und keine Bewegung.

So ſteht doch auf; es iſt Zeit.

Totenſtille.

Was fehlt euch denn? fragte ich jetzt, auf Freeman zutretend.

Oh, Maſſer, Maſſer, begann, ſich ehrerbietig erhebend, der Hauptmann meiner Kru-Leute, laſſe uns, wenn du weiterziehen willſt, hier zurück; denn uns gefällt dieſes wilde, häßliche (!) Land ganz und gar nicht und wir würden dir doch nicht von Nutzen ſein können.

Du haſt alſo Furcht, Freeman?

Der musculöſe Schwarze lächelte verſchämt wie ein kleines Mädchen.

Weißt du denn nicht, Freeman, fügte ich hinzu, daß Kru-Jungen, die keinen Weißen bei ſich haben, gefangen genommen und als Sklaven verkauft zu werden pflegen?

Das iſt immer noch beſſer als totgeſchlagen und aufgefreſſen zu werden.

Unſinn, Freeman! Wenn ihr bei mir ſeid, wird euch nichts Böſes zuſtoßen. Aber wenn ihr allein zurückbliebet, würde ich nicht für eure Sicherheit einſtehen können.

Aber die Mapanja-Leute wollen ja auch nicht mehr mitziehen!

Sie wollen nicht? Wer hat dir das geſagt?

Mbua.

Gut, wir werden ſehen.

Den Mapanja-Leuten mich nähernd, befahl ich, die Laſten aufzuladen. Niemand gehorchte und einige drückten ſich wie ſcheue Hunde zur Seite. Meinen Wincheſter-Carabiner in der Hand, ging ich auf den Mann los, der mir am nächſten war, und befahl abermals, ſeinen Warenballen in die Höhe zu heben. Er gehorchte nicht. Da gab ich ihm mit dem Kolben des Carabiners einen tüchtigen Puff. Als dies die andern ſahen, begannen einige von denen, die ſich bereits am weiteſten weggedrückt hatten, zu laufen. Steht (stop), ſchrie ich, ſo laut ich nur konnte. Aber ſie liefen, obwohl den Kopf nach mir umdrehend, weiter, und Mbua, der in dichteſter Nähe ſtand, begann laut und höhniſch

zu lachen. Schon war der vorderste der Ausreißer, um eine Waldecke biegend, meinen Augen entschwunden; aber in dem Gefühl, daß um jeden Preis, und koste es, was es wolle, die Autorität wiederhergestellt werden müsse, eilte ich schnell auf den Weg, hob, während ich abermals stop, stop schrie, mein Gewehr und zielte auf den zweiten. Glücklicherweise blieb der Mann, der, mit zurückgewandtem Kopfe weglaufend, mein Thun beobachtet hatte, thatsächlich stehen. Aber er machte auch keine Miene, zurückzukommen. Da schritt ich denn auf ihn zu, legte, als er einige Schritte weiter lief, abermals auf ihn an und gab ihm dann mit der Hand ein Zeichen, daß er zu den übrigen zurückkehren solle. Diesmal gehorchte er und auch den andern schien die Lust am Ausreißen vergangen zu sein. Vergebens sah ich mich nach den Schweden um und winkte, da ich sie nicht entdecken konnte, Tom herbei, dem ich noch am meisten Zuverlässigkeit zutraute. Ich muß mit Mbua abrechnen, sagte ich ihm, in der Zwischenzeit nimm mein Gewehr und sorge dafür, daß die Leute nicht weglaufen.

Mbua, der auf einem Steine saß, wandte zuerst den Kopf ab, als ich mich zu ihm kehrte. Aber kaum hatte der Lauf des Revolvers, den ich in der Hand trug, seine Stirn berührt, als er bemerkbar zu zittern begann und so etwas wie: „Ich will alles, alles thun, was Sie befehlen", murmelte.

Mbua, sagte ich jetzt und so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten, du bist freiwillig in meine Dienste getreten, nicht bloß wie diese Träger hier, sondern versprechend, mir in allem treu zur Seite zu stehen als mein Dolmetscher und Vertrauter. Und trotzdem bist du nicht bloß ungehorsam gewesen, sondern hast mich, während wir wie im Kriege durch ein feindliches Land zogen, treulos verraten. Auf solches Thun steht nach den Gesetzen aller Völker bloß eine Strafe, nämlich der Tod. Wenn ich dir jetzt den Kopf zerschmetterte, würde niemand sagen können, daß ich unrecht gehandelt habe. Aber ich will durch den Tod eines so elenden Subjects, wie du bist, das Werk, dem ich diene, nicht verkleinern. Du magst leben und drunten in Bimbia unverkürzt den unverdienten Lohn, den ich dir ausgesetzt habe, in Empfang nehmen. Nur das Eine sage ich dir, daß bei der nächsten Treulosigkeit, so klein sie auch sein möge, oder beim ersten Fluchtversuch dein Leben verfallen ist; wenn ich dich nicht

ſelbſt niederſchieße, werde ich dich alsdann von meinen Kru-Leuten füſiliren laſſen.

Mbua, der durchaus nicht dumm war, verſtand ganz genau, was und wie ich es meinte, und obwohl durch dieſe Erkenntnis ſeine Thatkraft und ſeine Glieder halb gelähmt worden zu ſein ſchienen, ſo verrichtete er doch mit ſchlotterndem Körper alles, was ich ihm anbefahl. Thatſächlich befand ich mich in der unangenehmen Lage, der Dienſte dieſes Mannes, ſo widerwärtig er mir ſein mochte, dennoch nicht entraten zu können. Denn abgeſehen von ſeinem unleugbar großen Einfluß auf die Mapanja-Leute hatte ich kein Vertrauen in die noch wenig erprobten Dolmetſchertalente des kleinen Molla. Das nächſte, was ich Mbua anbefahl, war die Verteilung der Laſten unter ſeine Landsleute von Mapanja. Ich bin feſt überzeugt, daß Mbua ſich hierbei wirklich die denkbar größte Mühe gegeben hat, denn als er mir meldete, daß die Mapanja-Leute, und wenn ich ſie zur Hälfte niederſchöſſe, dennoch nicht marſchiren würden, war ſein ſonſt ziemlich ſchwarzes Geſicht vor Furcht beinahe aſchgrau geworden.

So werde ich, überlegte ich mir, gemeinſam mit den Schweden einen neuen und letzten Verſuch machen, und wenn auch der nicht glückt, zwei Drittel des Gepäcks aufopfernd bloß mit den Kru-Leuten weitermarſchiren. Meine beiden weißen Begleiter ſtanden abſeits hinter der Hütte, als ob ſie die Unbotmäßigkeit und Deſertion meiner Leute nichts anginge. Iſt es Ihnen recht, fragte ich, daß wir die Mapanja-Leute hier zurücklaſſen und bloß von meinen Kru-Jungen begleitet nach Sopo aufbrechen?

Nach den Erfahrungen der letzten Nacht, erwiderte Herr Knutſon, würde das ſicherer Untergang ſein.

Sie wollen mich alſo nicht begleiten?

Es thut uns herzlich leid, aber . . . .

Ich ſah mir den Mann an, ob er ſcherzen wolle, dann aber wurde mir mit Einem Schlage klar, was ich mir bis dahin nicht hatte zugeſtehen wollen, daß ich nämlich am Ende meines kleinen Feldzugs angelangt ſei.

Stunde um Stunde verſtrich, während ich auf einem kleinen Felsblock ſitzend dahinbrütete oder Pläne um Pläne ſchmiedend und wieder verwerfend durch den nahen Buſch wanderte. Ein gütiges Geſchick muß mir ſonderlich hold geweſen ſein, ſonſt würde ich, da ich nicht an meinen in der Hütte liegenden Helm dachte,

in der glühenden Mittagshitze gewiß einen Sonnenstich davongetragen haben. Es war 3 Uhr nachmittags geworden, als ich mich zu dem Unvermeidlichen aufraffte, nämlich den Befehl zum Rückmarsch zu geben. Es war mir dabei zu Mut, als ob ich das Todesurteil meiner eigenen Ehre aussprechen sollte. Vorab noch ein allerletzter, wenn auch von vornherein ziemlich aussichtsloser Versuch. Zu meinen Kru-Leuten gehend sagte ich nicht in befehlendem, sondern beinahe in bittendem Ton: Ich habe während der kurzen Zeit, seid ihr mich begleitet, für euch gesorgt wie ein Vater für seine Kinder. Ihr wißt, daß es mir am Herzen liegt, nach Sopo zu gelangen, und daß, wenn überhaupt welche, dann doch nur sehr wenig Gefahr dabei sein kann. Wer mich begleiten will, wird es nicht zu bereuen haben. Außer allem übrigen Lohn und einem guten Geschenk werde ich ihm so viel geben, daß er sich daheim im Kru-Lande ein Weib kaufen kann. Wer also mit mir gehen will, komme hierher zu mir, damit ich ihn für den bravsten unter allen meinen Leuten erkläre.

Es meldete sich niemand. Drei Krus lagen sogar keuchend und erbrechend auf dem Boden. Sie behaupteten, sehr schwer krank zu sein; da sie aber am Abend, als die Eßportionen ausgeteilt wurden, wieder völlig genesen waren, so bin ich überzeugt, daß sie bloß einen ihrer vielen Kniffe zum besten gaben.

Mein Befehl, die Lasten aufzuladen, weil wir noch am gleichen Abend bis Mapanja marschiren würden, entfesselte den allgemeinsten Widerspruch.

Unmöglich, rief Herr Knutson, wir müssen in Buassa übernachten!

Wir werden nicht in Buassa übernachten, weil ich mich mit einem neuen Plan trage, für dessen Verwirklichung jede Stunde, die wir gewinnen, von Wichtigkeit ist.

Es ist noch niemand in einem Tage, geschweige denn an einem Nachmittag von Buea nach Mapanja gegangen.

Desto besser, weil wir alsdann die ersten sein werden.

Als die langgestreckte Colonne sich endlich in Bewegung setzte, machte ich den Schluß. Mbua, der wußte, daß ich ihn beim leisesten Fluchtversuch niederschießen würde, mußte dicht vor mir gehen. Wer zurückblieb, seine Last zu Boden setzte oder in anderer Weise Aufenthalt verursachte, bekam mit dem Kolben meines Carabiners einen solchen Hieb, daß er die Sache gewiß nicht zum zweiten Mal versuchte. Die einzige Rettung des einmal

begonnenen Unternehmens schien mir darin zu bestehen, daß ich, wenn auch auf dem ungeheuren Umweg über Victoria, Bimbia und Mbinga, doch noch vor Rogozinski nach Sopo gelangte und dort jene Flagge hißte, die ich jetzt endlich in Bimbia zu erhalten hoffte. Aus dem leidenschaftlichen, beinahe bis zur Wut sich steigernden Drange, dieses Ziel zu erreichen, ergab sich die fieberhafte Eile, mit der ich meine Leute in beständigem Laufschritte vorwärts trieb. In solcher Weise habe ich sie denn in einem einzigen vierstündigen Gewaltmarsch (20km weit über scharfes Lavagestein) nach Mapanja geführt. Allerdings war, als wir dort anlangten, die Haut an den Füßen sämtlicher Schwarzen ganz zerfetzt und zerschnitten; auch will ich nicht verhehlen, daß neun von ihnen durch Fehltritte und Niederstürzen mit ihren Lasten zum Teil ziemlich schlimm aussehende, obwohl ungefährliche Wunden an Schienbeinen, Knieen, Ellbogen u. s. w. davongetragen hatten.

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß wir dicht hinter Buassa dem dorthin marschirenden Rogozinski begegneten. Während der Pole und ich uns begrüßten und einige Worte wechselten, hatten unsere Colonnen etwa 100 Schritt voneinander auf einem kleinen waldlosen Plateau Halt gemacht.

In Kamerun war später eine Art von Legende verbreitet, als ob ich Rogozinski damals hätte gefangen nehmen können und gefangen nehmen sollen, und als ob ich dies aus Freundschaft für den Polen nicht gethan hätte. Ich möchte aber daran erinnern, daß mir selbst auf dem deutschen Schutzgebiet von Buassa, auf dem Rogozinski sich damals befand, jeder Rechtstitel zur Gefangennahme eines Mannes gefehlt haben würde, der sich bis dahin keines andern Vergehens als des widerrechtlichen Hissens einer englischen Flagge schuldig gemacht hatte. Und dann hängt man auch niemand, es sei denn, daß man ihn habe! Rogozinski aber verfügte außer seinem Begleiter Janikowski über fünfzehn mit funkelnagelneuen Snidergewehren bewaffnete Victorianer, denen ich bloß eine demoralisirte und beinahe meuterische Truppe hätte entgegenstellen können.

In Rogozinskis Begleitung befand sich auch Mundjua, das schöne Mädchen von Bonjongo; ihr Heimatsort steht ja, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte, wenn nicht unter der Herrschaft, so doch unter dem directen Einfluß von Victoria.

Capitel XI.

Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun Gebirge.

(Neuer Feldzugsplan. — Zur See hinunter. — Einschiffung in Victoria. — Freundliche Aufnahme auf der im Bimbia-Fluß ankernden Möwe. — Neue Ausrüstung. — Capitän Hoffmann läßt mein Boot durch die Dampfpinasse schleppen. — Das Geheimnis africanischer Handelsstraßen. — Neue Elefantenspuren. — Der liebenswürdige König Njeka. — Die Culturfähigkeit der Neger-Rasse. — Das kleine Reich Mbinga. — Palmölsuppe. — Von Mbinga nach Bongandjo. — Die wasserreichen und fruchtbaren Ausläufer des Gebirges. — Der Benanga- und der Ombe-Fluß. — König Esuka von Bongandjo führt Krieg gegen Buea. — Ein Fetischpriester, der in Ketten gelegt werden soll. — Die deutsche Flagge in Bongandjo gehißt. — Der Marsch nach Bullikova. — König Menjoli in preußischer Uniform. — Bullikova unter deutschen Schutz gestellt. — Vorwärts, vorwärts! und doch zu spät. — Ueber Sopo weht die englische Kriegsflagge. — Vertrag mit Bonjoko. — Bonganga, Bonjemal und Bomote werden deutsches Colonialgebiet. — Dr. Nachtigal marschirt mir entgegen.)

Am Abend des 10. Januar, kurz nach 8 Uhr, mit meiner ganzen kleinen Armee in Mapanja eintreffend, bezahlte und verabschiedete ich die unzuverlässigen Mapanja-Leute, um für den folgenden Morgen vollkommen frei und unabhängig zu sein. Zu meiner großen Freude fand ich im Hause der Schweden Herrn Stehr, den Woermannschen Agenten für Victoria, der mit einem an mich gerichteten Briefe Dr. Nachtigals heraufgekommen war und mir meldete, daß die Victoria-Leute beschlossen hätten,

mich, wenn sie meiner habhaft werden könnten, gefangen zu nehmen. Dr. Nachtigals mit wahrhaft mikroskopisch kleinen Buchstaben geschriebener Brief lautete wie folgt:

Herrn Hugo Zöller in Mapanja.

Hochgeehrter Herr!

Bimbia-Fluß in der Nähe des Mbinga-Creek,
am 8. Januar 1885.

Ihr wertes Schreiben habe ich soeben durch Bimbia-Leute, welche nach Mbinga zu Markt fuhren, erhalten, und beeile mich, mit dem Briefe, den Herr Schmidt wegen des von Ihnen gewünschten Rum an seinen Agenten in Bimbia schickt, zu antworten. Möchten diese Zeilen intact in Ihre Hände gelangen, wie ich wohl mit Rücksicht auf diese mikroskopische Handschrift erwarten darf. Ich habe gestern mit dem König von Mbinga, der ein sehr freundlicher Mann ist, einen Schutzvertrag abgeschlossen und werde in einer halben Stunde wieder abfahren, um seine Nachbarn gegen den Mungo-Fluß hin zu demselben Schritte zu bewegen. Ich habe diese drei Nachbarkönige gestern auf heute an einen Ort bestellt, wo ich sie gegen Mittag vorzufinden hoffe. Dann würde die zu den Füßen des Gebirges gegen den Mungo-Fluß sich hinziehende Ebene festgelegt sein, und es würden nur noch die Resultate Ihrer Bestrebungen für das Gebirge selbst erübrigen. Vielleicht können Sie die Könige und Häuptlinge bewegen, nach Mbinga zu kommen, das nur einige Stunden von seiner Beach liegt. Sopo soll, wie mir König Njeka erzählt hat, eine Tagereise von Mbinga entfernt sein und Buea ganz nahe bei Sopo liegen. Bisher haben wir keinerlei Nachricht über verdächtige Bewegungen der Joss-Leute gehört, und die „Möwe" wird, wenn auch nicht an gegenwärtiger Stelle, von der aus man den Mbinga-Creek fast sehen kann, so doch im Flusse selbst bis zu Ihrer Rückkehr verbleiben. Gute Verrichtung, fröhliche Gesundheit und bonne chance! Mit herzlichen Grüßen von Herrn Schmidt, der die Präliminarien in trefflicher Weise besorgt, grüßt ebenfalls bestens Ihr ganz ergebenster (gez.) G. Nachtigal.

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl, aber der Unmut und die Beschämung über die beiden Niederlagen von Lecumbi und Buea erhitzten mein Gehirn so stark, daß ich anfänglich weder Ruhe noch Schlaf finden konnte. Während der ganzen Nacht soll ich wie im Fieberdelirium phantasirt haben, sei es nun, daß ich wirklich Fieber hatte, sei es, daß die Ueberreizung der Nerven daran schuld war. Als ich gegen 5 Uhr morgens aufwachte, dünkte es mich, meine Glieder seien gelähmt. Aber als ich zur Hütte hinaus in die frische Morgenluft trat, fühlte ich alle Energie des Europäers zurückkehren, weckte meine Kru-Leute und mahnte zum Aufbruch.

So sollen wir also wirklich heute das Meer sehen? fragte Freeman.

Ganz gewiß! Aber bloß, wenn Ihr brav ſeid.

Und wir werden heute noch nach Bimbia kommen?

Ich hoffe es.

Und dann werden wir nach Kamerun zurückkehren?

Nein, ihr müßt mich noch einmal ins Gebirge begleiten.

Des Hauptmanns Miene verdüſterte ſich, aber ich ſuchte die Wunde durch das Geſchenk einiger Bündel Tabak zu ſchließen, und die Freude, doch wenigſtens nach Bimbia zurückzukehren, behielt denn auch die Oberhand. Anders mit dem Dolmetſcher Mbua, den wir, damit er uns nicht entwiſche, in unſerer Hütte hatten ſchlafen laſſen. Ihm bangte, weil er uns Hülfe geleiſtet habe, vor der Rache der Victorianer, und mit ſchlotternden Gliedern flehte er, daß man ihn doch wenigſtens nicht zwingen möge, uns nach Victoria zu begleiten.

Kennſt du das, Mbua? fragte ich, auf meinen Revolver deutend.

Der Dolmetſcher nickte melancholiſch mit dem Kopfe.

Du weißt, fuhr ich fort, was dir bevorſteht, ein kleines Vermögen, mit dem du dir Frauen oder Ziegen kaufen kannſt, oder — der Tod.

Sie werden dich angreifen, o Herr!

Sie werden es nicht thun, denn Victoria liegt am Meer und innerhalb des Machtbereichs deutſcher Kriegsſchiffe. Aber wenn ſie es thäten, was wäre denn ſchlimmes dabei?

Deine Kru-Leute haben Furcht.

Das weiß ich, aber wir weißen Männer haben keine Furcht. Merke dir das, Mbua!

Herr Stehr, den die Victorianer drunten in Victoria auf jede denkbare Weiſe beläſtigten, beſchloß, noch einen Tag in Mapanja zu bleiben, ſodaß alſo Knutſon, Waldau und meine Wenigkeit mit ſieben Kru-Leuten und einem Dolmetſcher den Marſch antraten. Was von den mitgeſchleppten Waren nicht bereits verſchenkt worden war, wurde in Mapanja — wo Herr Stehr es durchſehen und dann meine Rechnung aufſtellen ſollte — zurückgelaſſen. Unterwegs bekam Mbua, deſſen Furcht beſtändig zu wachſen ſchien, Dyſenterie und gebärdete ſich ſo erbärmlich, daß das Mitleid, welches ich allenfalls für ſeine Krankheit hätte empfinden können, durch das Gefühl der Verachtung erſtickt wurde. Ich befahl Tom, ſich jedesmal, wenn er in den Buſch ginge,

mit geladenem Gewehr neben ihn zu stellen und ihn beim ersten Fluchtversuch niederzuschießen.

Als wir in halbstündiger Entfernung von Victoria den früher erwähnten Fluß überschritten, wurde, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, die kleine Colonne kampfbereit gemacht und wir Weiße begannen unsere eigenen Gewehre selbst zu tragen. Damit nicht etwa gesagt werden könne, ich habe mich heimlich hindurchgeschlichen, wählten wir den längern Weg quer durch den Ort und marschirten mit geschultertem Gewehr über die Hauptstraße. Da es grade die Zeit des Gottesdienstes war und auch ein großer Teil der erwachsenen Männer ins Gebirge ausgerückt sein mochte, so befanden sich in den Häusern, an denen wir vorbeischritten, nur sehr wenig Menschen. Aber diese wenigen eilten in solcher Aufregung hin und her, als ob sie die Schildwachen eines Ameisenhaufens wären, in dem man mit einem Stocke herumrührt. Den alten Brew sah ich mit einer für seine Jahre und seine Würde (als Vorsitzender der court of equity) durchaus nicht geziemenden Eile zur Mission rennen, wobei er sich so sorgfältig hinter Häuser und Hecken duckte, als ob er überzeugt gewesen wäre, daß wir auf ihn schießen würden. Dieser im übrigen ziemlich unbegründete Aufruhr gab einen Anhalt mehr zu der Annahme, daß die Victorianer kein reines Gewissen hatten und nun befürchteten, daß man ihre eigenen schlimmen Absichten gegen sie selbst anwenden werde.

Im Bootschuppen der Woermannschen Factorei lag unversehrt die von mir mitgebrachte Gigg, die nun ins Wasser geschoben und aufs reichlichste mit Bier und andern der Factorei entnommenen Vorräten (Herr Stehr hatte einen darauf bezüglichen Zettel an seinen schwarzen Clerk geschrieben) ausgestattet wurde. Der edle Mbua glaubte noch immer, daß die Victorianer unsere Einschiffung verhindern würden, und sein Mut hob sich erst wieder, als wir, an der bewaldeten Felsküste entlang steuernd, die Bucht von Victoria verlassen hatten. Trotz des sonnigen Tages war das Meer sehr aufgeregt und die ohnehin ziemlich gefährliche Bootfahrt längs dieser felsenstarrenden Küste wurde dadurch nur noch schwieriger. Aber es war herrlich anzusehen, wie an diesem menschenleeren, steil abfallenden und doch aufs schönste bewaldeten Gestade die Wellen sich brachen und ihren weißschimmernden Gischt emporspritzen ließen. Der Seegang legte sich ein wenig, als die

vor die Bimbia-Bucht gelagerte Nicol-Inſel in Sicht kam, und als wir um das letzte Cap herum in die breite Mündung des ſogenannten Bimbia-Fluſſes einbogen, war der Waſſerſpiegel ſo glatt wie an Sommertagen auf einem Binnenſee.

Herr Krohn, der Verwalter der Bimbia-Factorei, empfing uns mit unverhehlter Freude, ſchleppte auch ſofort Cocosmilch und Cognac herbei und berichtete, daß die Möwe, nachdem ſie einen Teil der Flußmündung vermeſſen habe, ein wenig oberhalb der Nicol-Inſel ankere, daß aber Generalconſul Dr. Nachtigal, der mit dem Woermannſchen Hauptagenten, Herrn Schmidt, nach Kamerun gereiſt ſei, ſich nicht an Bord befinde. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und geſtärkt hatten, fuhren wir, den Mbua mitnehmend, aber mit friſchen Ruderern, die Herr Krohn uns lieh, zu der in zwei Seemeilen Entfernung ankernden Möwe. Corvetten-Capitän Hoffmann und das ganze Officiercorps empfingen uns aufs herzlichſte, trotzdem wir ausſahen wie Trapper, wenn man es poetiſch, und wie Landſtreicher, wenn man es recht proſaiſch benennen will. Capitän Hoffmann ließ nicht nach, bis meine etwas verſchämten ſchwediſchen Freunde darein willigten, trotz ihrer ſeltſamen Tracht, in welche die Dornen des Urwaldes große und unheilbare Löcher geriſſen hatten, bei ihm zu ſpeiſen. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, den Mbua in Begleitung eines Matroſen das Schiff beſichtigen zu laſſen, damit er, der bisher noch kein großes Schiff, geſchweige denn ein Kriegsſchiff geſehen hatte, von den Machtverhältniſſen der europäiſchen Nationen eine etwas richtigere Vorſtellung bekäme.

Capitän Hoffmann, dem ich die von uns entworfene Karte des Kamerun-Gebirges zeigte, billigte meinen Vorſatz, ſo ſchnell wie nur möglich und ohne auf Dr. Nachtigal zu warten nach Sopo aufzubrechen. Er verſprach, mir für den folgenden Morgen eine Anzahl ſchwarz-weiß-roter Flaggen ſowie die Dampfpinaſſe der Möwe, welche behufs ſchnellerer Beförderung mein Boot ſchleppen ſollte, zur Verfügung zu ſtellen. Aber meine dringende Bitte, daß er einem ſeiner Officiere geſtatten möge, an der Expedition teilzunehmen, glaubte er, da meine Unternehmung nach des Generalconſuls und des Admirals Anſicht eine ganz private ſein ſolle, abſchlagen zu müſſen.

Durch die fröhliche Unterhaltung und den genoſſenen Wein in heiterſte Stimmung verſetzt, kehrten wir am ſpäten Abend zur

Factorei zurück, wo ich, von Herrn Krohn unterstützt, mit dem Aussuchen und Verpacken meiner Waren begann, was bis 2 Uhr nachts dauerte. Meine sämtlichen Kru-Leute hatten sich krank gemeldet, obwohl sie aufs beste verpflegt und mit solch herrlichen Genüssen, w. z. B. Salzfleisch, Zwieback, Reis und Rum, beinahe überhäuft wurden. Aber da von zweien nicht ganz genau festgestellt werden konnte, daß sie bloß heuchelten, so mußte ich mich entschließen, sie zurückzulassen, was auch nicht allzu schlimm war, da mir Herr Krohn drei andere lieh. Auch Peter versuchte, vor meinen Augen durch künstliches Würgen zu schließlichem Erbrechen zu gelangen. Aber da ich ihm gar keine Beachtung zuteil werden ließ und bloß lachte, so sah er sich schließlich veranlaßt, selbst in das Lachen mit einzustimmen.

Mbua war äußerst gehorsam, aber auch ganz mäuschenstill geworden und wußte, über die Möwe befragt, nichts anderes als them big ship and cannon be big too much (großes Schiff, sehr große Kanonen) zu sagen. Der ausgezeichnete Eindruck, den der freundliche Empfang auf der Möwe auch auf meine schwedischen Begleiter gemacht hatte, war nicht zu verkennen. Die kleine Meinungsverschiedenheit, die in Buea zutage getreten war, ist nie wieder zur Sprache gekommen. Es war augenscheinlich, daß meine bei Buea ein wenig ins Wanken geratene Autorität durch den kurzen Verkehr mit meinen Landsleuten neue Stärkung und Befestigung erlangt hatte.

Am Morgen des 12. Januar ruderten wir mit acht Kru-Leuten, einem Dolmetscher und neun Warenballen, also insgesamt zu zwölf Personen, abermals zur Möwe hinüber. Die Pinasse lag unter Dampf zur Abfahrt bereit und Capitän Hoffmann erklärte, daß er selbst uns eine Strecke weit begleiten werde — eine Höflichkeit, deren Wert wir wahrlich nicht gering anschlugen. Eine ganze Stunde lang dampfte die Pinasse, die mein vollgepfropftes Boot ins Schlepptau genommen hatte, auf breiter, mangrove-umsäumter und in vielfachen Krümmungen sich windender Fahrstraße, von der überall andere und ebenso breite Wasserwege abzweigten, in nordöstlicher Richtung stromaufwärts; ohne des ortskundigen Capitäns Hoffmann Begleitung würden wir ganz gewiß den Weg nicht haben finden können. Gleich hinter Dekullu Town tritt flaches, sumpfiges und mangrovebestandenes Ufer auf, welches, wenn man von den herrlichen Berggeländen Bimbias

kommt, doppelt unerfreulich aussieht; nach den durch das Aussehen des Landes bloß noch wahrscheinlicher gemachten Angaben der Eingebornen würde es längs des ganzen Ufers von Bimbia bis Mbinga kein einziges Dorf und keine einzige menschliche Ansiedlung geben. Das Fahrwasser ist überall so tief, daß selbst größere Schiffe als die Möwe mit Bequemlichkeit dort ankern könnten. Aber die große Anzahl der einen gesunden Schlaf fast zur Unmöglichkeit machenden Moskiten läßt solchen Ankerplatz nicht allzu verlockend erscheinen.

Nach einstündiger Fahrt gelangt man in einen schmälern, in nordnordöstlicher Richtung abzweigenden und vielfach geschlängelten Seiten-Creek, der uns nach kurzer Fahrt in die Nähe des noch 6½ km von dem Orte Mbinga entfernten Marktplatzes von Mbinga brachte. Der Creek endet hier in einer kleinen Bucht, in die, soweit wir uns darüber zu vergewissern vermochten, kein irgendwie bedeutender Wasserlauf einmündet. Wie aber sind diese Creeks entstanden? Es würde mir lieb sein, aus dem Munde eines tüchtigen Geologen darüber eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Da es Ebbe war und unser Boot bloß bis auf etwa 200 Schritt ans Ufer herankommen konnte, so mußten wir uns auf den Schultern meiner Schwarzen ans Land tragen lassen, was nicht bloß wegen der verhältnismäßig großen Strecke, sondern auch wegen der Eigenart des mit scharfkantigen Muscheln bedeckten Bodens ziemlich unangenehm war. Mein Hauptmann Freeman trug bei dieser Gelegenheit eine so sehr tiefe Schnittwunde davon, daß wir mit den uns zur Verfügung stehenden primitiven Verbandmitteln den Blutverlust kaum zu stillen vermochten.

Trotz der schönen hohen Bäume, die ihr schattenspendendes Blätterdach fast bis zum Wasserspiegel ausbreiteten, hatte der Strand von Mbinga etwas unbeschreiblich Trostloses, was wohl vorwiegend von der morastigen Beschaffenheit des durch die Regengüsse der letzten Nacht aufgeweichten Bodens und von den übelriechenden Dünsten des im Brackwasser stehenden Mangrovegebüsches herrühren möchte. Es gibt tropische Landschaften, die schon demjenigen, der sie zum erstenmal betritt, das Gefühl einflößen, daß er sich in einer Fiebergegend befinde. Von solcher Art war der Strand von Mbinga, der sich jedoch wegen des mehrmals wöchentlich dort abgehaltenen Marktes unter der Negerbevölkerung dieser

Ein Krw-Mann.
(Aus der Gartenlaube.)

Digitized by Google

Gegenden einer gewissen Berühmtheit erfreut. Wahrscheinlich ist der trostlose Strand von Mbinga, an dem übrigens niemand beständig lebt und an dem keine einzige Hütte steht, deshalb als Marktplatz gewählt worden, weil dies der einzige Ort zu sein scheint, wo eine Wasserstraße durch das dieses ganze Gestade umsäumende Mangrove-Dickicht hindurch bis dicht an das feste Land heranführt. Ueber Mbinga-Markt führt denn auch der einzige Weg, dessen sich die Bimbia-Leute bei ihrem Handelsverkehr mit den Oel erzeugenden Dörfern am Obstabhang des Gebirges bedienen.

Nach Negerart werden die Existenz und der Verlauf solcher Handelsstraßen möglichst geheim gehalten, und obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß schon sehr viele Mbinga-Leute nach Bimbia gekommen waren und weiße Männer gesehen hatten, so scheint doch vor Dr. Nachtigal noch kein weißer Mann nach Mbinga-Markt und vor mir noch niemand nach Mbinga-Stadt gelangt zu sein. In Mapanja hörte ich zum erstenmal den Namen Mbinga und gelangte zur der Ueberzeugung, daß ich von Sopo aus auf gradestem Wege bloß über Mbinga nach Bimbia werde gelangen können. Dem entsprechend schrieb ich an Dr. Nachtigal, und dieser fand in dem Bimbia-Häuptling Ikongolo einen ortskundigen Mann, der gegen gute Bezahlung dem Capitän des Küstendampfers Dualla (auf dem Dr. Nachtigal dorthin fuhr) den Weg nach Mbinga-Markt zeigte. Darüber aber waren die acht übrigen Bimbia-Häuptlinge so erbost, daß sie den Ikongolo ächteten und ihn, wäre nicht die Furcht vor Strafe gewesen, ganz gewiß getötet haben würden. Bei Dr. Nachtigals Ankunft in Mbinga-Markt, wo die Zusammenkunft mit König Njeka stattfinden sollte, machte man, da es kein anderes Mittel gab, mit dem Lande in Verbindung zu treten, aus Brettern ein Floß zurecht, auf dem dann einige Matrosen, um von dort Canoes herbeizuholen, ans Land schwammen.

Uns gelang dies, wie oben erwähnt, auf leichtere Art. Während die Matrosen der Möwe auf der Pinasse zurückblieben und auch mein Boot in Verwahr nahmen, entschloß sich Capitän Hoffmann, uns auf dem Wege nach Mbinga-Stadt noch eine Strecke weit zu begleiten. Obwohl es beständig durch herrlichen Hochwald (Eriodendren) ging, so war doch der Untergrund ein einziger zäher Morast, in den nach den zahlreichen Spuren zu urteilen erst vor wenigen Stunden einige Trinkwasser aufsuchende Elefanten ihre

breiten und beinahe kreisrunden Füße eingestampft hatten. An einzelnen Stellen war der Boden ganz überdeckt mit den duftenden und wohlschmeckenden, aber von den Eingebornen nicht genossenen Früchten einer wilden Feigenart.

Capitän Hoffmann gab seinem Staunen über die seltsame Art unseres Reisens unverhohlenen Ausdruck.

Mit solchen Leuten und solcher Ausrüstung, die eigentlich gar keine Ausrüstung ist, wagen Sie es, in ein fremdes, unbekanntes und vielleicht feindliches Land vorzudringen?

Ich würde mit Vergnügen bessere Leute in Dienst nehmen, wenn ich nur wüßte, wo ich sie bekommen könnte. Und für eine vollständigere Ausrüstung ist mir, wenn nicht das ganze Gebirge in Rogozinskis Besitz übergehen sollte, keine Zeit geblieben. Uebrigens sind meine Leute weit besser als ihr Aeußeres. Es täuscht wohl, daß wir alle so zerlumpt und landstreichermäßig aussehen.

Sie haben ja nicht einmal ordentliches Verbandzeug.

Woher hätte ich es bekommen sollen?

Wenn Ihnen nun einige Leute angeschossen würden, womit würden Sie dieselben dann verbinden?

Ich würde zuerst mein Taschentuch, dann mein Hemd, dann den Rock und zu allerletzt — aber bloß in der äußersten Not — die Hose dazu verwenden. Uebrigens vergessen Sie, daß wir eine ganze Menge Zeug bei uns haben.

Ich hoffe von Herzen, daß alles so gut und glatt ablaufen wird, wie Sie anzunehmen scheinen. Was die kaiserliche Marine für Sie thun konnte und thun durfte, ist mit der Beförderung nach Mbinga-Markt bereits geschehen. Wann soll ich Ihnen das Boot wieder hierhersenden?

Am Donnerstag, bitte! Donnerstag Nachmittag. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für dieses Anerbieten einer Sache, die ich nicht zu erbitten wagte. Meine Absicht ist, zur Sicherung der nach Bakundu führenden Handelsstraße nach Sopo hinauf zu marschiren, Vertrag zu schließen, Flagge zu hissen und sofort wieder zurückzukehren.

Capitän Hoffmann reichte den Schweden und mir zum Abschied die Hand und wir setzten unsern Marsch fort ins unbekannte, noch von keinem Weißen betretene Land hinein. Zweimal überschritten wir einen kleinen, von riesigen Eriodendren überschatteten

und Isuke (Ton auf der ersten Silbe) genannten Fluß, der, wie ich später sah, auch ganz dicht bei Mbinga-Stadt vorbeifließt. Dann ging es ganz sachte und auf trocknerm Boden aber stets und beständig durch Hochwald bergaufwärts. Die Entfernung von Mbinga-Markt bis Mbinga-Stadt beträgt in nordwestlicher Richtung 1 1/2 Stunden tüchtigen Marsches und die Meereshöhe von Mbinga-Stadt nach Dr. Nachtigals spätern Messungen (ich selbst habe keine gemacht) etwa 300 Fuß.

Ich will hier gleich erwähnen, daß, als ich sechs Tage später in Dr. Nachtigals Gesellschaft zurückkehrte, ein anderer und ein klein wenig kürzerer Weg gewählt wurde, der uns gar nicht über den Isuke-Fluß, wohl aber über einen winzigen Bach (anscheinend ein Zufluß des Isuke) führte.

Dumpfgrollender Donner verriet, als wir etwa eine Stunde unterwegs waren, das Herannahen eines Gewitters, und wir beeilten uns — was dem verwundeten Freeman besonders schwer fiel —, noch vor dem bevorstehenden Platzregen ein schützendes Obdach zu gewinnen. Thatsächlich erreichten wir rechtzeitig eine am Wege liegende Hütte, deren mit der Bereitung von Palmöl beschäftigte Bewohner durch unser Eintreten in nicht geringen Schrecken versetzt wurden. Obwohl wir die an langen Trögen stehenden Weiber aufforderten, mit dem Zerquetschen der braunroten Palmnüsse fortzufahren, so legten sie doch ihre von Oel triefenden Finger auf den Bauch (ebenso wie man bei uns die Hände in die Seite stemmt) und schauten uns an, als ob wir Gespenster gewesen wären. Hier zum erstenmal erblickten wir bei den Männern eine seltsame Mode, nämlich einen um die Hüfte gewundenen Schurz von Bananenblättern, die an der untern Seite in gleichmäßig breite Streifen zerschnitten waren. Genau ebenso muß vor 1 1/2 Jahrtausenden ein niemals fehlendes (bloß aus Leder anstatt aus Bananenblättern gefertigtes) Kleidungsstück der römischen Krieger ausgesehen haben. Auch eine Art von urwüchsigen Sonnenschirmen wird hierzulande aus Bananenblättern hergestellt, wie denn überhaupt die Cultur der Bewohner von Mbinga ein wenig höher steht als diejenige der Buea-Leute und anderer Hochlandsbewohner.

Als nach halbstündigem Warten der Regen ein wenig nachgelassen hatte, wanderten wir weiter und gelangten an zahlreichen, von Wohlstand zeugenden Hütten vorbei und durch wunderbar

üppige Bananenpflanzungen hindurch zu einem großen viereckigen Platz und einem mehrere Hundert Schritt langen, aber sehr schmalen Gebäude.

Das war König Njekas Palast; der König selbst, sagte man, sei durch eine Gerichtssitzung am Erscheinen verhindert, habe aber befohlen, uns und unsern Leuten Gemächer anweisen zu lassen.

König Njeka, der nach Beendigung seiner Gerichtssitzung zu unserer Begrüßung erschien, war ein stattlicher Mann von sehr angenehmen und gewinnenden Manieren. Welch ein Gegensatz zwischen ihm und den „wilden" Königen des Hochgebirges! Leider hat mich die spätere Erfahrung gelehrt, daß in dem wohlwollenden Njeka nicht weniger Arglist stecke als in dem rauhen Letongo. Aber der erste Eindruck war derart, wie er in Anbetracht der unleugbaren Thatsache, daß man bloß einen Neger vor sich hatte, gar nicht günstiger hätte gedacht werden können. Bekleidet war der Mann mit sauberm Hüftentuch und einem funkelnagelneuen, aber auch sehr in Ehren gehaltenen Strohhut, der ihm gar nicht übel zu Gesichte stand. Zudem trug er trotz seines verhältnismäßig jugendlichen Alters von kaum vierzig Jahren einen stattlichen schwarzen Vollbart, was um so auffallender war, da reichlicher Bartwuchs bei den Negern sonst bloß im Greisenalter aufzutreten scheint. Einen liebenswürdigern und sorgsamern Wirt als Njeka habe ich nirgendwo im Negerlande kennen gelernt. Sein Benehmen war ebenso würdevoll wie freundlich — eine Vereinigung von Eigenschaften, die bei Schwarzen bloß deshalb so selten zu sein scheint, weil die Würde, die sie zur Schau zu tragen lieben, meistens affectirt ist und die Herzlichkeit ausschließt. Njeka aber war, was man nach unsern Begriffen einen gebildeten und wohlerzogenen Menschen hätte nennen können.

Uns Europäern erscheint der Neger meistens als ein Zerrbild. Wir thun ihm in dieser Hinsicht ein bitteres Unrecht; denn es kann für den, der längere Zeit mit ihm verkehrt hat, keinem Zweifel unterliegen, daß er ziemlich ebenso fühlt und denkt wie wir, daß er alle und jede Anlagen besitzt, deren wir uns rühmen, nur in geringerm Grade oder auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung. Und wenn sogar Leute wie Dr. Nachtigal thatsächlich und allen Ernstes die Frage, ob weiße oder schwarze Haut schöner sei, erörtern können, was bliebe dann schließlich noch übrig, das als ein wesentlicher Unterschied der Negernatur

aufgefaßt werden könnte? Man möge sich doch vergegenwärtigen, daß der plumpste Bauer des abgeschlossensten Gebirgslandes im Grunde die gleichen Geistes- und Charakter-Anlagen besitzt wie der blaublütige Aristokrat der Residenz. Nur die Ausbildung und Entwicklung dieser Anlagen ist verschieden. Und wäre es nicht auch sehr leicht möglich, ja, sogar wahrscheinlich, daß sich vor 1½ bis 2 Jahrtausenden die gallischen und germanischen Häuptlinge in ganz ebenso abgeschmackter Weise, wie dies heute der Neger thut, mit den aufgelesenen Brocken einer höhern Cultur lächerlich gemacht haben? Der Neger ist weder ein Zerrbild noch dem Wesen nach so sehr von uns verschieden, wie man in Europa anzunehmen geneigt ist.

Aber ich will nicht über das Ziel hinausschießen, ich will an dieser Stelle noch einmal, wie schon mehrmals vorher, meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck verleihen, daß der Neger ebenso wenig jemals ein Europäer werden wird, wie der Mops ein Pudel. Der Schwarze mag als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft unter und neben Europäern leben, einzelne bevorzugte Individuen mögen es als Advocaten, Aerzte, Politiker u. s. w. zu einer angesehenen und geachteten Stellung bringen, aber der Weg, auf dem die Neger-Rasse als solche zu einer höhern Entwicklung gelangen kann, wird keinesfalls derselbe sein, auf dem wir Europäer es zu unserer heutigen Culturstufe gebracht haben. Eines schickt sich nicht für alle. Durch eine Veredlung ardennischer Karrengäule ist die Percheron-Rasse, durch eine Veredlung russisch-polnischer Steppenpferde die Trakehner-Rasse entstanden. Die Individuen beider Rassen haben dem Wesen nach die gleiche Anlage. Und dennoch, welche Verschiedenheit! Es würde lächerlich erscheinen, wenn ein Percheronhengst auf dem Rennplatz erschiene. Und ebenso widersinnig ist es, wenn man einen Negerstaat mit Parlament, Verfassung und ähnlichem Plunder ausstatten will. Wo solche europäische Culturformen mit Gewalt aufgepfropft werden sollen, wie z. B. in Liberia, in Sierra Leone und in geringerm Grade auch an der Goldküste und in Lagos, da ist bisher noch nie etwas Ordentliches herausgekommen.

Ein urwüchsiger Negerkönig, wie z. B. Njeka, ist gegenüber dem Präsidenten der Republik Hayti eine sehr sympathische Erscheinung. Die Neger-Rasse hat es aus eigenem Antriebe zu einer gar nicht so niedrigen Culturstufe gebracht, von der ich, an

die zu Hause gelesenen Werke unserer Culturhistoriker zurückdenkend, zu behaupten wage, daß sie fast noch gar nicht bekannt ist. Ein Reisender, dem es vor allem um die politischen Verhältnisse und ein seinen Lesern zu bietendes Gesamtbild zu thun ist, kann solchen Dingen nicht die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit widmen. Trotzdem habe ich es, da solch einheimische Culturformen unter dem Hauch der europäischen Cultur wie Schnee vor dem Wüstenwinde dahinschwinden, für meine Pflicht gehalten, aus solchen Gegenden, die ich als der erste Weiße betrat, über einzelne, ganz besonders meine Aufmerksamkeit reizende Erscheinungen der Negercultur, wie z. B. über Freude an Naturschönheit, Architekturformen, Höflichkeitscomment, Staatenbildung und religiöse Anschauungen, wenigstens einige oberflächliche Andeutungen zu geben. Es wäre ja sehr leicht möglich, daß schon meine Nachfolger vieles von dem, was ich noch beobachten konnte, nicht mehr vorfinden werden. Wenn eine Weiterentwicklung der unleugbar vorhandenen eigenen Cultur des Negers überhaupt möglich wäre, so könnte man sich gar nichts Wünschenswerteres vorstellen. Aber ehe es zu einer solchen Weiterentwicklung kommt, wird, wie oben angedeutet, diese Cultur dahingeschwunden sein. Mit Berücksichtigung seines heutigen Standpunctes eignet der Neger sich am besten zum Diener und Arbeiter. Auch bei uns gibt es dienende und herrschende Classen. Warum also sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein? Wird dieses wechselseitige Verhältnis der beiden Rassen sich jemals ändern? Manche Kaufleute behaupten, der Neger besitze solch außerordentliche Begabung für den Handel, daß er in nicht allzuferner Zeit dem Weißen den Rang ablaufen werde. Ich für meinen Teil glaube nicht daran und halte an der Ueberzeugung fest, daß sich an der Dienerstellung des Negers, welcher schon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weitern zwei Jahrtausenden nichts ändern wird. Damit soll dem einzelnen Neger, falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höhern Laufbahn nicht abgeschnitten sein. Es gibt namentlich in Nordamerica und in Brasilien, aber auch schon an einzelnen Orten Westafricas schwarze Advocaten, Aerzte und Kaufleute, die in keiner Weise hinter ihren europäischen Berufsgenossen zurückstehen. Aber es ist auffallend, daß der Neger, der im Nachahmen ein so großes und auffallendes Geschick zeigt,

bloß sehr wenig oder gar kein schöpferisches Talent zu besitzen scheint. Es gibt ein allerdings erst in den Kinderschuhen steckendes Kunstgewerbe des uncivilisirten Negers. Jene Schwarzen dagegen, die einmal mit europäischer Cultur in Berührung gekommen sind, scheinen für etwas anderes als die sklavische Nachahmung europäischer Formen gar nicht mehr befähigt zu sein. Ob auch das sich einmal ändern wird? Es ist mir kein einziges Beispiel bekannt, welches zu solcher Hoffnung irgendwelchen Anlaß gäbe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu König Njeka zurück, den auch Dr. Nachtigal für einen der liebenswürdigsten Neger des ganzen Kamerun-Landes gehalten hat. Nach Negerbegriffen äußerst wohlhabend, liebte er es, seinen Reichtum zu zeigen, ließ uns nicht bloß sein eigenes, mit den Frauengemächern in Verbindung stehendes Wohnzimmer anweisen, sondern führte uns auch seine sämtlichen elf Gattinnen vor und bewirtete uns und unsere Leute mit einer Palmölsuppe, in der, was für gewöhnlich als Verschwendung angesehen werden würde, wenigstens drei oder vier in kleine Stücke zerlegte Hühner umherschwammen. Von den elf Königinnen, von denen die älteste in bescheidener Weise die Rolle einer Hausfrau spielte und sich auch nach unserm Befinden erkundigte, hatte keine einzige etwas Imponirendes oder Majestätisches — Eigenschaften, die ich überhaupt noch bei keinem Negerweibe beobachtet habe. Njekas kleines Reich, das etwa 1000 Einwohner zählen mag, umfaßt außer Mbinga-Stadt noch die kleinen Ortschaften Mubita, Mbinga-Bwokwai, Debanda und Mututu, über deren Lage ich nichts Näheres erfahren konnte.

Wenn nicht am Tage die winzig kleinen Sandfliegen — die sich mit Eintritt der Dunkelheit zurückziehen und die auch bloß, wenn man sitzt oder steht, aber niemals, wenn man in Bewegung ist, stechen — so sehr lästig würden, könnte Mbinga als ein verhältnismäßig angenehmer Aufenthaltsort bezeichnet werden. Etwa 100—200 Schritt westlich von der königlichen Wohnung fließt rauschend (von NNO. nach SSW.) der waldbeschattete Isuke-Fluß vorüber, den wir mehrmals zu erfrischenden Bädern benutzten. Das wellig-hügelige Gelände, auf dem Mbinga liegt, gleicht wegen des Ueberwucherns des nicht zu bändigenden Pflanzenwuchses einem Walde, in dem die weitzerstreuten Hütten und Gehöfte und sogar trotz aller Ueppigkeit die ausgedehnten Bananenpflanzungen beinahe völlig verschwinden. Kokospalmen sind im

ganzen Gebirge, zu dem doch auch schon Mbinga gerechnet werden muß, so sehr selten, daß davon eigentlich kaum die Rede sein kann. Desto häufiger und desto üppiger sind die Oelpalmen. Aber während dieselben in der Höhe von Buassa und Buea keine Frucht mehr tragen und bloß noch Palmwein liefern, gehört jenes schöne, die südöstlichen Ausläufer des Gebirges umfassende Berg- und Hügelgelände, welches ich in der Zeit vom 12. bis zum 17. Januar für Deutschland erworben habe, zu den ölreichsten Gebieten des ganzen Kamerun-Landes. Mapanja und Buassa erzeugen Kautschuk, aber Bongandjo, Bonjoko, Bullikowa, Bonganga, Bonjemal und Bomote erzeugen fast all das Oel, welches über Bimbia in den Handel gelangt. Obwohl die „Plantanen" genannte unveredelte Bananen-Art außer Koko (Taro) und Cassada oder Mandiokka das hauptsächlichste Nahrungsmittel darstellt, so sind doch veredelte und in rohem Zustande eßbare Bananen sehr selten.

Eine Speise, die auf Verlangen jederzeit, wenn auch nicht in sehr reinlicher Weise bereitet wird, ist die berühmte Palmölsuppe (palm-oil-chop), die aus dem mit Cassadamehl vermischten Oel der zwischen den Fingern zerquetschten frischen Palmnüsse aus den gekochten Scheiben der möhrenartigen Kokowurzel und aus gesottenen und in Stücke geschnittenen Hühnern besteht. Durch einen starken Zusatz von Landespfeffer (eine Art Paprika) und zuweilen auch noch von andern Gewürzen wird diese breiartige Speise so beißend und „heiß", wie man es zu nennen pflegt, daß im Vergleich mit ihr indischer Curry ein mildes Gericht heißen könnte und Uneingeweihte wohl auch nach dem ersten Löffel allerlei Gesichter schneiden.

Freemans Wunde hatte sich bei näherm Zusehen als so schlimm und tief erwiesen, daß ich mich notgedrungen entschließen mußte, ihn in Mbinga zurückzulassen. Die gleiche Vergünstigung, nämlich bei guter Pflege in Mbinga zurückbleiben zu dürfen, mußte dem Peter zugestanden werden, da er an einem Halsübel erkrankte, welches meine schwedischen Begleiter für Diphtherie zu halten geneigt waren. König Njeka versprach Ersatz für den Ausfall und entschloß sich, wenn wir bis zum folgenden Morgen warten wollten, uns nach Bongandjo zu begleiten, um bei König Esuka (Ton auf der ersten Silbe), der sein Freund sei, für unsere Sache einzutreten.

Am Morgen des 13. Januar setzte sich um 6 Uhr 50

Minuten unſere durch zahlreiche Mbinga-Leute verſtärkte Colonne in Bewegung, überſchritt nach einer Viertelſtunde den in ſteinigem Bette dahinplätſchernden Iſuke-Fluß — am jenſeitigen Ufer ſteht dicht bei der Furt ein gewaltiger Eriodendron, der bloß etwas kleiner iſt als der berühmte Rieſenbaum von Weida — und hielt dann, obwohl mit gelegentlichen kleinen Abweichungen nach Weſten, ſo doch im großen und ganzen eine ſtreng nördliche Richtung inne. Am äußerſt ſteilen Gehänge ging es zu dem ſich in den Iſuke-Fluß ergießenden muntern Uende-Bach hinunter und dann an der andern Seite ebenſo ſteil wieder aufwärts. Um 8 Uhr 45 Minuten wurde, während es zu donnern und zu blitzen begann, an einem landſchaftlich bevorzugten Orte, wo Njeka früher ein inzwiſchen verſchwundenes Landhaus beſeſſen hatte, Raſt gemacht. Von Weſten her vernahmen wir das Toſen eines Waſſerfalles, das laut Njekas Ausſage von einem Benanga genannten, mit dem Iſuke nicht zuſammenhängenden und auch etwa zwei- oder dreimal ſoviel Waſſer enthaltenden Fluſſe herrühren ſollte. Gehe man 1—2 Stunden weit nach Oſten — erzählte Njeka —, ſo komme man zu einem ſehr großen Strom namens Ombe, welcher der größte Waſſerlauf ſei, den er geſehen oder von dem er gehört habe.

Auf ſchmalen und ſchlüpfrigen Negerpfaden durch ſchönen Hochwald bergan ſteigend, gelangten wir um 9 Uhr 10 Minuten auf den Kamm eines mächtigen, dem Hauptwall des Kamerun-Gebirges vorgelagerten Höhenrückens, von dem ſich ein entzückender Ausblick auf das Gebirge eröffnete. Leider habe ich es unterlaſſen, genau feſtzuſtellen, in welcher Richtung der ſehr ſcharf hervortretende Gipfel des Götterberges lag, ſo ungefähr war es NNW. Beim Herunterſteigen von dieſem langgeſtreckten und hohen, aber verhältnismäßig ſchmalen Bergrücken wurde ich mit einer neuen Art von africaniſchem Aberglauben bekannt gemacht. Als ich nämlich ins Stolpern geriet, kam erregt und beinahe zitternd König Njeka herbeigeſtürzt, um mich aufrecht zu halten. Da die Sache ſich gleich darauf wiederholte, ſo ließ er mich durch Mbua aufs flehentlichſte bitten, ich möchte doch vorſichtiger ſein, denn wenn ich zu Boden ſtürze, ſo würde das für ihn, deſſen Gaſt ich ſei, ein entſetzliches Unglück bedeuten.

Und warum denn?

Weil die Götter beleidigt ſein würden.

Die Götter des weißen oder die Götter des schwarzen Mannes? fragte ich.

Aber Mbua erklärte, der König, der von Dingen, die Geheimnis seien, schon zu viel gesagt habe, wolle nicht weiter mit der Sprache herausrücken.

Um 9 Uhr 30 Minuten überschritten wir drunten im Thale nicht ohne Schwierigkeit einen sehr breiten, aber gar nicht tiefen, von Ost nach West strömenden Fluß, von dem Njeka, aber mit großer, seine Unwissenheit verratender Unsicherheit in der Stimme, behaupten wollte, daß es der Benanga sei, der sich dann später in den Ombe-Strom ergieße. Die letztere Behauptung war jedenfalls aus der Luft gegriffen; denn wie könnte sich ein nach Westen strömender Fluß in einen Strom ergießen, von dem erst so eben behauptet worden war, daß man eine Stunde lang nach Osten gehen müsse, um zu seinen Ufern zu gelangen? Um 10 Uhr mußte derselbe Fluß (also wahrscheinlich wohl der Benanga), der aber hier von West nach Ost floß und dicht bei der durch große Steine gangbar gemachten Furt einen von Norden kommenden Bach aufnahm, abermals passirt werden. Um 10 Uhr 10 Minuten erblickten wir, während gleichzeitig in nordnordwestlicher Richtung der Götterberg sichtbar wurde, die ersten Häuser von Bongandjo und um 10 Uhr 20 Minuten wurde, nachdem wir noch zum Schlusse nach Nordwest umgebogen waren, vor dem Hause des Königs Esuka Halt gemacht.

Wir waren grade $3^1/_2$ Stunden unterwegs gewesen, und da wir bloß einige Minuten gerastet hatten, aber sonst sehr schnell vorwärts gekommen waren, so dürfte die Entfernung von Mbinga-Stadt bis Bongandjo kaum auf weniger als 14 bis 15km anzuschlagen sein. Wir waren dabei fortwährend, aber doch im großen und ganzen ziemlich sachte bergan gestiegen. Dr. Nachtigal schätzte die Höhe von Bongandjo auf 550 bis 600m. Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, führte durch eine herrliche, niemals ermüdende Scenerie und entzückte durch eine Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses, von der unsere schönsten europäischen Wälder auch nicht einmal ein annähernd zutreffendes Bild zu geben vermöchten. Dabei marschirte man fast stets im Schatten, sodaß die Gefahr eines Sonnenstichs gar nicht in Frage kam. Mbua, der schon früher einmal von Bongandjo nach Mbinga gegangen war, hatte damals einen noch bequemern, aber auch sehr viel längern

Weg (angeblich 5 Stunden) gewählt. Dörfer sind auf der ganzen 15km langen Strecke nicht vorhanden, diejenigen Ortschaften, mit denen ich einige Tage später Verträge abschloß, liegen sämtlich eine kleine Strecke weiter östlich. Ueber den rätselhaften Ombe-Fluß habe ich auch in Bongandjo nichts weiteres erfahren können, als die wiederum ziemlich zweifelhafte Angabe, daß er bei Mebio, einem, soviel ich weiß, nordwestlich von Bongandjo gelegenen Orte, vorbeifließe. Es wäre nicht undenkbar, daß dieser angeblich größte Fluß des Gebirges trotz Njekas Angabe, daß man, um ihn zu erreichen, nach Osten gehen müsse, zwischen Bimbia und Mbinga in den Bimbia-Creek einmündete. Und in diesem Falle würde auch der Benanga recht gut als einer seiner Zuflüsse angesehen werden können. Soviel steht außer Zweifel, daß dieser von Flüssen und Bächen wimmelnde Südost-Abhang des Kamerun-Gebirges zu den wasserreichsten und fruchtbarsten Teilen von Westafrica gehört und sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch recht gut zur Cultur des in den Thälern von Bergflüssen am besten gedeihenden Cacaos eignen würde.

Da Njeka mir erzählte, daß König Esuka von Bongandjo mit Buea Krieg führe, obwohl er den 250 Kriegern dieses Ortes bloß 120 Bewaffnete entgegenzustellen vermöge, so glaubte ich guten Grund zu der Annahme zu haben, daß der mir noch unbekannte Herrscher, um sein Ansehen zu stärken, mit Vergnügen einen Vertrag unterzeichnen würde. Bongandjo, das bisweilen auch Bondongo genannt wird, zählt neben Buea, Lissoka, Sopo und Mbinga zu den volkreichsten Ortschaften des Gebirges und besitzt außerdem wegen der Größe und Fruchtbarkeit des Gebietes eine verhältnismäßige Wichtigkeit. Njeka, der in Esukas Wohnung völlig heimisch zu sein schien, führte uns mit der Bemerkung, daß der hochbejahrte König krank sei und vielleicht gar nicht erscheinen könne, in ein außergewöhnlich großes und sehr reinliches, aber, vielleicht als Folge eines religiösen Opfers, rings herum mit frischem Blut besprengtes Gemach.

Als wir auf den niedrigen, fußbankähnlichen und kreisförmig geschweiften Neger-Schemeln Platz genommen hatten, zeigte sich in der Thüröffnung die ehrwürdige, auf einen Stab gestützte Gestalt des weißhaarigen und hochgewachsenen, aber leider etwas furchtsamen Herrschers, der sich, wenn ich nicht irre, ganz ebenso wie Letongo von Buea den Titel „Großkönig" beilegt. Auf unsern

dringenden Wunsch begannen die Trommeln dem Volke und namentlich den Häuptlingen zu melden, daß in wichtiger Angelegenheit eine Volksversammlung abgehalten werden solle. Esuka lauschte inzwischen aufmerksam der einschmeichelnden Beredsamkeit Njekas und ließ uns durch Mbua verdolmetschen, daß ihm ein Vertrag sehr willkommen sein würde, daß wir aber zum mindesten 1—2 Tage bei ihm bleiben müßten, damit er Ziegen und Schweine schlachten und ein großes Fest herrichten lassen könne. Da unser dringender Wunsch, Sopo womöglich noch vor Rogozinski zu erreichen, die Gewährung der königlichen Bitte unmöglich machte, so befahlen wir, um Esukas Sinn zu erweichen, schnell und noch vor Ankunft des Volkes die allein für den König bestimmten Geschenke herbeizubringen.

Es waren das vorwiegend seidene Tücher, während der eigentliche Kaufpreis für abgetretenes Land und dergleichen in so und so viel Stück des „Satin Stripes“, „Big Madras“, „Big, big Madras“ (das Wort big wird bei der ersten Sorte achtmal wiederholt) u. s. w. genannten Baumwollzeuges bezahlt zu werden pflegt. Die schlechteste Sorte, nämlich die in keiner Factorei fehlenden Satin Stripes (woher die seltsame Bezeichnung kommt, vermag niemand anzugeben), sind solch fadenscheiniges, bloß durch farbigen Kleister zusammengehaltenes Gewebe, daß dasselbe schon nach einmaligem Waschen überhaupt nicht mehr existiren würde. Von der Mitnahme buntseidener Familien-Regenschirme, alter Uniformröcke und blankgeputzter Säbel aus Napoleonischen Zeiten hatte ich diesmal, da solche Dinge sich nur schwer befördern lassen, Abstand nehmen zu müssen geglaubt und wegen der geringen Anzahl der Träger meine Warenballen bloß mit der landläufigen Münze, nämlich baumwollenen Zeugen, einigem Seidenzeug für die Könige und Häuptlinge und einigem Tabak zum Einkauf von Lebensmitteln ausgefüllt, wozu dann noch zwei Demijohns nötigenfalls zur Aufheiterung der Volksstimmung zu verwendenden Rums hinzukamen. Da der Neger die einzelnen Zeugsorten ganz ebenso gut wie der erfahrenste Kaufmann zu unterscheiden weiß, so hatte ich, um bei einem bestimmten Gewicht, das nicht überschritten werden durfte, möglichst viel Geld zur Verfügung zu haben, fast lauter teure und nach africanischen Begriffen sogar sehr wertvolle Zeuge ausgesucht, ohne daß jedoch die berühmten Satin Stripes, mit denen der Neger nun einmal

am besten vertraut ist, ganz hätten fehlen dürfen. Da in den Factoreien, ohne daß ich mich näher um die Sache bekümmert hätte, über das, was ich anfänglich mitnahm, und dann später über das, was ich zurückbrachte beziehentlich ausgegeben hatte, eine Rechnung aufgestellt wurde, und da meine schwedischen Freunde die Gefälligkeit hatten, mich der Sorge um den kaufmännischen Teil unserer Reise zu entheben, so vermag ich dem Leser nicht einmal anzugeben, wie viel denn eigentlich diese herrlichen Manufacturwaren wert gewesen seien. Aber es schwebt mir so etwas vor, als ob jedes Stück „big big big big big big big Madras", also wohl das non plus ultra des africanischen Kleiderluxus, etwa einen Doppel-Sovereign (40 ℳ) gegolten habe. Aus meinen Rechnungen, in denen, wie ich mit Recht argwöhne, meine liebenswürdigen Wirte bloß europäische Einkaufspreise ohne Fracht und Spesen notirt haben und in denen es von Blue Prints, White Prints, Victoria cloth und Fancy Prints wimmelt, vermag ich nicht klug zu werden. So viel ist sicher, daß meine Schätze, die noch dazu von den Herren Knutson und Waldau mit großer Geschicklichkeit grade im geeignetsten Augenblick gezeigt zu werden pflegten, ein kaum verhehltes Staunen hervorriefen und für diese Gegenden wirklich etwas Außerordentliches, niemals vorher Gesehenes darstellten.

Auch der Großkönig Esuka vermochte sich, obwohl er einiges zu tadeln und auszusetzen hatte, dennoch ebensowenig als alle übrigen diesem Zauber zu verschließen und als, von vielem Volk begleitet, die drei Häuptlinge Motumbe, Gbame und Gombi angelangt waren, glaubte ich mich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß Esuka, soviel an ihm liege, so angelegentlich wie nur möglich unsere Sache vertreten werde. Anfänglich schien alles gut zu gehen, und nachdem außer Esuka und den drei Häuptlingen noch einige andere Weißköpfe (graues Haar ist bei sehr alten Negern ebenso häufig wie Kahlköpfe selten sind) erklärt hatten, daß sie gern einen ähnlichen Vertrag, wie Njeka ihn unterzeichnet habe, abschließen möchten, begann ich mit der Abfassung des Schriftstückes, welche jedoch durch einen kleinen Zwischenfall verzögert wurde. Da wir energisch erklärten, daß wir für diesmal keinesfalls länger als einige Stunden bleiben könnten, so hatte Esuka mir doch wenigstens das landesübliche Geschenk eines Schweines machen wollen, und wie gewöhnlich war

das Gastgeschenk den es mit Jubel empfangenden Lastträgern (Kru- und Mbinga-Leute) überwiesen worden.

Als ich nun durch einen Ausruf des Herrn Waldau aufmerksam gemacht aus der Hütte trat, sah ich, wie man dem stark quiekenden Tier, ohne daß etwas zu seiner Tötung geschehen wäre, den Bauch geöffnet und die Hinterbeine, die bereits im Topfe lagen, abgeschnitten hatte. In der Nerven-Ueberreizung, in der ich mich ohnehin schon befand, stieg mir bei diesem häßlichen Anblick der Zorn zu Kopfe und ich versetzte dem tierquälerischen Mbinga-Mann mit dem Kolben meines Carabiners einen so wuchtigen Schlag, daß er blutend zu Boden stürzte. Das Schwein war auf meinen strengen Befehl von Tom getötet worden und auch der Mbinga-Mann, dessen Haut bloß ein wenig zerkratzt zu sein schien, war längst wieder aufgestanden. Aber durch die bereits sehr zahlreiche Menschenmenge lief ein Gemurmel, welches mir Mbua mit den Worten „weißer Mann behandle schwarzen Mann sehr schlecht" verdolmetschte. Von jener Freude an der Tierquälerei, wie sie vom nord- und südamericanischen Indianer zu einer teuflischen Kunst entwickelt worden ist, findet sich beim Neger, der im Grunde genommen ein guter Kerl ist, auch nicht die leiseste Spur; aber der Schwarze ist Tieren (und bisweilen auch Menschen) gegenüber unglaublich roh, und gefühllos und kann insofern, obwohl mehr in passiver Art, fast ebenso grausam sein wie der zum Quälen erzogene Indianer.

Obwohl ich mir des ungünstigen Eindrucks, den meine unüberlegte Hitzköpfigkeit hervorgerufen hatte, sehr wohl bewußt war, so begann ich doch in aller Ruhe an meinem Schriftstück weiterzuarbeiten, bis die Blicke, die Mienen und das Geflüster der vor mir Sitzenden mich darauf aufmerksam machten, daß jemand hinter mir stehe und sich über meine Schulter beuge. Mich umwendend, schaute ich in das häßliche und verschmitzte Gesicht eines mir völlig unbekannten Negers.

Was willst du? fragte ich.

Ich möchte mit dir sprechen, o Herr, erwiderte der Schwarze in sehr schlechtem Englisch, denn ohne mich wirst du keinen Vertrag abschließen können.

Unsinn! Laß mich in Ruhe!

Ich bin Fetischpriester oder Medicinmann aus Money Town im Bimbia-Lande.

Das ist mir sehr gleichgültig.

Wie viel willst du mir bezahlen, wenn ich für dich spreche und ohne, daß du dir Mühe damit zu geben brauchst, deinen Vertrag zustande bringe?

Kerl, laß mich in Ruhe und versuche nicht, das Volk gegen mich aufzureizen, oder ich werde dich in Ketten legen lassen.

Herr Waldau zupfte mich, als er diese Worte hörte, am Arme und winkte mir, mit ihm auf die Seite zu treten. Es wäre am besten, meinte er, wenn wir mit einem Stück Zeug diesem Manne den Mund stopften.

Unmöglich, erwiderte ich, wie würden später die Engländer jubeln, wenn sie auch nur den leisesten Anhalt zu der Behauptung bekämen, als ob wir durch Bestechung und andere unerlaubte Mittel zum Ziele gelangt seien.

Aber kennen Sie denn auch die Macht und den Einfluß eines solchen Medicinmannes? Er könnte uns recht unangenehm werden.

Das ist mir höchst gleichgültig. Unsere Verträge müssen rechtlich und moralisch unanfechtbar sein, sonst haben sie keinen Wert. Und wenn der Mann nicht klein beigibt, so können wir ihn ja mit uns herunter nach Bimbia schleppen, um ihn dort aburteilen zu lassen.

Der Medicinmann war verschwunden, aber Mbua berichtete, daß dieser schlaue Halunke, der doch ganz gewiß nicht lesen konnte, den Leuten und besonders dem König vorgeredet habe, mein Vertrag enthalte „schlechtes Palaver".

Jetzt erst verstand ich, weshalb er sich über meine Schulter gebeugt und sich den Anschein gegeben hatte, zu lesen, was ich schrieb.

Als es zur Unterzeichnung kommen sollte, weigerte sich der König, die Feder in die Hand zu nehmen. Er wünsche sein Land unter deutschen Schutz zu stellen und die deutsche Flagge gehißt zu sehen, aber meine Feder sei Hexenwerk, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Als ich den König an sein kurz vorher gegebenes Versprechen und an Njekas Vertrag erinnerte, schien er wieder schwankend zu werden und die Unterzeichnung doch noch vornehmen zu wollen. Aber unglücklicherweise fielen seine Blicke grade im entscheidenden Augenblick auf den Fetischpriester, der, als ob er Geister beschwöre, mit den Händen allerlei Faxen machte. Esuka legte die Feder wieder hin und ging weg.

Mich dagegen übermannte zum zweiten Mal der Zorn und ich befahl meinen Leuten, den Medicinmann in Ketten zu legen. Tom und Mbua (der ſich wieder bei mir einſchmeicheln wollte) drangen durch die Volksmenge, konnten jedoch des ſchlauen und gewandten Prieſters nicht habhaft werden, und als die eiſernen Handſchellen gebracht wurden, ohne daß der Frevler, für den ſie beſtimmt waren, zur Stelle geweſen wäre, erkannte ich, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte. Man wird nie zu alt, um zu lernen, und ſollte ich noch einmal in meinem Leben auf ähnliche wunderbare Eroberungen ausziehen, ſo würde ich es wahrſcheinlich beſſer machen. Der Hoffnung, daß Eſuka doch noch ſein Handzeichen unter den Vertrag malen werde, mußte ich jetzt entſagen und begnügte mich damit, ein Schriftſtück abzufaſſen, in welchem alle des Schreibens kundigen Anweſenden bezeugten, daß der König, die Häuptlinge und das Volk von Bongandjo vorbehaltlich der Genehmigung durch die deutſchen Autoritäten ihr Land unter den Schutz des deutſchen Reiches geſtellt hätten. Angeſichts der Stimmung des Volkes und im Hinblick auf etwanige ſpätere Verſuche der Victorianer ſchien es mir wünſchenswert zu ſein, dem Schutzverhältnis auch einen äußerlichen Ausdruck zu geben, und zwar dadurch, daß eine deutſche Flagge, und ſei es auch einfach die ſchwarzweißrote, gehißt würde.

Auf dem großen Platze vor Eſukas Wohnung ließ ich einen mächtigen Flaggenbaum aufpflanzen und die anweſenden Bongandjo-Leute auffordern, ſich, der König und die Häuptlinge in der vorderſten Reihe, rund herum aufzuſtellen. Nach einer kleinen von mir gehaltenen Anſprache ſtieg, begleitet von den ſchnell erlernten Hurras des Volkes, die Flagge empor, die dann noch durch ein Salvenfeuer aus ſämtlichen Gewehren begrüßt wurde.

Soweit dies in der Eile überhaupt geſchehen konnte, war unſere Aufgabe, die alles in allem nur ſechs Stunden in Anſpruch genommen hatte, erreicht und ich befahl ohne Verzug den Marſch nach Bullikova anzutreten, um wenn möglich dieſen Ort noch vor Eintritt der Dunkelheit zu erreichen. Von allen weitläufig gebauten Ortſchaften des Kamerun-Gebirges ſcheint mir Bongandjo den allergrößten Flächenraum zu bedecken. Wenn man an einer Hütte vorbeigegangen iſt, ſo dauert es jedesmal volle fünf Minuten, wenn nicht mehr, bis man zu einer zweiten gelangt. Falls wirklich der ganze Ort, von dem ich doch nur einen kleinen Teil geſehen

habe, auf dieſe Weiſe angelegt iſt, ſo dürfte, da ſämtliche Felder innerhalb des Ortes zu liegen ſcheinen, der geſamte Flächenraum etwa 1/4 oder 1/2 Mal ſo groß ſein als derjenige von Berlin.

Die Entfernung nach Bullikova, das ganz genau öſtlich von Bongandjo liegt, wird kaum weniger als 4 1/2km betragen, und wir haben ſie wegen der mannigfaltigen kleinen Schwierigkeiten, die dieſe kurze Wegſtrecke darbietet, trotz ſehr ſtarken Gehens bloß in etwas mehr als einer Stunde zurücklegen können. Obwohl man drei waſſerreiche Bäche namens Fje, Lebbe und Beja (die beiden erſtern fließen von WNW. nach OSO., der letztere dagegen beinahe von W. nach O.) zu überſchreiten hat, ſo ſind doch Steigung und Senkung ſehr gering. Viel Aufenthalt verurſacht dagegen der ſchlechte Zuſtand der Fußpfade, die ſtellenweiſe von Laubwerk und von übermannshohem Schilfgras dermaßen überwuchert ſind, daß man ohne Buſchmeſſer gar nicht durchkommen kann. Uebrigens trifft man auf der ganzen Strecke bis Bullikova ab und zu immer wieder Oelpalmen oder auch teils friſchgerodete, teils mit Bananen, Koko oder Caſſada beſtandene Plantagen. Den Wald ſcheint man hier genau ebenſo wie in Braſilien zu roden, nämlich durch Umhauen der größten Bäume, deren verdorrendes Laub in der trockenen Jahreszeit angezündet wird, während die Baumſtümpfe, bis ſie ſchließlich vermodern, im Felde ſtehen bleiben. (Zwiſchen Bongandjo und Bullikova muß es verſchiedene Fußpfade geben, denn als ich ſpäter mit Dr. Nachtigal dieſe Strecke abermals zurücklegte, führte man uns einen andern Weg als den, den ich kennen gelernt hatte.)

Schon näherten wir uns dem Orte Bullikova, als Tom in größter Eile herauſtürzend mir mit ernſter Miene mein Gewehr überreichte, weil wir demnächſt angegriffen werden würden. Thatſächlich bemerkte ich eine ganze Anzahl mit Lanzen und Steinſchloßgewehren ausgerüſteter Leute, die ſeitwärts vom Wege durch das hohe Gras hüpfend uns zu überholen und, wie es anfänglich ſchien, uns den Weg abzuſchneiden verſuchten. Bei der Ankunft an einer kaum 100 Schritt entfernten Furt ſtellte es ſich jedoch heraus, daß wir es bloß mit Neugierigen zu thun hatten, denen das große (und von wegen unſeres Anzuges etwas zweifelhafte) Glück, uns zu ſehen, in Bongandjo nicht zu teil geworden war und die nun mit ziegenbockähnlichen Sprüngen nachgeeilt waren, um doch auch ſagen zu können, daß ſie mit dabei geweſen ſeien.

Es kommt unser einem ganz seltsam vor, wenn man außer seinen sonstigen guten und bösen Eigenschaften auch noch als Schaustück verwandt wird. Man ist das nicht gewohnt und man hat so ein Gefühl, als ob man sich das eigentlich gar nicht gefallen zu lassen brauchte. Aber bei einigem Nachdenken wird man sich nicht ohne einen Anflug von Beschämung gestehen müssen, daß die eigenen werten Landsleute im Puncte der Neugierde zum wenigsten nicht besser, vielleicht viel schlimmer sind. Ja wirklich, in dieser Hinsicht können die Wilden denn doch als bessere Menschen gelten. Namentlich das zarte Geschlecht. Solch schwarze Tanten befühlen wohl mit aller Ungenirtheit dein Haupthaar, deine Haut, deinen Bart, weil sie gar nicht glauben wollen, daß das alles echt sei. Aber eine derartige Beschäftigung mit seinen Mitmenschen ist doch von sehr unschuldiger Art, wenn man sie mit jenem unglaublichen Maße von Roheit vergleicht, wie es sich bei uns in den feinsten wie in den niedersten Gesellschaftsschichten hinter der Ausbildung des edlen Klatsches verbirgt.

Als wir die ersten Hütten von Bullikova erreichten, kam uns ein großer Teil der Bevölkerung entgegen, geführt von König Menjoli, der zur Feier des Tages eine Interims-Officier-Uniform des 51. preußischen Infanterie-Regiments angelegt hatte. Obwohl in Bezug auf geistige Anlagen und Weltklugheit weit hinter Njeka zurückstehend, übertraf Menjoli denselben wo möglich noch an Liebenswürdigkeit und von Herzen kommender Gastlichkeit. Hätte nicht Njeka, der uns bisher als Führer und Vertrauensmann gedient hatte, Schwierigkeiten gemacht, so würde, trotzdem vier von meinen Schwarzen ernstliche Krankheitserscheinungen zeigten und einer thatsächlich vor Ermattung zusammengebrochen war, noch am gleichen Abend trotz der hereinbrechenden Dunkelheit der Weitermarsch nach Sopo angetreten worden sein. Aber Njeka, dem irgendein Gerücht von Feindseligkeiten im Gebirge zu Ohren gekommen zu sein schien, zeigte die gewöhnliche Feigheit des Negers und erklärte, daß er wegen des bevorstehenden Frühlingsfestes am folgenden Morgen in Mbinga zurückerwartet werde. Vergebens versprach ich, da mir an seiner Begleitung sehr viel gelegen war, goldene Berge. Meine Bemühungen fruchteten nichts, und als Mbua mit allen Anzeichen der Wahrheit aussagte, daß Njeka, der um seine Handels-Interessen besorgt sei, in Bongandjo doppeltes Spiel getrieben und, während er unsere Partei zu nehmen schien,

den Fetiſchmann heimlich unterſtützt habe, da drangen auch meine ſchwediſchen Freunde in mich, den allzu ſchlauen König unbehelligt ziehen zu laſſen, weil er uns andernfalls auch noch den Abſchluß der Verträge mit Bullikova und andern Orten erſchweren könnte.

Obwohl Mbua, der ſeit dem Beſuch auf der Möwe wie umgewandelt war, ſich anheiſchig machte, bei Verluſt ſeines ganzen Lohnes für ſeine Ausſage den Beweis der Wahrheit zu erbringen, ſo iſt doch, da Dr. Nachtigal eine ſehr gute Anſicht von Njeka hatte, nichts gegen denſelben unternommen worden, was auch wohl das allerklügſte war.

Kaum hatte der ſtattliche und nur allzu kluge König von Mbinga ſich verabſchiedet, als wir durch die Trommeln das Volk von Bullikova zur Verſammlung berufen ließen und noch am gleichen Abend mit König Menjoli und den zwei Häuptlingen Gotto und Bokke einen ähnlichen Schutzvertrag wie mit Buaſſa abſchloſſen. Das Gebiet, welches auf dieſe Weiſe dem deutſchen Colonialbeſitz zugefügt wurde, iſt äußerſt fruchtbar, überreich an Palmöl und wird von 200 bis 300 Menſchen, unter denen 50 waffenfähige Männer ſein ſollen, bewohnt. Kautſchuk ſoll nach Ausſage der Ortsbewohner bei Bullikova nicht vorkommen, doch dünkt es mir viel wahrſcheinlicher, daß die betreffenden Lianen den Eingebornen nicht bekannt ſind. Wildwachſenden Kaffee, den ich bei der Beſteigung des Götterberges in großer Menge antraf, habe ich ſeltſamerweiſe an dem ſehr viel fruchtbarern Süd-oſt- und Oſtgehänge des Gebirges nirgendwo finden können. Ueber den auf hügeligem Anſtieg gelegenen, von zahlloſen Palmen und üppigſter Buſchvegetation beſchatteten Ort Bullikova weiß ich, da er ſich in keiner Weiſe von den übrigen Gebirgsorten unterſcheidet, nichts weiteres zu ſagen, als daß die Bewohner ihr Trinkwaſſer einem Uange genannten Bach entnehmen, der ſich angeblich in den rätſelhaften Ombe-Fluß ergießen ſoll.

Da ein dumpfes Gerücht von dem Vordringen der Victorianer bereits bis Bullikova gelangt war und außerdem zwei Tage vorher dicht bei Sopo ein angeblich ſehr blutiges Gefecht ſtattgefunden haben ſollte (wahrſcheinlich war einigen „Helden“ die Naſe wund geſchlagen worden), ſo fand ſich in Bullikova trotz der dafür ausgeſetzten ſehr hohen Belohnung niemand, der uns nach Sopo hätte begleiten wollen. Mbua kannte den Weg nicht und wir verfielen ſchließlich auf das Auskunftsmittel, uns nach einem zwiſchen Bulli-

kova und Sopo gelegenen Gebirgsdorf namens Bonjoko (wo wir Führer nach Sopo zu erhalten hofften) geleiten zu lassen. Menjoli hatte uns eine unfern von seiner eigenen Wohnung gelegene, einen einzigen sehr großen Raum enthaltende Hütte anweisen lassen, und um eine Wiederholung der Ereignisse von Buea unmöglich zu machen, hatten wir unsere sämtlichen Schwarzen dort schlafen lassen.

Als ich um 4 Uhr morgens die glimmenden Funken des niedergebrannten Feuers zusammenstöberte, schienen die Aussichten für einen erfolgreichen Weitermarsch nicht besonders glänzend zu sein. Der Mann, der am vorigen Tage zusammengebrochen war, befand sich in einem Zustande, der mich das schlimmste befürchten ließ. Ein anderer, der im Fieberdelirium lag, schaute mich, als ich, die Kerze in der Hand, auf ihn zutrat, mit solch unheimlich gläsernen Augen an, daß ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Und damit nicht genug, wünschte sogar Herr Waldau, der sich unwohl fühlte und dessen schwere Stiefel keine Sohlen mehr hatten, in Bullikova zurückbleiben zu dürfen. Der Leser wird sich entsinnen, daß ich bereits zwei Leute in Bimbia und zwei andere, die mir von allen die liebsten gewesen waren, in Mbinga hatte zurücklassen müssen. Jene Mbinga-Leute, die mit Njeka heraufgekommen waren, wollte ich wegen ihrer äußersten Unzuverlässigkeit diesmal überhaupt nicht mitnehmen. Nachdem Arzneien und Speisen verteilt worden waren, trat ich um 6 Uhr 30 Minuten, bloß von Herrn Knutson, Mbua und vier Kru-Leuten begleitet, den Marsch nach Sopo an. Den größten Teil der Waren hatten wir bei Herrn Waldau zurückgelassen; dagegen waren wir diesmal alle bis an die Zähne bewaffnet.

Von Bullikova bis Bonjoko waren wir bei sanftem Anstieg des Weges, und zwar zuerst in nordwestlicher und dann in nord-nordwestlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Diese kurze Entfernung genügte jedoch, um abermals einen meiner Leute zusammenstürzen zu lassen. Wir brachten ihn in des Königs Nduva Haus, forderten den König und den Häuptling Bonda auf, sich zum Vertragsschluß bereit zu halten, und wollten eben den Weitermarsch antreten, als das seltsam schlaffe Benehmen der wenigen mir noch zur Verfügung stehenden Leute mich stutzig machte. Sollten die Ereignisse von Buea sich hier wiederholen? Unsere Truppe war nun einmal so sehr geschwächt, daß mir an ein paar Leuten mehr oder weniger auch nicht viel gelegen sein konnte. Ich hielt

es daher für zweckmäßig, bloß solche mitzunehmen, die den Strapazen des Weges auch wirklich gewachsen wären und uns nicht etwa unterwegs noch Unannehmlichkeiten bereiteten. Als ich fragte: Wer will mich freiwillig nach Sopo begleiten? trat Tom vor.

Das hatte ich vorausgesehen. Aber da kam — kaum wollte ich meinen Augen trauen — noch ein anderer, von dem ich es ganz gewiß nicht erwartet haben würde. Dieser eine hatte sich unter der ganzen faulen Bande durch den allerhöchsten Grad von Faulheit ausgezeichnet und ich hatte ihm deshalb den schmeichelhaften Titel „lazy boy“ verliehen. Jeden Morgen, solange wir nun auch schon im Gebirge umhergezogen, hatte sich in unveränderter und stets gleichbleibender Art derselbe Vorgang wiederholt. Sobald die Leute ihre Lasten in die Höhe hoben, hatte der Lazy Boy es jedesmal mit bäuerischer Pfiffigkeit so einzurichten gewußt, daß er just im geeigneten Augenblick vor dem allerleichtesten Warenballen stand und sich desselben nun mit unschuldigster Miene, als ob das ganz zufällig gewesen wäre, bemächtigen konnte. Und jeden Morgen war ich dann auf den allzu schlauen Burschen zugeschritten, hatte den von ihm sorgfältig ausgewählten Pack einem schwachen oder kranken Träger gegeben und den Lazy Boy dafür an das allerschwerste Gepäckstück herangestellt. Man sieht also, daß des Lazy Boy Antecedentien — wie es etwa vor Gericht heißen würde — nicht allzu sehr für ihn sprachen. Begreift man nun meine Verwunderung darüber, daß grade dieser Mensch sich zu einem Zuge bereit erklärte, zu dem ich niemand zwingen wollte?

Auch du, Lazy Boy? fragte ich mit ungeheucheltem Erstaunen.

Lazy boy, lazy boy, me no be lazy boy, knurrte er, mo fit go where Masser go (Faulpelz, Faulpelz, ich kein Faulpelz; ich kann gehen, wohin Masser geht).

Ginge ein solcher Beweis der Hochachtung nicht über das Verständnis des gewöhnlichen Negers hinaus, so würde ich dem lang aufgeschossenen Burschen die Hand gedrückt haben. Ich überlegte, ob ich ihm sofort ein schönes Geschenk machen solle, hielt es jedoch, damit die ohnehin schon bei jedem Neger vorhandene Neigung zur Augendienerei nicht noch bestärkt werde, für besser, die Belohnung bis später zu verschieben.

Von den vielen Leuten, mit denen ich ausgezogen, haben bloß Herr Knutson, Mbua, Tom und der Lazy Boy (dessen eigent-

lichen Namen ich leider vergessen habe) bis Sopo hinauf bei mir standgehalten. In nordwestlicher Richtung auf bewaldeten Gehängen berganſteigend, erreichten wir nach 15 Minuten den wasserreichen, in steinigem Thale munter dahinrauschenden Uange-Bach (denselben, der unsern von Bullikova vorüberfließt). Dort, wo wir dieses krystallklare Berggewässer überschritten, war die Richtung derart, daß der von Westen oder vielleicht auch von Südwesten kommende Bach, eine starke Biegung machend, seinen Lauf nach Südosten fortsetzte. Wenn der Uange-Bach wirklich in den Ombe-Fluß einmündet, so wäre das doch wieder ein Beweis dafür, daß dieser sich bloß oberhalb und nicht unterhalb Mbingas in den Bimbia-Creek ergießen könnte. Vom Uange-Bach ging es in nordnordwestlicher Richtung eine tüchtige Wegstunde stark bergan, bis wir Sopo erreichten.

Eine Art von Ahnung sagte uns, daß nicht alles in Ordnung sei, und als wir den großen Marktplatz vor des Königs Wohnung erreichten, wehte dort thatsächlich die englische Kriegsflagge. Also zu spät! Wir hatten das Menschenmögliche gethan, und wenn es uns trotzdem nicht beschieden gewesen war, das schwarzweißrote Banner hier zu entfalten, so möchte ich doch noch einmal daran erinnern, welche ungeheuren und durch keinerlei Opferwilligkeit aufzuwiegenden Vorteile der Pole und die Victorianer vor uns voraus hatten. Während ich mich streng an Dr. Nachtigals Vorschriften hielt und bloß mit Aufwand aller meiner Energie einen treulosen Dolmetscher und ein feiges Trägercorps mit mir zu schleppen vermochte, hißte Rogozinski, dem jede gewünschte Anzahl von Dolmetschern zur Verfügung stand, wohin er auch kam, die englische Flagge, und zwar gleichgültig, ob mit oder ohne Vertrag. Und dennoch und trotz alledem hatte ich bereits mit vier Ortschaften rechtsgültige Verträge abgeschlossen, während erst über zweien (und dazu noch in Lecumbi ganz widerrechtlich) die englische Flagge wehte.

Wir hatten erwartet, Rogozinski noch in Sopo anzutreffen, hörten aber, daß er, um Verstärkungen heranzuziehen, nach Buea zurückgegangen sei und sich wenigstens am verflossenen Abend noch mit fünfzehn bewaffneten Victorianern und zehn Trägern daselbst aufgehalten habe. Gegenüber dem Widerstande der Bevölkerung sei es ihm nicht geglückt, irgend etwas in Buea zu erreichen, wohingegen es so schien, als ob Sopo thatsächlich einen Vertrag

mit ihm abgeschlossen habe. Genaues konnten wir, da der wahrscheinlich von Furcht ergriffene König von Sopo sich verleugnen ließ, nicht erfahren. Während ich die an des Königs Wohnung angeschlagene Bekanntmachung der „Royal British Court of Victoria“ las, unterhielt Herr Knutson sich lange und angelegentlichst mit den schnell herbeiströmenden Ortsbewohnern. Er erzählte mir später, daß er den Leuten klar gemacht habe, welch große Dummheit sie begangen hätten. Denn ich sei der größte Krösus von ganz Africa, der mit Geschenken nur so um sich würfe. Thatsächlich hätten sich denn auch die schnell überzeugten Leute geschämt, mit Rogozinskis wohl nicht allzu reichlichen Geschenken hervorzukommen. Mbua und Tom wollten sich über dieses Privatvergnügen, welches mein lustiger Begleiter sich gestattet hatte, beinahe zu Tode lachen.

An der Thatsache, daß Sopo wenigstens einstweilen für uns verloren sei, war nun einmal nichts zu ändern und wir suchten uns mit guter Laune in das Unvermeidliche zu schicken. Der Leser, der die politische Tagesgeschichte verfolgt, wird sich entsinnen, daß solche Einverleibungen in Südafrica oder Polynesien, die von der Capcolonie und den australischen Colonieen ausgingen, weder von unserer Regierung anerkannt noch auch von der englischen Regierung aufrechterhalten worden sind. Und selbstverständlich hatte die winzige englische Colonie Victoria ebensowenig wie Capland oder Neu-Süd-Wales das Recht, auf eigene Faust einzuverleiben und auswärtige Politik zu machen.

Sopo, von wo aus wir den Gipfel des Götterberges in Nord 30° West erblickten, liegt auf einer plateauförmigen Abflachung des Gebirges, in einer Höhe von 2500 bis 2800 Fuß über dem Meeresspiegel. Man würde demnach von Buea kommend (ich habe diesen Weg nicht zurückgelegt) etwa 500 Fuß bergab steigen müssen. Der Ort soll gegen hundert waffenfähige Männer zählen und seinen sehr großen Ziegenherden einen verhältnismäßigen Wohlstand verdanken. Das Alpendorf Sopo gleicht also in Bezug auf das sehr starke Hervortreten der weiter unten fast gar nicht betriebenen Viehzucht seinem Nachbarort Buea, allerdings mit dem Unterschiede, daß Buea seinen schönen Kühen und Sopo seinen zahllosen Ziegen eine besondere Aufmerksamkeit widmet.

Von dem Gedanken, nun sofort nach Lissoka weiterzugehen — was unter den obwaltenden Umständen allerdings mehr denn

abenteuerlich gewesen sein würde —, bin ich durch Knutsons ermahnenden Zuspruch und den Hinweis auf den Zustand unserer Leute abgebracht worden. Wir erreichten ohne Unfall Bonjoko, dessen weitausgedehntes Gebiet uns jetzt, nachdem die Victorianer Sopo weggenommen hatten, von doppeltem Werte zu sein schien, schlossen mit König Nduva und Häuptling Bonda, die nach ihrer Behauptung über dreißig waffenfähige Männer verfügen, einen Vertrag ab und kehrten, ohne von Bonjoko etwas weiteres als die ziemlich erbärmliche königliche Hütte gesehen zu haben, noch früh am Tage nach Bullikova zurück.

Nachdem wir den Rest des Nachmittags, den Abend und auch einen Teil der Nacht zum Niederschreiben von Notizen benutzt hatten, soweit eben die Pflege der Kranken uns dazu Zeit ließ, wurde wiederum am frühen Morgen aufgebrochen. Diesmal galt es den in südöstlicher Richtung gelegenen volkreichen Ortschaften, die wir denn auch sämtlich an diesem Tage erreicht und für Deutschland gesichert haben. Schon nach 17 Minuten sehr schnellen Gehens in südlicher Richtung gelangten wir nach Bonganja, das sechzig waffenfähige Männer besitzen soll. Nachdem in aller Eile eine Volksversammlung berufen worden war, unterzeichneten König Mafani und Häuptling Menjole den in englischer Sprache abgefaßten Vertrag.

Nun ging es, und zwar in südöstlicher Richtung, sachte bergabwärts nach Bonjemal, das wir in abermals 17 Minuten erreichten. Der Ort zählt weniger Einwohner als Bonganja und vermag auch bloß vierzig Krieger ins Feld zu stellen, nimmt aber in meinem Gedächtnis wegen des herrlichen Palmenwaldes drunten im Thale einen hervorragenden Platz ein. Fast dünkte es mir, als ob ich solch schöne Palmen noch niemals gesehen hätte. Stamm an Stamm von genau derselben Dicke und ganz genau derselben üppigen Ausbildung der eleganten Blätterkrone standen sie dort, zu Hunderten und abermals Hunderten die Höhen und die sanft abfallenden Gelände umkleidend, namentlich aber die tiefen Thäler ausfüllend, und gewährten einen Anblick, wie wenn man durch die endlosen Säulenreihen der Moschee von Cordoba hindurchblickt. Welch zauberhaft schönes Land, welche Fruchtbarkeit, welcher Reichtum!

Dort, wo an einzelnen beinahe senkrechten Abstürzen die Naturfarbe des Bodens zutage trat, sah ich teils schwarze oder

dunkelbraune Humuserde, teils roten Lehm, der mich an das Togoland erinnerte. Anstehendes Felsgestein ist, von der Lava abgesehen, im Kamerun-Gebirge ziemlich selten. Ganz unten am Meere, namentlich bei Bimbia, habe ich mehrfach basaltische Bildungen beobachtet. So weit ich darüber zu urteilen vermochte, scheint im ganzen Gebirge bis zur Grenze des Waldes hinauf die mit Humus durchsetzte Vegetationskrume zum allerwenigsten mehrere Meter dick zu sein. Vielleicht wird man von hier in 50 Jahren einen großen Teil des Cacaos beziehen, den alsdann die nächste Generation trinken wird.

Die Weiber von Bonjemal hatten sich, und zwar wahrscheinlich aus diesem oder jenem religiösen Anlasse, mit einer weißen Masse beschmiert, was in Anbetracht ihrer übermäßig stark entwickelten Körperformen und ihrer beinahe vollständigen Nacktheit ziemlich unanständig aussah. Wie seltsam doch, daß sowohl Trauer um Verstorbene als auch religiöse Hingabe diesen Leuten und namentlich den ohnehin bloß so notdürftig bekleideten Frauen zum Anlaß dient, sich auch noch der nach unsern Begriffen allernotwendigsten Kleidungsstücke zu entledigen! Während Tom und Mbua auf dem freien Platze vor des Königs Wohnung, von wo aus man einen herrlichen Blick nach unten in das palmenbestandene Thal hatte, einige Koffer zu einem improvisirten Schreibtisch auftürmten, bot man uns immer und immer wieder — bald mir, bald den beiden andern — ein recht hübsches Mädchen zur Frau an.

Der Vertrag wurde von König Ekombene, Häuptling Muimbe und Häuptling Nye unterzeichnet, beziehentlich mit den als Handzeichen dieser Herren geltenden Kreuzen versehen. Die Verteilung der in Manufacturwaren bestehenden Geschenke erfolgte hier wie auch an andern Orten in der Weise, daß der König ein Viertel, die Häuptlinge ein anderes Viertel und das Volk die Hälfte erhielten. Außerdem pflegt man dann noch ein in Tabak bestehendes Extrageschenk zu geben. In anderer Form als in der von Geschenken würden die Leute, woran sie auch ganz recht thun, eine Vergütung für den Abschluß eines solchen Vertrags nicht annehmen wollen. Der Neger entbehrt durchaus nicht eines gewissen Tactes, und alle diese Könige und Häuptlinge haben das ganz richtige, wenn auch vielleicht recht unbestimmte Gefühl, daß man zwar Land verkaufen könne, daß aber ein Schutz- oder Freundschaftsvertrag kein käuflicher Gegenstand sei.

Schon in Bonjemal wurde uns gerüchtweiſe mitgeteilt, daß zwei weiße Männer, bei denen ſich eine ganze Anzahl uniformirter Träger befänden, in Mbinga angelangt ſeien und uns wahrſcheinlich entgegenmarſchiren würden. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß einer von dieſen Männern Dr. Nachtigal ſei, und ich brauche kaum zu ſagen, wie groß unſer Verlangen war, Mbinga noch am Abend des gleichen Tages zu erreichen. Die Wegſtrecke bis zum nächſten, Bomote genannten Orte, wurde bei beſchleunigtem Tempo in 25 Minuten zurückgelegt, wobei wir zunächſt ein außerordentlich tiefes und ſteiles, aber ganz waſſerleeres Thal und dann (20 Minuten nach dem Aufbruche von Bonjemal) den an dieſer Stelle von Nordnordweſt nach Südſüdoſt fließenden Iſuke-Fluß überſchreiten mußten.

Bomote, welches bloß zwanzig waffenfähige Männer zählt, iſt von allen Orten, mit denen ich Verträge abgeſchloſſen habe, der kleinſte. König Gando und Häuptling Bokbato beſtätigten die Nachricht von der Ankunft zweier andern Weißen, und nachdem ich noch grade rechtzeitig vor einem kleinen Regenguß die Unterzeichnung der unter Gottes freiem Himmel abgefaßten Schriftſtücke zuſtande gebracht hatte, wurde mit einer Eile, die das von fruchtbarem Wald- und Ackerland umſchloſſene Oertchen wahrlich nicht verdiente, der Weitermarſch, diesmal gradeswegs auf Mbinga los, angetreten.

Capitel XII.

Dr. Nachtigal.

(Rückkehr nach Mbinga. — Des ſchwarzen Mannes Frühlingsfeſt. — Der kaiſerliche Bevollmächtigte beſtätigt die von mir abgeſchloſſenen Schutzverträge. — Zur Naturgeſchichte des Palmweins. — Ratten und Negerbetten. — Weitere Gebietserwerbungen ſeitens Dr. Nachtigals und Sr. Maj. Schiff Bismarck.)

Von Bomote bis Mbinga ſind wir, und zwar im allgemeinen in ſüdlicher Richtung eine Stunde und 25 Minuten unterwegs geweſen, wobei es beinahe beſtändig, zum Teil ganz ſacht, aber auch ſtellenweiſe ſehr ſteil bergab ging. Nach zehn Minuten überſchritten wir einen von Nordweſten nach Südoſten fließenden Bach, der ein Zufluß des Iſuke iſt, und vernahmen nach einer weitern Viertelſtunde, als wir grade einen ſehr ſteilen Abhang hinunterſtiegen, das laute Rauſchen des tief unten im Thale ſichtbar werdenden Fluſſes, der hier von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt ſtrömt. 35 Minuten nach dem Aufbruch von Bomote bewunderten wir einen nicht weniger als 40 Schritt im Umfange meſſenden Eriodendron-Baum, überſchritten den Iſuke, raſteten am jenſeitigen Ufer und ſetzten dann in geringer Entfernung vom linken Flußufer durch hohen Wald unſern Weg nach Mbinga fort.

Trommelklang und frohes Stimmengewirr ſchollen uns entgegen, als wir uns gegen 5 Uhr nachmittags dem Orte näherten, wo, wie man uns erzählt hatte, zwei Weiße unſerer harrten. Aus dem Walde heraus auf den freien Platz vor des Königs Wohnung tretend, ſah ich eine zahlreiche, anſcheinend zu feſtlichen

Spielen versammelte Menschenmenge und erkannte Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt, die, auf niedrigen Negerschemeln sitzend, Cigarren rauchten und große Töpfe mit Palmwein vor sich stehen hatten. Beide erhoben sich bei unserm Anblick und kamen uns entgegen, herzlich lachend über unsern allerdings recht seltsamen Aufputz, den ich nicht besser zu schildern weiß, als durch die Angabe, daß ein funkelnagelneuer Anzug, den ich erst beim Aufbruch von Kamerun dort erstanden hatte, jetzt in Fetzen herunterhing und mich zwang, die Blößen meines Körpers mit Negertuch zu verhüllen.

Dr. Nachtigal drückte, als er meine Hand schüttelte, seine große Befriedigung darüber aus, daß ich, wenn auch in solch trostloser Toilette, dennoch lebend und gesund zurückgekehrt sei, und übereichte mir ein großes Paket für mich angelangter Briefe und Zeitungen, fragte aber mit keinem Worte danach, was ich denn eigentlich im Gebirge erreicht habe. Wenn du warten kannst, so kann ich es auch, dachte ich und begann, während ich meine Briefe las, ein reges Interesse für den in reichlicher Menge vorhandenen Palmwein an den Tag zu legen. Nachtigal, dessen Miene jene innere Ruhe und Zufriedenheit zeigte, wie sie bei ihm trotz aller Thatkraft, die er zu entfalten imstande war, doch nur selten getrübt wurde, schien bloß für die Bocksprünge der unter König Njekas Leitung ihr dreitägiges Frühlingsfest (Black Man's Christmas) feiernden Mbinga-Leute Sinn zu haben. Man vergegenwärtige sich, welch angenehmes Gefühl der Ruhe und Behaglichkeit mich nach dem rastlosen Vorwärtsstürmen der letzten Wochen überkommen mußte.

Peter und Freeman, die ich in Mbinga hatte zurücklassen müssen, kamen mit wohlgenährten und grinsenden Gesichtern zu mir, behauptend — aber wohlverstanden ist jeder Neger ein Schmeichler —, große Freude darüber zu empfinden, daß sie ihren Master so gesund und wohlbehalten wiedersähen. „Fine place, fine chop, fine women, fine too much" (nettes Städtchen, gutes Essen, hübsche Weiber), so lautete Peters Urteil über die königliche Residenz Mbinga. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt die sämtlichen schwarzen Matrosen der Möwe, die wegen eines Zwistes aus dem Dienst der kaiserlichen Marine entlassen worden waren, mit sich führten, so möge man sich vorstellen, welches Leben sich beim Herannahen der Essenszeit (time for chop) vor

der königlichen Wohnung von Mbinga entfaltete. Schon begann es dunkel zu werden und Hunderte von Leuchtkäfern zogen ihre feurigen Kreise durch die Luft, als Dr. Nachtigal mit den Worten: Sie haben acht Verträge abgeschlossen; darf ich dieselben einmal ansehen, auf mich zutrat. Ich überreichte ihm die Schriftstücke und die von mir gezeichnete Karte des Gebirges und fuhr dann fort, für meine Leute Reis abzumessen. Nach einiger Zeit war Nachtigal abermals an meiner Seite.

Die Herren Schweden, sagte er, haben mir erzählt, daß Sie sich viele Gewissensskrupel gemacht hätten und daß es Ihnen sehr schwer geworden sei, von Buea den Rückweg anzutreten. Meine Ansicht ist, daß Sie im vollsten Maße Ihre Pflicht gethan haben. Wir wollen morgen bergaufwärts marschiren, um Ihre Verträge in aller Form zu bestätigen.

Mir war eine Centnerlast vom Herzen genommen. So besaß ich denn also aus dem berufensten Munde die Versicherung, daß jene Aufgabe, der ich mich bloß mit einem Alpdruck des Gewissens, weil mit ungenügenden Kräften, unterzogen hatte, in Ehren gelöst sei. Die folgende Nacht war seit zwei Wochen die erste, in der ich wirklich und thatsächlich geschlafen, so ruhig und zufrieden wie ein unschuldiges Kind geschlafen habe.

Während den Herren Schmidt, Knutson und Waldau die Haremsgemächer des Königs zur Verfügung gestellt wurden, bereiteten sich Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit in dem vordern Raume zwei nicht allzu luxuriöse Nachtlager. Derselbe Mann, der vorhin durch seine göttliche Ruhe meine aufgeregten Nerven besänftigt hatte, wurde jetzt nicht müde, mich bis in die späte Nacht hinein über alle Einzelheiten des kleinen Eroberungszuges auszufragen und über seine eigene Thätigkeit mit solch erstaunlicher Offenheit zu sprechen, daß ich ihn mehrmals zu unterbrechen und auf sein sehr großes Vertrauen aufmerksam machen zu müssen glaubte. Ich kannte ja damals die ebenso kluge wie gütige Natur dieses ausgezeichneten Mannes noch viel zu wenig, um zu wissen, daß Dr. Nachtigal ganz gewiß der allerletzte gewesen sein würde, irgend etwas zu sagen, was er nicht hätte sagen dürfen.

Am folgenden Morgen traten wir, während außer Mbua meine sämtlichen Leute in Mbinga zurückblieben, zu fünf Weißen einen abermaligen Marsch ins Gebirge an. Dr. Nachtigal bat mich scherzend, da ich die richtige Art des Verkehrs mit den

Schwarzen so sehr schnell erlernt zu haben scheine, das Commando über die schwarzen Matrosen der Möwe übernehmen zu wollen. In Bomote, Bonjemal und Bonganja bestätigte der Generalconsul meine Verträge und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen; die Eingebornen baten jedoch, daß kein Salvenfeuer abgegeben werden möge, weil im Gebirge bloß in Kriegszeiten oder nach Todesfällen geschossen zu werden pflege. Bullikova, dessen König bei unserer Ankunft an einem heftigen Fieber litt, wurde von Dr. Nachtigal zum Ausgangspunct für die zwei Seiten-Ausflüge nach Bongandjo und Bonjoko erkoren. Weiter als bis Bongandjo und Bonjoko, wo ebenfalls meine Verträge bestätigt und die Kriegsflaggen gehißt wurden, ist Dr. Nachtigal nicht gelangt. Obwohl er wahrlich keine Mühe scheute und mit entblößtem Kopfe, den Rock auf dem Arm uns andern rüstig voranschritt, so glaube ich doch, daß ihm das Bergsteigen herzlich sauer geworden ist. Einmal, nur ein einziges Mal, begann er thatsächlich zu klagen.

Es ist noch gar nicht abzusehen, sagte er, wann man die Heimreise wird antreten können. Diese africanischen Angelegenheiten ziehen sich endlos in die Länge. Ich habe in Tunis alles zurücklassen müssen, wie es stand und lag — so schnell habe ich abreisen müssen. Damals hieß es, es handle sich bloß um ein paar Monate. Hm, das geht nun einmal nicht anders. Werde ruhig aushalten müssen. Wenn nur diese elende Seekrankheit auf dem kleinen Schiffe nicht wäre. Seit einiger Zeit fühle ich Schmerzen oberhalb der Hüften, grade dort, wo die Nieren sitzen. Es ist nicht immer angenehm, Arzt zu sein. Man weiß dann nur allzu genau Bescheid.

Sind denn Nierenleiden so schlimm?

Meistenteils unheilbar. Man verordnet zwar allerlei dagegen, aber es hilft nichts. Ich werde, nach Deutschland zurückgekehrt, ein kühlendes Wässerlein trinken. Das thut man um der Selbsttäuschung willen. Eh bien, wir werden sehen. Vielleicht irre ich mich.

Welch ein Genuß, nach gethaner Tagesarbeit den Generalconsul abends plaudern zu hören, so z. B. über sein Zusammentreffen mit dem unglücklichen Fräulein Tinne, über seinen Empfang im ägyptischen Sudan, wo ihm die Behörden gewaltsam einen Frack anzogen, ohne daß er nach sechsjähriger Reise quer durch

Africa ein Hemd beſeſſen hätte, oder über ſeinen Empfang in Kairo, wo kein Gaſthofbeſitzer den zerlumpten Mann aufnehmen wollte, bis dieſer ſich zu erkennen gab und es ſich herausſtellte, daß auf höhern Befehl bereits die Staatsgemächer eines der erſten Gaſthöfe für ihn in Beſchlag genommen waren. Dr. Nachtigal liebte die Geſelligkeit und verſtand es, aus der erbärmlichſten Negerhütte eine Art von Salon zu machen, der mir, wo es auch immer ſein mochte, den geiſtigen Brennpunct von ganz Weſtafrica darzuſtellen ſchien. Die Luft war ſo zu ſagen geladen mit geiſtiger Elektricität, es ſprühten Witze und Funken des köſtlichſten, aber niemals boshaften Humors, deſſen Wirkung ſich auch auf die Schwarzen zu übertragen ſchien.

Saß dieſer ſeltſame Mann da, in aller Gemütsruhe rauchend, plaudernd und Palmwein trinkend, ſo konnte man die Neger-Häuptlinge mit ſolch grinſenden Geſichtern im Kreiſe herumſtehen ſehen, als ob ſie vor Vergnügen nächſtens platzen würden. Und dennoch, welch unnahbare Autorität, ſobald Nachtigal in einer Verſammlung ſprach oder unartigen und pflichtvergeſſenen Königen den Standpunct klar machte. Mehrmals habe ich bereits die feine Beobachtungsgabe des Negers und ein gewiſſes Gefühl für Anſtand und Tact erwähnt, welches namentlich den Vornehmern und Höhergeſtellten innewohnt. So lange ich der Führer und Befehlshaber einer eigenen kleinen Expedition war, hat niemals ein König oder Häuptling ſich darin geirrt, zu wem er zuerſt zu gehen und wem er zuerſt die Hand zu reichen hätte. Aber ſeit ich Nachtigal begleitete, hat ſich niemand mehr ſonderlich um mich gekümmert. Denn der Neger kennt bloß die thatſächliche Herrſchaft; mediatiſirte Fürſten würden ihm nicht im geringſten imponiren.

Noch möchte ich etwas genauer ſolches Nachtlager, wie das von Bullikova, beſchreiben, um zu zeigen, daß auch ein „Generalconſul und kaiſerlicher Bevollmächtigter für die Weſtküſte von Africa“ nicht immer in Paläſten wohnt. Zu fünf Weißen und etlichen Schwarzen hauſten wir ſelbander in einem Raume von 8 Schritt Breite und 16 Schritt Länge — einem Raume, der am Tage bloß durch die Thüröffnung und die Ritzen zwiſchen den Bambusſtäben der Wände, nachts dagegen durch ein ziemlich genau in der Mitte brennendes und mehr Rauch als Licht entwickelndes Feuer erhellt wurde. Der Fußboden beſtand aus ge-

ſtampftem Lehm und wurde von Hausvieh — Ziegen, Hühnern, Hunden —, das weder am Tage noch auch nachts ſeinem angeſtammten Anrecht an die gewohnte Behauſung gänzlich entſagen mochte, zu unſerer großen und gerechten Entrüſtung für Zwecke benutzt, die uns keineswegs mit Behagen erfüllten. Thüren in unſerm Sinne, alſo in Angeln hängende Thüren, ſind dem Bakwiri-Neger unbekannt; er begnügt ſich mit einem aus Raphia-Geflecht hergeſtellten, längs einer obern und einer untern Stange bewegbaren Schieber, der nachts vor die Thüröffnung gerückt und auch wohl von innen mit Riegeln derart befeſtigt wird, daß kein Unberufener hereinkommen kann. Das unſolide Gebälk der ſchrägen Dächer pflegt der Wohnſitz zahlloſer Ratten von einer beſonders langſchwänzigen, lebhaften und ſtreitſüchtigen Art zu ſein.

Und nun die leibliche Verpflegung! Während ich ſtets, ſo lange dieſelben ausreichten, den (allerdings ſehr geſchmackloſen) europäiſchen Conſerven und namentlich dem Corned beef den Vorzug gegeben habe, liebte Dr. Nachtigal die Palmölſuppe und pflegte über diejenigen zu ſcherzen, die in Africa nicht auch als Africaner zu leben vermöchten. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt beinahe gar nicht für Vorräte geſorgt hatten und die meinigen unter dem Zuſpruche von fünf Weißen bald zur Neige gingen, ſo mußte Palmwein den portugieſiſchen Collares und das Woermannſche Bier aus der Marienthaler Brauerei erſetzen. Nun glaube ich mich, während des Aufenthaltes in Bullikova und Mbinga, unter der ſachkundigen Anleitung meiner Begleiter zu ſo etwas wie einem Kenner von Palmwein herangebildet zu haben und möchte auch meine geneigten Leſer mit den Eigentümlichkeiten dieſes eben ſo unſchuldigen wie wohlſchmeckenden Getränkes etwas näher bekannt machen.

Der Palmwein, den die Bergbewohner „Mimba“ und die Bewohner der Ebene „Mimbo“ nennen, wird von zwei Palmenarten, zum überwiegenden Teil jedoch aus den angebohrten Blattkolben der Oelpalme gewonnen und ſtellt in friſchem Zuſtande eine trübe, weißliche, molkenartige Flüſſigkeit von ſehr ſtarkem Zuckergehalt und dem Geſchmacke jungen Moſtes dar. Dieſe Flüſſigkeit, welche die Eingebornen in leere, an Lianenſchnüren getragene Rumflaſchen zu füllen pflegen, durchläuft für gewöhnlich ſchon innerhalb 48 Stunden ſämtliche Stadien der alkoholiſchen ſowohl wie der Eſſiggärung und wird auch, ſo lange die Eſſig-

Der am 20. December 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt
(nach einer Photographie des Verfassers).

Digitized by Google

säure noch nicht allzu sehr vorwiegt, in allen diesen Uebergangsformen getrunken. Der ganz frische Palmwein ist sehr süß, der etwas ältere dagegen ziemlich säuerlich und grade in dieser Form sehr viel erquickender, als z. B. Cocosmilch, die ohne den Zusatz einiger Tropfen Cognac doch stets einen etwas faden Geschmack hat. Der Alkoholgehalt des Palmweines ist, vielleicht bloß deshalb, weil die Essiggärung so sehr schnell der alkoholischen folgt, niemals sonderlich groß, und ob man sich mit Palmwein einen Rausch aneignen könnte, scheint mir nicht erwiesen zu sein. Bloß ein einziges Mal entsinne ich mich, einige Glas Palmwein getrunken zu haben, dessen Wirkung ich etwa in dem Grade wie von 1—2 Glas Münchener Bier verspürte. Alles in allem, halte ich den Palmwein für ein äußerst gesundes Getränk und kann als Beweis für diese Behauptung anführen, daß er uns, obwohl wir bisweilen bei einer und derselben Mahlzeit fünf bis sechs verschiedene Sorten getrunken haben, doch stets vortrefflich bekommen ist. Da die Rumflaschen, die den Palmwein enthalten, nicht sonderlich groß sind und da man diese Flüssigkeit etwa in ähnlichen Mengen wie Berliner Weißbier zu trinken pflegt, so bedarf es keiner nähern Erläuterung dafür, daß frischer, mittelmäßig alter (dieser ist der alkoholreichste) und ganz alter abgelagerter Palmwein bunt durcheinander getrunken wurde. Will man das seltsame Getränk länger als einige Tage aufbewahren, so wird es gekocht oder in wohlverkorkte Demijohns (etwa 17 Liter enthaltende Korbflaschen) gefüllt. Solchergestalt verträgt es sogar einen kleinen Transport und wird beispielsweise, da der Palmwein der Berge eines bessern Rufes genießt als derjenige der Ebene, in ziemlich großen Mengen von Abo und Wuri aus bis nach Kamerun versandt.

Bei Geplauder und Palmwein ist es 9 oder 10 Uhr geworden, und da man in Westafrica für gewöhnlich schon sehr viel früher zu Bette geht, so wird zur Vermeidung jeder Ungerechtigkeit der Vorschlag gemacht, die verschiedenen Lagerstätten, von denen eine immer noch schlechter als die andere ist, auszulosen. Die Betten der Eingebornen, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, bestehen aus fünf oder sechs, am Kopf- und am Fußende auf je einem Holzblock aufliegenden Latten, die, da sie sich in das Fleisch des Daraufliegenden hineindrücken, das angenehme und erhebende Gefühl, daß man sich in Africa befinde,

ſtets lebendig erhalten. Ob der Neger die Gewohnheit, ſeine Glieder beim Niederlegen zu einer Art von Knäuel zuſammenzuziehen, aus Sparſamkeitsrückſichten angenommen hat, weiß ich nicht. So viel iſt ſicher, daß alle Betten, die ich im Gebirge geſehen und benutzt habe, ſelbſt für Europäer von durchaus keiner ungebührlichen Körperlänge um wenigſtens einen Fuß zu kurz waren, ſodaß man alſo, wenn nicht die Beine von den Knieen abwärts in der Luft baumeln ſollten, nach einem künſtlichen Stützpuncte für die Füße ſuchen mußte. Da ſich in der königlichen Wohnung von Bullikova bloß zwei ſolcher Lagerſtätten befanden, die durch die gerechte Entſcheidung des Loſes den beiden Schweden zufielen, ſo ließen Herr Schmidt und ich uns aus Koffern und Kiſten zwei weitere Betten herrichten, während der Generalconſul in einer der wunderlichſten Hängematten ſchlief, die ich jemals geſehen habe. Hart aber gerecht, meinte er, auf uns herniederblickend, warum haben Sie ſich nicht auch ein ſolches Ding in die Taſche geſteckt? Die Nachtigalſche Hängematte hatte nämlich den Vorzug, in gerolltem Zuſtande nicht größer als ein tüchtiges Taſchentuch zu ſein, und außerdem die angenehme Eigentümlichkeit, daß, wer nicht ganz genau damit vertraut war, beinahe eben ſo ſchnell, wie er hineingekommen war, auch wieder — aber an der andern Seite — hinausgelangte.

Um die Annehmlichkeiten ſolchen Nachtlagers zu erhöhen, hatten wir in unſerer Hütte auch noch einige auf dem Fußboden zuſammengekauerte Schwarzen — Mbua u. ſ. w. — aufgenommen, die alsbald in herzzerreißenden Tönen zu ſchnarchen begannen, als ob das Wohl des Vaterlandes davon abhinge. Die Müdigkeit hilft über dergleichen Kleinigkeiten hinweg: du ſchläfſt und träumſt, träumſt von Frühling, von Blütenduft, von Muſik, von Frauen, die weiß — ja, wahrhaftig — ganz weiß ſind. Da plötzlich fährt dir etwas übers Geſicht, daß du unwillkürlich mit der Hand an die gekitzelte Naſe greifſt. Noch halb im Traume hörſt du es huſchen, raſcheln, piepen und quieken, als ob kleine Kobolde in dem nächtlich-dunkeln, bloß von den letzten verglimmenden Funken des Feuers erhellten Raum ihr Spiel trieben. Denn halb geöffnete Augen gewöhnen ſich an das Halbdunkel und mit aufmerkſamer werdendem Blicke erkennſt du, wie auf jenem Seile, vermittelſt deſſen des Generalconſuls Hängematte am Gebälke befeſtigt iſt, eine gewaltige Ratte ſo ſicher und elegant, wie es

ein Seiltänzer oder eine Balletteuse nicht besser gekonnt hätte, einherbalancirt. Husch, Husch! rufst du, dich halb aufrichtend, und verschwunden und verstummt ist das ganze nächtliche Gelichter. Aber bloß auf einen Augenblick. Schon wird es wieder ganz so lebendig wie zuvor. Als ob man sich über dich lustig machen wolle, saust es nur so vom Gebälke hinunter und mit lustigem oder ärgerlichem Piepen wieder zum Gebälk hinauf. Das Vergebliche aller Einschüchterungsversuche erkennend, drehst du dich auf die andere Seite und schläfst weiter, wenn für einen unruhigen, halbwachen und nur mäßig erquickenden Zustand der schöne, an Europa erinnernde Ausdruck „Schlaf" erlaubt ist.

Während meine Wenigkeit sich, und zwar zunächst auf eigene Faust, im Gebirge abgeplagt hatte, war auch Dr. Nachtigal nicht müßig gewesen. Er hatte, den Bimbia-Creek hinauffahrend, mit der Ortschaft Bunje und außerdem noch mit den westlich davon gelegenen Dörfern Uanda, Bonamabio und Botoko, deren Könige und Häuptlinge nach Bunje gekommen waren, am 10. Januar Schutzverträge abgeschlossen. Bunje ist nach Dr. Nachtigal insofern besonders interessant, als es die Grenze zwischen Bakwiris und Duallas darstellt. Bunje selbst wird noch von Duallas bewohnt und gehört zu König Bells Handelsgebiet, aber die Einwohner von Uanda, Bonamabio und Botoko sind schon echte und unvermischte Bakwiri. Auffallenderweise fand Dr. Nachtigal in Bunje viel mehr Cocospalmen als Oelpalmen. Ein Häuptling namens Modiko, der auch zum Vertragschluß in Bunje hätte erscheinen sollen, war ausgeblieben und unsere Versuche, in Mbinga näheres über ihn und sein Land zu erfahren, blieben ohne Erfolg.

Vom 19. bis zum 28. Januar begleitete ich den Generalconsul auf seiner im dritten Capitel dieses Buches beschriebenen Reise zu den Niger-Mündungen und ins Mahin-Gebiet. Als wir uns am Nachmittag des 28. Januar nach Kamerun zurückkehrend an Bord des zwischen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernden Bismarck begaben, erfuhren wir die angenehme Nachricht, daß auf meine Anregung und geführt von meinen schwedischen Freunden und vier Häuptlingen aus Bimbia Herr Capitän zur See Karcher am 24. Januar in dem westlich von Victoria und Bota gelegenen Küstenplatze Bokonange die deutsche Flagge gehißt und außerdem, eine kleine Strecke weit landeinwärts ins Gebirge marschirend, die Ortschaften Bonatanga, Boando, Attome und Basse unter deutschen Schutz gestellt habe. Auch von dem kleinen Ka-

merun-Berge (Mongo-ma-Etinde) sei als von herrenlosem Lande Besitz ergriffen worden.

Im folgenden einige von den Officieren des „Bismarck" herrührende Angaben über diese weitern Erwerbungen, die eine willkommene Fortsetzung des von mir begonnenen Werkes waren. Der Vertrag mit Bokonange, wo vielleicht eine Woermannsche Factorei angelegt werden wird, ist vom König Nija Tomé und den Häuptlingen Mojahn, Mungumbe und Mossong unterzeichnet. Anfänglich fürchteten sich die Bewohner von Bokonange, weil seinerzeit König William von Bimbia hier ermordet worden ist und weil sie von den mit Capitän Karcher kommenden Bimbia-Häuptlingen Böses erwarten zu müssen glaubten. Von Bokonange ging es weiter nach Bonatanga, wo, ebenfalls am 24. Januar, mit König Mussumbe, und dann nach Boando, wo am 25. Januar, und zwar im untern Dorfe mit König Mukumbe und im obern mit König Monika Verträge abgeschlossen wurden. In Boando habe ich bei der Besteigung des Götterberges zweimal übernachtet und den Ort im siebenten Capitel dieses Buches ziemlich ausführlich beschrieben. Von Boando aus, das in 550m Meereshöhe liegt, wandten sich die Bismärcker wieder dem Meere zu, überschritten zwei wasserreiche Bäche, ließen den König Babil von Attome einen Vertrag unterzeichnen, überschritten einen Bach, der ein Zufluß des kleinen Mossonge-Flusses ist, und brachten schließlich noch am Abend des 25. einen von dem alten König Moimbe, dem jungen König Evumbua und dem Häuptling Tonde unterzeichneten Schutzvertrag mit der Ortschaft Basse zustande. (Es sei hier gleich erwähnt, daß die Bismärcker auf einem spätern zweiten Streifzuge ins Gebirge auch in dem südwestlich von Mapanja gelegenen Ekondju die deutsche Flagge hißten und daß Dr. Buchner auf einem von Bakundu aus ins Gebirge unternommenen Marsch mit Kata oder Ikata, mit Mussuma und Lissoka Verträge abgeschlossen hat.)

Vom Capitän des „Bismarck" befragt, wie mir denn das Leben im schwarzen Erdteil und namentlich im Gebirge gefalle, gab ich meiner Ansicht dahin Ausdruck, daß der schönste Augenblick einer Africareise doch stets die Ankunft in Europa sein werde — ein Urteil, in das Generalconsul Dr. Nachtigal aufs herzlichste mit einstimmte.

Sach- und Namen-Register.

A.

Aberglaube, der Neger 257.
Abome (Stadt) 30. 36.
Abome-Callavi (Dorf) 58.
Aboto (Dorf) 77.
Aburi (Dorf) 5.
Accra (Stadt) 7.
Acuſey (Dorf) 10.
Adda (Seehafen) 11.
Ado (Königreich) 81.
Affen 140.
African Company 1.
Akaſſa am Niger 63.
Akazien 132.
Akolatſe (Häuptling) 16.
Akropong (Ortſchaft) 5.
Albinismus 79. 89. 132. 220.
Alpenhörner 142.
Amapetu (König) 78.
Amazonen 40 ff.
Ambas-Bucht 107 ff.
Ambas-Inſel 107. 188.
Ameiſen 140. 165.
Anglo-Stamm 15.
Anjako-Inſel 13.
Annabom (Inſel) 92. 108.
Antilopen 158.
Apollonia (Ortſchaft) 10.
Aſchanti-Krieg 2.
Atakpame (Handelsmarkt) 2. 30.
Atidjere-Lagune 80.
Attome (Ortſchaft) 284.
Avoga (Titel) 34.
Avrikete (Seehafen) 19. 38.
Axim (Ortſchaft) 2. 10.

B.

Babil (König) 284.
Bärte, falſche 227.
Bakundu (Landſchaft) 284.
Bakwiri 131. 134. 167. 183. 186.
" Grenze der 283.
Bambu 183.
Bantu-Neger 80.
Baobab-Bäume 24.
Baptiſten 94. 110. 111.
Barracoe (Ortſchaft) 9.
Baſalt 273.
Baſeler Miſſion 9 ff.
Baſileh (Sanitarium) 98.
Baſſe (Dorf) 284.
Baumwolle 97.
Beja-Bach 265.
Benanga-Fluß 257.
Benin (Königreich) 81.
Benin-Mündung 68. 85.
Benin (Stadt) 85.
Bergkrankheit 162.
Beſchneidung 80.
Betten (der Neger) 281.
Bienen 140.
Bimbia-Buſch 108. 118.
Bimbia-Fluß 120. 283.
Boa Conſtrictor 22.
Boana 118. 188.
Boando (Ortſchaft) 133. 284.
Bödecker, Herr 22.

Digitized by Google

Bokbato (Häuptling) 274.
Bokke (Häuptling) 267.
Bokonange (Ortschaft) 283.
Bomana (Ortschaft) 183.
Bomote (Ortschaft) 274.
Bonamabio (Dorf) 283.
Bonatanga (Ortschaft) 284.
Bonda (Häuptling) 268.
Bondongo (Ortschaft) 259.
Bongala (Ortschaft) 172.
Bongandjo (Ortschaft) 258.
Bonganga (Ortschaft) 272.
Bonjemal (Ortschaft) 272.
Bonjoko (Ortschaft) 268.
Bonjongo (Ortschaft) 111. 176.
Bonny-Mündung 85 ff.
Bonny (Stadt) 88 ff.
Bota (Ortschaft) 108. 130.
Botoko 283.
Branntwein 115.
Bremer Mission 16.
Brew (von Victoria) 113. 245.
Buassa (Ortschaft) 207 ff.
" Schutzvertrag 215.
Bubi-Stamm 95. 101.
Bubia-Felsen 108.
Buchholz, Reinhold 194.
Buchner, Dr. 189.
Buea-Leute 219.
Buea, kein Vertrag 234.
Bullikova (Ortschaft) 265.
Bumana (Ortschaft) 183.
Bunje (Ortschaft) 283.
Buschleute 122.
Buschmesser 144.

C.

Cacao 97. 116.
Calabar, Alt- 80.
" Neu- 85.
Calebassen 154.
Calvo 128.
Calvo-Krater 159.
Campbell, Capitän 115.
Cano y Prieto 93.
Canoes 121.
Cape Coast Castle 1.
Cassada 183.
Chacha 34.
Chamäleons 25.
Chevalier (Firma) 11.
Chinarindenbaum 97.
Chinin 136.
Christiansburg 8.
Clarence-Peak 97.
" -Town 92.
Coco 183.
Cocosmilch 281.
Comber (Missionar) 129.
Corisco (Insel) 92. 122.
Corned beef 156.
Court of Equity 113.
Creek-Town 85.
Cubaner (Fernando Po) 94.
Cuibo-Mündung 84.
Cutanu 19. 38.

D.

Daake u. Co. 13.
Dahome 18 ff.
Dakar 63.
Dampfergesellschaften 99.
Danoe (Ortschaft) 10.
Debanda (Dorf) 255.
Debundschu, Cap 139.
Dekullu-Dorf 120. 247.
Demijohns 154.
Denham-Lagune 58.
Despotismus (Dahome) 29.
Dikko (von Boando) 141.
Diphtherie 184.
Dixcove (Seehafen) 10.
Docemo (König) 63.
Dodo-Mündung 85.
Dörfer 173.
Dolmetscher 195.
Dorgère (Missionar) 28.
Douglas u. Co. 87.
Dschengo (Wassergott) 109.
Dualla (Dampfer) 167.
Duke-Town 85.

E.

Eichen, africanische 132.
Ekombene (König) 273.

DT
566
.Z6
v. 1-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0315045625

02962234
DT 566 .Z6 V1-2

OCT 1970

Digitized by Google

DT
566
.Z6
v. 1-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0315045625

02982234

DT 566
Z6 V1-2

OCT - 7 1970

Digitized by Google

Digitized by Google

DT
566
.26
v. 1-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0315045625

02982234
DT 566
.26 V1-2

OCT 27 1970